Depot
Z 128

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Sieben und funfzigster Band.

1832.

2459.

Januar. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

FRANCISCO CAROLINUM

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 13 1970

Digitized by Google

Inhalt des sieben und funfzigsten Bandes.

Seite

Art. I. Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien, von A. v. Prokesch. Dritter Band. Wien 1831 1

II. *Reisen und Untersuchungen in Griechenland*, nebst Darstellung und Erklärung vieler neu entdeckter Denkmäler griechischen Styls, und einer kritischen Uebersicht aller Unternehmungen dieser Art von Pausanias bis auf unsere Zeiten. Von *P. O. Bröndsted. Erstes Buch.* Stuttgart 1828. *Zweytes Buch.* Paris 1830 . 11

III. Beschluß der Anzeige der Description de l'Egypte und der übrigen im vorhergehenden Bande angegebenen ägyptischen Reisebeschreibungen. 65

IV. Umrisse aus meinem Skizzenbuche, von A. v. Rennenkampf. Hannover 1828 88

V. Die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Neu dargestellt von G. R. Treviranus. Erster Band. Bremen 1831 98

VI. 1) Les pastorales de Longus ou Daphnis et Chloé, traduction de messire *Jacques Amyot*, par *Paul-Louis Courier*. Cinquième édition Paris 1821.
2) Contes inédits de mille et une nuits, extraits de l'original arabe par *J. de Hammer*; traduits en français par *G.-S. Trébutien*, ouvrage faisant suite aux différentes édition des mille et une nuits. Paris 1828. 3 Bände.
3) Notre-Dame de Paris, par *Victor Hugo*. Bruxelles 1831 121

VII. The life of Belisarius by Lord Mahon. London 1829 143

VIII. Ueber die Entstehung, Entwicklung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom. Von M. Eisendecher. Hamburg 1829 156

IX. Historia de la Literatura Española, escrita en Aleman por *Bouterwek*, traducida al Castellano y adicionada por D. José Gomez de la *Cortina* y D. Nicolés *Hugalde y Mollinedo*. Madrid 1829. Tomo I. . . . 169

X. 1) Bayerns alte Grafschaften und Gebiete, von K. v. Lang. Nürnberg 1831.
2) Herzog Luitpold. Gedächtnißrede, gelesen am 28. März 1831 durch Jos. Freyherrn von Hormayr. München 1831.
3) *Monumentorum Boicorum collectio nova.* Volumen II. Pars I. Monachii MDCCCXXX.
4) *Commentarius diplomatico-criticus super duplex privilegium austriacum Friderici I. et II. imperatorum, utrumque brevius et longius.* Monachii 1831.
5) Der Oberdonaukreis unter den Römern, von J. N. von Raiser 200

XI. Max von Schenkendorf's poetischer Nachlaß. Berlin 1832 246

Digitized by Google

Seite

Art. XII. Todtenkränze. Canzone von J. C. Baron von Zedlitz. Zweyte, vermehrte Auflage. Wien 1832 . 250

XIII. Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi. Leipzig 1831. . . 254

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LVII.

Ueber einige noch unedirte Gedichte des Mittelalters von Alexander dem Großen 1

Geist und Leben der brittischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Von Chr. Kuffner 24

Almanach de Carlsbad, par le Chevalier J. de Carro. Prague 1831 36

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1832.

Art. I. Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien, von Anton von Prokesch, Major in der k. k. Marine, und Ritter mehrerer Orden. Dritter Band. Wien 1831. Oktav. 332 Seiten.

Das Interesse der lebendigen Darstellung des Hrn. Ritters von Osten erhält sich in diesem Bande auf gleicher Höhe, wie in den beyden ersten, im XLIX. und L. Bande dieser Jahrbücher angezeigten Bändchen, und das des Inhalts ist ein größeres, weil darin mehr Neues und Unbekanntes, als in jenen, wiewohl die Ebenen von Troja, Brusa und Smyrna bisher von weit zahlreicheren Reisenden durchreiset und beschrieben worden sind, als Aegypten, Syrien und Palästina. Die drey Abschnitte dieses Bändchens enthalten die Reise nach Troja, das Tagebuch einer Reise von Smyrna über Sardes und Brusa nach Konstantinopel, und die Reise von den Prinzen-Inseln über Cyzikus, den Berg Ida, Adramytti und Pergamus nach Smyrna. Am wenigsten Neues konnte nach so vielen Vorgängern über die Ebene von Troja gesagt werden, aber das darüber Gesagte hat den Werth bestätigender Zeugenschaft für die wahre Erkenntniß des Simois und Scamander im Menderes und im Flüßchen der sogenannten vierzig Quellen, wie diese Flüsse von Le Chevalier, und nach ihm von Morrit, Sir William Gell und von dem Recensenten erkannt worden sind, während frühere Reisende, wie Pococke und Chandler, und spätere, wie Clarke, Hobhouse und Webb, durch den heutigen Namen des Simois (Menderes) verführt, in demselben den Scamander gefunden zu haben wähnen. Noch größere Paradoxen haben die Engländer Clarke und Webb durch die Verlegung Ilions von Bunarbaschi, d. i. dem Quellenhaupte (nicht Burnabaschi, wie Hr v. P. durchaus irrig schreibt), nach Tschiblak aufgetischt, welchen der Uebersetzer der Abhandlung Webb's ohne Orts- und Sachkenntniß blindlings beyflichtet hat *). Auf der Schiffahrt von Kon-

*) Philipp Barker-Webbs Untersuchungen über den ehemaligen und jetzigen Zustand der Ebene von Troja. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Heinrich Hase. Weimar 1822. — In den Anmerkungen stellt jener Uebersetzer die verderbte Aussprache von Reisenden, die kein türkisch verstanden, wie Webb, oder von solchen, die richtig aussprachen, aber französisch und nicht deutsch orthogra-

Digitized by Google

stantinopel nach der Ebene von Troja bestimmt Hr. v. P. die Lage von Sestos und Abydos, deren keines von beyden auf der Stelle der alten Dardanellenschlösser stand, jenes ist im heutigen Semenik zu suchen, in dessen erster Sylbe sich wenigstens die erste Sylbe des alten Namens erhalten hat; leichter läßt sich das Madytos der Alten im heutigen Maito erkennen. Den Namen des europäischen Dardanellenschlosses schreibt Hr. v. P. unrichtig Kalidil-Bahar, es muß heißen Kilid-ul-Bahr, d. i. der Meeresschlüssel *). Der gewöhnliche Name des asiatischen ist Tschanak-kalaasi (nicht Kaleßi), so genannt von den irdenen Schüsseln (Tschanak), welche allda verfertiget werden; die heutigen türkischen Namen der Dardanellenschlösser heißen also das Schüsselschloß und Schlüsselschloß. Keine Stelle in der ganzen Länge des Hellespontes war geeigneter, überbrückt zu werden, als die, wo der Kanal am engsten, kaum drey Meilen (Miglien) zwischen der Bucht von Semenik und dem gegenüber liegenden niederen asiatischen Vorgebirge, wo auch Suleiman, der Sohn Urchans, nach Europa überging, hiezu nicht durch den Anblick der Ruinen Troja's (wie Hr. v. P. hier europäischen Fablern osmanischer Geschichten nachschreibt), sondern durch den der

phirten, mit der Aussprache der wahren Benennungen, wie sie Recensent gegeben, zusammen; als ob da noch ein Zweifel obwalten könnte, welches die wahre Aussprache sey. »Den Namen Kirk-Ghios (so schreibt Webb) schreibt Akerblad »Kirkgieuz, Hr. v. Hammer Kirkgös, unser Webb Atschi»kevi, Akerblad Atschekeui, Hammer Aktschekö.« Hr Hase hat nicht bedacht, daß das französische geuz und das deutsche gös, das französische keui und das deutsche köi eines und dasselbe, er weiß nicht, daß Thymbrek ßuji, d. i. das Wasser von Thymbrek, im Türkischen richtiger als Thymbrekßu, d. i. Thymbrekwasser; er weiß nicht, daß das italienische Bairamicce ganz so lautet, wie das deutsche Bairamitsch, und behält lieber jenes so seiner deutschen Uebersetzung bey. Wie wenig diesem Uebersetzer in solchen Dingen orientalischer Apodemik und Philologie ein Uetheil zustehe, beweist am besten die letzte Zeile seiner ersten Anmerkung: »schwerlich möchte des Grafen Savary testamentliche Preisaufgabe die Sache zum Ziele führen;« hier ist der Preisaufgeber Volney mit Savary und der Reisende Savary mit dem Grafen Savary (dem dermaligen Herzoge von Rovigo) vermengt!!! Dieses ist eben so richtig, als S. 87 die Note, daß Bunar, der Plural von Bun, Quellen bedeute, Bunar oder richtiger Binar ist die einfache Zahl, und heißt die Quelle, der Plural ist Bunarler.

*) Kilid ist das griechische κλεις, κλειδός.

Digitized by Google

Ruinen von Cyzikus begeistert [1]). Der Hügel Maldepe, wie eine Krone auf das Vorgebirge Nagara, d. i. das von Abydos, gesetzt, ist die merkwürdige Stelle, von wo Xerxes seine Land- und Seemacht übersah. Hr. v. P. übersetzt den Namen Maldepe einmal Grabschatz und einmal Schatzhügel, das letzte das richtigere, aber auch jenes nicht unrichtig, denn wiewohl Depe heute im Türkischen insgemein nur Hügel heißt, so ist es doch augenscheinlich mit *Ταφος* verwandt, und diese ursprüngliche Bedeutung hat sich sogar in dem türkischen Worte Depelenmek, d. i. einen niederstoßen oder todt niedermachen, erhalten. Irrig ist die Uebersetzung der türkischen Benennung des Grabhügels des Aisyetes [2]), nämlich Udschikdepe, als das Grab der Ungläubigen, indem es nichts als der gespitzte Hügel heißt. Die Ungläubigen heißen nicht anders als Giaur und nicht Tschiaur, was nur verderbte Aussprache, die das Ohr der Sprachkundigen beleidigt, wie das Ohr des Hrn. v. P. die türkische Musik beleidigt hat:

»Auch nicht Ein Ton, der deine Seele hinübertrüge in bessere Tage, und beschwichtigend zu deinen geheimen Empfindungen spräche! Alles rauh, mißtönend, der vollkommenste Ausdruck für den Begriff der Barbaren! — Alle Völker, dächt' ich, begännen mit Musik ihre Rauheit abzuschleifen; dieß Geschlecht aber hat noch keinen Schmeichelton milder Klage, die selbst der roheste Bewohner kaukasischer Steppen kennt — noch keinen Wohlklang zusammentönender Laute gefunden, und schwelgt im eklen Geschnarre der Pfeifer, im Toben der Trommeln, im schneidenden Mißlaut der Cymbeln, nach Willkür und mit eitlem Kraftaufwande gefoltert« (S. 29).

Der Kern dieses Bändchens ist das Tagebuch der Reise von Smyrna über Sardes und Brusa nach Konstantinopel, auf welcher ein Siebengestirn der berühmtesten lydischen und phrygischen Städte vorleuchtet; zuerst Magnesia am Sipylus, bey deren kurzer Geschichte zwey historische Irrthümer zu berichtigen sind; der eine: die dortige Muradije ist nicht von Murad II., sondern von Murad III., welcher dort lange Zeit als Kronprinz-Statthalter residirte, erbauet worden; der zweyte, daß Ssaruchan, der im J. 1313 sich Magnesia's bemeisterte, später Sultan von Ikonium geworden seyn soll. Ssaruchan, dessen Sohn Ishak Tschelebi die große Moschee und ein Kloster der

[1]) Geschichte des osmanischen Reichs, I. Band, S. 142, woraus auch zu ersehen, daß Suleiman und nicht Soleiman, Urchan und nicht Orkan die richtige Schreibart sey; daß nicht Urchan's Arm, sondern das Erdbeben die Mauern von Kallipolis gebrochen.

[2]) S. 77.

Digitized by Google

Mewlewi zu Magnesia erbaute [1]), war nur der Herrscher des heute noch nach seinem Namen benannten Sandschakes, dessen Hauptstadt Magnesia, und herrschte nie zu Ikonium, welches nach Erlöschung der Herrschaft der Seldschuken der Sitz der Karamanen war. Es ist schade, daß Hr. v. P. von dem im Dschihannuma und nach demselben in diesen Jahrbüchern [2]) erwähnten Ruinen, welche südwestlich von Magnesia auf dem hohen Hügel der langen Lilie (Susen diraf) [3]) liegen, keine Kenntniß genommen, und der Tulpen nicht erwähnt, welche das Dschihannuma so vorzüglich anpreiset. Magnesia hat 40,000 Einwohner, darunter 15,000 Griechen. Von Magnesia ging der Weg Angesichts des heiligen achtgipfeligen Tmolus nach Sardes über Kaßaba, d. i. den Flecken (nicht Kaßabar), wie Hr. v. P. durchaus irrig schreibt, wiewohl der Ort auf Leake's Karte richtig geschrieben [4]). Zu Sardes führen Kroisos und Kyros dem Verfasser die Erinnerungen versunkener Macht und Herrlichkeit zurück:

»Wo ist nun jene rossetummelnde lydische Jugend? — wo das Volk, das in purpurnen Gewändern ging goldene Schalen trug, und an die Enden der damals bekannten Erde seines Reichthums Zeichen sandte? — wo sind die Reste des Stammes, welcher dem Welttheile den Namen gab? — wo bist du, schöne Päonerin, die mit leichten Scherzen des Vaterlandes Freyheit wegtaukelte? Ich sehe mich um, alles öde und leer; ich horche, überall Schweigen und Unbewegtheit; ein weites, verlassenes Grab, und, als Male darüber, Trümmer der Vorzeit« (S. 112).

Die Ruinen des großen Tempels von Sardes hält Hr. v. P. für die des von Herodot erwähnten Tempels der Kybele:

»Der guten Mutter vom Berge Mã, deren Dienst von den phrygischen Bergen über die ganze alte Welt sich verbreitete. Pessinus, Didymus (Didymus), Berekynthus (Berekynthus) und Sipylus gaben ihr Beynamen, aber in Griechenland und Rom siegte derjenige vom Gebirge Kybele's. Sophokles, im Philoktet, nennt sie »»Bergmutter-Erde,«« Allnährerin, welcher selbst Zeus entsprang, die wohnt an Paktolus »»goldreicher Fluth«« Vielleicht daß die eben beschriebene Ruine der wieder hergestellte und vermuthlich nicht ganz vollendete Tempel der großen Landesgöttin war, da ihr Dienst sich bis in die römische Zeit heraufzog. Die Trümmer sind stumm; jetzt gelten sie nur »» dem unbekannten Gotte«« (S. 148).

---

[1]) Dschihannuma, S. 635.

[2]) XIV. Bd., S. 84.

[3]) Susen, d. i. Lilie, und nicht Susen, Nadel, was in der erwähnten Stelle der Jahrbücher ein Uebersetzungsfehler.

[4]) Sollte es ein Druckfehler seyn, so ist derselbe eben so wenig unter den Verbesserungen aufgenommen, als Chishull statt Schischull.

Digitized by Google

Die großen Ruinen im Norden des Schloßberges am Pactolus, in welchen Peyssonnell und Chandler den Pallast des Krösus sehen, hält Hr. v. P für die eines Marktplatzes, »wie deren »das Morgenland noch heut zu Tage in auffallender Aehnlichkeit »weiset. Die Türken haben nichts erfunden. Wornach bildeten »sie ihre Besestans, wenn die Muster nicht früher bestanden?« (S. 158). Hierüber ist nur zu bemerken, daß die Türken nur durch Griechen gebaut; der Baumeister des alten Besestan, welches Mohammed II. acht Jahre nach der Eroberung Konstantinopels allda baute, war der Grieche Christodulos, und Griechen waren die Baumeister der schönsten Moscheen Konstantinopels und Adrianopels. Jenseits des Hermus besuchte Hr. v. P. die drey großen Grabhügel, deren östlichsten er für das Grabmal des Alyattes hält, und machte hier eine sehr merkwürdige, allen seinen Vorgängern, welche ihre sardische Reise beschrieben, entgangene Entdeckung, worüber er folgendermaßen Bericht erstattet:

»Ich bestieg zuerst den östlichen der drey großen Tumuli. Dessen schiefe Höhe, in sofern sie jetzt sichtbar ist, beträgt 648′, und ist unter einem Winkel von etwa 45° geneigt. Zu oberst liegt ein riesiger Phallus. Der Umkreis des Kopfes mißt 40′, die Fläche des Ringes 128 Zoll Durchmesser. Der Ring ist wie eine Krempe gegen den Kopf geneigt; die Ruine zwischen beyden hat 14″ Tiefe. Der Kalkstein, woraus dieser Phallus, vielleicht der größte, der irgendwo zu finden, besteht, ist so zerfressen, daß man schon hieraus auf die Jahrtausende schließen kann, die über denselben weggezogen sind. In der Mitte der Grundfläche ist ein Loch, als habe da eine Achse festgesessen, um denselben aufrecht zu halten. Auch ist er jetzt umgeworfen, und hat sich selbst eine Höhle gegraben. Welch ein wichtiges Sinnbild im Dienste der Cybele und überhaupt in der ganzen alten Welt der Phallus war, ist bekannt. Lukrez gibt eine genügende Beschreibung von dem feyerlichen Umgange der Priester jener Göttin, wobey dieses befruchtende Bild vorgetragen wurde. Auf Gräbern bey Smyrna, aus urältester Zeit, fand ich gleichfalls den Phallus. Die Aegypter versetzten dieß heilige Symbol unter die Sterne, wenigstens ist er im Thierkreis von Esne geflügelt dargestellt, und steht zwischen dem Löwen und der Jungfrau« (S. 162).

Man sieht hieraus den Ursprung der bekränzten Stelen auf den Gräbern der Alten, welche sich noch fast unverändert in den türkischen senkrecht stehenden, mit einem Turban bedeckten Grabsteinen erhalten haben. Herodot, dessen hieher gehörige Stelle (Klio 93) Hr. v. P. aufgenommen, sagt, daß oben auf dem Grabmale fünf Gränzsteine (ὅροι) standen. Recensent kann nicht umhin, hiebey zu bemerken, daß οὖρα eben so wohl, als ὅρος die Gränze bedeuten. Helleniſten werden zwar schwerlich zugeben wollen, daß das letzte zunächst mit ἡ οὐρὰ verwandt sey, aber der entdeckte Phallus, welchen He-

Digitized by Google

rodot *Οὖρος* nennt, vermittelt diese Verwandtschaft. Bekanntermaßen war Horos (erecto phallo) der ägyptische Gränzgott, und in der Lehre der Gnostiker kömmt der in das Wesen des Urvaters eindringen wollenden Sophia Horos, d. i. der Begränzer, unter der alles begränzenden Gestalt des Kreuzes [1]) entgegen, indem er sie Jao! anschreyet [2]). Das ägyptische Kreuz (crux ansata) war als Zeichen des Lebens eine Hieroglyphe des Phallus. Was Hrn. v. P. bewegen konnte, den Schluß der Stelle Herodots: dieß verhält sich so [3]), mit: das war das, zu übersetzen, ist nicht zu errathen. Von Magnesia ging die Reise nach Akhißar (Weißschloß), das alte Thyatira, das mit Sardes, Smyrna, Ephesos, Pergamos, Laodikäa und Philadelphia eine der ersten sieben Kirchen war; es mag 24,000 Einwohner haben, wovon die Hälfte Griechen und an dreytausend Armenier. Das Flüßchen Oelatschakßu hält Hr. v. P. für den Phrygius des Livius und Strabo. Die Ebene (S. 179) heißt die von Kirkaghadsch, d. i. die der vierzig Bäume (nicht Kirkawatsch): eben so ist der Name des Ortes Kelembe oder Gelembe in Jelemböh verstümmelt (auf Leake's Karte Ghelemba). Dieser von 3500 Türken bewohnte Ort ist der Geburtsort eines großen Gesetzgelehrten des vorigen Jahrhunderts, welcher insgemein unter dem Titel Kelembewi bekannt ist, und von welchem dogmatische, dialektische und rhetorische Commentare aus der Presse Konstantinopels hervorgegangen sind [4]). Nach obiger fehlerhafter Aussprache wäre man geneigt, das öh für dasselbe ö zu halten, welches in dieser Reisebeschreibung so oft in kö vorkömmt, als ob dieses das ungrische kö wäre; aber auch jenes kö ist durchaus irrig statt köi, Dorf, welches nur die gemilderte Aussprache des persischen koi, welches eines und dasselbe mit dem deutschen Gau, während das ungrische kö nicht Gau oder Dorf, wie das türkische Köi, sondern nur Stein bedeutet, verwandt mit dem türkischen Kia.

Die wahre Aussprache und Benennung der vorzüglichsten Oerter in Kleinasien ist durch das Dschihannuma unwiderruflich

---

[1]) Επειτα περί του Ορου αυτων — καθομεν εδραζει και ςηριζει Σταυρον ειναι καθὸ δε μεριζει και διοριζεν Ορον I. III. 5.

[2]) et sic Horum coercentem eam (Sophiam) ne anterius irrueret dixisse *Jao*. Irenaeus I. IV. 1. Porro Horum et Crucem et Lytroten vocant I. L. 4.

[3]) Τοῦτο μὲν δὴ τοιοῦτο εςι.

[4]) S. die Liste der zu Konstantinopel gedruckten Werke im VII. Bande der Gesch. des osm. Reichs, S. 590, Nr. 58, 61, 62.

Digitized by Google

bestimmt, dort findet sich [1]) der von Hrn v. P. Mendrehora, von Leake Menduria geschriebene Ort als Mendehuria; Aslan Tschifflik statt Arslan Tschiftlik mag ein (nicht verbesserter) Druckfehler seyn; so ist statt Susugerli: Ssußighirli, d. i. das Büffelhafte, zu lesen, von Ssußighir, ein Büffel, und Muhalitsch ist verderbt statt Michalidsch [2]); hier ist eine entweder nie fertig oder bereits unbrauchbar gewordene Wasserleitung von einigen und zwanzig Ssuterasü, (nicht Suterazi), was Hr. v. P. mit Wasserhebpfeiler übersetzt; die wörtliche Uebersetzung, Wasserwage, ist um so mehr vorzuziehen, als diese Pfeiler schon beym Plinius Libramenta aquae heißen. Ueber Ulubad (das Lopadion der Byzantiner) gelangt Hr. v. P. nach Brusa, der ersten asiatischen Hauptstadt des osmanischen Reichs, welche von allen denen, welche in der europäischen Hauptstadt desselben verweilen, wohl besucht zu werden verdient, mit Recht gepriesen ob ihrer malerischen Lage, ihren Quellen, Bädern und Grabstätten berühmter Männer; der Besuch der letzten allein würde, wenn mit den Biographien der dort Ruhenden ausgestattet, eine schätzbare Literargeschichte bilden, und Recensent bedauert, daß er, als er seinen Umblick auf einer Reise von Konstantinopel nach Brusa schrieb, weder den Stadtaufruhr Brusa's von Lamii, welcher die Schönheiten der Stadt am Olympos beschreibt, noch die beyden erst seit dem von ihm erworbenen biographischen Werke Baldürsade's und Seid Ismails, des sogenannten Wohlredners von Brusa, besessen, deren jenes dritthalbhundert und dieses fünfthalbhundert Nekrologen zu Brusa verstorbener und begrabener berühmter Männer enthält. Der Eingang in das vom Recensenten beschriebene Grabmal Mohammeds I. wurde Hrn. v. P. nicht gewährt; neueren Nachrichten zu Folge hat osmanische Neuerungsbarbarey die äußeren, mit Tafeln von vielfältigem Marmor bekleideten Wände jüngst ganz mit Kalk übertüncht, so daß auch dieses herrliche Grabmal wie jenes des Stifters des Reiches im Schlosse als weiß übertünchtes, ein treues Bild des heutigen Zustandes des Reichs. Brusa, im Range noch immer die zweyte Stadt des Reichs, zählt über 70,000 Einwohner, nämlich 50,000 Türken, 10,000 Armenier, 4000 Griechen, 2000 Juden und einige Franken. Von Brusa schlug Hr. v. P. den Weg nach Nicäa über Jenischehr (Neustadt) ein, ein kleines Städtchen, das nicht über 4000 Seelen zählt. Das Czestell geschriebene Schloß ist Kestel [3]) zu lesen.

---

[1]) S. 661 مندهوريا [2]) Dschihannuma, S. 661 ميخاليج [3]) كستل

Hr. v. P. bestätigt durch seine Ansicht die vom Recensenten ausgesprochene, von den Herren Jouanin und Hase in Zweifel gezogene Meinung, daß das Kibotos der Byzantiner zu Kemlik, dem Kios des Strabo, und nicht im Meerbusen von Nicomedia zu suchen sey (S. 228). Wiewohl es klar, »daß ein so großes Heer, als das der Kreuzfahrer, wenn es von Byzanz nach Nicäa überging, sich über Nicomedia ausdehnen, und mehr als Einen Landungspunkt haben mußte« (S. 242).

Ein zu verbessernder wesentlicher Druckfehler ist S. 240 Sabauscha statt Sabandscha (der See Sophon der Byzantiner), so ist auch der Name Karamussel in Karamursel [1]) zu verbessern. Auf dem Wege von Isnik nach Kisderbend (Mädchenpaß) ist das Grabdenkmal des Cassius Philiscus, »an der Südseite sind Name und Alter des unbekannten Mannes angegeben.« Es ist die Frage, ob dieser Cassius Philiscus wirklich so unbekannt, ob er nicht einer und derselbe mit dem Cassius Asclepiodotos, von welchem Tacitus rühmt, daß er einer der reichsten Bithyner, den Soranus, dem er im Glücke gehuldigt, im Unglücke nicht verlassen habe [2]). In der Moschee Urchans, wo die nicäische Kirchenversammlung gehalten worden, reflectirt Hr. v. P:

»Die Moschee Orchans liegt in Trümmern. Wer sieht es dieser scheinlosen Stätte an, daß hier das Morgen- und Abendland, Kirchenväter, Heilige, Märtyrer versammelt saßen, um für hundert Millionen und für Jahrtausende den Glauben festzustellen. Hier küßte Constantin die Narben der Einen, barg die Sünden der Anderen, und beugte sich, mit den Außenzeichen der Demuth vor dem Wort des Erlösers. Hier rollte der Donner von Arius Lippen. Hier auch wurde von den versammelten Vätern die Trennung der Bischöfe, Priester und Diakone von ihren Frauen verlangt, und vergeblich von einem Heiligen (Paphnutius) das Gesetz der Natur gegen das Begehren der Kirchenzucht vertheidigt« (S. 234).

Der dritte Abschnitt enthält die Reise von den Prinzeninseln über Cyzikus, den Berg Ida, Adramytti und Pergamus nach Smyrna. Die Halbinsel von Cyzikus, heute Artaki, ist bisher nur von wenigen Reisenden betreten, und von noch wenigern beschrieben worden, so daß die von Hrn. v. P. gegebene Beschreibung größtentheils neu; er malt mit lebendigen

---

[1]) قره مرسل, Dschihannuma, S. 662.

[2]) Idem tamen dies et honestum exemplum tulit Cassii Asclepiodoti, qui magnitudine opum praecipuus inter Bithynos, quo obsequio florentem Soranum celebraverat, labantem non deseruit. Anal. Lib. XVI. 33.

Digitized by Google

Farben die Verheerungen der Heuschrecken, die er zu Maadin*) (nicht Madún) antraf.

»Die Wanderheuschrecke, wie ich sie hier sah, ist klein (zwischen ½ bis 2 Zoll), braunroth, und hat schwarze Flügel und Beine. Sie frißt geradezu alles, was Pflanze heißt, und zwar bis zu unterst auf. Die Strecke, die sie verläßt, hat auch keinen grünen Stengel mehr. Alles und alles ist aufgezehrt, wie nur die glühendste Sonne eine Gegend aufzehren kann. Kein Bach, kein Wald unterbricht die Lagerungen dieser Wandervölker. Wenn sie nicht ziehen, fliegen sie selten hoch, und ich habe sie häufig über Bäche schwimmen gesehen. Die Länge und Breite dieser Lagerungen kann nur nach Meilen bemessen werden. Diejenige, in welche ich bey Uranlar getreten war, dauerte ununterbrochen bis ans Gestade von Adramytti, zwey gute Tagreisen Länge. Sie rauschten in Wolken rechts und links neben den Pferden empor, um sich alsogleich hinter denselben wieder nieder zu lassen, und fortwährend vernimmt man um sich ein Rüsteln, wie Regen im dürren Waldlaub. Um den Beytrag zur Schilderung dieses Ungeziefers, in so weit meine Erfahrung einen solchen geben kann, in einer und derselben Stelle zusammen zu fassen, will ich hier noch ein Paar Worte beysetzen. Die Ebene von Smyrna war im vergangenen Jahre gleichfalls mit der Pest heimgesucht. Die Heuschrecken, die ich dort sah, waren jedoch von doppelter, ja dreyfacher Größe, im Vergleich mit den eben erwähnten; dennoch wurde die Gegend nicht so ganz und gar aufgezehrt, wie die Thäler des Ida, noch lag auch das Ungeziefer so dicht. Es scheint daher, daß die kleinere Gattung die verwüstendere sey. Als ich auf dem Schlosse zu Pergamos stand, sah ich eine Heuschreckenwolke aus Südwest nach Nordost ziehen. Ihr Flug war in der Höhe der Berggipfel gedrängt, und im Verhältniß des Insektenfluges schnell. Ein Theil derselben strich über das Schloß weg, ohne sich niederzulassen. Die Dauer ihrer Flügelkraft ist daher länger wirkend, als die aller übrigen bekannten Insekten. Ihr Sprung ist ohne Beyhülfe der Flügel zwey, auch drey Fuß weit. Sitzen sie, so zeigt sich eine zweyfache, merkwürdige Regelmäßigkeit, die gleichsam auf das unsichtbare Band weiset, welches die wandernden Millionen zusammenhält, und zu einem Ganzen macht. Ich habe jederzeit bemerkt, daß, so oft sie stille sitzen, alle das Haupt nach der einen und selben Richtung gewendet haben. Stundenlange Strecken hindurch sah ich sie im Strahl des Tages sich sonnen; alle, ohne jede Ausnahme so gerichtet, daß ihre Körper gleichlaufende Linien bildeten. Wenn sie aufgeschreckt waren, fraßen oder sonst herumkrochen, wendeten und drehten sie sich, wie sie wollten; sobald sie aus der Bewegung in die Luft übergingen, schien ein höheres Gesetz in ihnen werkthätig zu werden, und sie alle nach dem Einen Ziele zu richten. Dieses Eine Ziel schien mir die Sonne zu seyn. Auf diesen Gedanken kam ich in der Ebene des Hermus, die ich zur Zeit durchritt, als die Sonne in Westen stand. Es fiel mir auf, alle Heuschrecken, womit leider auch diese Ebene bedeckt war, gerade die entgegengesetzte Richtung im Sitzen mit denen beobachten zu sehen, welche ich

*) Maadin معادن, d. i. die Fundgruben, der Plural von Maaden معدن, wie mehrere Oerter in der Türkey heißen, wo Bergbau.

Digitized by Google

in dem von Uranlar bemerkt hatte, durch das ich zur Zeit des Sonnenaufgangs gekommen war. Am Morgen darauf, da ich von Menimen nach dem Gestade ritt, wo man nach Smyrna überschifft, sahen abermals alle Heuschrecken nach Ost. Diese Wandervölker, Brut der Sonne, scheinen daher wirklich am Strahl derselben zu halten. — Und damit genug über dieses leidige Ungeziefer« (S. 272—275).

Die Stadt Adramytti mag 900 Häuser haben, darunter drey Chane; »die Kugelformen des Granits, die sonderbaren, »wie durch Kunstkräfte bewirkten Schichtungen der verschiedenen »Stücke zu unseren Bauten ähnlichen Massen,« welche Hr v. P. auf dem Felskogel von Pergamos beschreibt, sind ganz dieselben, wie auf dem Gypfel des Olympos, den derselbe nicht bestiegen hat. Sehr interessant ist die Beschreibung der Ruinen des Pallastes und des Theaters von Pergamos, die nirgends so umständlich und anschaulich:

»Die größte dieser Ruinen, die prächtigste auch, ist diejenige, welche man des Königs Behausung zu nennen pflegt. Sie steht an und über dem Platanenbache am östlichen Viertel der Stadt, dem Ausgange ins Feld nahe. Es dürfte ein romischer Bau seyn, durch seinen Plan sowohl, als durch das Kolossale der Ausführung dieses Ursprunges würdig. Es ist schwer, sich eine klare Vorstellung von dem Zusammenhange des Ganzen zu machen. Was gegenwärtig besteht ist Folgendes: Gleichlaufend dem Platanenbache, an dessen linkem Ufer, ziehen zwey ungeheure Mauern aus großen, breiten Ziegelsteinen, die durch eine dünne, aber äußerst feste Mörtellage verbunden sind, neben einander hin, und sind nach vornen und rückwärts durch ähnliche Mauern rechtwinklich geschlossen, so daß dieses Stück ein längliches Viereck bildet. Thore und eine hochliegende Fensterreihe sind durch die langen Seitenwände gebrochen. Ueber den Fenstern ziehen Marmorgesimse, außen und innen, rings um das ganze Gebäude. Sie sind durch Feuer verwüstet; aber stellenweise sieht man den Akanthus als ihre Verzierung. Die Bedachung ist verschwunden« u. s. w. (S. 303). »Pergamos, eine der sieben ursprünglichen christlichen Kirchen, zeigt auch mehrere Reste ihres christlichen Glanzes. Die Kirchen, theils in Moscheen, theils in Bäder umwandelt, sind byzantinischen Baues mit Spitzbogen, die sich dem Gothischen nähern, und häufig aus Stücken heidnischer Bauten zusammengesetzt. Diejenige, welche mir am merkwürdigsten schien, ist gegenwärtig ein Bad. Im Vorhofe steht ein Altar aus weißem Marmor, mit Festons und belaubten Zweigen geziert, um welche sich Schlangen winden. Er hat auch in der christlichen Zeit zu heiligen Gebräuchen gedient, wie die lateinische Aufschrift zeigt« (S. 314).

Von Pergamos führt der Weg nach Smyrna über die Ebene von Memnen, wohin einige Reisende die Stadt Temnos setzen, welches Hrn. v. P. wahrscheinlicher auf einem von ihm nicht besuchten Felsenvorsprung gelegen zu haben vermuthet; wirklich ist gar keine Ursache vorhanden, das alte Temnos mit der alten Ebene von Mainomenos zu vermengen, deren mehrmal in den Byzantinern, und namentlich in Dukas zweymal Erwäh-

Digitized by Google

nung geschieht: Pergamum in campum *Maenomeni* accessit unde Smyrnam contendit [1]). — Illinc discedens venit in campum *Maenomeni*, in quo extructum erat castrum munitum, quod Archangeli nomine appellabatur, Turcis vero nomine mutato *Kagiacik* [2]). Vielleicht mag dieses Kajadschik, d. i. das Felsige, auf dem von Hrn. v. P. nicht besuchten Felsenvorsprunge gelegen haben. J. v. Hammer.

Art. II. *Reisen und Untersuchungen in Griechenland*, nebst Darstellung und Erklärung vieler neu entdeckter Denkmäler griechischen Styls, und einer kritischen Uebersicht aller Unternehmungen dieser Art von Pausanias bis auf unsere Zeiten. In acht Büchern Sr. M. dem Könige von Dänemark gewidmet von Dr. *P. O. Bröndsted*, der Universität zu Kopenhagen und mehrerer Akademien Mitgliede; Ritter des Danebrog-Ordens, königl. dänischen geheimen Legationsrathe und Geschäftsträger am römischen Hofe. *Erstes Buch.* Stuttgart, im Verlage bey F. G. Cotta. Paris, gedruckt bey Firmin Didot, königlichem Buchdrucker, Jacobsstrafse, Nr. 24. 1826. Folio. Inhaltsanzeige, Zueignung, Vorrede XX S., Text 129 S., mit 34 Kupfertafeln.

Zweytes Buch. Paris, gedruckt bey F. Didot. 1830. XXII S. und mit dem ersten Buche 320 Seiten (zweytes Buch von S. 131 — 320). Mit Kupfertafeln, lithographischen Abbildungen und Vignetten.

Ueber das erste Buch dieses Werks hatte Referent seinen Bericht (in den Heidelberger Jahrbüchern 1826, Nr. 42 u. 43) mit folgenden Worten eröffnet: »Hiermit beginnt ein Werk von schwerem Gewicht und von bleibendem Werth, ein Werk, das uns Ersatz leistet für das leider nie erschienene La Grèce comparée des berühmten Villoison, dessen Sammlungen in der Pariser Bibliothek unser Verfasser selbst mit Achtung betrachtete, und hie und da (wie er selbst angibt) benützte. Mit Einem Worte, Herr Ritter Bröndsted hat schon in diesem ersten Buche die nicht geringen Erwartungen übertroffen, die man von ihm als Alterthumsforscher und als Entdecker wichtiger Ueberreste griechischer Kunst fassen konnte; und wenn diese Schrift einerseits die strengsten Forderungen des Gelehrten befriedigt, so ist sie andrerseits durch Inhalt und Darstellung im höchsten Grade geeignet, jeden gebildeten Menschen zu erfreuen und zu belehren; aber auch ganz dazu gemacht, eine große Masse oberflächlicher

---

[1]) εν το καμπω του Μαινεμενου. Ducas XVIII.

[2]) Καγιατζικ. Ducas XXI.

Digitized by Google

Reisebeschreibungen über jene classischen Länder zu Grunde zu richten, den künftigen Schreibern ihr oftmals so leichtes Geschäft nicht wenig zu erschweren, und viel seichtes Gerede mancher jetziger Zeitschriftsteller über Griechenland und über die Griechen in Mißcredit und Vergessenheit zu bringen.«

Ref. glaubte dieses allgemeine Urtheil über vorliegendes Werk hier wiederholen zu müssen, theils um den Lesern dieser Jahrbücher gleich von vorn herein seine Meinung offen und frey, wie er gewohnt ist, vorzulegen, theils weil er seitdem keinen Grund gefunden, jenes Urtheil zurückzunehmen oder auch nur zu beschränken. Im Gegentheil, das zweyte Buch muß das Interesse, das nicht nur Gelehrte, sondern auch alle Gebildete an dem Buche genommen, in demselben Grade noch steigern, als der Gegenstand dieses letzteren noch ungleich bedeutender ist.

Im ersten beschäftigen den Verf., freylich neben manchen allgemeinen Untersuchungen, doch hauptsächlich die Oertlichkeiten und Denkmale einer kleinen Insel (Ceos). Im zweyten Buche ist aber der Parthenon in Athen mit einem beträchtlichen Theile seiner Sculpturwerke Hauptgegenstand der Betrachtung, die sich noch über einige Bogen des dritten Buchs erstrecken wird.

Es wäre höchst überflüssig, noch jetzt von dem Inhalte des ersten Buchs ausführlich zu sprechen, da es bereits über vier Jahre in den Händen des Publikums ist — unschicklich aber wäre es nicht minder, wenn ich alle meine Bemerkungen über Einzelnheiten desselben Buchs wiederholen wollte. Ich werde mich also darauf beschränken, die Hauptpartien dieses ersten Buchs anzugeben; einige Sätze des Verfassers hervorzuheben, die für die Alterthums- und Völkerkunde von allgemeinem Interesse sind; das Wesentlichste einiger gleichfalls allgemeinen Gegenbemerkungen, die ich früher gemacht, hier niederzulegen, und endlich an manchen Stellen einige neue Anmerkungen anzufügen, d. h. solche, die in meinem ersten Berichte nicht enthalten sind.

Herr Bröndsted war erst Willens, diesem auf acht Bücher angelegten Werke »eine Uebersicht aller griechischen Länder, die ihm bekannt geworden, innerhalb der Bergketten des Pindos und Olympos bis zu Taygetos hinab als Einleitung voranzuschicken« (S. XX). Jetzt hat er vorgezogen, von der Beschreibung der Oertlichkeiten und Denkmale einzelner Länder auszugehen. Den Inhalt dieser Bücher und die dabey gewählte Methode gibt der Verf. (S. XIV) mit folgenden Worten an: »Es lag in der Beschaffenheit der Materialien, aus welchen dieses Werk bestehen wird, daß eine mit den verschiedenen Reisen und Unternehmungen chronologisch fortschreitende Erzählung (man denkt sich gewöhnlich bey dem Worte Reise, Voyage, als Benennung

einer Schrift, eine solche Form) dem Zwecke des Verfassers gar nicht entsprechen konnte. In einem Werke, das zugleich archäologisch und historisch, geographisch und didaktisch werden soll, in welchem das 1811 und 1812 Entdeckte sich durch etwas anderes in 1820 oder 1821 Gefundene oder Erwogene erklärt — und wo der Verfasser und mit ihm der Leser sich bald im alten bald im jetzigen Griechenlande befinden wird, mußte jene Form, die überhaupt Wiederholungen ausgesetzt ist, aufgegeben werden. Vielmehr geht der Zweck des Verfassers dahin, aus seinen Reisetagebüchern und Papieren durchaus nur *dasjenige auszuheben, was ihm selbst als neu, merkwürdig, und in irgend einer Beziehung für Wissenschaft, für Kunst oder für Kenntnisse örtlicher Verhältnisse und des jetzigen Griechenlandes wichtig vorkömmt: dieses mit der strengsten historischen Wahrheit darzustellen und zu erläutern, auch, in sofern es seine Kräfte erlauben, durch Beyhülfe alterthümlicher Forschungen.*« Und in der That ist dieses Werk für die Kenntuiß des neuen Griechenlandes und seiner Bewohner eben so unentbehrlich, als für die des alten. — Die Bemerkung, daß die Griechen am größten in der Kunst gewesen, veranlaßt den Verf. zu dem Ausspruch (p. XVI): »Wer die griechische Vorwelt nur durch das *Wort* siehet, der betrachtet sie nur mit *Einem* Auge.«

Erstes Buch: Ueber die Insel Keos, jetzt Zea. — Des europäischen Griechenlandes Natur mannigfaltig, kühn, romantisch; die des asiatischen später und minder kühn (S. 6). Gründe des Verfalls des Wohlstandes der griechischen Inseln in alter, mittlerer und neuer Zeit (S. 9). Die vier alten Städte auf Keos (S. 11 ff.). — Auffindung der größeren Hälfte einer colossalen Marmorstatue des Apollo, der vaticanischen ähnlich — Betrachtungen über den Kampf der Rohheit und der Bildung auch unter den alten Griechen, und warum dasselbe Volk Kunstwerke hervorbrachte und sie auch zerstörte (S 19 ff.). — Ein weiblicher Torso fast natürlicher Größe, in denselben Ruinen gefunden. Der Verfasser glaubte erst darin das Bruchstück einer Statue der Artemis (Diana) zu sehen, berichtigt aber nachher das Urtheil dahin, daß es vielmehr eine Leto (Latona) sey (S. 22 f., vergl S. 124. — Auf die Gewandung dieses Torso — man s. Tafel IX — macht jetzt Hr. K. O. Müller in seinem Handbuche der Archäologie, Breslau 1830, p. 127 aufmerksam, wo er von der Behandlung des Doppelchiton spricht, und sagt mit Recht: »Diese Tracht sieht man außer den Bildwerken des Parthenon am schönsten an dem Torso von Keos. Ich füge jetzt hinzu:

Digitized by Google

Wegen eben dieſes Umſtandes bietet eine andere Bildſäule eine intereſſante Vergleichung dar. Es iſt dieß die Ceres-Borgheſe Nr. 3 bey Bouillon im Musée des Antiques (I. Nro. 6); worüber St. Victor dorten bemerkt: »Cette figure est remarquable par l'agencement *de la tunique deux fois relevée* et présentant ainsi un pli double et régulier qui l'enveloppe toute entière depuis la chute des hanches jusque vers le milieu de la cuisse. Cette disposition que nous n'avons pas encore aperçue dans aucune autre statue antique ne nous semble pas très-heureuse, en ce qu'elle tranche un peu durement sur les autres parties du même vêtement« etc. Ein ſehr richtiges Urtheil in Betreff jener Bildſäule. Aber die Betrachtung der parthenoniſchen Frauengewänder und beſonders dieſes herrlichen Torſo von Keos hätten jenen Kunſtrichter gewiß mit der Art dieſer Gewandung ausgeſöhnt.

Geographiſch-hiſtoriſche Ergebniſſe der Unterſuchungen unſerer Reiſenden über die Lage der vier alten Städte auf der Inſel Keos, mit Berichtigungen der Angaben und Karten von Tournefort, d'Anville u. A. mit Grundriſſen, Anſichten und anderen Abbildungen, und mit einer Karte der Inſel aus den Papieren der Reiſenden (S. 19, 32—36, 86, mit Tafel X — XII). Karthäa lag, wo jetzt tàs Polàs (ταῖς Πόλαις); Julis, wo die heutige Stadt Zea (*Zia*); Koreſſas (Koreſſia) nordweſtlich an der Bucht, wo jetzt τὸ *Λιμάνι* und Pöeeſſa (*Ποιήεσσα*) ſüdweſtlich an dem Orte, der heutzutage *Κόντουρο* heißt. — Statt Sarkophag ſoll man Soros ἡ σορός ſagen (S. 30 not.). — Entdeckung nördlich von der Stadt Zea, eines koloſſalen antiken Löwen (von zwey Seiten dargeſtellt Tab. XI). Beſchreibung desſelben (S. 31 ff.). Ueber den Sinn dieſes Bildes werde ich im Verfolg das Nöthige bemerken. — Archäologie und Geſchichte der Inſel und ihrer Einwohner. Naturrevolutionen und ihre Urſachen. Phönicier und Karer auf den Cykladen. Die Beſetzung der Inſel Keos durch Hellenen geht weit in die graue Vorzeit zurück, ſie iſt in den Mythen von Apollo, Bacchus, Keos und Ariſtäos enthalten (S. 37—41). Die von Hrn. Br. hier vorgetragenen Mythologumene habe ich anderwärts genauer beleuchtet. Hier nur Folgendes: Der Verf. ſtellt den Satz auf: »Daß auf Keos der Zeusdienſt nicht ein allgemeiner und erhabener, dem Vater der Götter und Menſchen geweihter Cultus, ſondern bloß ein mit der Beſänftigung des Sirius und mit den im Frühling angeſtellten meteorologiſchen Beobachtungen verbundener Opferdienſt geweſen.« Dagegen habe ich nun bemerkt, daß jene meteorologiſchen Beobachtungen nicht im Frühlinge, ſondern in der Opora nach der Sommerſonnenwende, gegen die Hundstage angeſtellt

Digitized by Google

wurden (Aristoteles Meteorolog. II. 5. Theophrast. de causis plantarum I. 14. p. 359 Schneideri). Zweytens habe ich gezeigt, daß *Zεὺς Ἀριστ*αῖος, unter welchem Namen Ariſtäus von den Keiern verehrt ward, nichts anderes ſagen will, als Jupiter beneficentissimus, oder noch eigentlicher *Jupiter optimus* in der Staats- und Reichsreligion der Römer (Pindar. Pyth. IX. 115 (65) Cic. d. N. D. II. 25. 64. Cic. de Republ. I. 35. III. 14); daß der *Zεὺς Ἰκμαῖος* dieſer Inſulaner, d. h. der Thau, Regen und Kühlung ſendende Nationalgott, eben dieſer Naturwohlthaten wegen der wohlthätigſte und beſte Gott genannt, daß er aber auch in dieſem Sinne eine panhelleniſche Gottheit war (Diodor. IV. 82), d. h. daß dieſer Lokalkultus auf denſelben Grundlagen ruhete, wie der Dienſt des olympiſchen Vaters, und daß alſo die Nachricht des Kirchenvaters Athenagoras (Legat. pro Christianis, cap. 14: »Die Keier halten den Ariſtäos für einerley mit Zeus und Apollon«) im allgemeinſten Sinne als wahr anerkannt werden müſſe. — Jetzt füge ich hinzu, daß nach K. O. Müller (Orchomenos p. 348) dieſer *Zεὺς Ἄριστος* (Jupiter optimus) vermuthlich eine alte arkadiſche Gottheit geweſen, woher die Parrheſier ſeinen höchſtgefeyerten Dienſt auf die Inſel Keos gebracht haben. Vergl. Diſſen zum Pindar Pyth. IX. vs. 159 (p. 314 Biblioth. Graec.). — Wenn aber Hr. Müller in den Doriern (I. S. 281) ſich wundert, wie Payne Knight und Referent die Keiſchen Münzen mit einem Sterne und Vorderleib eines Hundes (bey Bröndſt. Tab. IV Nr. 4, vgl. daſelbſt p. 123) auf den Apollon Lykios hätten beziehen können, ſo wäre es ein Leichtes, dieſe Beziehung zu rechtfertigen, da Ref. Münzen von Keos geſehen, die einen unbärtigen Kopf auf der einen Seite, und auf der andern einen Stern mit acht Strahlen darſtellen, wobey alſo an den Lyciſchen Lichtapollo zu denken nicht ſo uneben wäre. — Allein ich erkenne jetzt ſelbſt auf dieſen Münzen den Ariſtäos, den Sirius mit dem Bilde des Thiers, von dem der Hundsſtern den Namen hat, unbedenklich; hatte aber damals guten Grund, dem Payne Knight zu folgen, weil er das Apolliniſche Thier auf jenen Münzen zu erkennen glaubte. Er ſagt nämlich (Symbol lang. p. 97: — »and upon the coins of Cartha in the island of Ceos the fore part of this animal (nämlich *the wolf*) appears surrounded with diversing rays, as the centre of anasterisk. *The wolf* is also on these of Argoa.« — Dieſer Umſtand hätte billiger Weiſe doch angeführt werden ſollen. — Wir kehren zu Hrn. Bröndſted zurück. Dieſer erörtert darauf (S. 45 ff) den Keiſchen Apollodienſt, handelt von Apollon Agreus (*ἀγρεύς*) oder dem Jäger, welches Epitheton aus Denkmalen erwieſen wird, und bringt eine Inſchrift auf

Digitized by Google

einem Erzbild eines verwundeten Haſen bey (S. 109, 127 f. — Ich bemerke jetzt, daß dieſe nicht ſehr alte Buſtrophedonſchrift auf dieſem bey Priene gefundenen Votivbilde ſeitdem den Herren Leake, Letronne, Roſe und Welcker zu verſchiedenen Unterſuchungen Anlaß gegeben, und daß Herr Oſann neuerlich in der Schulzeitung S. 1053 des Jahrg. 1830 unter allen Erklärungen die des Herrn Bröndſted: τῷ Ἀπόλλωνι τῷ Πριηνῇι μ' ἀνέθηκεν Ἡφαιστίων, meines Bedünkens mit Recht den Vorzug gegeben). — Unſer Verfaſſer berührt hierauf den Mythus des Aktäon (Ακταίων, der Spendende, von ἀκτή, die Gabe, S. 46), ohne ſich in die Erklärung desſelben weiter einzulaſſen. Herr Müller hat (Orchomenos, S. 348 f.) dieſen Mythus ſchon gut mit dem Jolkiſchen Cult des Zeus Aktäos zuſammengeſtellt. Ich ergreife jetzt dieſe Gelegenheit, wenigſtens einige Winke über den Sinn dieſes Mythus hier in der Kürze zu geben. Erwägen wir, daß Aktäon der Sohn des Ariſtäos heißt, ſo wie letzterer Apollo's Sohn, ja Apollon ſelber als νόμιος und ἀγρεύς, d. i. als Gott der Heerden und der Jagden: daß ihm außer dem Olivenbau die Bienenzucht beygelegt wird (Diodor. IV. 81 mit Weſſel.), daß er dem Ikmäiſchen Zeus auf Keos einen Altar gebaut, ja ſelbſt auch als Feuchtigkeit ſendender Zeus von den Keïern verehrt ward, und daß in dem Cultus dieſer Inſulaner Canicularfeſte mit allen Naturbeobachtungen und Sühnopfern eine Hauptſache waren, wodurch die den Bäumen, Thieren und Menſchen ſchädliche Sonnengluth abgewendet werden ſollte — ſo haben wir im Ariſtäos die mythiſche Perſonification jenes Wald-, Jagd- und Hirtenlebens mit ſeinen Freuden und Leiden. Nun kann aber des Ariſtäus Sohn Aktäon, und wird urſprünglich von ἀκτή in der Bedeutung von Saatkorn und Getreide (Scholl. in Odyss. II. 855, p. 76 ed. Buttm. u. The classical Journal IX. p. 320 sqq.) den Namen haben. Brachten ihm doch die Orchomenier mit magiſcher Feſſelung ſeines Bildes jährlich Heroenopfer (Pausan. IX 38. 4), während die Leute von Platäa von ſeinem tragiſchen Tod zu erzählen wußten (Pausan. IX. 2, 3). Die Verwandlung und den Untergang hatte ihm Artemis bereitet, d. h. jene Artemis-Luna, die zur furchtbaren Hekate geworden, zu jener finſtern Göttin, die mit den Attributen des Hundes gebildet war, und der man Hunde zum Opfer bringt. Durch den Zahn der Hunde war Aktäon als Opfer ihres Zornes gefallen. Wie nun die Canicularfeſte nach der Sonnenwende die Wuth des Sirius beſänftigen und die ſolariſchen Uebel abwenden ſollten (daher der Sirius mit dem Bilde des Hundes auf Keïſchen Münzen) — ſo wurden ohne Zweifel andere Sühnfeſte gefeyert, um die der Saat und dem Getreide ſchädlichen lunari-

Digitized by Google

schen Einflüsse abzuwenden, oder in mythischer Sprache, die Hunde der finsteren Artemis-Hekate zu bändigen. (Ich sage Hekate, weil diese in das Geschlecht dieser Apollouskinder gehört. Nach Pherecydes wäre sie sogar Aktäons Schwester — Pherecyd. Fragmm. p. 149 sq ed. Sturz. — So zeigt auch dieser Sonnen- und Mondcult die schärfsten Gegensätze aus gemeinschaftlichem Stamme entsprossen). — Aktäons, des Saatenpflanzers und Getreidegebers, Tod war die mythische Bildersprache für solche lunarische Verderbnisse der Saaten, zumal in dem wasserreichen und sumpfigen Böotien. Merken wir ferner auf die genealogische Folge: Der Jagd- und Hirtengott Apollo, dessen Sohn Aristäos der Heerdenpfleger und Bienenvater, und dessen Sohn Aktäon der Getreidegeber, so haben wir darin zugleich die Andeutung des allmäligen Uebergangs vom Hirtenleben zum Ackerbau, wie er bey den Urbewohnern griechischer Länder und Inseln Statt gefunden. Es scheint aber in der Person des Aktäon selbst noch dieser Uebergang und zugleich der Zwiespalt zwischen Jägerleben und der Agricultur angedeutet. Nach Akusilaos (beym Apollodor III. 4. 4) und nach Stesichoros (beym Pausanias IX. 2. 3) war Aktäon, sonst ein leidenschaftlicher Jäger, durch seine eigenen Hunde umgekommen, welche Artemis gegen ihn in Wuth gesetzt, weil er sich mit der Semele vermählen wollte, d. h. weil er sich von der Jagd ab-, und der Bebauung der Erde zuwenden wollte. Denn Semele war nichts anders, als die in dem böotischen Volksmythus menschlich aufgefaßte Demeter, und ward von den Alten ausdrücklich als Mutter Erde verehrt (Diodor. III. 62, p. 231 sq. Wesseling.). Daher in der thebanischen Sage Semela des Dionysos (Bacchus) Mutter war, in den attischen Eleusinien und Thesmophorien war es Demeter (Ceres). — Apollon hatte drey Tempel und dreyfachen Dienst auf Keos, einen zwischen Pöessa und Koressos, den zweyten zu Julis, den dritten und berühmtesten, den wir auch aus Inschriften bey unserm Verfasser kennen lernen, zu Karthäa. Hier wurden Festchöre gehalten, welche einst der berühmte Dichter aus Keos, Simonides, selbst angeordnet hatte (s. Dissen ad Pindari Isthm. I. 6, p. 484 Boeckh u. p. 525 in der Bibl. Graec.). An dem letztern Orte war auch ein Artemision, und Aphrodite oder Artemis-Ktesylla (*Ἄρτεμις-Κτησύλλα*) haben zu einer reizenden Erzählung Nikanders (beym Antonin Liberalis, p. 9) den Stoff geliefert; mit welcher sich Hr. Br. (p. 52, 87, 94 ff.) eben so lehrreich als geistreich beschäftigt. Vorher (p. 45—51) gehen Erläuterungen über Bacchus und über die Feyer von Dionysien auf dieser Insel, so wie über die Verehrung der Nymphen, und zwar der *Βρίσαι* und der *Κωρυκίαι* (oder wie

Digitized by Google

der Verf. lieber lesen möchte *Κορησσίαι*, von Koressos, womit sich aber nicht alle Stellen der Alten vertragen wollen. Man s. van Lennep ad Ovidii Heroid. p. 300 sqq.). — Auch kommt hier unter den Gegenständen der Verehrung eine Minerva-Nedusia *Ἀθηνᾶ Νηδουσία*, Strabo X. p. 329 Tzsch.) vor.

Das sechste Capitel führt uns näher zum Geschichtlichen dieser Insel. Einwanderungen: Aristäos führt Parrhasier aus Arkadien nach Keos. Der Stammheld Keos, aus Naupaktos ausgewandert, läßt sich auf dieser Insel, die seitdem seinen Namen trägt, nieder. Von diesen beyden Ansiedelungen sey wohl die arkadische die ältere, weil sie ganz mythisch an vorhistorische Zeiten erinnere, da hingegen Naupaktos schon der früheren Geschichte angehöre (S. 53 ff — Wir werden jedoch im Verfolg sehen, daß auch in der Geschichte des Heros Keos noch mythische Bestandtheile enthalten sind). — Die Angabe großer Schriftsteller, daß die Einwohner von Keos Jonier aus Athen seyen (Eurip Ion 1581. Herodot. VIII. 46), habe mit der Untersuchung über die *ersten Bewohner* der Insel nichts gemein, sondern beziehe sich bloß auf das *jonische Gemeindewesen* auf den Inseln, wie es zur Zeit jener Schriftsteller bestand. (Ganz gewiß hat die Herodoteische Stelle nur einen politischen Sinn. Aber gleichwohl finden sich Spuren alter Verwandtschaft atheniischer und keischer Kulte, z. B. beym Hygin. Poët. Astron. II. 4. p. 429 sqq. Verheyk, wo wir die atheniischen Jungfrauen canicularische Sühnfeste feyern sehen, und einem Hauptsatze des Verf. gemäß dürften wir wohl daraus auf eine attische Ansiedelung auf Keos schließen. Er bemerkt nämlich S. 57 sehr richtig: »Identität des Cultus gibt oft den sichersten Faden durch die Irrwege helleniischer Ansiedelungen und Verwandtschaften, zumal in jenen früheren Jahrhunderten, wo die verschiedenen Stämme dieses unruhigen Volkes sich noch so bunt unter einander bewegten.«)

Hr. Br. bemerkt weiter: Die früh Statt gefundene Verschmelzung der früheren arkadisch-pelasgischen und lokrisch-naupaktischen Bewohner von Keos mit den eingewanderten Joniern ergebe sich zuvörderst aus der frühen Theilnahme der Inselbewohner und der asiatischen Jonier an den delischen Panegyrien, sodann aus der im Alterthume bemerkten Vorherrschaft der jonisch-attischen Mundart auf den meisten Cykladen, welche hauptsächlich deßwegen diesen Gesammtnamen erhielten, weil sie die heilige Insel Delos umgeben. Hierbey: Uebersicht der Schicksale der delischen Amphiktyonie, des cykladischen Vereins; der Geschichte der Autonomie und übrigen Schicksale von Keos und andern Cykladen (S. 58 — 60 ff.).

Hierauf wendet sich unser Verf. zur Betrachtung der Sitten und Gesetze der Keïer (S. 63 ff.). »Nach den glaubwürdigsten Verfassern sehr verschiedener Zeiten, und worunter sich wenigstens ein Augenzeuge (Valerius Maximus) befindet, forderte eine strenge Sitte der Keïer, daß sehr alte Leute beyderley Geschlechts, die für Thätigkeit und Genuß des Lebens nur seine Last fühlten, sich selbst durch Gift tödteten — um ihrer Nachkommenschaft Platz zu machen.« Unser Verf. geht nun in eine genauere Untersuchung dieser sonderbaren Sitte ein, und hat ihr (S. 97 ff) noch eine kritische Beylage gewidmet (sie tödteten sich durch Opiate oder durch Schierlings-Extracte). Außer dem, was der Verf. darüber beygebracht, vergleiche man noch Koray zu der Hauptstelle des Heraklides Pontikos IX. p. 354. Wyttenbach zu Plato's Phädon p. 327 und in der Philomathie III. p. 107, auch Sprengels Geschichte der Botanik I. S. 66, 101, 144. Der berühmte Keïsche Arzt Erasistratos hatte selbst diese Todesart gewählt, und dabey gesagt: »Es ist ein Glück, daß ich mich meines Vaterlandes erinnere.« Stobaei Florileg VII. 91, p. 263 ed. Gaisf., wo man ὁ *Κεῖος* für ὁ *Χῖος* lesen muß — und sie hatte auch ihre Lobredner gefunden. — Unser Verf. führt selbst die Worte Menanders (p. 237 Meineckii) an:

»Der Keïer Sitte scheint mir edel, Phanias,
Wer nicht kann glücklich leben, wirft das Leben weg.«

Ich habe noch weiter bemerkt, daß auch vielleicht die Stoiker dieser Sitte der Keïer folgten, wenn sie in gewissen Fällen den freywilligen Tod nicht nur zulässig, sondern auch pflichtmäßig nannten. Wenigstens bedienten sie sich dabey desselbigen Ausdrucks, den Heraklides hier von den Keïern braucht: — ἑαυτοὺς ἐξάγουσι — »sie führen sich selbst aus dem Leben.« Gewiß ist, daß die Anhänger der Stoa sich gern auf heroische Beyspiele beriefen, um ihre sogenannte εὔλογος ἐξαγωγὴ oder ihren »vernunftmäßigen Selbstmord« zu rechtfertigen — Epictet. Diss. I. 2. Wyttenb. ad Plutarchi Moral. p. 1222. — Die Platoniker, deren Sittenlehre in manchen Punkten der christlichen näher stand, bekämpften diesen falschen Heroismus, und schrieben eigene Abhandlungen dagegen, wie Plotin I. 9, wozu ich ein Mehreres bemerkt habe. — Hr. Br. vermuthet, daß mit jener Lebensansicht auch vielleicht die Sitte der Keïer zusammenhing, daß die Männer bey Todesfällen in ihren Familien keine Trauer anlegten, wohl aber die Mütter ein ganzes Jahr hindurch, wenn ihnen ein Kind in seiner Jugend dahingestorben war. — Die alten Sitten, Zucht und gute Ordnung der Bewohner dieser Insel waren bey den Griechen rühmlich bekannt (Platon. im Pro-

Digitized by Google

tagoras mit Heindorfs Anmerkung pag. 577). »Heraklides,« fährt der Verf. fort, hat auch die Nachricht, daß ein Aristides (wahrscheinlich ein älterer und einheimischer Archon, nicht mit dem edlen Athener dieses Namens zu verwechseln) für gute Zucht und Sitte der Weiber auf Keos gesorgt hatte, und daß den Jünglingen und Mädchen bis zu ihrer Hochzeit kein anderes Getränk als Wasser erlaubt war. Phylarchos (beym Athen. XIII. 610 d.) hatte berichtet, daß sich in den Keïschen Städten weder öffentliche Mädchen noch Flötenspielerinnen aufhalten durften. Geht diese Nachricht Phylarchos eigene Zeit an, wie es in der That scheint, so wird sie ein Zeugniß, daß noch in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Augustus die guten alten Sitten auf Keos obwalteten.« (Hierbey bemerke ich jetzt, daß Koray eher zu der Annahme geneigt ist, der Epitomator des Heraklides habe ein vielleicht vom Athener Aristides gegebenes Gesetz über die Zucht der Frauen in Athen auf die Keïer übergetragen; da in Athen wirklich ein solches Gesetz bestanden Es ließe sich aber, sage ich, auch der Fall denken, und andere Fälle in Griechenland scheinen dafür zu sprechen, daß die Keïer den gerechten und strengen Aristides ersucht hätten, ihre Gesetze zu verbessern. Doch darf ich hiebey nicht unbemerkt lassen, daß K. O. Müller (Dorier II. S. 226) der Meinung ist, die wunderbar strengen Sittengesetze von Keos seyen kretischen Ursprungs, gewiß nicht jonischen)

Hr. Br. führt sodann die berühmten Keïer auf (S. 67 f.). Simonides von Julis auf Keos gebürtig. — Hiezu eine schöne Beylage Nr. VIII: Simonides in Karthäa. Chorschule am Apollonstempel (S. 98 — 100). — Der Dichter Bacchylides, des Simonides Brudersohn, der Sophist Prodikos, der Arzt Erasistratos, der peripatetische Philosoph Ariston.

Der siebente Abschnitt liefert eine Uebersicht der Geschichte von Keos und der politischen Verhältnisse dieser Insel und der Cykladen überhaupt seit dem sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt. Keos in seiner Verbindung mit Eretria; die Cykladen seit dem jonischen Kriege unter persischer Herrschaft; die Aufhebung dieser gezwungenen Verbindung; der Antheil, den die Insel an dem Kriege gegen die Perser nahm; Schiffe aus den Cykladen in der griechischen Flotte bey Artemision und Salamis; Antheil der Inselbewohner an dem Siege bey Platäa; Zustand der Inseln während der atheniischen Hegemonie seit der Schlacht bey Mykale; kurzer Ueberblick über die Schicksale dieser Inseln bis in die christlichen Zeiten hinab, mit kritischen Bemerkungen über die Texte der griechischen Schriftsteller. Besonders ist die Beylage Nr. IX,

Digitized by Google

p. 101 ff. über den Antheil helleniſcher Inſelvölker an dem Siege bey Platäa ein wahres Muſter gediegener hiſtoriſcher Kritik. Am Schluß der obigen Ueberſichten findet der Leſer fruchtbare Bemerkungen über die politiſchen Verhältniſſe der heutigen Griechen.

Ref. gibt noch kürzlich den Inhalt einiger Beylagen an, deren noch nicht gedacht worden. A. Facſimile der in Karthäa's Ruinen gefundenen Inſchriften Taf. XVI—XXV (der Verf. wird künftig Erläuterungen derſelben geben). B. Nr. I. Die Inſel der Helena: *Νῆσος Μακρὰ*, Makronisi. Nr. II. Heraklides aus Pontos über die Inſel Keos (darauf werde ich noch einmal zurückkommen). Nr. III. Klima und Produkte von Keos (p. 79—84. Mit ſehr vielen Verbeſſerungen in den Texten der alten Schriftſteller). Nr. IV. Geographie und Topographie (gleichfalls mit kritiſcher Verbeſſerung; wie denn dieſe Beylage eine vorzügliche Zierde dieſes trefflichen Werkes iſt; wozu, außer der vom Verfaſſer entworfenen Karte der Inſel, noch eine aus dem Pariſer Codex des Ptolemäus Nr. 1401 copirte vom ſüdlichen Böotien, der Inſel Euböa, Attika und der Cykladengruppe, Tab. XXI; — Tab. XXX A. B.; aber nach andern Handſchriften des lateiniſchen Ptolemäus in derſelben Bibliothek und nach der Vorſtellung des Mönchs Buondelmonti noch zwey Karten beygefügt ſind. — Beſchluß: Rückreiſe nach Athen, mit Betrachtungen über die Griechen und die Türken (S. 109—112).

Erklärung der Kupfer (S. 113 ff.) — Gute Abbildungen von den vorzüglichſten Künſtlern, mit gehaltvollen philologiſchen, numismatiſchen und archäologiſchen Bemerkungen des Verf.'s. — Die ausnehmend ſchöne Münze, welche als Titelvignette geliefert iſt, wird von Hrn. Br. ſo beſchrieben: »Aehrenbekränzter, halbverſchleyerter Kopf der Demeter, links gewandt. Rückſeite: Die Pythia (Phemonoë oder Herophile), bekränzt mit Lorbeeren, auf einem Felſen ſitzend, l. g. den gebogenen rechten Arm auf eine Leyer ſtützend, in der Linken einen Lorbeerzweig haltend. Vor der Figur im Felde ein kleiner Dreyfuß *ΑΜΦΙΚΤΙΟ*. Nr VI. (Ich muß jetzt bemerken, daß Seſtini ſich gegen die Aechtheit dieſer und einer ähnlichen delphiſchen Münze überhaupt zu erklären ſcheint. Er hat in ſeiner Schrift: Sopra i moderni falsificatori di medaglie greche, auf Taf. I. Nr XI. XII. zwey ſolcher Münzen im Umriß geliefert, wovon Nr. XII der Bröndſtediſchen durchaus entſpricht. Er ſagt von der Hauptſeite unbeſtimmt: »*Caput muliebre* spicis coronatum et velatum;« will auf der Rückſeite erkennen: »*Apollo togatus* cortinae ad s. insidens,« und ſagt von der erſtern: »Questo medaglione dell' officina di Smirne fu coniato con alcune varieta su quello pubblicato da Pellerin. —

Digitized by Google

Di questi medaglioni abbonda Parigi, e si offrono a 400 Fr. l'uno;« und von der zweyten (Nr. XII): »Ex officina Beckeriana — wovon Référent viele selbst gesehen — Questi è un conio fatto su quello pubblicato da Pellerin.« Aber, unser Verfasser war von solcher modernen Vervielfältigung dieser Münzen schon unterrichtet, als er die seinige abbilden ließ, denn er sagt: »Das Pariser Exemplar und das meinige sind die einzigen ächten, die ich bis jetzt sah. Ein paar unächte, und, wahrscheinlich von einem gewissen Fälschner in Deutschland, der Pariser Münze nachgemachte, sind mir auch in Genf und in Paris zu Gesicht gekommen.« Unter diesen Umständen wäre zu untersuchen, ob auch in Smyrna diese Münzen nachgemacht sind, und zwar, was das Verdammlichste wäre, »con alcuna varietà«). — Eine andere Münze gibt dem Verf. Anlaß zu sehr inhaltsreichen Erläuterungen aller delphischen Oertlichkeiten, vorzüglich des Heiligthums (S. 116 — worüber seitdem die Herren Passow und Raoul-Rochette die Untersuchung fortgeführt haben). — Beschreibung von 8 Keïschen Münzen. — Der Verf. verspricht S. 123 eine eigene Abhandlung über Keïsche Münzkunde. — S. 128 (vergl. p. 112 und p. 107) werden neun schöne Eleïsche Münzen, großentheils mit dem nun allgemein bekannten *FA*, eine aber auch mit dem vollständigen *FAMEIΩN* beschrieben. — Seite 129 beschließt dieses Buch mit Tab. XXXIV und deren Beschreibung: Colorirte Abbildung eines ungemein wohl erhaltenen, in einem Grabe bey Athen gefundenen Gefäßes aus gebrannter Erde. Das Bild stellt einen mit einer Frucht spielenden Knaben dar. Ein allerliebstes Bildchen!

Es ist nun noch von der zweyten Beylage zu sprechen, worin der Verf. die Hauptstelle des Heraklides aus Pontus (de Rebus publicis, cp. IX) über die Insel Keos im Urtexte mittheilt, und kritisch und exegetisch behandelt (S. 77—79). — Ich werde Einiges daraus hier in deutscher Uebersetzung geben, und, mit Uebergehung der meisten meiner früheren Bemerkungen, einige andere beyfügen: »Die Insel Keos,« fängt dieses schätzbare Bruchstück an, »wird Hydrussa genannt« (so muß geschrieben werden Τδροῦσσα aus Τδρόεσσα, und so hat Koray drucken lassen. Vergl. dessen Σημειώσεις, p. 354. Hr. Br. hat die Koray'sche Ausgabe nicht gekannt, sondern die sehr fehlerhafte Kölerische). Heraklides fährt fort: »Man sagt, die Nymphen hätten sie früher bewohnt, weil aber ein Löwe diese in Schrecken gesetzt, so seyen sie nach Karystos hinübergegangen« (Dieß ist die Stelle, aus der Hr. Br. das Kolossalbild des Löwen bey Zea so glücklich erklärt hat — p. 31 ff. Er bemerkt auch die Sage von dem früheren Zusammenhange der

Digitized by Google

Insel Keos mit Euböa nach Plinius H. N. II. 92, W. 20.) — Heraklides: »Daher wird auch ein Vorgebirge der Löwe (*Λέων*) genannt. Keos aber, der von Naupaktos herübergekommen, baute (die Insel) an, und nach ihm nannten sie sie« (*ὠνόμασαν* hat schon Koray drucken lassen. Es folgt eine Lücke im Text. — Jetzt glaube ich die Stelle eines lateinischen Grammatikers besser heilen zu können, als in meinem ersten Bericht: Ich meine den Lindenbrochischen Scholiasten zu Virgils Georg. I. 14[1]), p. 175 ed. Burmann: »Caea (Cea) insula Aegei maris est, quae prima (vielleicht primo) dicitur Nymphis habitari. — Man sieht, dieser Erklärer hatte die Stelle des Heraklides vor sich. — Er fährt fort, und gibt den Grund des alten Namens dieser Insel an — »ideoque et id rursus dictam postea Aceon aupaucorum Caeam appellatam. — Man schreibe: ideoque et *Idrussam (Hydrussam)* dictam, postea *a Ceo Naupactiorum Ceam* appellatam); in qua (in quam) Aristaeus ex Arcadia venisse fertur, et[2]) responso patris Apollinis monitus. Qui ex pecoribus usum lactis invenit et mellis studium apium solertiam (solertia ed. Burm.) consecutus est.« Wenn Hr. Br. klagt, daß »griechische Schriftsteller sonst von diesem Stammvater (nämlich vom Keos) schweigen,« so habe ich aus dem Etymologicum M p. 507 Heidelb. p. 460 Lips. nachgewiesen, daß dieß nicht der Fall ist, indem wir dorten seine Abkunft erfahren: »Keos,« heißt es nämlich, »ist eine Insel. Sie hat ihren Namen von Keos, dem Sohne Apollon's und der Nymphe Rhodoessa,« wodurch der zweyte Ansiedler eben so hoch gestellt wird, als der erste (Aristäos, der ebenfalls ein Sohn Apollos heißt; und daher eben so, wie dieser letztere, in die Handbücher und Lexica über Mythologie aufgenommen zu werden verdient. Hiermit ist zugleich bewiesen, daß auch die zweyte Colonie den Dienst Apollons mit nach dieser Insel ge-

[1]) Nämlich zu den Worten des Dichters:

> nec cultor nemorum, cui pinguia Caea
> Ter centum nivei tondent dumeta inveni.«

Es ist von der dem Aristäus auf Ceos geheiligten Heerde die Rede; wobey ich jetzt gelegentlich bemerke: die Zahl dreyhundert ist keine bestimmte Zahl für eine unbestimmt große, wie Voß vermeinte; — sondern die dreyhundert dem Apollo-Aristäus (dem Ceischen Sonnengotte) geweihten Stiere beziehen sich auf die dreyhundert Tage des alten cyklischen Jahres eben so gewiß, wie in Pharaos Traume die sieben Kühe auf sieben Jahre.

[2]) Man muß entweder dieses et tilgen, oder nach monitus eine Lücke von mehreren Worten annehmen, worin gemeldet war, wie Aristäos das Klima der Insel verbessert habe.

Digitized by Google

bracht; und faſt nicht zu zweifeln iſt, daß auch der Stammheld Keos, wie der Verf. vermuthete, daſelbſt Gegenſtand eines Cultus geweſen). — Heraklides erzählt weiter: »Ariſtäos aber, ſagen ſie, habe von den (Koreſſiſchen) Nymphen die Schaf- und Rindviehzucht, von den Briſeiſchen aber die Bienenzucht gelernt.« (So füllt unſer Verf. theils aus Vermuthung, theils aus Handſchriften den lückenhaften Text aus. Ich ſchreibe aber nicht mit ihm und mit Lennep *μελιτουργίαν*, ſondern mit Koeler und Koray *μελιττουργίας*, denn das erſtere iſt das Geſchäft der Bienen, das zweyte das des Bienenpflegers.) — Heraklides: »Da aber ein Verderben die Pflanzen und Thiere befiel« (man muß nämlich mit Ruhnkenius, Koray und Br. leſen *διὰ τὸ μὴ πνεῖν ἐτησίας*. — Die darauf folgende Lücke wird nun aus Cic. de Divinat I. 57, aus Varro Attacinus beym Probus in Virgil. Georg. I. 14, und aus Clemens Alex. Strom. VI. p. 753 in der Art ausgefüllt, daß wir erfahren: Einſt ſeyen die eteſiſchen Winde (die nördlichen Paſſatwinde) ausgeblieben, nun ſey Ariſtäos auf Geheiß ſeines Vaters Apollo nach Keos gekommen, habe einen Altar gebaut, dem Zeus Ikmäos geopfert, dadurch die kühlen Winde wieder zurückgeführt, und der alles verſengenden Hitze ein Ende gemacht; wodurch denn Ariſtäos, der Erretter, nicht allein zu göttlicher Ehre gelangte, ſondern auch die Sitte der Keïer begründet wurde, daß ſie aus der Beobachtung des Sirius für jedes Jahr Prognoſtiken ſtellten. Daher denn auch, wie unſer Verfaſſer richtig bemerkt, auf den Münzen von Keos das Bild eines Sterns (des Sirius) und eines Hundes ſo häufig iſt.

Da ich mich wundern mußte, daß Hr. Br. dieſe mythiſche Culturgeſchichte von Keos oder dieſe phyſiſch-aſtronomiſchen Mythen und Bilder nun nicht auch mit dem Bilde des koloſſalen Löwen auf dieſer Inſel in Verbindung geſetzt, ſo habe ich in meinem erſten Bericht dieſen mythiſchen Organismus zu vollenden geſucht. Ausgehend von den Worten des Horatius Odar. III. 29, 18 sqq. — »Jam Procyon furit, et *stella vesani leonis*, *Sole dies referente* siccos; — iam pastor umbras cum grege languido Rivumque fessus quaerit;« von der Stelle des Caſar Germanicus in Arati Phaenomm. 149 sqq.: »Hunc *(leonem)* ubi contigerit *Phoebi violentior axis*, Accensa in Cancro iam, *tum geminabitur aestas; hinc lymphae tenues;* hinc est tristissima tellus.« Ferner geſtützt auf den Satz, daß mit dem Heliakalaufgange des Hundsſterns, wann die Sonne in das Zeichen des Löwen eingetreten war, die Hundstage begannen, die Opora anfing (Theophrast. de causs. plantarr. I. 14. 13. Olympiodor. in Aristotel Meteor. II. 5. Plin. II. N. II 27. Jo. Laur. Lydus

Digitized by Google

de Ostentis, p. 196 ed. Hase); — weiter die mythiſche Geſchichte benutzend, daß Apollo einſt am theſſaliſchen Berge Pelion die Nymphe Kyrene ohne Waffen mit einem Löwen ringen geſehen, d. i. dieſelbe Nymphe, mit der dieſer Sonnengott nachher den erſten Anſiedler und Erretter der Inſel, Ariſtäos, erzeugt hatte (Pindar. Pyth. IX. 45. Callimach. H. in Apollin. vs. 90 sqq. Schol. Apollonii II. 500 sqq IV. 1561); — endlich an den Ausdruck der Araber erinnernd, welche noch heut zu Tage die größte Hitze und dürreſte Jahreszeit den brüllenden Löwen nennen — habe ich die Sage von Keos ſo aufgefaßt und auszudeuten geſucht: Zuerſt haben auf dieſer Waſſerinſel (Τδροῦσσα) die Nymphen gewohnt; aber ein Löwe hat ſie verjagt. Das heißt, die Nymphae fugaces ſind jene lymphae tenues; die vor dem Löwen entflohenen Nymphen ſind nichts anders, als die in heißer Jahreszeit verſchwundenen Waſſerquellen; und wenn darauf, wie die Keïſche Sage weiter erzählt, jene Inſelbewohner, nachdem der Noth abgeholfen worden, ihrem Erretter göttliche Ehre erwieſen, und den beſänftigten Hund und ſeinen Stern auf ihren Münzen verewigten, nicht minder aber ein Vorgebirge von Keos nach dem ſchrecklichen Löwen benannten — dann darf man doch wohl glauben, daß jener Löwenkoloß nichts anders ſey, als ein Abwendungsbild (ein εἴδωλον ἀποτρόπαιον), welches nach den Wünſchen jener alten Naturmenſchen eine magiſche Schutzwehr ſeyn ſollte gegen den heißen, wüthenden Löwen am Himmel; zumal, füge ich jetzt hinzu, da uns Pauſanias (IX. 38. 4) berichtet, wie einſt der Gott von Delphi den Orchomeniern befohlen, weil Aktäons Schatten ihre Felder beſchädigte, ſie ſollten die noch übrigen Reſte ſeines zerfleiſchten Leibes begraben, ein dem Schatten ähnliches Erzbild mit eiſernen Banden an einen Felſen befeſtigen, und dem Heros jährliche Todtenopfer bringen. Der Erzähler ſagt, er habe das Erzbild noch ſelber geſehen.

Wir wenden uns ſofort zur Betrachtung des zweyten Buchs.

Nach der Zueignung an die »edlen Künſtler Albert Thorwaldſen und Robert Cockerell,« erzählt Herr Bröndſted in der Vorrede, welche ſich mit dem Parthenon in ſeinen archäologiſchen und hiſtoriſchen Beziehungen beſchäftigt, wie die erſte Anlage zu dieſem zweyten Buche ſchon vor 18 Jahren in Athen ſelbſt von ihm gemacht, und dieſes dann in Paris und London, mit Benützung der dort vorhandenen Bildwerke, und unter beſtändigem Wechſelverkehr mit ſeinem Freunde und Gefährten endlich zur Reiſe gekommen; wie dieſer große und einflußreiche

Digitized by Google

Gegenstand den Verfasser bestimmt habe, ihm mit vorläufiger Beseitigung anderer Untersuchungen, sofort dieses zweyte und einen Theil des dritten Buches zu widmen. »Denn es gibt,« sagt er S. IX f., »zu unserer Zeit kein griechisches Bauwerk — und ich muß fast bezweifeln, daß es je eines gab — das über den großartigen Sinn der Hellenen, und über den diesem Volke angebornen Takt des Wahren und Schönen, woraus, zu der besten Zeit ihres politischen Lebens, aller Schmuck ihrer großen religiösen Bauwerke entstand, besser und gründlicher als gerade der Parthenon (so schreibt der Verf. richtig, während selbst einige Archäologen noch das Parthenon sagen) belehren könnte; und es gibt zuverlässig keine Trümmer irgend eines andern griechischen Tempels, woraus sich ein hellenisches System in dieser Hinsicht vollständiger, als am Parthenon sollte wahrnehmen lassen.« Es wird darauf der Satz ausgesprochen (S. X), »daß es ganz unmöglich sey, daß Phidias und Iktinos mit dem reichsten Bilderschmucke ihres herrlichsten Bauwerks nur architektonische Verzierungen bezweckt hätten,« und die Absicht angekündigt, die vom Verf nach und nach entdeckten in der Religion, in geschichtlichen Verhältnissen und im Schönen begründeten Gesetze und Bedingungen dieses mit jenem Architekturwerke verbundenen Bilderschmuckes in diesem Buche deutlich zu machen.

Herr Bröndsted leitet darauf (S. XI) seine Uebersicht der Bildwerke am Parthenon mit folgenden Worten ein: »Die äußeren Bildwerke des Parthenons waren ein Inbegriff und eine bildliche Darstellung der eigentlichsten (organisch und örtlich) attischen Religion und des attischen Lebens Die beyden Hauptdogmen des attischen Glaubens, nämlich die Geburt der Pallas-Athene aus dem Haupte des Vaters, und ihre Besitznehmung des attischen Landes nach der Besiegung Poseidons, waren in den beyden Giebelfeldern mittelst 46 bis 48 kolossaler (11 bis 12 Fuß hoher) ganz ausgearbeiteter (runder und freystehender) und sehr symmetrisch geordneter Figuren, die zugleich meistens in einander gruppirt (σχολιὰ ἔργα) waren, dargestellt.« Es folgt die Angabe der einzelnen Figuren, zuerst im östlichen, dann im westlichen Giebelfelde. Da der Verf. im dritten Buche dem östlichen Giebelfeld eine eigene Untersuchung widmen will, so müssen wir dorten das Nähere darüber erwarten. Hier nur so viel. Die Bezeichnung der einzelnen Gestalten ist von den bisherigen Annahmen sehr verschieden So wird z. B. eine Figur als der bey der Geburt der Pallas hülfreiche Prometheus, mit Beziehung auf Euripides Ion vs. 455 ff; sodann wird die sitzende, und bisher bald Herakles, bald Theseus benannte Heroen-

Digitized by Google

figur als Kephalos bezeichnet: »Sie (Morgen und Abend heißt es not. 3) hatten beyde gleichſam ihren in der attiſchen Religion begründeten Trabanten; denn ſo wie Atropos, die auf den Schooß der Lacheſis zurückgelehnte Figur (beyde bilden die Gruppe Nr. 63, und Klotho iſt Nr. 67 im brittiſchen Muſeum) dem Wagen der Nacht (im britt. Muſ. Nr. 68) ſich zuwendete, ſo war auch der Blick des altattiſchen Lieblings des Tages oder des Morgens, nämlich Kephalos (im britt. Muſ. Nr. 71), ganz auf den, aus dem öſtlichen Oceane emporſteigenden Wagen des Tages (die Gruppe Nr. 65 u. 66 im britt. Muſ.) gerichtet. Der nämliche Typus, ja mit dem ganzen Namen Κέφαλος erſcheint auf Münzen der Inſel Kephallenia.« Referent könnte ſich dieſe Deutung, wenn ſie ſich erproben ſollte, am erſten gefallen laſſen. Er hat in dem Kapitel von der Minerva Coryphaſia, d. i. der aus dem Haupte gebornen Pallas (Symbolik II. S. 753 ff.), den Heros Kephalos (mit Bezug auf Cicero de N. D. III. 23: »Quarta Minerva Jove nata et Coryphe Oceani filia) aus dieſem genetiſchen Verhältniß des Zeus und der Pallas zu erklären verſucht, wovon er nur Folgendes hier beyfügen will: »So bekommen wir eine Coryphe (Κορύφη), des Ocean Tochter, die mit Jupiter die vierte Minerva zeuget. Das heißt, aus dem Naturleib Jupiter gehen Sonne und Mond hervor, aus ſeinem Haupt, als heiligem Berge, indem ſie auf ſeinem Scheitel culminiren, erſcheinet und ſtrahlet Minerva das ſideriſche Licht in ihnen. Das iſt Athene aus Jupiters Scheitel (ἐκ Διὸς κορυφῆς). Man ſagte eben ſo wohl und eben ſo bald — aus Jupiters Haupt (ἐκ Διὸς κεφαλῆς). Jener Satz war früher eine aſtronomiſche Hieroglyphe, und ward dadurch im Natur-Epos (d. h. im Epos, deſſen Gegenſtand die Natur und ihr Cultus war) zur Perſon, zur Nymphe Koryphe; dieſer Satz ward auf demſelben Wege zum ſchönen Kephalus, jenem Jüngling, den die herrliche, mit Artemis Pfeil bewaffnete Prokris eiferſüchtig verfolgt, den Hemera, des Tages Göttin, entführt, und der endlich in das Brautbett der nächtlichen dunkeln Clymene aufgenommen wird, nachdem Prokris früher geſtorben von ſeinem Pfeile, d. h. von der culminirenden Sonne Strahl« ü. ſ. w.

Die Bezeichnung der Figuren und Gruppen im weſtlichen Giebelfelde auf der Nordſeite iſt, eine Gruppe ausgenommen, auf die wir bey S. 223 zurückkommen werden, mit den bisherigen Annahmen übereinſtimmend. Dagegen die Figuren auf der Südſeite werden von unſerm Verfaſſer wieder ganz anders erklärt, als ſie z. B. noch zuletzt C. O. Müller (de signis olim in postico Parthenonis fastigio positis. Gotting. 1827, p. 93

Digitized by Google

sq., mit der Kupfertafel) erkläret hat. — Der Verf. fährt (S. XII f.) fort: »Und so wie sich in der attischen Athenereligion und im attischen Glauben, jenen beyden Hauptdogmen (dem Mysterium von ihrer Geburt und ihrer ersten Großthat: Poseidons Besiegung und der Besitznahme des attischen Landes) andere Großthaten anschlossen, welche entweder von der hohen Göttin selbst ausgeführt, oder unter ihrer Leitung, theils von befreundeten Göttern, theils von begünstigten Heroen und Menschen vollbracht, auf das geliebte Land und das attische Volk bedeutenden Einfluß gehabt hatten — also schlossen sich, an ihrem Prachttempel auf der Burg unter jenen großen Hauptgruppen der beyden Giebel und um den ganzen Tempel herum, zwey und neunzig, auf eben so vielen Metopen des äußeren Frieses, nicht chronologisch, sondern künstlerisch geordnete Vorstellungen an.«

Da dieses zweyte Buch hauptsächlich diese Metopologie zum Gegenstande hat, so übergehen wir die nun folgende Uebersicht der einzelnen Metopenreihen, und geben nur noch den Anfang der Beschreibung von dem andern Friese (S. XIII f.): »Und endlich zeigt uns der Fries der Cella eine noch innigere Verbindung der Götter mit dem geliebten Volke und mit dem wirklichen Leben, indem die überaus reiche und köstliche Bilderreihe wahrhafter Wiederschein eines ächt attischen Lebens, das fröhliche Volk selbst darstellt, wie es in der Feyer seiner Ἀθηναῖα (oder Παναθήναια) begriffen, in festlichen Zügen von Jungfrauen, Jünglingen, Männern jeden Alters und jeden Standes, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, festlich geschmückt und lebensfroh, mit reichen Gaben und Opfern, und mit allen Symbolen seines Glaubens, zu den Göttern auf der Burg hinaufwandelt, um ihnen Verehrung und dankbare Huldigung darzubringen.«

Mit ehrenvoller Erwähnung der Vorarbeiten einiger neuesten Archäologen bemerkt nun der Verf. (S. XIV f), daß sich doch noch immer die größere Menge unserer Gelehrten und Künstler, mit dem, was alle Archäologie jener herrlichen Marmorwerke am Parthenon betrifft, sehr kümmerlichen Wissen begnüget, das in einem für Architektur höchst wichtigen Buche, in Stuart's und Revett's Antiquities of Athens, anzutreffen ist; und motivirt damit seinen Vorsatz, das bildliche und religiöse Ornamentalsystem der größten Künstler des griechischen Alterthums an den Skulpturwerken des Parthenon wissenschaftlich zu klarerer Erkenntniß zu bringen. (Referent hat bereits in seinen Zusätzen zum ersten Bande der deutschen Uebersetzung des Stuart-Revettischen Werks (Darmstadt 1829) S. 539 f. auf die

Digitized by Google

mythologischen Schwächen und Mängel desselben auch in seiner zweyten Ausgabe noch hingewiesen.) »Wie ganz und gar nichts diese,« fährt unser Verf. fort, »in ihrem Fache vortreffliche Männer, von dem Geiste verstanden hatten, womit der reiche Bilderschmuck des Parthenons gedacht und entworfen war, das beweiset, mehr als alles andere, ihre unglückliche Ergänzung des westlichen Giebelfeldes (Ant. of Ath. Vol. II. Chap. I. pl. III), die eher einer muthwilligen Parodie altattischer Gruppen, als einer Darstellung derselben ähnlich sieht.« — Hierauf wird in Bezug auf neuere Erfahrungen und ältere Beschreibungen griechischer Tempel der Satz ausgesprochen, »daß die Griechen zu der schönsten Zeit ihrer Baukunst in den Giebelfeldern ihrer größeren, peripteren heraſtylen oder oktoſtylen Tempel niemals Basreliefs, sondern immer ganze Figuren anbrachten.«

Besondere Aufmerksamkeit verdienet die Entwicklung der Ursachen, woraus »die Vielfarbigkeit der griechischen Tempelfiguren« hervorging (p. XVI—XVIII). Es sind ihrer drey: die Natur, die Religion und der öffentliche Geist, in welchem alle Kunstwerke der Griechen unternommen und betrachtet wurden: »Ohne Kunsttradition, ohne Geschichte, ohne Vorbilder irgend einer Art (warum Ref. in dieser Annahme dem Verf. nicht beystimmen kann, darüber hat er sich neulich in diesen Jahrbüchern hinlänglich ausgesprochen) und ohne irgend eine aus überlieferten Theorien entstandene Convenienz mußte seine (des griechischen Volkes) Kunst schlechtweg ein ganz treues, erst unbehülfliches, später besseres Nachbilden der Natur seyn. Da nun aber die Natur selbst vielfarbig ist, und da sie fast jeden individuellen Körper durch in ihm organische Mannigfaltigkeit von Farben und Tinten unterscheidet, so mußte die altgriechische Bildnerey, von jenem Principe ausgehend, nothwendig vielfarbig werden. Nicht diese, sondern im Gegentheil die eintönige (monochrome) Skulptur, welche nicht die Darstellung aller Eigenschaften der Oberfläche, sondern nur ihre Form bezweckt, ist eine Abstraction, die erst später kommen konnte; allerdings fand auch diese bey den Griechen zu den Zeiten ihrer gebildeten Kunst Statt, aber das ursprüngliche Princip, eine möglichst vollkommene Naturnachahmung, woraus die Bildnerey der Griechen entstanden war, übte immer auf ihre Kunst den entschiedensten Einfluß aus; denn die beyden mächtigen Grundhebel desselben, eine Natur, die alles mit Farben belebte, und eine Religion, die für jede mythische Figur bestimmte und sehr verschiedene Farben erforderte, waren immerfort thätig. Der Poseidon, welcher im westlichen Giebelfelde des Parthenons der hehren attischen Göttin weichend, den Platz einräumte, mußte

dunkelhärig (κυανοχαίτης), und die Aphrodite, welche dort aus dem breiten Schooße der Thalassa emporstieg, mußte eine goldene, χρυσέη Ἀφροδίτη, seyn.« (Haben aber die Morgenländer, aus denen die ersten Pflanzer und Bildner der Griechen mit ihren Künsten und Tempelbildern kamen, haben diese nicht eine Natur, die alles mit Farben belebt; hatten die alten Aegyptier nicht eine Religion, die für jede mythische Figur bestimmte und sehr entschiedene Farben erforderte, mußte z. B. Osiris als göttlicher Nilus nicht die grünliche Wasserfarbe, als Sonne die gelbrothe Feuerfarbe, als Busiris oder unterirdischer Serapis die schwarze Farbe des finsteren Amenthes haben? Und haben die Griechen nichts gelernt von den Phoniziern, deren Färbereyen vor der griechischen Malerey weltberühmt waren? Hatten nicht Griechen jene angemalten Reliefs an den ägyptischen Tempeln und in den Nekropolen gesehen; hatten sie längs den Wänden der letzteren nicht jene ikonischen Bildsäulen oder Porträtstatuen der Pharaonen, die Mumien, betrachten können, deren brennender frischer Farbenglanz noch heute unsere Augen auf sich zieht? Gewiß behandelten die Meister der vollendeten griechischen Kunst die Färbung der Skulpturwerke in ihrer — in vollkommenerer Weise — aber ihre Vorgänger hatten den Anlaß und die Technik des Färbens von Bildwerken, von Phöniziern und Karern, deren gefärbtes Elfenbein schon Homer kennt, und besonders auch von den Aegyptiern überkommen — oder sollen wir annehmen, daß, während andere gebildete Männer von den Aegyptiern lernten, da bereits vor den Perserkriegen der Milesier Hekatäus in der Thebais die Standbilder der Tempel betrachtete (Herodot. II. 143) — die älteren griechischen Künstler allein pharaonisches Wissen, Bilden und Färben verschmäht?

Im Verfolg erklärt sich Hr. Br. über die diesem Bande einverleibten Abbildungen von allerley Anticaglie. »Was ich früher (sagt er p. XX f.) im ersten Buche (p. XV der Vorrede) von der Wichtigkeit der kleineren Denkmäler hellenischen Lebens und Verkehrs, und von den merkwürdigen Aufschlüssen, wozu dieselben nicht selten führen können, gesagt hatte, das wird, meines Bedünkens, vorliegendes Buch noch viel mehr als das erste bewähren. Daher bedaure ich die Verzögerung nicht, welche durch Erklärung vieler in dieser Abtheilung erscheinenden Gemmen, Pasten, Münzen, irdener Gefäße u. s. w. veranlaßt wurde.« — — »Zu unserem Zwecke aber, demjenigen nämlich: den Genius und das Leben der alten Griechen in mannigfaltigen Beziehungen wo möglich recht zu begreifen, führen uns gerade jene Dinge — in Verbindung mit vielen andern, wie sich

Digitized by Google

das schon von selbst versteht.« Der übrige Theil dieser inhaltsreichen Vorrede betrifft einige Kritiken, die über das erste Buch in verschiedenen literarischen Blättern erschienen sind, neue Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des heutigen Griechenlands, und gute Wünsche für geordnete Verfassung und für das Wohl der dort wohnenden christlichen Brüder.

Die Einleitung zu diesem zweyten Buche eröffnet Herr Br. (S. 133) mit folgenden Bemerkungen: »Die Beschaffenheit des Materials, welches ein Volk im Lande, wo es lange hauset, vorfindet, muß nothwendig auf seine Baukunst, wenn es eine solche bildet, entschiedenen Einfluß ausüben. Die hellenischen Völkerschaften, welche im Ganzen holzreiche Länder bewohnten, müssen sich für ihre frühesten Bauwerke vorzüglich des Holzes bedient haben. Denn wo bey einem an Technik und allerhand Werkzeugen noch jugendlich schwachen Volke, Baumaterialien verschiedener Art, wie z. B. der Stein und das Holz, sich darbieten, da wird nicht die größere Dauerhaftigkeit, sondern die leichtere Handhabe die Wahl entscheiden. Es kann uns demnach — zumal wenn wir die große Neigung der Griechen zum Herkommen mit erwägen — die Bemerkung nicht befremden, daß die Baukunst dieses geist- und empfindungsreichen Volkes immer, selbst in ihrer höchsten Vollendung, gleichsam das Gepräge des Holzbaues an sich trug.« (Wie nun aber, wenn die Griechen in den Ländern, woher sie in Hellas eingewandert waren, in Phrygien, Lydien, Phönicien und Aegypten, schon ein anderes Herkommen, den Steinbau, vorfanden?) Auch hier finde ich vom Verfasser die morgenländischen Wurzeln der griechischen Civilisation außer Acht gelassen. Wie denn auch, wo von den Anfängen der griechischen Baukunst die Rede ist, die sogenannten cyklopischen oder pelasgischen Baudenkmale, wovon sich in griechischen Landen die auffallendsten erhalten haben, zu berücksichtigen sind. Dem Verfasser scheinet auch der, seit dem Jahre 1822, in welchem die Schrift des Herrn Heinrich Hübsch über griechische Architektur erschien, zwischen diesem Architekten und Herrn Hofrath Hirt geführte Streit über den Ursprung des griechischen Bausystems aus Stein- oder aus Holzbau unbekannt geblieben zu seyn. Wie ich vernehme, so haben sich ganz neuerlich wieder die in Morea anwesenden französischen Architekten für das erstere System erklärt, und einige gelehrte deutsche Architekten sind derselben Meinung. In der Schrift von J. H. Wolff über Plan und Methode bey dem Studium der Architektur, Leipz. u. Darmst. 1831, finden sich auch in dieser Hinsicht bemerkenswerthe Andeutungen. Diese Zwischenrede soll keineswegs die Anmaßung enthalten, hier mitsprechen zu wollen.

Digitized by Google

Im Gegentheil werde ich mich begnügen, von dieſem rein die Architektur betreffenden Abſchnitte nur eben hauptſächlich die Rubriken anzugeben, welche hinreichen werden, die gelehrten Architekten auf dieſe Unterſuchungen unſeres Verfaſſers aufmerkſam zu machen — Unterſuchungen, die, wenn ſie in ihren Ergebniſſen ſich als wahr erweiſen ſollten, dem Hirt'ſchen Syſtem in Betreff Griechenlandes eine neue ſtarke Stütze darbieten. Ich ſage in Hinſicht Griechenlandes — denn im Allgemeinen iſt Hr. Br. mit Hrn. Hirt keineswegs einverſtanden. Gleich in der erſten Anmerkung (S. 134) ſagt er: »Sein (des Herrn Hirt) Satz: »»Der Natur der Sache gemäß mußte der Holzbau dem Steinbau vorangehen,«« gilt allerdings von Griechenland, ob auch von holzarmen Ländern, welche früh eine Architektur hatten? ich glaube nicht, und was dieſer kenntnißreiche Baukünſtler ſagt, um ſeine ſehr im Allgemeinen ausgeſprochene Meinung: »» die Höhle konnte nie als Vorbild der Architektur dienen,«« weiter durchzuführen, iſt mir nicht überzeugend geweſen.« Hierauf wird der Bewohner des holzarmen Aegyptens und der troglodytiſchen Phryger gedacht, und wie die Beſchaffenheit ihrer Länder nicht ohne Einfluß auf ihre Architektur geblieben ſeyn konnte, und auf die Bemerkungen des Herrn Leo von Klenze in der intereſſanten Schrift: Wiederherſtellung des toskaniſchen Tempels, München 1821, p. 36 f., verwieſen. — Wir geben nun ganz kurz den Inhalt der erſten Kapitel an, und heben nur einige Bemerkungen aus.

»Erſtes Kapitel, S. 133 — 138: Entſtehung und Ausbildung des doriſchen Frieſes. — Die Form aller Hauptglieder der doriſchen Bauart aus der Beſchaffenheit des Baumaterials entſtanden; Tempel von Holz; Entſtehung der Triglyphen und ihrer Zwiſchenflächen (Metopen); Vitruv's Lehre vom Gebälke; doriſche Tempel mit Triglyphen, aber ohne Ausfüllung ihrer Zwiſchenräume.« (S. 137 werden die Worte des Vitruvius IV. 2. 2, p. 95 ed. Schneider vom Verfaſſer ſo verbeſſert: »Ita diviſiones tignorum. tectae triglyphorum dispoſitione, intertignium, *metopam* habere in doricis operibus coeperunt.« ſtatt »intertignium et opam habere.« Sehr leicht und glücklich. Nach metopam würde Ref. aber ein Komma geſetzt haben. Denn der Verf. fährt ſelbſt gleich darauf fort: »Ich erkläre dieſe, Vitruv's Schreibart ganz angemeſſene Worte durch folgende gleichbedeutende: Ita duo quaequae tigna, praecisa et tecta triglyphis dispositis, intertignium (metopam) habere in doricis operibus coeperunt.« Und weil doch die Lehre von den Metopen des Parthenon ein Hauptgegenſtand dieſes Buches iſt, bringe ich noch die Worte des Verfaſſers in der Erklärung jener

Digitized by Google

Stelle des Vitruvius bey: »Er (Vitruv) belehrt uns gleich darauf (§. 4), daß das, was die Griechen ὀπὰς, die Römer aber cava columbaria nannten, die Balken- und Lattenträger (tignorum cubilia et asserum) waren, weßwegen die Griechen die Zwischenfläche zwischen zwey Open eine Metope nannten.« In der achten Anmerkung werden aus diesen Architekturtheilen Stellen der griechischen Tragiker sehr belehrend behandelt.) S. 135 widersetzt sich der Verf. der Erklärung, wonach δουροδόκη, Odyss. a, 127, die Vertiefungen der gestreiften Säule bezeichnete, und fährt dann fort: »Aber δουροδόκη (nur der Ableitung, nicht dem Sinne nach mit ἡ δοκὸς verwandt) war gewiß ein eigener, von der Säule ganz verschiedener Behälter.« Ref. möchte aber auch nicht einmal der Ableitung nach jene beyden Wörter zusammenstellen, da δουροδόκη vom jonischen δέκομαι hergeleitet, jeden Lanzenschrein, Lanzenfutteral, bezeichnet. Ueber jene homerische Stelle ist neuerlich von Payne Knight Prolegg. in Homer. §. 47, und von Nitsch im Commentar p. 29 Mehreres bemerkt worden. In der angeführten Stelle der Odyssee wird jedoch die Säule des Lanzenträgers ausdrücklich genannt. Nach Herodot I. 34 wurden die Lanzen im Männersaal aufgehängt; ob an Säulen, wird nicht gesagt. Man sollte es aber aus der Stelle des Homer schließen. — Eine andere Art von Spießträger erkannte E. Q. Visconti in einem von außen mit Leisten versehenen kleinen Sockel neben der Bildsäule der Minerva Pacifica im französischen Museum (bey Bouillon I. 7, a), worein die Göttin ihre Lanze einzustecken im Begriff ist, und bemerkt dabey, daß die Alten die Lanzen nie auf den Boden oder sonst wohin zu legen, sondern immer aufrecht zu stellen pflegten. — Dieß mag auch bey den Römern üblich gewesen seyn, und, füge ich hinzu, — wenn man die auf römischen Lagerplätzen nicht selten gefundenen sogenannten Celts für die ehernen Beschläge am untern Ende der Lanzen zu halten geneigt ist, so läßt sich die meißelartige Spitze dieser Celts am ungezwungensten erklären, daß diese dazu gedient habe, die Lanze in die Erde oder in die Vertiefungen des Lanzenträgers einzusenken, und sie aufrecht stehen zu machen.

»Zweytes Kapitel. Fortsetzung. Verzierung des dorischen Frieses (S. 139 — 144). Allmäliche Ausbildung des äußeren Frieses; Schwierigkeit einer harmonischen Vertheilung der Triglyphen; Vitruv's Ausweg; niemals von den älteren griechischen Baukünstlern benützt, und warum nicht; die Abweichung der alten Meister von gewissen Regeln hat einen andern und tiefern Grund« (S. 141, Anmerkung 7, verdient folgende allgemeine Bemerkung beachtet zu werden: »Die höchste Forderung der Ar-

Digitized by Google

chitektur, betrachtet als schöne Kunst, ist ganz gewiß diejenige Einheit und Uebereinstimmung mit sich selbst in allen Stücken, welche die Griechen durch das Wort συμμετρια ausdrückten, sey es, daß dieser Einklang aller Theile sich durch Würde, Ernst und Ruhe (wie im altdorischen), oder durch Leichtigkeit, Grazie und Reichthum eines jonischen und korinthischen Werkes ausspreche. Daß dieser Forderung oft durch sinnige Berechnung des Geziemenden vielmehr als durch genaues Messen (aequales divisiones) Genüge geleistet werden kann, das beweisen jene erhabenen Werke der altgriechischen Baukünstler, namentlich auch durch ihr weises Verfahren hinsichtlich der engeren Säulenweiten und der etwas schmaleren Metopen gegen die Ecken des Gebäudes hin.) In derselben Anmerkung S. 142 sollte es heißen: die dorische Portikus.

»Drittes Kapitel. Fortsetzung: Malerey und Bildwerk am dorischen Friese, S. 144 — 153.« Hier beginnen nun die interessanten Erörterungen über die Färbung der Bildwerke. »Von diesen beyden Verzierungsmitteln« — sagt der Verf. S. 144, nämlich Farbe und Bildwerk — war das erstgenannte ganz gewiß am häufigsten angewandt, und es läßt sich, nach so vielen Erfahrungen, die wir jetzt besitzen, die unsere Vorgänger aber, selbst der geniale Winkelmann, kaum ahnen konnten, mit Zuversicht behaupten, daß es in Griechenland keinen einzigen mit Fleiß und Aufwand ausgebauten Tempel gab, der nicht mehr oder weniger vielfarbig, das heißt auf solche Weise angestrichen war, daß man dem Eindruck und dem reinen Aussehen des Ganzen durch harmonische Bemalung symmetrischer Theile, besonders der oberen Bauglieder, nachgeholfen hatte.« Nachdem der Verf. diesen Satz weiter ausgeführt, bemerkt er (S. 148) in Betreff der Metopen: »Man darf sogar mit großer Sicherheit behaupten, daß erhabenes Bildwerk an Metopen nicht bloß in der früheren, an Technik schwächeren Zeit, sondern immer in Griechenland viel seltener als farbige Verzierung war.« Hiebey werden nun nach Anleitung der Schriftsteller und nach eigenen Beobachtungen besonders in Griechenland viele gehaltreiche Anmerkungen über einzelne Tempel gemacht: auch über die von Selinus in Sicilien, wobey der Verf. — ohne die Untersuchungen des Herrn Thiersch in den Epochen der bild. K. bey den Griechen gekannt zu haben, aber dessen Urtheil bestätigend — S. 149 sagt: »Die drey vorhandenen Platten sind aber hinlänglich, um uns eine uralte, ziemlich ungelenke und klotzige, nach hieratischen Forderungen entstandene, und nach herkömmlichen, vielleicht durch eine Reihe von Jahrhunderten überlieferten Typen bedingte Manier zu zeigen, die gewiß noch älter war,

Digitized by Google

als die Schule von Aegina, und wovon wir sonst nur auf Münzen und gemalten Vasen einige Beyspiele hatten. Diese Reliefs von Selinos (Selinus) sind deßwegen sehr schätzbar, und müssen in der Geschichte griechischer Bildnerey sorgfältig beachtet werden.« Es folgen Beweise der obigen Sätze des Verf.'s aus den Ergebnissen des Theseustempels zu Athen, der Tempel von Sunium, Nemea und Phygalia; bey welchem letztern Herr Bröndsted auf das schöne Werk seines Reisegefährten, des Herrn Baron O. M. von Stackelberg, betitelt: Der Apollotempel zu Bassä in Arkadien — Rom (und Frankfurt am M.) 1826, hinweiset.

»Viertes Kapitel. Ausbildung und Verzierung des dorischen Giebels, S. 154 ff. — Das Adlergebälk (ἀέτωμα); aufgesetzte Figuren (ἀκρωτήρια); freystehende Figuren in Giebelfeldern; entweder einzeln aufgestellt (ἄπλᾶ ἔργα) oder gruppirte Bildwerke (σκολιὰ ἔργα); sie waren immer polychrom; vier große Reihen von Skulpturverzierungen am Parthenon; Jacques Carrey's Skizzen.« (Unter den einzelnen Bemerkungen dieses gelehrten Abschnittes zeichnen wir aus (S. 154): »Diesen erhabenen und durch die Natur des ersten Materials (des Holzes) als Dreyeck geformten Giebel ihrer religiösen Gebäude nannten die Griechen sehr frühe den Adler, das Adlergebälk (Pindar. Olymp. XIII. 21, mit dem Scholiasten): αἰετὸν, ἀέτωμα, eine Benennung, die sich in der Sprache eines sinnlich lebhaften Volks, welches das also genannte Bauglied ursprünglich hatte, am natürlichsten aus der Aehnlichkeit eines mit ausgebreiteten Flügeln schwebenden Adlers erklärt. Der Verf. ist weder der Meinung, »daß die Kugel mit dem Flügelpaar, oder der ἱέραξ an geweihten Gebäuden der Aegypter den griechischen Tempeladler (das Bauglied selbst und seine Benennung) veranlaßt habe,« noch daß in der Form dieses Dreyecks etwas Symbolisches zum Grunde liege. Wie dem aber auch seyn mag, unser Verf. macht mit Recht den Umstand geltend, daß die Aegyptier jenes Bauglied, welches die Griechen den Adler nannten, eigentlich gar nicht hatten; und was den letzten Punkt betrifft, so will er im Allgemeinen deßwegen symbolische Bezeichnungen in der griechischen Architektur nicht ausgeschlossen wissen, denn gleich nachher (S. 159 f.) vermuthet er, daß Sphinxe als Seitenakroterien am Parthenon angebracht gewesen, mit der Bemerkung: »Ihre häufige Erscheinung unter Symbolen der attischen Religion beweisen Hunderte von Münzen und der Helm des chryselephantinischen Standbildes der Göttin (s. Pausan. I. 24. 5), wovon, setzt Ref. hinzu, auch der Helm der Minerva Giustiniani unter den antiken Skulpturwerken noch Kunde gibt. — Die gelehrte Behandlung der Pindarischen Stelle und die daran geknüpften

Digitized by Google

Belehrungen über die Einrichtung der griechischen und namentlich der parthenonischen Giebel muß Ref., wie so manches Andere, der Kürze wegen übergehen.

In Betreff der Verzierungen der Giebelfelder nimmt der Verf. an, daß die der kleineren Tempel nur mit einem gemalten Schmucke versehen gewesen; in Hinsicht der übrigen glaubt er aber nunmehr annehmen zu können (S. 160 ff.): »erstens, daß es in Griechenland keinen großen, mit Sorgfalt und Aufwand ausgeführten Tempel (wenigstens gewiß keinen hexastylen oder oktostylen Peripteros) gab, dessen Giebelfelder nicht mit gruppirten Bildwerken ausgeschmückt waren; zweytens, daß die großen Gruppen der Giebelfelder, wenn Sculpturwerke, immer freystehende (ganz runde) Figuren: entweder geschlungene (geschweifte), in einander gruppirte oder einzeln aufgestellte Figuren, nicht halberhobene (Reliefs oder τύποι) waren. — Drittens waren die Giebelfulpturen der größeren Tempel — sey es, daß sie aus geschlungenen Gruppen σκολιοῖς ἔργοις) oder aus einzeln aufgestellten Figuren (ἁπλοῖς ἔργοις) bestanden — immer polychrom, d. h. mehr oder weniger farbig angestrichen und gemalt.«

Hierbey verdient nun die ganz neue Erklärung der so viel behandelten Worte des Strabo XIV. p. 640 A: ἐν μὲν τοῖς ἀρχαίοις ἀρχαιά ἐστι ξόανα, ἐν δὲ τοῖς ὕστερον σκολιά, die höchste Aufmerksamkeit aller Philologen und Archäologen. Ich gebe sie mit den eigenen Worten unseres Kritikers (S. 161 f.): »Was wäre also nach diesem Begriffe σκολιὰ ἔργα in der Kunst? — Ich antworte: das Gegentheil von ἁπλᾶ ἔργα. Diese waren einzeln aufgestellte, jene hingegen geschlungene, durch Composition und Aufstellung in einander gruppirte Bildwerke.« Ich trage keinen Augenblick Bedenken, dieser Erklärung meine volle Beystimmung zu geben, und unserem Ausleger für die glückliche Lösung einer lang und unangenehm empfundenen Schwierigkeit zu danken. Wenn der Verf bey dieser grammatischen Erörterung not. 8 unter Anderem auch den Namen σκολιὸν μέλος als bloß aus der Lage der Singenden entstanden bezeichnet, so hätte er zur Unterstützung dieser Erklärung an die analogen Redensarten ἐπιδέξια διαπίνειν, ἐπιδέξια λόγον εἰπεῖν und ἐπιδέξια ἐπαινεῖν. (Plato Republ. IV p. 420; Sympos. p. 177 und p. 223) erinnern können, um seine Meinung zu bestätigen. — Die Behauptung, daß die Bautheile und Bildwerke an größeren griechischen Tempeln immer polychromisch gewesen, möchte wohl von Seiten der Architekte am allermeisten Widerspruch finden. — So äußerte ein wissenschaftlich gebildeter Baukünstler, der selbst die griechischen Bauwerke an Ort und Stelle

Digitized by Google

untersucht hat, gegen den Ref. unlängst die Vermuthung, die Färbungen am Parthenon möchten erst aus den Zeiten Alexanders des Großen oder Hadrians herrühren — eine Annahme, die nunmehr durch die von unserem Verf. aus anderen griech. Tempeln beygebrachten Ueberreste polychromischer Architektur in großes Gedrange gerathen möchte.

Die Erörterung der Skulpturverzierungen eröffnet unser Schriftsteller mit Bemerkungen, die wir auch der Darstellung wegen hier wörtlich mittheilen wollen. »Unter allen noch übrigen Denkmälern des griechischen Alterthums (sagt er S. 165) gibt uns aber kein Bauwerk ein klareres Beyspiel schöner Pracht und harmonischen Reichthums in der Skulpturverzierung, als der Parthenon. Man darf die Geschichte der Entstehung und der Ausführung dieses göttlichen Werks als bekannt voraussetzen. Jedweder Mensch, der den Parthenon recht gesehen und zu begreifen sich bestrebt hat, wird von dem Gefühle durchdrungen seyn, daß dieses Werk zu den edelsten Schöpfungen des menschlichen Geistes gehört, und daß es selbst in seinem jetzigen Zustande als eine der vorzüglichsten Zierden unseres Geschlechts betrachtet werden muß. Nachdem die architektonischen Verhältnisse dieses unübertroffenen Bauwerks durch das Stuart-Revettsche Werk und einige spätere Beyträge deutlich erwiesen worden sind, scheint die Wissenschaft noch sehr einer gründlichen Untersuchung der historischen und religiösen Motive, aus welchen dieses attische Nationaldenkmal entstand, zu bedürfen. Denn diese Motive und geschichtlichen Bedingungen bildeten eben die höhere Oekonomie des Parthenons, und da sie sich vorzüglich durch den reichen Schmuck der Bildwerke kund thun, so kann nur eine klare Einsicht in die Beschaffenheit und die Bedeutung der Skulpturwerke des Parthenons zum Verstehen des Ganzen führen.«

»Der Parthenon hatte außer allem eigentlich architektonischen Schmucke vorzüglich vier große Reihen von Skulpturverzierungen, wovon die erste Reihe der Bildwerke alle Zwischenfelder des äußeren Frieses über dem Peristyl bedeckte, und aus zwey und neunzig Metopen bestand, die alle mit etwa vier Fuß hohen Figuren in sehr erhobener Arbeit geschmückt waren. Die zweyte Reihe bestand aus Gruppen von etwa vier und zwanzig mehr oder weniger kolossalen, ganz frey (en ronde bosse) gearbeiteten Figuren (worunter vier Pferdeköpfe), welche sich im östlichen Giebelfelde befanden, und die Geburt der Athene vorstellten. — Die dritte Reihe enthielt etwa vier oder fünf und zwanzig gleichfalls mehr oder weniger kolossale und freystehende Figuren (worunter vier

Digitized by Google

Pferdestatuen). Sie stellten den Sieg der Athene über Poseidon nach dem attischen Mythus vom Streit dieser Gottheiten wegen Besitznahme des attischen Landes vor, und befand sich im westlichen Giebelfelde des Tempels. — — Die vierte große Reihe der Skulpturverzierungen gehörte dem eigentlichen σηκὸς (der cella) an, und bestand in einem den obern Theil der ganzen Cella auswendig umlaufenden Friese von flachgehaltenen Bildwerken, welche bey einer Höhe von 3 Fuß und 4 Zoll und einer Länge von etwa 480 Fuß über 320 Figuren enthielten, deren mannigfaltige Gruppen den feyerlichen Zug zum Parthenon am großen, alle fünf Jahre wiederkehrenden Panathenäenfeste vorstellten.« Nach mehreren Bemerkungen über den Werth und die Beschaffenheit dieser Bildwerke und ihrer uns gebliebenen Ueberreste kündigt der Verfasser seine Aufgabe mit folgenden Worten an:

»Von diesen vier großen Reihen von Bildwerken müssen hier vorzüglich die drey zuerst erwähnten, welche die Metopologie und die Aëtologie des Tempels bilden, mit gehöriger Umsicht behandelt werden. Zuvörderst aber liegt uns ob, in einem fünften und letzten Abschnitte dieser Einleitung zwey sehr schöne Bruchstücke aus einer Bildgruppe des Parthenons, die bis jetzt unbekannt blieben, den Freunden hellenischer Kunst vorzuführen, und ihren ursprünglichen Platz am Tempel auszumitteln. Dieses Bestreben mußte nothwendig auf Begebenheiten des siebzehnten Jahrhunderts, deren Einfluß auf die herrlichen Denkmäler der Burg von Athen sehr groß und verderblich war, zurückführen; und da mehrere und merkwürdige Umstände jener Ereignisse theils entstellt wurden, zum Theil aber ganz im Dunkeln blieben, so werden wir in einer kurzen historischen Uebersicht ihre eigenthümlichen Farben aufzufrischen versuchen.«

Von dieser geschichtlichen Uebersicht und dem übrigen Inhalt des fünften Kapitels der Einleitung genügt es hier die Rubriken anzugeben, und einige wenige Zwischenbemerkungen einzustreuen:

Fünftes Kapitel: Zwey Bruchstücke vom Parthenon im königlichen Museum zu Kopenhagen (S. 171 u. f. Hierzu gehört die Bildtafel Nr. XLIII, welche diese Bruchstücke darstellt; wovon der Erklärer mit großem Scharfsinn ausgemittelt, daß sie der achten Metope von der südlichen Seite des äußeren Frieses im Parthenon angehören). — Venetianisches Heer vor Athen im Jahre 1687, S. 175; theilweise Zerstörung des Parthenons, S. 1-9 (wenn hiebey auch der hessischen Regimenter gedacht wird, die an diesem Feldzuge Theil

Digitized by Google

genommen, so erinnert Referent aus eigener Ansicht und Erkundigung, daß mehrere griechische Inschriften und vielleicht auch einige antike Bruchstücke sich noch davon im Museum zu Cassel befinden. Aus den Papieren des sel. Völkel möchte sich vielleicht darüber nähere Auskunft gewinnen lassen); frühere Umänderungen am Parthenon, S. 181; gleichzeitiger Brief über die Einnahme von Athen im Jahre 1687, S. 182; unglücklicher Ausgang des Feldzugs, S. 184; Herkunft der beyden nach Dänemark gesandten Fragmente, S. 187.«

(Bey Erwähnung der venetianischen Löwen und der übrigen atheniſchen Tropäen Morosinis, des sogenannten Peloponnesiers, hätte Ref. erwartet, auch eines kolossalen Frauenhauptes aus griechischem Marmor im Besitze des Herrn Negotianten J. D. Weber in Venedig gedacht zu finden, zumal da nicht nur an mehrere deutsche Archäologen, sondern auch an den seligen Bischof Münter in Kopenhagen durch die Güte des Besitzers Gypsabdrücke davon gekommen, und es gar nicht unwahrscheinlich ist, daß dieser großartige, aber leider nicht ganz unbeschädigte Kopf, wie die Elginischen und Kopenhagener Bruchstücke, gleichfalls zu den Parthenonischen Sculpturwerken und zwar aus der Reihe der Rundbilder gehöre. — Ueber die zerstörenden Folgen dieses venetianischen Feldzugs hat neulich Herr von Hammer im sechsten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs, S. 484, folgende Anklage am Richterstuhl der unparteyischen Historie niedergelegt: »Eine Bombe flog ins Pulvermagazin des Parthenon, und sprengte den schönsten Theil desselben in die Luft, der Deutsche oder der Venetianer barbarischer als der Türke, welcher es durch zwey Jahrhunderte verschont.«)

Das sechste Kapitel, womit die Metopologie beginnt, hat es vorerst mit den Metopen im Allgemeinen zu thun (S. 191 — 197). Der Verfasser zeigt, wie gerade dieser Theil der parthenonischen Bildwerke bis in die neueste Zeit am meisten mißkannt geblieben, und gibt die Ursachen und Umstände dieser Vernachlässigung an, wie und warum man z. B. allgemein geglaubt, daß sie fast nichts als Kämpfe zwischen den Centauren und Lapithen enthalten: »Eine so häufige Erscheinung derselben Gruppe, wenn auch mit vieler Geschicklichkeit behandelt, wäre allerdings nicht geeignet, von dem Reichthume der Metopenvorstellungen eine günstige Meinung einzuflößen; aber zum Glück für das historische und mythische Interesse derselben, so wie für den Ruhm ihrer Erfinder, werden wir einsehen, daß die Sache sich ganz anders verhalte: daß nur drey und zwanzig von zwey und neunzig Metopen Vorstellungen aus diesem Cyklus hatten, und daß sich noch unter diesen drey und zwanzig

Digitized by Google

fünf befanden, welche ſchon dadurch große Verſchiedenheit in der Compoſition darbieten mußten, daß ſie Centauren mit Weibern gruppirt darſtellten.« Hiebey ein Hauptſatz unſeres gelehrten Kunſtexegeten: — »Die Metopen, mehr als irgend etwas anderes am Parthenon auf ganz örtliche Verhältniſſe berechnet, erforderten ein ſehr ſtarkes Hervortreten (saillie), wie ſie es haben, und einen kräftigen Farbenanſtrich, wie ſie ihn hatten, um in ſolcher Umgebung ihren Platz zu behaupten, und gehörige Wirkung zu thun.« Hiebey wird auf die Belehrungen des kunſtgelehrten Emeric David bey Gelegenheit der Bildwerke am Theſeustempel verwieſen, und über die Hinwegführung von Metopen vom Parthenon ein ſcharfes Wort ausgeſprochen: »Sondern was ich, nach genauer Erwägung der Sache, im höchſten Grade tadle, iſt, daß überhaupt Metopen vom Parthenon hinweggenommen worden ſind, weil ſie nirgends als dort, am Gebäude ſelbſt, richtig geſehen und verſtanden werden können. Auch iſt kein Theil der Elgin'ſchen Dilapidation (ich bediene mich des fremden Worts, weil ich kein der Sache ganz entſprechendes deutſches finde) dem Gebäude ſelbſt ſchädlicher und ſeinem jetzigen Anblicke nachtheiliger geweſen, als gerade die Herabnehmung der Metopen« u. ſ. w. Der Verf. gibt darauf die Quellen ſeiner Metopologie mit folgenden Worten an: »So aber muß (wie die folgenden Blätter beweiſen werden) aller Stoff für die Erweiterung unſrer Einſicht in die Metopologie des Parthenons gar nicht aus den Londoner und Pariſer Muſeen, ſondern nur aus den am Tempel noch erhaltenen Metopen und aus Carrey's Zeichnungen gewonnen werden,« und bezeichnet ſeine Aufgabe und den Geiſt, in welchem er ſie zu löſen gedenkt (und im Ganzen, ſetzt Referent hinzu, gelöſet hat), auf folgende Weiſe: »Wir werden daher zuerſt alles, was von den 92 Metopen noch erhalten wurde, vorführen, und zwar mit genauer Angabe der Quellen, woher unſere Kunde von jeder einzelnen Platte gefloſſen, und mit der Beſtrebung, alle bis jetzt unerklärte Vorſtellungen zu deuten. Erſt wenn dieſe Ueberſicht ſämmtlicher Bildwerke des äußeren Frieſes uns gelingen möchte, wird es am Ende erlaubt ſeyn, einige für hiſtoriſche Anſicht des Ganzen nicht unwichtige Reſultate aufzuſtellen. Denn der Weg, auf welchem Viele heut zu Tage luſtwandeln, um ſogenannten großartigen Anſichten eher, als genauer Erforſchung des Einzelnen nachzugehen, ſchien mir immer ein ſehr gefährlicher, weil am Ende desſelben nur zu oft nicht Einſicht, ſondern Irrthum gefunden wurde. So wie in der Natur ſelbſt alles Erhabene nur durch innige Verbindung und treues Zuthun aller Theile entſteht, ſo kann auch, dünkt mich, in unſerem

Digitized by Google

menschlichen Wissen eine wahrhaft große und allgemeine Ansicht nur aus klarem Verstehen des Einzelnen der Sache hervorgehen.«

Sechstes Kapitel (S. 198): »Die südliche Seite des Tempels muß zuerst und genau betrachtet werden, weil wir von allen zwey und dreyßig Metopen ihres äußeren Frieses zuverlässige Kunde haben. Alle Metopenskizzen Carrey's stellen gerade diese 32 Platten vor; alle sechzehn nach unseren Museen gebrachten Originale aus der Metopenreihe des Parthenons sind von dieser Seite des Tempels herabgekommen; und von achtzehn im Stuart-Revettschen Werke in Kupfer gestochenen Metopenzeichnungen sind siebzehn nach Originalen aus dem südlichen Friese gemacht.«

Unser Erklärer beschreibt und erklärt darauf die ersten zwölf Metopen dieser Seite (S. 198—208), welche sämmtlich Kämpfe von Centauren mit Männern, einige auch mit Frauen, darstellen; mit lehrreichen künstlerischen und archäologischen Bemerkungen. — Ich wähle die Beschreibung der achten Metope aus, um davon Anlaß zu einigen Bemerkungen zu nehmen (S. 202): »Die achte Metope ist auch im brittischen Museum; in Kupfer gestochen Antiqq. of Athens, Vol. IV, chap. IV, pl. XXXI unten; in kleineren Umrissen nach jenem in Antiquités d'Athènes, Vol. IV, ch. 14, pl. XXXV, Nro. 6, und auf unserer Tafel XLVI, Nro. 8. — Centaur mit einem Griechen kämpfend; jener ist siegreich, hat seinen Feind niedergeworfen, und droht im nächsten Augenblicke irgend etwas Schweres (einen Stein oder ein großes Weingefäß?), das er mit beyden Händen emporgehoben hat, auf ihn hinabzuschleudern. Der junge Grieche sucht, beyde Arme vorhaltend, die stürzende Last von seinem Leibe abzuwehren. Diese Beschaffenheit der Composition geht nur mit völliger Klarheit aus Carrey's Skizze hervor, denn in der Zwischenzeit von ihm bis Stuart ist die schöne Gruppe durch Verstümmlung sehr entstellt worden, indem der Kopf und der ganze obere Theil des Centauren, so wie auch der Kopf des Griechen hinweggehauen sind. — Der Farbenanstrich war gewiß im Wesentlichen derselbe, wie an den vorhergehenden Marmorplatten. Zu dieser Gruppe gehören wahrscheinlich die beyden Fragmente im königlich dänischen Museum (man vergleiche die Tafel XLIII dieses Werks). Der Verfasser sucht nun den Beweis zu führen, daß jene Bruchstücke wirklich zu dieser achten Metope gehören, welches ihm zu mehreren feinen Bemerkungen und Vergleichungen Anlaß gibt. Vorher sagt er in einer Anmerkung: »Es scheint mir kaum nöthig, bey der Beschreibung dieser Gruppen auf allgemein bekannte Dichtungen, welche denselben

Digitized by Google

oft genau entſprechen, hinzuweiſen. Dergleichen ſind Hom. Odyss. XXI, vs. 295 u. f.; Orph. Argonaut., vs. 171, 417; Ovid. Metamorph. XII, vs. 210 — 535; vergl. Diodor. Sic. IV, cap 70 und Pauſanias Beſchreibung (V. 10. 2) der Bildwerke von Alkamenes im weſtlichen Giebelfelde des Zeustempels zu Olympia, und, von noch erhaltenen antiken Darſtellungen der nämlichen Scenen, vorzüglich die Bildwerke des Frieſes am Poſtikum des Theſeustempels (Ant. of Athen, Vol. III, ch. I. pl. XXI — XXIV) und die eine Hälfte des inneren Frieſes im Tempel zu Baſſä (im Stackelberg'ſchen Werke, Taf XX — XXIX), deren mannigfaltige Centaurengruppen großentheils aus jenem Frieſe am Theſeustempel und aus den Metopen des Parthenons gefloſſen ſind.«

Hier hätte Referent im Gegentheil gewünſcht, daß es dem Verf. ſehr nöthig geſchienen haben möchte, aus den Quellen des Centaurenmythus recht tief zu ſchöpfen, einmal weil mehrere hierher gehörige Stellen der Alten noch mancher Berichtigung bedürfen; ſodann weil dieſer Mythus noch ſehr im Dunkeln liegt, ſowohl in Betreff ſeiner Bedeutung an ſich, als ſeiner Beziehung auf die weſentlichſten Momente der Urgeſchichte griechiſcher Cultur; endlich weil jedem Nachdenkenden die Frage ſich aufdringen muß: wie es doch komme, daß an den bedeutendſten griechiſchen Tempeln Centaurenkämpfe abgebildet waren. Zuvörderſt die Quellen des Mythus anlangend, bemerke ich, daß die Worte bey Aelian V. H. XI 2: *Μελίσανδρος ὁ Μιλήσιος Λαπιθῶν καὶ Κενταύρων μάχην ἔγραψεν*, in unſerm Cod. Palat. Heidelb. Nro. 155 fehlen. Dieſelbe Handſchrift hat in der Beſchreibung des centauriſchen Stammvaters der Auſoner (ebendaſelbſt IX. 16) *Μάριν* und *φασίν*. Die Verwandtſchaft dieſes Namens mit dem altdeutſchen Mar, Mähre geht ſchon aus der Stelle des Pauſanias X. 19, 6 hervor, wo mit Camerarius und der Moskauer Handſchrift geleſen werden muß: — *τοῦτο ὠνόμαζον τὸ σύνταγμα τριμαριείαν, καὶ ἵππον τὸ ὄνομα ἴστω τις μάρβαν. ὄντα ὑπὸ τῶν Κελτῶν*, und wenn Herr Siebelis (pag. 251) die Stelle Aelians verglichen hätte, würde er nicht die Vulgata beybehalten haben. In den Scholien zu der von Herrn Bröndſted angeführten Stelle der Odyſſee (φ. 295) iſt eine größere Lücke auszufüllen, als dorten Buttmann (p. 535) zu ergänzen verſucht hat. In der Stelle des Philoſtratus (Imagg II. 2), welche Jacobs (pag. 57) mit Recht für verdorben hält, iſt vielleicht zu leſen: *ἀφ' οὗ οἱ Κένταυροι ὁρμηθέντες ἦλθον ἐς κρᾶσιν* (*ὁρμηθέντες*, d. i. entſprungen, ins Leben geſetzt, ſ. Bergler und Wagner zum Alciphron III. 61, p. 187), oder vielleicht beſſer mit einer kleinen Verſetzung der Worte: *ὑφ' οὗ*

Digitized by Google

οἰστρωθέντος οἱ Κεντ. η. ε. κρ. Man vergleiche den angeführten Scholiasten (p. 536 ed. Buttm.), wo der Erzähler in der Entstehungsgeschichte der Centauren *τὴν Ἰξίονος λύσσαν* erwähnt. Pollux IV. 142: *ἢ λύσσα, ἢ οἶστρος, ἢ ὕβρις, ἢ Κένταυρος.* Ich will nur noch Eine Stelle berühren, weil es sich doch hier von Centaurenbildern handelt. Die Erzählung des Lucian im Zeuxis cap. 4 (I. p. 480 sq. Wetsten.), wo die Centaurin des Zeuxis beschrieben wird, hat der Scholiast zu den Carminn. Gregorii Nazianz. p. 38 Gaisford. excerpirt, aber mit manchen Umstellungen und anderen Freyheiten. Folgender Zusatz möchte wohl einem älteren Autor, vielleicht dem Lucian selbst, dessen Text also zu ergänzen wäre, angehören: *Μόλις δὲ γράφουσι Καλλίμαχος καὶ Καλαίσης τὴν εἰκόνα τῆς εἰκόνος οὕτως.* Daß Kallimachus auch Maler war, ist bekannt. Der zweyte ist vielleicht der Maler Calates oder Calaces, und wie dieser Name sonst noch variirt, beym Plinius (s. Sillig. Catalog. Artiff. p. 120). Was nun den Mythus selbst betrifft, so muß eine eigentliche Untersuchung desselben einem anderen Orte vorbehalten bleiben. Hier nur einige, zur Beantwortung obiger Frage nothwendige Andeutungen:

Von den Lapithen und Centauren haben wir beym Diodor (IV. 69, p. 361 Wessel) folgende Genealogie:

Peneus (Flußgott) ⌣ Kreusa (Nymphe)
|
Stilbe (Στίλβη) ⌣ Apollo
|
Lapithes und Kentauros.

Allbekannt ist die Abkunft der Centauren aus der für Here gehaltenen und von Ixion umarmten Wolke, oder von Ixions Sohn Kentauros und den Magnetischen Mutterpferden (Pindar. Pyth. II. 82 sqq.); weniger die von dem in ein Roß verwandelten Zeus (Nonni Dionyss. XVI. 240), oder vom Zeus aus dessen in einer mißlungenen Umarmung mit Aphrodite zur Erde gefallenem Samen (Ibid. XIV. 193); weniger sind auch die Centauren als Söhne der Najaden, des Dionysos Ammon, bekannt (Ibid.); so wie als Söhne der von Ixion und Pegasus umarmten Dulis (Schol. Venet. in Iliad. ά. 266). Pegasus trägt dem Zeus den Donner und den Blitz (Hesiod. Theogon. vs. 285), oder er trägt die Aurora (Lycophr. Alex. vs. 17). Das dem Poseidon und den Flüssen heilige und wasserliebende Thier, das Pferd (*φίλυδρον ζῶον ὁ ἵππος*, Aristotel. ap. Eustath. in Iliad. p. 658), wird mit den Erzeugnissen des Dunstkreises, mit den Wolken verglichen (*αἱ γὰρ*

Digitized by Google

νεφέλαι ἵπποις ἐοίκασι, Schol. in Odyss. φ. 308. p. 537 Buttm.), und die Centauren selbst sehen wir in griechischen Bildwerken bald den Dreyzack des Neptun tragen, bald in einer Gruppe mit Herkules und mit Aeskulap das Füllhorn (Spanhem. de Us. et Pr. Numm. I. p. 283. Payne Knight Inq. on the symbol. lang. § 111, p 84). Diese wenigen Angaben werden hinreichen, um bemerklich zu machen, daß wir in diesen bald aus der Erde, bald aus Meeren, Flüssen, Quellen, bald aus Wolken, bald aus der Verbindung des Himmels mit der Erde oder der Sonne mit Lichtkräften abstammenden Roßmännern, den Centauren, nicht die ersten Reiter im Magnetenlande, sondern physische Erzeugnisse, Kräfte und Aeußerungen verkörpert im Sinne der Bildersprache aller Naturculte zu erkennen haben.

In ihnen sind gegeben die rauschenden Wogen und die wilden, zerstörenden Wellen des Meeres, die Erzeugnisse der Sonne und des Dunstkreises, Donner und Blitz, und die aus geborstener Wolken Schooß hervorbrechenden Regengüsse, beydes in ihren schädlichen und in ihren heilsamen Wirkungen.

Kehren wir nun zur obigen Frage zurück, warum an den bedeutendsten Tempeln Griechenlands Centaurenkämpfe in Bildwerken vorkommen, so wird unser Verfasser, der auf »gründliche Untersuchung der historischen und religiösen Motive, auf die Einsicht in die höhere Oekonomie dieser Gebäude, so wie auf klare Einsicht in die Beschaffenheit und Bedeutung der sie schmückenden Sculpturwerke« dringt, am wenigsten geneigt seyn, sich mit der Antwort befriedigen zu lassen, daß der Kampf von Menschen mit Thieren oder mit Thiermenschen ein der Kunst günstiger Gegenstand sey, oder daß »die Vereinigung junger, schöner Helden mit den fabelhaften Thiermenschen eine angenehme Mannigfaltigkeit in Figuren und Stellungen verursachte« (Völkel über den Tempel des Jupiters zu Olympia, S. 87); denn vorerst bleibt noch die Frage zu beantworten, was die centaurische Doppelgestalt für eine Bedeutung habe. Sodann wird ein jeder fühlen, daß ein höheres Princip aufgesucht werden müsse, woraus das eben so häufige Vorkommen von Amazonenkämpfen sich erklären lasse. Ohne mich auf diesen letzteren Gegenstand hier einlassen zu können, bemerke ich nur, daß alle diese in Tempelskulpturen erscheinenden Kämpfe mit Amazonen, mit Kerkopen, mit Gorgonen, auf dem gemeinsamen Grunde der griechischen Naturreligion und der Culturgeschichte griechischer Völkerstämme beruhen. Die neulich bekannt gemachten Bildwerke von den Tempeln zu Selinunt geben uns hiebey einen Fingerzeig. Außer dem Kampfe des Perseus mit

Digitized by Google

der Gorgone und des Herkules mit den Kerkopen sehen wir auf jenen Metopen den erzürnten Apollo auf seinem Wagen, wie er durch sein Geschoß Seuchen verbreitet, aber auch den versöhnten Apollo neben Hygiea als Sinnbilder der auf die Gesundheit wohlthätig wirkenden Austrocknung der Sümpfe des Flusses Hypsas (vergl. Thiersch Epochen der bild. Kunst, S. 406 f. 413, 415). — Wenn nun der Stier mit dem bärtigen Menschenhaupt auf sicilischen und andern griechischen Münzen ein redendes Sinnbild des Landesflusses und der fruchtbaren Erde, aber auch der zur Entstehung des Ackerbaues nothwendigen Verbindung des Menschen mit dem Pflugstier ist, und wenn wir in dem Roßmenschen, dem Centauren, das Bild jener gedoppelten, bald wohlthätigen, bald schädlichen Wirkungen der Meereswogen und Regenströme zu vermuthen Grund hatten; wenn wir ferner an den Zustand jener alten kräftigen Gebirgsvölker um den Pelion und Oeta denken, die um jene Gipfel bald wunderliche Wolkengebilde erblickten, bald unter Blitz und Donner sich schreckliche Wolkenbrüche herabstürzen sahen, bald mit den Versumpfungen des austretenden Meeres, bald mit den Fluthen des zwischen Hochgebirgen fließenden Peneus zu kämpfen, und wie sie alle ihre Kräfte anzustrengen hatten, um den nöthigen Raum für Weideplätze und Ackerboden zu gewinnen; wenn wir ferner erwägen, daß unter mehr oder weniger verschiedenen Ungemächlichkeiten die agrarische Cultur sich am Alpheus und am Ilissus und in andern griechischen Bergländern und Flußgebieten mühsam hatte durchkämpfen müssen, so werden wir begreifen, wie bey einer anthropomorphistischen Naturreligion diese Erinnerungen der Stämme der Einbildung sich einprägen mußten, und wie die Künstler, nachdem man mit fortschreitender Cultur den Naturkräften, d. i. den Gottheiten, Tempel zu bauen anfing, in sinnlichkräftigen Bildwerken an den Wohnungen der Götter jene alten Kämpfe darzustellen veranlaßt wurden.

Ich muß die Nachweisung dieser Bedeutung der Centaurenkämpfe in den Bildwerken des Tempels zu Olympia und anderwärts übergehen, und stelle nur über die am Minerventempel von Athen folgende Ansicht auf:

Im Parthenon, im Hause der Jungfrau, stehet sie, die ewige Lichtkraft, der Sonne (Apollo's) Mutter, des Mondes Lichtgeist, fest und unerschüttert. Die Gorgone mit ihrem Schreckgesicht, die Ausgeburt der Finsterniß, ist vor ihr gebunden, und sie gebraucht sie nur gegen die Frevler, die sich den Wirkungen ihres Lichtes widersetzen. Hephästus, des Erdfeuers Kraft, hat, von ihr gebändigt, sich furchtbar erwiesen, und der Erdensohn, aus Hephästus Samen entsprungen, Erechtheus,

Digitized by Google

hat neben ihrem heiligen Hause seine Wohnung. Poseidon ist nach dem Streite um das Land mit ihr versöhnt, und die wilden Wellen (die Rosse) sollen Attikas Boden nicht mehr überziehen. Erechtheus hat von der kriegerischen Pallas das Roß bändigen gelernt, und das zügellose Geschöpf des Poseidon muß nunmehr den Streitwagen der streitbaren Söhne des Landes ziehen. Butes und die Butaden sind des Poseidon, der Athene und des Erechtheus Diener, und der attische Heros Buzyges hat den ungebändigten Stier in den zahmen Ackerstier umgewandelt. Atherische und terrestrische Potenzen, Feuer-, Erd- und Wasserkräfte sind mit einander in Eintracht getreten, und der Tempel der unverfehrten Jungfrau Pallas Athene ist der heilige Ort für den gemeinsamen Cult. — Jetzt begreifen wir, warum Centauren oder gebändigte Roßmenschen bald den Dreyzack des Neptunus, bald das Füllhorn tragen; warum sie dienstbar dem Jupiter, Aesfulap, Apollo, Bacchus, Herkules ihre Wagen ziehen (Spanh. de Us. et Pr. Numm. I. p. 280—283). Hier sind die wilden Wasserkräfte in der Tiefe wie in der Höhe den Ordnern und Herrn der Natur unterworfen. Darum müssen sie auch den Wagen der Herrn der Welt, der Stellvertreter der Götter auf Erden, ziehen, wie den des Kaisers Claudius auf einer berühmten Camee (Mongez Mémoires de l'Institut de France, Tome VIII. p. 397). — Ich müßte mich sehr irren, oder auf diese Weise gewinnen unter diesen parthenonischen Metopenbildern jene Centaurenkämpfe ihren natürlichen und mit dem Ganzen übereinstimmenden Sinn. Die Kämpfe der attischen Heroen gegen die brutalen Ausbrüche der Natur gingen dem Ackerbau voraus, und machten ihn möglich, und fort und fort muß der attische Boden von seinem Bewohner mit Kraft und Klugheit, obwohl gegen minder heftige Naturgewalten, vertheidigt werden. — So dächte ich, würde verständlich, warum Centaurenkämpfe gleichsam als Rahmen die friedlichen Scenen aus der Geschichte attischer Agrikultur und Sittigung, die Unterweisung des Erechtheus durch Athene, des Triptolemos durch Demeter u. s. w. in dieser Bilderreihe einschließen. — Man wird nicht einwenden, daß die Centauren auf diesen Sculpturen zuweilen auch mit Frauen gruppirt erscheinen, die sich ihrer Angriffe zu erwehren, und ihnen sich durch die Flucht zu entziehen suchen. Denn niemand wird in Abrede stellen, daß die Frauen unter jenen Ungemächlichkeiten, die aus den feindseligen Einflüssen der Natur hervorgingen, mit leiden, und an dem Nothstande, der der Sittigung vorherging, Antheil nehmen müssen. Sodann war es ganz im Geiste der fortschreitenden Personification und Dichtung, unholde Naturgewalten auch ethisch aufzu-

Digitized by Google

fassen. Und so dürfen wir uns nicht wundern, den Centauren gemeinhin als das Bild jeder brutalen Gewalt und des keine Sitte achtenden Frevels; aber auch, wie die den Schooß der Erde befruchtende Wetterwolke Blumen und Früchte hervorbringt, jenen Thiermenschen der Zähmung fähig — ja als Bildner der Heroen genommen zu sehen — wie jenen gerechtesten der Centauren (δικαιότατον Κενταύρων) Chiron.

Der ganze Ueberrest dieses siebenten Kapitels ist der Beschreibung dieser Centauromachie gewidmet, indem alle Metopen dieser Südwestseite bis zur dreyzehnten Kämpfe mit Centauren darstellen, in der Art, daß bald der Mensch, bald der Thiermensch im Vortheil erscheint. In zweyen dieser Bilder erblickt man Frauen, die sich von Centauren loszumachen suchen.

Das achte Kapitel eröffnet mit Beschreibung des dreyzehnten Metopenbildes eine neue Reihe, die sich einschließlich bis zur ein und zwanzigsten erstreckt. Dieß ist denn auch der Kern oder Mittelpunkt dieses ganzen Buchs. Hier ist es, wo der Geist und das Wissen des Erklärers in ihrem vollen Lichte erscheinen. — Man muß die Umrisse dieser neun Metopen betrachtet, und sich selber die Frage vorgelegt haben, was in jedem dieser Bilder dargestellt, in welcher Handlung die Personen einer jeglichen Gruppe zu denken seyen — um der Klarheit der Erkenntniß, der Richtigkeit des Blicks, der glücklichen Combinationsgabe, so wie dem Scharfsinn und der zweckmäßigen Anwendung archäologischer Kenntnisse, die man hier vereinigt findet, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Referent wenigstens, indem er die Schwierigkeiten dieser Aufgabe sich vorstellte — konnte seines Orts dem Talente, das sie so glücklich zu lösen gewußt, seine Bewunderung nicht versagen. — Da kein Auszug die Verdienste dieser Leistung darzulegen im Stande ist, so begnügen wir uns bey den meisten Bildern die einzelnen Artikel dieses Abschnittes anzugeben, hier und dort auf einige Hauptpunkte hinzudeuten, und eine und andere Bemerkung dazwischen zu legen.

Dreyzehnte Metope: Demeter und Triptolemus, S. 209 u. ff. Dieß gibt dem Verf. zu Bemerkungen über die Verpflanzung des Getreides und Ackerbaus nach griechischen Ländern und über die damit verbundenen Sagen, Satzungen und Gebräuche Anlaß. Hierbey ist es befremdlich, dem Diodor so zu sagen die erste Stimme gegeben zu sehen, d. h. einem Schriftsteller, den Herr Br. doch selber als »eben nicht scharfsinnig« und von einem mißverstandenen Patriotismus bestochen bezeichnet. Ich möchte allgemeiner von einem mißverstandenen Hellenismus reden, der noch weit bessere Autoren der alexandrinischen und römischen Periode jede Sage zu bekämpfen, oder auch wohl zu

Digitized by Google

entſtellen verleitet, die ſie dem Ruhme der Hellenen für nachtheilig halten. Man denke nur an die aus dieſem Motive gefloſſenen Vorwürfe, die ſelbſt Plutarch dem Herodotus macht. — Und eben dieſer naive Altvater der Geſchichte hätte gerade da, wo es ſich vom Urſprung und Gang der griechiſchen Kultur handelt, vom Verfaſſer vorzugsweiſe befragt werden ſollen. — Deſto mehr aber wird der kundige Leſer durch die genauen und feinen Bemerkungen befriedigt werden, die der Verfaſſer in archäologiſcher und artiſtiſcher Hinſicht über dieſes und andere, dem Mythus von Triptolem darſtellende Bildwerke macht.

Vierzehnte Metope: Pandora und Epimetheus, S. 216 ff. Hiebey erwähnt der Verfaſſer, daß auf der Baſis des Chryſelephantiner Standbildes der Minerva in demſelben Parthenon die Geburt der Pandora abgebildet war, und lieſet die Worte des Plinius XXXVI. 5: In base autem quod caelatum est Pandoras genesin appellavit: ibi dii sunt XX numero *adstantes*, nach Letronne's Vorſchlag, ſtatt *nascentes* oder *noscentes*. In den Anmerkungen zur deutſchen Ueberſetzung des Stuart habe ich p. 540 Böttigers Conjektur: ibi dii *adsunt* XX numero nascenti angeführt; dagegen aber eingewendet, daß alsdann geordnet werden müßte: ibi dii XX numero adsunt nascenti. Eben ſo könnte man gegen Letronne's Aenderung einwenden, der wortkarge Plinius würde alsdann vielmehr geſchrieben haben: ibi dii adstant XX numero. C. O. Müllers Vorſchlag: — numero dona ferentes, mißfällt unſerem Verf. auch nicht, dagegen erklärt er ſich mit Recht gegen Stuarts: munera porrigentes, meint aber, es ſey nur von Handſchriften Hülfe zu erwarten, und dieſer Meinung war ich auch a. a. O. — Die Erörterung der verſchiedenen Sagen vom Prometheus gibt dem Erklärer (S. 230 ff.) Gelegenheit zu ſchätzbaren Bemerkungen über das bekannte vatikaniſche Relief, das den Prometheus als Bildner der Menſchenkörper darſtellt.

Funfzehnte Metope: Erichthonius als Wagenlenker, S. 222 f. Dieſe Metope hatte durch die Zerſtörung im Jahr 1687 außerordentlich gelitten, und Carrey hatte von dieſem Bilde nur eine ſehr flüchtige Zeichnung geliefert, von der ſich nicht mehr ſagen läßt, als: »ein junger Mann, in einer kaum noch erkennbaren Biga, lenkt zwey vorgeſpannte Pferde, welche in ſchnellem Laufe vorſchreitend ſind.« Indeſſen hat der Verf. mit Wahrſcheinlichkeit wegen des Platzes, den dieſe Vorſtellung einnahm, eine Erklärung ausgemittelt, wodurch ſie ſich den übrigen Gruppen dieſes mythiſchen Cyklus anreihet: »Die attiſche Sage (heißt es S. 223) erkannte ausſchließlich den Zögling der Athene ſelbſt, Erichthonios, als den

Digitized by Google

ersten, der erwachsene Pferde einem Wagen anzuspannen, und sie zu lenken lehrte, auch als den Erfinder des ἅρμα τέλειον (des Viergespanns, Aristid Orat. in Minerv. p. 12, Jebb. Panath. p. 107. Aelian. V. H. III. 38. Virgil. Georg. III. 112. Hygin. Poët. Astron II. 13. Themist. Orat. XXVII. p. 337, a. Hard., wo er Erechtheus genannt wird nach einer oft vorkommenden Bezeichnung). Ihn sehen wir in diesem Bilde; denn es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß abweichende Ueberlieferungen anderer griechischer Stämme, hinsichtlich des ersten Erfinders des Wagens und der Kunst, die Pferde zu lenken, hier nicht in Betracht kommen können.« Daher auch in der Vorrede, wo eine Uebersicht der Bildwerke am Parthenon gegeben wird, unser Erklärer dieses Metopenbild so bezeichnet (p. XIII: 7° Erichthonios den Zögling und πάρεδρος der Göttin, als von ihr gelehrten Wagenlenker.« — Eben daselbst gibt er in der Uebersicht der Rundbilder in dem westlichen Giebelfelde des Parthenon (p. XII) die Handlung einer der dort befindlichen Statuengruppen mit folgenden Worten an: — »nämlich rechts von Athene und nordwärts: der von zwey Pferden gezogene, von dem unbeflügelten Siege gelenkte und von Erichthonios (im brittischen Museum Nr. 76) dem Zöglinge und πάρεδρος der Athene begleitete Wagen der Göttin.« Dagegen hatte sich Hr. C. O. Müller (De signis in postico Parthenonis fastigio — positis p. 78) die Handlung dieses Statuenvereins so gedacht: »Virgo enim (nämlich Victoria) ut corporis totius et brachiorum maxime habitus commonstrat, habenas (ἡνία vel ῥυτῆρας) tenet easque magna contentione retrahit, *iuvenis* (nämlich Erichthonius) *flagellum tractat*: quae negotia etiam apud Homerum inter duos Molionidas distributa reperiuntur (Iliad. XXIII. 641). Dea autem (Minerva) manifesto equos alio loro vel fune ducit et regit, quam habenis, quas virgo illa tenet etc., und p. 81 nennt er den Erichthonius: *virum*, dea ipsa adiuvante, *currum ducentem*.« Dort spricht er nämlich von der Bestätigung seiner Erklärung, die er in folgenden Worten eines Scholiasten zum Aristides (ad Orat. p. 184, pag 25 ed. Frommel: πάρεδρον τῆς θεοῦ Ἐρεχθέα φησι (Ἀριστείδης) ἐπειδὴ ἐν τῇ ἀκροπόλει, ὀπίσω αὐτῆς (τῆς θεοῦ) γέγραπται ἅρμα ἐλαύνων, ὡς πρῶτον τοῦτο παρὰ τῆς θεοῦ δεξάμενος) gebunden zu haben glaubte (vergl. desselben Handbuch der Archäologie der Kunst, §. 97: — »Im Westen besiegt Pallas, um Athens Schutzherrschaft streitend, den Poseidon dadurch, daß sie die von ihm geschaffenen Rosse den Erichthonius anjochen lehrt«). Da mir die Stelle dieses Scholiasten schon seit dem Jahre 1809 bekannt war, so

Digitized by Google

hatte ich in meinen archäologischen Vorlesungen die Anwendung bezeichnet, die man davon auf die Gruppe mit Pferden im westlichen Giebelfelde des Parthenon machen könne, und war daher um so mehr geneigt, der Müller'schen Erklärung der gedachten Statuengruppe beyzutreten. Jedoch blieben mir einige Bedenklichkeiten, die ich auch in meinen Zusätzen zum deutschen Stuart S. 544 ff. angegeben habe. Jetzt trage ich kein Bedenken, die Bröndsted'sche Erklärung vorzuziehen, und mit unserem Verf. den Erichthonios (oder Erechtheus) des Giebelfeldes als Wagenbegleiter, den der Metope aber als Wagenlenker zu bezeichnen; aber auch noch weiter anzunehmen, daß die angeführten Worte des genannten Scholiasten, welche dem Hrn. Bröndsted unbekannt geblieben zu seyn scheinen, auf die Vorstellung des Metopenbildes zu beziehen seyen, dazu bestimmen mich folgende Gründe: 1) brauchen wir nun nicht ein und dieselbe Handlung an Einem Tempel doppelt vorgestellt anzunehmen, und es ist eines Künstlers wie Phidias würdiger, ein und dieselbe Person in etwas verschiedenen Handlungen an Einem Bauwerke darzustellen; 2) scheint es für eine Siegesgöttin passender, sie einen Wagen allein lenken, als sie die Zügel der Rosse mit großer Anstrengung zurückziehen, und das Gegentheil von dem beabsichtigen zu lassen, was der Jüngling (Erichthonios) thut, indem er die Geißel schwingt, wie Herr Müller annimmt; 3) bekommt nun das γέγραπται, ist gemalt, in den Worten des Scholiasten seine recht eigentliche Bedeutung wieder; denn von Metopenbildern, woran die Farbenmalerey eine Hauptsache war, ja die manchmal bloß gemalt waren, ist jener Ausdruck die eigentliche Bezeichnung. — Das ὀπίσω τῆς θεοῦ in derselben Stelle des Scholiasten behält auch so noch seine Bedeutung, wenn man den Platz betrachtet, wo jene Metope stand, nämlich etwas seitwärts oben hinter dem Bilde der Athene.

Sechzehnte Metope: Erechtheus und Eumolpos, S. 224 f. — »Unter den Ereignissen, welchen die attisch-eleusinische Sage große Einwirkung auf die religiöse und politische Hierarchie dieses Landes beylegte, zeichnet sich Erechtheus Sieg über Eumolpos oder (wenn wir Pausanias folgen wollen) über dessen Sohn Immarados aus. Diesen Zweykampf: Erechtheus als Sieger, Eumolpos oder Immarados überwunden, sehen wir in diesem Relief.« Ueber diesen Kampf hat Ref. in der Symbolik und Mythologie IV. S. 342 ff. sich ausführlich erklärt. Einzelne schätzbare Bemerkungen muß man bey unserm Verf. nachlesen.

Neuntes Kapitel — mit der Bildtafel Nr. LI. Siebzehnte

Digitized by Google

Metope, S. 227 ff. »Erichthonios und Priesterin.« S. 229 erklärt sich unser Ausleger näher darüber: »Wir sehen demnach in diesem Relief entweder die erste Priesterin der Athene, welche ein rundes Fußgestell für das darauf zu errichtende ξόανον διπεχὲς von Erichthonios eben empfangen hat, — oder auch eine Kanephore, welcher jener Heros eben den heiligen Korb überreicht, und seine die Kanephorie betreffenden Befehle ertheilt hat.« Hiebey eine berichtigende Anmerkung über das Schnitzbild (ξόανον) und über die immer brennende Lampe im Tempel der Polias, worüber auch in der neuen Ausgabe des Stuartischen Werks S. 487, Anmerk. 11, und in meinen Zusätzen dazu (S. 552 der deutschen Uebersetzung) Einiges bemerkt ist.

Achtzehnte Metope: »Die drey Töchter des Kekrops (Agrauliden), S. 229 f. — S. 230: »Ich zweifle nicht, nachdem ich den ganzen Zusammenhang der Metopenreihe genau erwogen habe, daß wir in diesem merkwürdigen Relief eine Darstellung der drey Töchter des Kekrops: Aglauros, Herse und Pandrosos, und ihres verschiedenen Schicksals erkennen müssen.« Der Verfasser nimmt davon Gelegenheit, in den sonderbaren Mythus von der Geburt und Erziehung des Erichthonios (worauf sich auch ein S. 170, Tafel XLII mitgetheiltes merkwürdiges Fragment aus Athen bezieht) einzugehen, und dabey werthvolle Erläuterungen, wie über die Aphrodite Móra, über den Tempel der Minerva Polias und das Erechtheion, das Pandroseion und das Agraulion und ihre Oertlichkeiten zu geben. Bey dem Satze S. 235: »daß die Griechen in der schönsten Zeit ihrer Kunst zwey Pläne im Relief anzubringen wohl schwerlich gewohnt waren,« können wir den deutschen Leser auf die schöne Schrift Tölkens: Ueber das Basrelief, und auf Böttigers Bemerkungen im artistischen Notizenblatte 1823, Nr. 10, S. 39 verweisen.

Neunzehnte Metope: Themis und Pandrosos, S. 235 ff. Nachdem der gewandte Erklärer in Betreff der Vorstellungen auf dieser Metope mehrere mögliche Deutungen angegeben, und sich beschieden hat, daß sich dabey kaum mehr als ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen lasse, bleibt er endlich bey folgendem Ergebnisse stehen: »Wir sehen also auf dieser Metope die vergötterte Priesterin der Athene, Pandrosos, mit einer andern weiblichen Gottheit, entweder der Telete oder der Themis, zusammengestellt, und von ihr die Weihe oder Belehrung über Pflichten ihres hohen Amtes ruhig empfangend; und somit bemerken wir auch zwischen dieser und der

Digitized by Google

folgenden zwanzigſten Metope eine logiſche und religioſe Verbindung. Hiebey benützt unſer Erklärer die Entdeckung des E. Q. Visconti, daß das vom Kopfe rückwärts herabhängende κρήδεμνον (der Schleyer) ein Attribut der in die Geheimniſſe der Athene eingeweihten Prieſterin ſey (das von Visconti erklärte atheniſche Basrelief, Kekrops mit ſeinen drey Töchtern darſtellend, kann der deutſche Leſer jetzt in der Darmſtädter Ausgabe des Museum Worsleyanum, Heft I. tab. 9 finden). Hiebey noch eine Aufmerkſamkeit verdienende Deutung des Herrn Bröndſted ſelbſt: »Pandroſos erſcheint verſchleyert auch am öſtlichen Frieſe der Cella des Parthenons ſelbſt, wo unter den ſechs ſitzenden Gottheiten, welche der nordöſtlichen Ecke des Tempels zugewendet waren, die letzte weibliche, mit einem rückwärts hinabreichenden Schleyer verſehene Figur, die einen kleinen Jungen vor ſich ſtehen hat, ganz gewiß die Pandroſos mit dem kleinen Erichthonios vorſtellt.« Bey Erwähnung der attiſchen zwey oder drey Grazien (S. 238. not. 8; vergl. S. 255. not. 9, wo vom deliſchen Apollo die Rede iſt, der eine Gruppe der Charitinnen auf ſeiner Hand trug) erinnerte ſich Ref. einer merkwürdigen, von Seſtini zuerſt edirten altatheniſchen Münze im Beſitz des Kronprinzen von Dänemark, die auf der einen Seite den Apollo mit den drey Grazien auf ſeiner Hand darſtellt.

Zwanzigſte Metope: Thesmophoren mit den heiligen Satzungsbüchern, S. 240 ff. Ausführliche Erörterungen über Stellen des Pauſanias, deren mehrere aus Bemerkung ſeiner durch Parentheſen oft unterbrochenen Schreibart verbeſſert oder erklärt werden, über die heiligen Satzungen der Athener und anderer Griechen und ihr feſtliches Zurſchautragen (p. 244, vergl. 249) über das Wort θεσμοφόριον (p. 246); über das Eleuſinion (nach dem Verf. p. 245 hat es nur Ein Eleuſinion zu Athen gegeben, nämlich das in Agrä). Das Ergebniß über dieſes Metopenbild gibt der Erklärer (S. 249) mit folgenden Worten: »Sind dieſe Bemerkungen richtig, ſo dürfen wir wohl jetzt mit ziemlicher Sicherheit den Gegenſtand dieſer merkwürdigen Etope alſo auffaſſen: zwey weibliche hieratiſche Figuren, vielleicht Prieſterinnen oder andere eigens erwählte Jungfrauen, welche die Schriftrollen der heiligen Satzungen hervornehmen, um ſie, am Tage der ἄνοδος, und in der paarweiſe geordneten Reihe der Theſmophoria zuſa feyerlich einherzutragen.«

Ein und zwanzigſte Metope: Wöchnerin und Prieſterin am tauriſchen Holzbilde der Artemis, S. 250

Digitized by Google

ff. (mit einem Facsimile der Carreyschen Zeichnung dieser Metope). — Eine ungemein schöne Ausführung, deren Ergebniß S. 263 in folgenden Worten enthalten ist: »Diese Metope — stellt das Schnitzbild der langbekleideten Artemis — Χιτώνη (Χιτωνία, Χιτωνέα oder Ἄρτεμις ἐν Χιτῶνι) vor. Bey dem heiligen βρέτας stehen rechts die Priesterin, links eine junge Frau, eine glücklich entbundene Wöchnerin (λεχὼ oder λεχωΐς, s. Callimach. H. in Dian. vs. 127), welche eben in Begriff ist, ihre eigenen Kleider abzulösen, um sie der Göttin dankbar zu widmen.« Diese Untersuchung ist mit schätzbaren Bemerkungen geführt: über die Palladien, über den attischen Gerichtshof ἐπὶ Παλλαδίῳ, über Artemis Ilithyia und die Ilithyien, über die ausländischen, mit dem griechischen Dienste der Artemis vereinigten Wesen und Culte, über die Ἀρκτεία, ein in Brauron gefeyertes Fest, und über andere Heiligthümer und Gottesdienste der Artemis in Attika, und besonders eine kritische Erörterung über die Artemis Χιτώνη oder Ἄρτ. ἐν χιτῶνι, d. i. einer Εἰλείθυια, Λοχεία, Βραυρωνία und Μουνιχία, oder eine den Geburtsgeschäften vorstehende Artemis; wobey mit Verbesserung mehrerer Stellen griechischer Autoren gezeigt wird, daß es niemals einen attischen Demos Χιτώνη gegeben habe.

Beylage zur Erklärung der ein und zwanzigsten Metope: Ueber das Bild und den Cult der Artemis aus Tauros, S. 265 — 269. Das Ergebniß dieser verdienstlichen Untersuchung ist folgendes: »1) daß die alten Völker (die Tauer selbst nicht ausgenommen) darüber einig waren, daß Iphigenia und Oreſt jenes heilige Artemisbild aus Tauros hinweggeführt hatten; 2) daß pontische Völker, Kappadocier, Armenier u. A., welche das von den agamemnonischen Geschwistern überbrachte Bild und den uralten Cultus zu besitzen meinten, von den mit Brauron verbundenen Sagen und Ausprüchen ganz und gar nichts wissen wollten; 3) daß von mehreren hellenischen Völkern, welche im Besitz des wahren Bildes zu seyn glaubten, Athen allein behauptete, das alte Bild sey immer, seit seiner Entführung aus Tauros in Brauron oder in Alä geblieben, während die übrigen sagten, daß die agamemnonischen Geschwister zwar dort zuerst gelandet, daß sie aber nicht in Attika geblieben, sondern mit dem Bilde zu ihnen gekommen wären; 4) daß in historischen Zeiten hellenischen Lebens und Verkehrs kein Mensch auszumitteln wußte, wohin das allerwärts gehuldigte (verehrte. Der Verf. erinnert in seinem sprachrichtigen, angemessenen und gebildeten Ausdrucke sehr selten an seine nicht deutsche Abkunft.),

Digitized by Google

nirgends bestimmt vorhandene Bild der *Ταυροπόλος* eigentlich gekommen sey.« Referent hielt es der Mühe werth, dieses Ergebniß hier mitzutheilen, weil es auf belehrende Weise in einem Beyspiele den Gang mancher Culte des Alterthums anschaulich macht, und weil dieser griechische Gottesdienst in der attischen Tragödie eine so wichtige Bedeutung hat.

Es folgen die Umrisse und kurzen Beschreibungen der Metopen XXII — XXIV, nach Carrey's Zeichnungen. Sie stellen Centaurenkämpfe vor, S. 270 f. Daran schließt sich die Beschreibung der Metopen XXVI — XXXII, gleichfalls zur Centauromachie gehörig, abgebildet nach den Kupfern im Stuart-Revettischen Werke; aber berichtigt von Herrn Cockerell nach den im brittischen Museum befindlichen Originalen. Von S. 277 an handelt der Verf. zum Schlusse noch von einer jetzt verlorenen Metope des Parthenon, abgebildet im vierten Bande von Stuart's Antiquities of Athens, pl. XXIX. Hr. Br. hat ausgemittelt, daß dieses Metopenbild »ein von einem Centauren aufgehobenes Frauenzimmer vorstellt (s. S 279 mit Tafel LIX. A. B.), ingleichen, daß diese Metope nebst andern sich unter den zwanzig jetzt zerstörten Metopen der nördlichen Reihe befunden, und daß folglich auch auf dieser Seite des Tempels, etwa gegen die Mitte derselben, einige Metopenvorstellungen aus dem Cyklus des Centauren- und Lapithenmythos genommen waren.«

Der letzte Theil dieses zweyten Buchs enthält die Erklärung der Bildtafeln, S. 281 ff, Tafel XXXV: Zuerst der Titelvignette: »Gemme in Krystall, genau von der Größe des Kupferstichs, jetzt Mad. A. M. Cockerell, geb. Rennie, gehörend; nach dem Original gezeichnet von Ruspi, in Kupfer gestochen von F. Ruscheweyh in Rom.« Herr Bröndsted läßt das Alterthum dieser Gemme unentschieden, gibt aber die Vorstellung darauf so an: »Sappho auf der trigonischen Leyer spielend.« Dieß leitet den Verf. zu Betrachtungen über die Bildnisse der Sappho im Alterthume (Plinius XXXV. 40, 35 berichtet uns, daß Leon eine psaltriam Sappho, d. h. auf der Lyra spielend, dargestellt hatte), wobey die Untersuchungen von Ciampi, Steinbüchel, Gerhard, Millingen und Andern berücksichtigt werden; — über den Ursprung dieses und anderer vielsaitiger Instrumente der Griechen (die *πηκτίς*, bemerkt Ref. zu dem S. 283 vom Verf. angeführten kommt bey Herodot I. 17 im Kriegsheer der Lydier vor. Man vergleiche die Anmerkung zu dieser Stelle des Geschichtschreibers I. p. 44 ed. Bachr, und füge noch bey, was Koray zum Heliodor IV, p. 162 dazu beygebracht hat). — Es werden ferner die bekannten Schicksale der

Digitized by Google

Dichterin einer neuen Prüfung unterworfen, deren Resultat ist, daß der Verf. sich mit Bayle, Hardion, Cramer, Fabricius, Wolf, Ciampi und Gerhard »für die Einheit einer, durch poetischen Ruf, durch Sagen und Monumente berühmten lesbischen Sappho entschieden erklärt.« Dabey nimmt er an, daß es zwey Typen der lesbischen Sappho im Alterthume gegeben: »der eine porträtmäßige der berühmten Frau und Dichterin, der andere einer gewissermaßen vergötterten Sappho, womit die bekannte Angabe oder Benennung der Sappho als einer zehnten Muse übereinstimmt.« Auch wird ihre unglückliche Liebe zu Phaon, und der Sprung vom leukadischen Felsen (mit einer Beschreibung dieser Oertlichkeiten bey Santa Maura) bezweifelt: »Und so wie das tragische Ende ihr ohne Zweifel erst von leukadischen Priestern angedichtet war, so mag ihre eigene Dichtung, viel mehr als ihr Leben, die ganze Erzählung von einer unmäßigen, abenteuerlichen und verschmähten Liebe zum Phaon veranlaßt haben, wobey die scharfsinnige Vermuthung geäußert wird, daß der in Sapphos Elegien besungene Phaon keine Person, sondern eine in den Worten φάτις, φήμη liegende Idee gewesen. Dabey auch kritische Behandlung einiger Stellen der griechischen Autoren (z. B. des Athenäus XIII. p. 596, E. [p. 158 Schwgh.] aus Aelian. V. H. XII. 19, wo unsere Pfälzer Handschrift dieselbe Lesart hat). Wenn bey Erörterung der Erzählungen von einer Hetäre Sappho ein Zweifel geäußert wird, daß die Eresier das Bild einer solchen auf ihren Münzen geprägt, so möchte der vom Gewerbe hergenommene Grund, wenn ich den Verf. recht verstehe, durch die der Phryne erwiesenen Ehren entkräftet werden, deren Standbild nicht nur ihre Landsleute in Thespiä duldeten (Pausan. IX, 29. cf. Alciphronis Fragmenta p. 219 ed. Wagner, und Jacobs vermischte Schriften IV. p. 462), sondern wovon die Griechen auch ein zweytes zwischen den Bildsäulen zweyer Könige sogar in Delphi aufstellten (Pausan. X. 14, mit Wyttenbach zum Plutarch: De fortuna Alexandri, pag. 127). Für das Daseyn uralter Ordalien in griechischen Ländern liefern die Religionen in Sicilien die auffallendsten Beweise, z. B. um den Aetna, wo man aus Feuer und aus Wasserquellen Gottesurtheile entnahm, namentlich im Cult der Dii Palici oder der ätneischen Gottheiten, welche schon Aeschylus in seinen Αἰτναῖοι erwähnt hatte (s. Steph. Byzant. p. 618 Berkel unter Παλική, vergl. Valckenaer. Callimachi Elegg. fragg. p. 175 sqq. — Pag. 187 des Verfassers muß Herodot. II. 135 verbessert werden). Hr. Br. beschließt diesen interessanten Abschnitt mit folgendem Endurtheile: »Wenn es durch die Beschaffenheit dieses Bildes selbst, nämlich durch die

Digitized by Google

leichte und gewöhnliche Bekleidung, durch Abwesenheit aller hieratischen Attribute, durch die Form der großen, vielsaitigen Leyer und des ganz gewöhnlichen Stuhls offenbar ist, daß selbiges keine Göttin oder hieratische Figur, sondern das portraitmäßige Bildniß einer Frau darstellt; wenn griechische Archäologie und die bestimmtesten Nachrichten, welche wir vorzüglich im Athenäos finden, uns belehren, daß die vielsaitigen trigonischen Harfen bey den Hellenen sehr alt, und vorzüglich auf Lesbos einheimisch waren, wo man der Sappho selbst die Erfindung der πηκτὶς oder μάγαδις beylegte; wenn wir aus anderen und vielseitigen Nachrichten wissen, daß nicht nur die Griechen im Ganzen ihre größte Dichterin durch alle Künste der Musen, durch Schauspiele und Gesänge aller Art, durch vielfache Darstellung in Statuen, Büsten und Gemälden verherrlichten, sondern auch, daß absonderlich ihre Landsleute, die Lesbier, der berühmten Frau dadurch huldigten, daß sie ihr Bildniß bald porträtmäßig, bald nach einem mehr idealen Typus auf ihren Münzen prägten; wenn wir auf noch erhaltene Münzen dieser Art, namentlich von den beyden lesbischen Städten Mytilene und Eresos, als Hauptmotive unserer Gemme vorfinden, nämlich: eine weibliche, leicht bekleidete Figur, welche in einfacher Stellung, ihren rechten Fuß über den linken geschlagen, auf einem Stuhle sitzt, und die Leyer auf ihrem Schooße hält — so schließen wir, ich glaube wohl mit ziemlicher Gewißheit, daß diese ungemein schöne Gemme die lesbische Dichterin auf ihrer Harfe spielend darstellt.«

Taf. XXXVI. Altgriechische Paste: Fackelläufer (λαμπαδηφόρος), S. 289: »Eine nackte, männliche Figur, die bloß mit einer angezündeten Fackel in der rechten und mit einem großen Schilde am linken Arme versehen ist, steht rechts gewandt. Hinter der Figur befindet sich die mit alterthümlichen Schriftzeichen, aber sehr deutlich, von der rechten zur linken Seite geschnittene Inschrift ΛΑΜΠΑΔΙΑΣ. — Daß die in einem härteren und alterthümlichen Style geschnittene Gemme, von welcher diese Paste eine antike Copie ist, einen Fackelläufer (λαμπαδηφόρον) vorstellt, ist offenbar.« Dieß veranlaßt den Verf. zu einem Ueberblick dieser griechischen Fackelläufe und ihrer verschiedenen Art (zu Fuß, zu Pferde und auch mit Waffenrüstung), und zu einigen Bemerkungen über hierhergehörige griechische Bildwerke. Zuletzt ist er geneigt, die Inschrift λαμπαδίας auf jener Paste für eine bisher nicht vorgekommene Form statt λαμπαδοῦχος zu halten. Wenn Herr Br. hiebey (S. 290 not. 3) äußert: »Es kommt mir nämlich vor, daß in der attischen Reli-

Digitized by Google

gion nicht äußere hervorlockende Wärme, ſondern innerer Keim und belebendes Princip der leitende Begriff für die Vorſtellung von den Feuergöttern war. Sonſt würde ja doch wohl vor allen andern, Helios dieſen Gottheiten zugerechnet worden ſeyn, was in der altattiſchen Religion nicht der Fall war« — ſo iſt eine ſolche Beſchränkung geiſtreicher antiker Culte, wie beſonders die attiſchen waren, überhaupt mißlich, und hätte der würdige Erklärer ſich eine organiſche, durchgreifende Erkenntniß der griech. Religionen erworben, ſo würde er gar nicht in Verſuchung gerathen ſeyn, bey der altattiſchen eine ſolche Schranke zu ziehen. Es hätte aber Athen ſeinen alten Stammgott Apollo (Ἀπόλλων πατρῷος), den ſchon die Alten als Sonne verehrten (Platon. Euthydem. p. 302 d. mit Ulpian zur Midiana des Demoſthenes, und wenn man die Genealogie beym Cicero (De N. D. III. 22) betrachtet, wenn der Schutzgott Athens, Apollo, Sohn des Hephäſtos (des Sohns des Uranos) und der Athene genannt wird, ſo wird kein Zweifel übrig bleiben, daß auch eine Potenz der äußeren hervorlockenden Wärme in die Reihe der altattiſchen Gottheiten gehörte. Ueber den feſtlichen Fackelaufzug der Griechen und insbeſondere der Athener wiederhole ich nicht, was ich in der Einleitung zum Plotin vom Schönen p. XXVII sqq. geſagt habe.

Taf. XXXVII (Seite 131 Vignette). Davon ſagt der Verf. S. 291: »Münze von Athen im königl. Pariſer Cabinette: — Kopf der Pallas Athene, rechts gewandt. R. ΑΘΗΝ.... Anſicht eines Theils der nördlichen Seite der Burg von Athen.« Dieſe Kupfermünze römiſcher Zeit liefert dem Erklärer Stoff zu lehrreichen Erläuterungen der Oertlichkeiten der Burg von Athen, der Grotten längs des Aufgangs und der verſchiedenen religiöſen Gebäude auf derſelben; wobey die Unterſuchungen von Leake in der Topography of Athens benützt werden.

Taf. XXXVIII (S. 132). Hiervon meldet Hr. Bröndſted (S. 292 f.): Plan des Parthenons, architektoniſch entworfen und gezeichnet von M Cockerell, in Kupfer geſtochen von Mercier in Paris,« und nach Angabe der weſentlichſten Theile: »Dieſe genaue und klare Darſtellung des Plans des herrlichen Gebäudes gründet ſich auf Cockerells Unterſuchungen, von welchen ich nach ſeiner gütigen Mittheilung hier vorzüglich die von Stuarts Plane abweichenden Angaben beachten werde.« Es wird darauf beſonders auf Cockerell's Entdeckung der Stelle, wo das chryſelephantine Standbild der Minerva des Phidias befindlich geweſen, aufmerkſam gemacht. Die Würdigung dieſer Unterſuchungen überlaſſen wir den Architekten, vorzüglich den-

Digitized by Google

jenigen, die an Ort und Stelle den Parthenon untersucht haben, wie Herr Baurath Heger in Darmstadt, von dem wir eine nach seinen eigenen Vermessungen entworfene architektonische Darstellung des Parthenon in der Kürze zu erwarten haben.

Taf. XXXIX (S. 133 Vignette). S. 295 der Erklärung: »Antikes Bruchstück aus meiner Sammlung von der Größe des Kupferstichs aus den Ruinen von Tyndaris in Sicilien; — schöner weiblicher Kopf, ganz von vorne dargestellt, mit stark vergoldetem Haare, mit zwey hervorspringenden schneckenförmigen Auswüchsen und Flügelchen, welche so wie die beyden Ohrgehänge himmelblau angestrichen sind. Die Gesichtsfarbe, wovon noch, ungeachtet einer starken Erdkruste, welche man nicht hat ablösen können, deutliche Spuren übrig sind, war die eines jugendlichen Weibes.« — »Eines der schönsten kleineren griechischen Denkmäler in terra cotta,« wovon hier eine treffliche colorirte Abbildung geliefert ist. — Unser Erklärer dachte zuerst wegen der, kleinen Hörnern ähnlichen Erhöhungen auf der Stirne an Jo-Isis, und wenn Isis in antiken griechischen Bildwerken wirklich geflügelt vorkäme, würde diese Ausdeutung etwas mehr für sich haben. (Die helleniſirte Isis kommt ja aber in Bildwerken der alexandrinischen und der römischen Zeit wirklich mit Flügeln vor.) Allein die Schönheit dieses weiblichen Kopfes und die goldenen Haare (beydes gepriesene Vorzüge der Medusa), so wie die Sitte griechischer Kunst, selbst das Schreckliche durch Verleihung von Schönheit zu mildern, bestimmen ihn, sich für eine andere Erklärung zu entscheiden, daß wir nämlich in diesem Bildwerke eine Medusa haben, zwar noch jugendlich schön, aber eben im Moment der Verwandlung dargestellt, wo nämlich die junge Frau durch die Macht der zürnenden Göttin (Athene) ein Erstarren bewirkendes Schrecken ergreift, und zwey nicht gräßliche, nur noch schneckenförmige Schlangen und das Flügelpaar aus den goldenen Haaren hervorsprießen. — Ref. erlaubt sich hierbey noch zwey Bemerkungen: Wenn der Verf. annimmt, daß vorzüglich zwey Typen in den Kunstdarstellungen der Medusa vorhanden gewesen: einer unbeflügelten und einer beflügelten, und wenn er zu jener ersten Gattung die schöne Gemme von Solon in der Strozzischen Sammlung rechnet — so wäre vorher zu untersuchen gewesen, ob jene flügellosen Frauenköpfe mit Schlangenhaar denn auch wirklich Medusen, und nicht vielmehr Eumeniden (Furien) sind. Es würde dem Werthe der unvergleichlichen sogenannten Medusa Strozzi nicht der geringste Abbruch geschehen, wenn wir sie zufolge des Satzes, daß die Medusen immer beflügelt von den Alten dargestellt wurden, vielmehr eine Eumenide nennen müßten. Zwey-

Digitized by Google

tens, wenn etwa jemand die himmelblaue Farbe der kleinen Stirnerhöhungen, der Flügelchen und der Ohrgehänge in der Terra Cotta, wovon hier die Rede ist, für die Meinung gelten machen wollte, daß dieser Frauenkopf eine Jo-Selene (oder Mondgöttin Jo — denn mit letzterem Namen ward der Mond bey den Argivern bezeichnet) angehören müsse, dem könnte man aus mythologischen Gründen (zu deren Entwicklung aber hier der Ort nicht ist) überzeugend beweisen, daß die Gorgone nichts anderes, als eine Personification des Mondes war — aber in seinen unholden Erscheinungen und Wirkungen. Um so mehr kann die Gorgone Medusa, ehe sich alle Wirkungen der unseligen Verwandlung an ihr offenbaren, und im Euphemismus der Kunst mit himmelblauen Attributen, als Andeutung der Farbe des Lufthimmels, dargestellt werden. — Man ersieht hieraus, daß jede der beyden Deutungen etwas für sich hat. Um so weniger möchte Ref. zur Zeit noch für die eine oder die andere sich entscheiden. — Taf. XL. (S. 146—147); worüber die Erklärung S. 297: »Ein Stück vom Gebälke des Parthenons, nämlich derjenige Theil desselben, welcher, von den verlängerten Mittellinien der siebenten und neunten Triglyphe begrenzt, die siebente und achte Metope umfaßt« nach Cockerell, Dupré und Peronard. Hiebey der Satz: »daß der Parthenon auch, so wie der Tempel von Aegina, der Theseustempel u. s. w. nicht bloß an seinen Skulpturverzierungen, sondern auch an den eigentlich architektonischen Gliedern, wenigstens an denen der höheren Theile, sorgfältig ausgemalt war« und daß Stuart und Revett wahrscheinlich von allen diesen Malereyen deßwegen geschwiegen, weil sie sie für das Werk einer spätern, schlechteren Zeit angesehen.« — Taf. XLI. (S. 153, Vignette.) Antiker Stirnziegel in gebrannter Erde, von Cousinery in den Ruinen von Pella in Macedonien gefunden; auf dessen Oberfläche »zwei beflügelte Sphinxe, vereinigt unter einem jugendlichen und weiblichen Kopfe, den ein wie ein Modius geformter Lotuskelch mit der, aus einer eyförmigen Zwiebel hervorsprießenden, und sich palmenartig ausbreitenden Blume schmückt.« S. 298. Es folgen Bemerkungen über das Vorkommen der Sphinx auf griechischen Denkmalen, Münzen u. s. w. und ihre Bedeutung, über die Aehnlichkeit eines Theils der Blume mit ägyptischen Skulptur- und Malerwerken. — Ref. vermuthet, daß dieser Stirnziegel der ägyptisirenden Bildnerey der Alexandriner- oder Römerzeit angehöret, und bemerkt, daß auf einer Gemme von orientalischem Carniol in einer Heidelberger Sammlung drey Gazellen unter einem einzigen Kopf desselben Thiers, worüber zwey Sterne, vereinigt sind.

Digitized by Google

Taf. XLII. (S. 170, Vignette.) In der Erklärung (S. 299) leſen wir: »Bruchſtück in gebrannter Erde, aus Athen, von der nämlichen Größe wie die Copie, in der Sammlung des Grafen Pourtales-Gorgier. Auf einer wie ein aediculus geformten Fläche, die ſeitwärts von Pilaſtern, und nach oben von einem Giebel begrenzt war, befindet ſich die Figur einer vorſchreitenden Pallas-Athene, welche ihren linken Arm ausſtreckend und die Aegis ſchüttelnd irgend eine andere Figur, die ſich auf dem verlornen Stücke der nämlichen Fläche befand, abwehrt. Ueber der Aegis und dem linken Arme der Göttin ſieht man noch deutlich einen Theil des ausgebreiteten rechten Flügels irgend einer wahrſcheinlich ſchwebenden Figur. Ueber der Vorſtellung am untern Leiſten der Giebeleinfaſſung lieſt man ſehr deutlich, in alterthümlichen Schriftzeichen *ΑΘΗΝΑΙΑ: ΗΦΑ.....*; und am ſchwarzen Grunde des Giebelfeldes befindet ſich eine an Vaſen und ſonſt auf Gefäßen in terra cotta aller Art gewöhnliche Schnörkelverzierung.« Der Verf. ſieht darin den im attiſchen Glauben tiefbegründeten Mythos von abwehrender Selbſtvertheidigung der Athene gegen Hephäſtos.« Er ergänzt demzufolge die Inſchrift ſo: *Ἀθηναία Ἥφαιστον ἀμύνεται*, »Athene wehret ſich gegen Hephäſtos,« und hat auch in dieſem Sinn eine Ergänzung der ganzen Scene auf der Tafel LXII am Ende dieſes Bandes gegeben. Richtig werden von ihm die einzigen drei Mittel angewendet, die zum Errathen des Gegenſtandes in dieſem merkwürdigen Bruchſtücke noch übrig ſind: »die Armbewegung der vorſchreitenden Göttin; zweytens der noch erhaltene Theil des andern Namens *ΗΦΑ*, und drittens der rechte Flügel einer ſchwebenden Figur;« und Ref. nimmt keinen Anſtand zu bekennen, daß unſer Archäolog ſeine Ausdeutung gegen eine andere, in den Annali dell' instituto di corrispondenza archeologica 1829 III. p. 292, wonach man noch eine vierte Perſon, den Poſeidon, hinzudenken müſſe, wohl vertheidigt hat. Dagegen nimmt es Wunder, wie Hr. Br. ſich entſchließen konnte, die geflügelte Figur, die wir aus dem noch vorhandenen Flügel hinzuzudenken genöthigt ſind, lieber Eris (Streit) als Eros (Amor, Liebe) zu nennen. Denn daß hier geſtritten wird, zeigt Miene, Gebärde und Stellung der Pallas hinlänglich, aber das Motiv des Streites, die Abſicht deſſen, den ſie als Gegner abwehrt, die zudringliche Liebe des Gottes, konnte züchtiger Weiſe nicht anders deutlich gemacht werden, als durch Dazwiſchenkunft des Eros. Wenn bey Pauſanias und ſonſt die Eris in wirklichen Kampfſcenen vorkommt, ſo beweiſen ſolche Beyſpiele aus der Kindheit der darſtellenden Kunſt, für ein Gemalde wie dieſes, gar nichts. — Und wirklich ſcheint

Digitized by Google

Hr. Br. früher selbst an Amor gedacht zu haben (s. S. 302 B, Zeile 6 u. 7). — Dagegen vermißt man (S. 300, not. 4) in der mythologischen Angabe der physisch-agrarischen Personificationen im attischen Religionssysteme gerade die Beantwortung der Hauptfrage, was in dieser Ideenweise der Streit der Pallas mit Hephästos für eine Bedeutung gehabt. Ich muß, durch den Raum beschränkt, diese Erörterung einem andern Orte vorbehalten. Die organische Ergänzung für dieses Gemälde liefert ein auf Taf. LXI A. B. mitgetheiltes Doppelbild auf einer in etrurischem Boden gefundenen Vase des Prinzen von Canino (zuerst herausgegeben und erklärt von Hrn. Panofka in den Annali dell' inst. archeolog. III, pl. X, XI mit p. 292—298). In Erklärung des Bildes auf der Rückseite weicht unser Verf. von jenem Erklärer gänzlich ab. »Ich sehe,« sagt er (S. 301 f.), »zwischen beyden Vorstellungen des schönen Gefäßes die innigste Verbindung. Auf der vorderen Seite wird der attische Urstammvater (Erichthonios) als Kind der Athene geweiht (Referent erinnert hiebey an die merkwürdige Statue einer Pallas, welche in ihrer ausgebreiteten Aegis den kleinen Erichthonios trägt, in dem königl. preußischen Museum; Nr. 12 in den Verzeichnissen von Friedr. Tieck und K. Levezow, Berlin 1830, aufgeführt); auf der Rückseite empfängt sein Enkel Butes, der gute Hirt der Völker (ποιμὴν λαῶν), die priesterliche Weihe;« welche Ansicht von unserm Verfasser im Verfolg motivirt wird; so wie derselbe im Vorhergehenden die Bedeutung des mythischen Namens und Wesens Butes (Βούτης) und seiner Nachkommen, der Butaden und Eteobutaden, berührt. Hiebey kommt unter Anderm der Satz vor: daß die Wände des Erechtheions auf der Burg von Athen mit den Stammtafeln der Butaden oder Aechtbutaden, Ἐτεοβουτάδων, bedeckt waren (Pausan. I, 26, 6. Pseudo-Plutarch. im Leben der zehn Redner cp. VII).« Die Worte des Pausanias lauten: γραφαὶ δὲ ἐπὶ τῶν τοιχων τοῦ γένους εἰσὶ τῶν Βουταδῶν. Amasäus übersetzt, und Siebelis hat die Version aufgenommen: In parietibus *picta* sunt, quae ad Butadarum gentem pertinent. So auch Goldhagen und Clavier, und ich selbst habe diese Uebersetzung: »Die Gemälde an den Wänden (des Erechtheum) beziehen sich auf das Geschlecht der Butaden,« angenommen und zu vertheidigen gesucht, nämlich in den Zusätzen zum deutschen Stuart, wo man erst zwischen Gemälden und Inschriften geschwankt, in den Anmerkungen zur neuen englischen Ausgabe aber mit Hinweisung auf die angeführte Stelle des sogenannten Plutarch bestimmt Porträte angegeben hat (s. S. 471, 486, 546 und 552 der Darmstädt. Ausg.). Hr. C. O. Müller (Minervae Po-

Digitized by Google

liadis sacra, p. 8) ſagt beſtimmter davon: »Tum tabulae *parietibus affixae*, quae eius gentis (Butadarum) *historiam repraesentabant*.« Die Worte des Plutarch heißen (wie ſie Wyttenbach Tom. IV, p. 384 gegeben hat) ſo: *καὶ ἔστιν αὕτη ἡ καταγωγὴ τοῦ γένους τῶν ἐρασαμένων τοῦ Ποσειδῶνος* (es iſt nämlich vom Redner Lykurg die Rede, der ſeine Abkunft von den Eteobutaden herleitete — ſ. p. 374 eben daſelbſt) *ἐν πίναξι τελείῳ, ὃς ἀνάκειται ἐν Ἐρεχθείῳ, γεγράμμενος ὑπὸ Ἰσμηνίου τοῦ Χαλκιδέως*); wo die lat. Ueberſetzung hat: in tabula perfecta. Sillig dagegen ſagt (im Catal. artiff. p. 234): »Ismenias Chalcidensis Lycurgi Atheniensis aequalis, qui huius *stemma in una integra tabula, posita in Erechtheo pinxit*.« Geſchlechtsregiſter heißen *γενεαλογίαι* beym Polybius (IX, 2, p. 93 Schweigh.) und beym Apoſtel Paulus (Timoth. I. 4. Tit. III. 9), *στέμματα* beym Plutarch (in Numa, cap. 1, wo ich mit Koray leſe: *καίπερ ἐξ ἀρχῆς ἐς τοῦτον ἀνάγεσθαι τῶν στεμμάτων ἀκριβῶς δοκούντων*. Man vergl. deſſen Note I. p. 395, und Valckenaer zum Herodot II. 143). Endlich denke man an die pictos vultus und an die tabula capax des Juvenal (Sat. VIII, 2 u. 6„ wo jetzt der Scholiaſt ed. Cramer p. 309 das letztere durch imago perpetua erklärt. Man vergleiche auch Eſchenburg zu Leſſings Kollektaneen der Literatur unter: Ahnenbilder). — Endlich leſen wir beym Plinius (H. N. XXXV. 11, 40; vergl Sillig Catal. Artiff. pag. 156 sq.) von einem Maler Coenus (pinxit) stemmata. — Ich hielt die Zuſammenſtellung dieſer Zeugniſſe bey Stellen für nöthig, welche der eine durch Inſchriften, der andere durch Stammtafeln, der dritte durch Gemälde überſetzt, und frage nun, wie haben wir uns jene *γραφαὶ τοῦ γένους τῶν Βουταδῶν* vorzuſtellen? Von bloßen Inſchriften kann keine Rede ſeyn: Waren es aber Malereyen, ſo fragt es ſich wieder, waren ſie etwa in Wachs- oder andern Farben an den Wänden aufgehängte Gemäldetafeln? Für letzteres ſpricht die Stelle des Plutarch ganz offenbar. Nun aber, frage ich weiter, waren es hiſtoriſche Gemälde, welche merkwürdige Scenen aus der Geſchlechtsgeſchichte darſtellten, vielleicht ſelbſt mehrere auf einer Tafel vereinigt, wie auf altdeutſchen Gemälden z. B. von Hämmling? Dagegen ſcheint die Stelle des Pauſanias nicht zu ſprechen. Die Worte des Plutarch ſcheinen jedoch mehr folgende Annahme zu begünſtigen, daß es verſchiedene Tafeln waren, wovon eine jede die durch Blumenkränze (Feſtons) in der Art verbundenen Bruſtbilder (Porträts) der einzelnen Butaden in Malerey darſtellte, daß der Betrachtende, wenn er die Windungen dieſer Schnüre auf- und ab- und ſeitwärts verfolgte, eine anſchauliche Vorſtellung von der

Digitized by Google

ganzen Ahnenfolge gewann, eben so wie zum gleichen Zweck in den Atriis der Römer die gemalten Wachsbüsten der Vorfahren durch solche Blumenschnüre (stemmata genannt. Plin. H. N. XXXV, 2. p. 679 Hard. und M. Gesner im Thes. L. L. unter stemma) unter einander verbunden waren. — Unter so bewandten Umständen würde ich das γραφαὶ-τοῦ γένους in der Stelle des Pausanias, der Deutlichkeit wegen, lieber Stammtafelgemälde übersetzen. Das interessante Vasenbild, welches unsern Verf. auf jene Stelle des Pausanias leitete, hätte vielleicht mit einem Basrelief verglichen werden sollen, das eine in mehreren Zügen ähnliche Scene darstellt. Es steht bey Bouillon (Musée des Antiques III, 4. 2), und wird im Texte (p. 7) von St. Victor auf die Geburt des Bacchus bezogen. — Zu p. 303, wo des von der Pythia wegen seiner Blutschuld verabscheuten Herkules gedacht wird, muß jetzt die Abhandlung des Herrn Passow, betitelt: Herakles der Dreyfußräuber auf Denkmalen alter Kunst, in Böttigers Archäologie und Kunst I, S. 127 verglichen werden.

Die Tafel XLIII (S. 170 f.) enthält jene zwey Köpfe von pentelischem Marmor in der Kopenhagner Sammlung; welche der Verf. als zur achten Metope gehörig bezeichnet hat. Drey Münzen von Athen (Taf. XLIV) geben dem Erklärer (S. 305) zu mythologischen und numismatischen Bemerkungen Anlaß. — Taf. XLV gibt die Abbildung einer in Morea gefundenen Gemme: Prometheus mit einem Menschengebilde auf der einen Hand, das feuerbewahrende Rohr (νάρθηξ) in der andern; hinter dem Heros ein niederschlagender Blitz — vom Verf. sinnig gedeutet (S. 306 f.). — Tafeln XLVI und XLVII mit sechzehn Metopen des Parthenon; wovon oben. — Taf. XLVIII (S. 208 Vignette). Sieben griechische Städtemünzen (mit Erläuterungen S. 308 f.). — Referent bemerkt zu p. 309: Jener Zevs τολμαῖος auf Münzen der Aenianen bey Mionnet (II. p. 9) erinnert an die τόλμη, welcher neben dem φόβος, Scipio Afrikanus der Jüngere vor einem nächtlichen Ueberfall in Asdrubals Lager opferte (Appian. Punicc. cap. XXI. p. 328 Schweigh.). Alles dieses hängt mit den Vorstellungen von Ζεὺς στράτιος, φύξιος κτλ. zusammen, worüber in den Meletematt. e disciplin. antiqq. vieles von mir nachgewiesen ist.

Taf. XLIX: Silbermünze von Skotussa in Thessalien. — L: Silbermünze aus dem Cabinette Sr. k. H. des Kronprinzen von Dänemark. — LI: Acht Metopen des Parthenon, wovon oben, Taf. LII: Drey griechische Silbermünzen mit Pallasköpfen. (Zu der Erörterung über Athene Alea und ἵππια, p. 312, vergleiche man jetzt des Hrn. Prof. Gerhard Bemerkungen über

Digitized by Google

ſeine antiken Bildwerke in Böttigers Archäologie und Kunſt I, S. 108 f., wo aber des beflügelten Helms nicht gedacht wird. Herr Bröndſted ſchließt aus einer merkwürdigen, hier mitgetheilten Münze von Tegea, daß das große elfenbeinerne Standbild der Athene in Tegea, von Endoios verfertigt und von Auguſtus nach Rom gebracht, einen geflügelten Helm gehabt habe. Wenn er aber nun hinzufügt: »Eigenheit bey einem Minerventypus, die wohl ſonſt nur auf einigen Vaſen vorkommt;« ſo erinnerte er ſich nicht, daß Minerva mit dem Flügelhelm auf griechiſchen, ſiciliſchen Städte- und Königsmünzen keineswegs ſelten, auf römiſchen Familien- und Conſularmünzen dieſer Typus ſogar der gewöhnliche iſt (ſ. Eckhel D. N. V. Vol. V, p. 84 sq.).

Tafel LIII Erzmünze aus des Verf.'s Sammlung: Weiblicher Kopf der Nymphe Salamis, und auf der andern Seite: Waffe des ſalaminiſchen Heros Aias Telamonios (mit ſchönen Erläuterungen S. 312—314). — Taf. LIV: Facſimile von J. Carreys Skizze nach der ein und zwanzigſten Metope des Parthenon auf der Originalzeichnung in der königl. Bibliothek in Paris. — Tafel LV: Altmacedoniſche Münze aus der Sammlung des Herrn Linkh (nach dem Verf. von Aegä in Macedonien). — Tafel LVI: Drey Münzen von Panticapäum, Kos und Milet, aus des Verf.'s Sammlung. — Auf der von Kos glaubt der Verf die καταχόρευσις oder den Siegstanz des pythiſchen Gottes nach Erlegung der Schlange zu ſehen; worüber (S. 316) Nachweiſungen gegeben werden. — Taf. LVII: Umriſſe nach acht Metopen, wovon oben. — Taf LVIII: Drey Münzen von Argos Argolides, in des Verf.'s Sammlung (mit Erklärungen S. 317). Taf. LIX: Zwey Umriſſe nach einer jetzt verlornen Metope des Parthenon, A. nach Stuart, B. nach einer Zeichnung in der Pariſer Bibliothek.

Tafel LX (S. 280). Der Verf. beſchreibt dieſes intereſſante Fragment (S. 318) ſo: »In Athen gefundenes Fragment einer Schale aus gebrannter Erde, in meiner Sammlung, mit ſtark erhobenen Figuren von der Größe des Kupferſtichs; nach dem Originale gezeichnet von Ruſpi, in Kupfer geſtochen von Bettelini in Rom« — »Dieſes ſehr ſchöne Bruchſtück — ſtellt den jungen Bakchos vor, wie er von Amor und einem Faune (Satyr) der ſchlafenden Ariadne zugeführt wird.« Der einſichtsvolle Erklärer vergleicht mit dieſem Fragment die Beſchreibung in den Gemälden des Philoſtrat I, 15 und ähnliche von Visconti beſchriebene (Mus. Pio-Clement. Tom. II, p. 107 und Tom. V, p. 15 — 17) antike

Digitized by Google

Bildwerke. — Taf. LXI: Verkleinerte Copie eines Vasengemäldes im Museum des Prinzen von Canino. die Geburt des Erichthonios; die Einweihung des Butes. — Taf. LXII (Schlußvignette, S. 319): Versuch einer Ergänzung eines in Athen gefundenen Fragments (nämlich den Streit der Athene gegen Hephästos darstellend; wovon oben). — Auf der Kehrseite dieser Tafel folgen einige Berichtigungen und Zusätze.

Hiermit beschließe ich die Anzeige von diesem Theil eines trefflichen Werkes, dessen Fortsetzung niemand eifriger wünscht als

Heidelberg. Creuzer.

Art. III. Beschluß der Anzeige der Description de l'Egypte und der übrigen im vorhergehenden Bande angegebenen ägyptischen Reisebeschreibungen.

Die historische Vorrede Fourrier's zu dem großen Werke über Aegypten übertrifft an Größe des Formats bey weitem das große Folio der neun Bände, welche den Text ausmachen. Das Blatt ist nicht weniger als anderthalb Schuh breit und zwey Schuh zwey Zoll hoch; aufgeschlagen nimmt diese Vorrede nicht weniger als eine halbe Klafter in Breite ein; es ist also vollends unmöglich, dieses kolossalische Buch in den Händen zu halten, oder dasselbe, wenn es flach auf dem Tische liegt, zu lesen, ohne beym Beginne jeder Seite aufzustehen; um es bequem zu lesen, würde ein Pult dazu erfordert, wie die für die Choralbücher, deren größte es noch an Größe übertrifft. Was die Herausgeber zu so riesenmäßigem Formate der Vorrede bewogen habe, wissen wir nicht; man möchte sagen, daß diese Vorrede für ägyptische Kolosse, und nicht für die gewöhnlichen Menschenhände berechnet worden sey, daß sie als Eingang zu dem Riesenwerke selbst eines jener riesenmäßigen Pylonen oder Thorkastelle vorstelle, welche sich als abgestutzte Pyramiden vor dem Eingange ägyptischer Tempel erheben, und welche auch die hinter denselben stehenden Gebäude oft bey weitem an Größe überragen. Das Epithet historischer Vorrede bezieht sich nicht nur auf die Geschichte der französischen Expedition insbesondere, sondern auch auf die des Landes überhaupt; unter jenem Gesichtspunkte betrachtet, bleibt nichts zu wünschen übrig, indem sie mit Erwähnung der früheren Pläne solcher Expeditionen, die Beweggründe, Absichten und Thatsachen dieser letzten französischen gehörig entwickelt, und über die Bestrebungen der Verbesserung der Landesverwaltung und Gerechtigkeitspflege, über die Entdeckungen und Vermessungen des ägyptischen Institutes u. s. w. ausführlichen Bericht erstattet; nur in der Erzählung

Digitized by Google

der ägyptischen Feldzüge ist alles, was Napoleon dem Großen in diesem seinem großen Werke mißfallen konnte, mit gestissentlichem Stillschweigen übergangen, oder mit mildernden Farben aufgetragen; so z. B. wird der Sieg zu Lande über die Türken zu Abukir vergrößert, während des Flottenruins vor Abukir nur mit Einem Worte erwähnt, und noch überdieß bemerkt wird, daß geschickte Politik die Vortheile dieses Seesieges zu Konstantinopel vergrößert habe*), als ob jener Flottenbrand den Türken nicht eben sowohl, als dem übrigen Europa in die Augen geleuchtet, und sie über die hülflose Lage des vom Mutterlande abgeschnittenen französischen Heeres aufgeklärt hätte, ohne daß es geschickter Politik bedürfte, den in Europa und Asien wiederhallenden Donnerschlag des Flottenbrands durch den Knalleffekt politischer Plusmacherey zu vergrößern; so ist die Niedermetzlung der Gefangenen zu Jaffa auf dem Hinwege und die Vergiftungsgeschichte der Pestkranken auf dem Rückwege mit gänzlichem Stillschweigen übergangen: sed praefulgebant Cassius atque Brutus, eo ipso, quod effigies eorum non visebantur. Manche Stellen in dem Tone schmeichlerischer Lobreden, womit sich Napoleon vom Senate gerne das Rauchfaß an die Stirne schlagen ließ, nehmen sich schon jetzt nach zwanzig Jahren ganz sonderbar aus, wie z. B. (S. 61): La fortune, constante pour lui seul, le dérobe aux flottes ennemies; et la mer, une seconde fois fidèle, rend à la patrie celui qui pouvoit la défendre et la gouverner. Les nouveaux titres qu'elle doit lui décerner un jour, sont écrits d'avance dans tous les coeurs, et la reconnoissance va devenir le gage durable de la sécurité publique. St. Helena hat diese Schmeicheley der für Napoleon allein stäten Beständigkeit des Glückes fürchterlich zu Lügen gestraft; nur die Wahrheit behält für alle Zeiten ihr Recht in der Geschichte, welche dem großen Herrscher für immer die Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, daß er selbst von wissenschaftlichem Geiste beseelet, zu den wissenschaftlichen Forschungen der Mitglieder des ägyptischen Institutes das Seinige beytrug, und daß also diese große Sammlung der durch ihn veranlaßten Arbeiten seinen Namen nicht unverdientermaßen an der Stirne trägt: il a contribué au succès de toutes les recherches littéraires que l'on entreprit alors; et la fidélité de l'histoire veut que son souvenir soit attaché aux découvertes qui en ont été le fruit. Eben so wahr, als dieser Ausspruch, ist alles, was die Vorrede über die Vortheile der Lage und die Fruchtbar-

*) La victoire navale d'Aboukir, dont une habile politique exagéra les avantages, p. 52.

Digitized by Google

keit Aegyptens und über die, europäischem Handel aus solcher Colonie erwachsenden Vortheile beybringt; sinnreich ist die Zusammenstellung, daß das alte Kolchis, welches in der Urzeit nach historischen Sagen von ägyptischen Waffen erobert, demselben Götter gesandt (den Serapis), in der jüngsten Zeit demselben seine als Sklaven geraubten Bewohner zu Herrschern gegeben; daß die Portugiesen durch die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung und durch die Flotten, womit sie die indischen Meere bedeckten, dem Wachsthume osmanischer Herrschaft den mächtigsten Riegel vorschossen, indem sonst die Osmanen im Alleinbesitze des indischen Handels (auf dem Wege Aegyptens) wahrscheinlich einen großen Theil des christlichen Europa sich unterworfen haben würden; aber selbst nach Gama's Entdeckung und fast noch zweyhundert Jahre darnach waren die Osmanen so mächtig, daß Europas Herz dem Islam zu Theil geworden wäre, wenn sich die Fluth osmanischer Eroberung nicht zweymal an den Mauern Wiens gebrochen hätte. Nicht so befriedigend, als über die Geschichte der französischen Expedition, ist die historische Vorrede über die ägyptische Geschichte überhaupt und insbesonders über die der Mamluken unter osmanischer Herrschaft, welche, wie schon bey Gelegenheit der historischen Aufsätze des Werkes bemerkt worden ist, viel zu spät von der Hälfte des achten Jahrhunderts, nämlich von der Zeit Ibrahims und Rodhwans an, datirt wird. Wir wiederholen hier noch einmal unser Bedauern darüber, daß die Geschichte des Landes, für welche, wie Eingangs dieser Anzeige zu ersehen, die Quellen so reichlich strömen, ganz leer ausgegangen, weil sich unter den Mitgliedern des ägyptischen Institutes kein einziger Orientalist befand, welcher dieselben zu benützen im Stande gewesen wäre. Wie irrig die Angabe des Werkes und der Vorrede ist, daß die Unruhen der Mamluken unter osmanischer Herrschaft erst von der Hälfte des vorigen Jahrhunderts an datiren, zeige der folgende kurze Ueberblick derselben, nach den besten Quellen der osmanischen Geschichte, nach den Reichshistoriographen Naima, Raschid, Tschelebisade, Ssubhi, Isi, Waßif, und nach Mohammeds, des Sohnes Jusuf, Geschichte der osmanischen Statthalter in Aegypten.

Le commencement du seizième siècle, sagt die Vorrede, marque une époque fatale dans l'histoire de l'Egypte, dieß ist von der osmanischen Eroberung gemeint, welche im Jahre 1517 Statt gefunden. Von dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts springt der Verfasser der Vorrede gleich auf die Hälfte des achtzehnten über: vers le milieu du dernier siècle Ibrahim et Rodhouân, chefs des Janissaires et des Arabes, portèrent

un grand nombre de leurs Mamlouks aux premiers emplois, und von da datiren sowohl die Vorrede als das Werk den Conflikt der angemaßten Herrschaft der Mamluken mit der durch die Eroberung begründeten osmanischen. Die wichtigsten Ereignisse, welche das frühere Daseyn der Mamlukenherrschaft und den Kampf derselben mit den jeweiligen osmanischen Statthaltern bezeugen, sind die folgenden: Nur ein Jahrhundert lang, das ist gerade während des Zeitraums des höchsten Wachsthums und Flores osmanischer Macht, wurden die Bege der Mamluken durch die osmanischen Statthalter in ruhiger Unterwürfigkeit, und die Einrichtungen, welche S. Selim der Eroberer und sein Sohn Suleiman der Gesetzgeber in der Verwaltung Aegyptens getroffen hatten, in voller Wirksamkeit erhalten. Ibrahim, der Günstling und allmächtige Wesir Suleimans, der Belagerer Wiens, hatte i. J. 1525 als Statthalter Aegyptens die Steuerregister auf dem Fuße der Sultane Kaitbai und Ghawri hergestellt; und der nach Konstantinopel jährlich abzuführende Schatz wurde auf 800,000 Dukaten festgesetzt [1]). Dieser durch Suleimanpascha von 800,000 Dukaten auf zwölfmalhunderttausend erhöhte Schatz wurde durch Suleiman selbst auf die ursprüngliche Summe zurückgeführt, und erst unter Murad III. i. J. 1589 auf sechsmalhunderttausend Dukaten vermindert [2]), welche Summe aber auch nur ein Jahrhundert lang voll abgeführt ward, indem zu Ende des siebzehnten und Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, als die Bege der Mamluken die Defterdarstellen an sich gerissen, ein großer Theil des abzuführenden Schatzes in Aegypten zurückblieb [3]). Unter der Regierung Ahmeds III. im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts, als der siebzehnjährige Krieg der Pforte mit Oesterreich durch den Frieden von Situatorok beendigt war, als der alte Großwesir Murad der Brunnengraber (so genannt, weil er Brunnen mit den Schlachtopfern seiner Grausamkeiten füllte) die Macht der Rebellen in Kleinasien und Syrien brach, wurde die der menternden Truppen und der übermächtigen Mamluken durch den Statthalter Aegyptens, Oegüf Mohammed, d. i. Mohammed den Ochsen, gebrochen, welcher von seiner mit Glück durchgeführten Strenge in der osmanischen Geschichte insgemein Kulkiran, d. i. der Sklavenbrecher, beygenannt wird [4]). Die Mamluken hatten neue Steuern und Gebühren [5]) ausgeschrieben, wodurch die Bauern gepreßt wurden. Ochs Moham-

[1]) S. Gesch d. osm. Reichs, III. Bd., S. 41, nach den dort citirten Quellen. [2]) Eben da, IV. Bd., S. 196. [3]) Eben da, VII. Bd., S 283. [4]) Eben da, IV. Bd., S. 427. [5]) Kuschufije, d. i. Kaschifsgebühren, Kelbe, d. i. Hundsgebühren, und Thalbe, d. i. Forderungen.

Digitized by Google

med der Sklavenbrecher trat i. J. 1607 als Statthalter mit einem Chattischerif auf, das nicht zu lang, und als historisches Belege für die Geschichte Aegyptens zu wichtig ist, um hier nicht ganz mitgetheilt zu werden.

»Mohammedpascha, mein Wesir, Statthalter in Aegypten! Sultan Suleiman, Unser glorreicher Ahn, hat nach Aegyptens Eroberung zwölf Bege als Fahnenfürsten eingesetzt; durch die Verrätherey und den Geiz Unserer dahingesandten Statthalter ist die Zahl der Bege auf dreyßig und vierzig angewachsen, und der daraus für Unseren Staatsschatz entspringende Schaden ist Uns wohl bekannt geworden. Du wirst daher bey deiner Ankunft alldort zwölf Bege tüchtige Männer mit ihrem bewaffneten Gefolge als Fahnenfursten auswählen, und die übrigen an Meine hohe Pforte senden «

Diesem Handschreiben zufolge wurden siebzehn überzählige Bege der Mamluken nach Konstantinopel gesandt. Hieraus erhellet, daß die ursprüngliche Zahl der Bege Mamluken, welche im Diwan von Kairo saßen, nicht vier und zwanzig, wie in der jüngsten Zeit, sondern zwölf, und daß der Geiz der Statthalter die Vermehrung derselben begünstigte. Ochs Mohammed wüthete, nachdem er die überzähligen Bege fortgesandt, wider die Truppen der sieben Herdschaften, welche sich die größten Erpressungen erlaubten; schon damals bestanden zu Kairo die zwey Parteyungen der Kasimlü und Sulfikarlü, welche noch ein Jahrhundert später in der Geschichte mamlukischer Unruhen erscheinen, und damals Aegypten theilten, wie vormals die Parteyen Kaisije und Jemanije sich in Syrien blutig befeindet hatten [1]); diese wie jene haben ihren Namen von arabischen Stämmen oder den Häuptern derselben. Vierzig Jahre hernach, unter der Statthalterschaft Haider Agasade Mohammedpascha's, erscheinen zwey übermächtige Bege der Mamluken, Kanßu und Memibeg, welche, vom Statthalter begünstigt, dem Ridhwanbeg (Rodhuan) die Würde des Emirolhadsch (Anführers der Pilgerkarawane) entrissen, und dadurch große Unruhen im Lande veranlaßten, deren umständliche Erzählung in der Geschichte Mohammeds, des Sohnes Jusuf, sieben Quartblätter füllt. Hier erscheint also ein mächtiges Triumvirat von Mamlukbegen, und darunter auch ein Ridhwan oder Rodhuan, ein ganzes Jahrhundert früher, als Ibrahim und Rodhuan, von denen die Vorrede und das Werk die Präpotenz der Mamluken datiren. Zehn Jahre hernach (i. J. 1655) wurde Aegypten durch den

[1]) Geschichte Mohammeds, des Sohnes Jusufs, B. 92.

[2]) In Hadschi Chalfa's chronologischen Tafeln ist des syrischen Bürgerkrieges der Kaisije und Jamanije mehr als einmal erwähnt, namentlich unter den Jahren d. H. 175, 176, 227.

Digitized by Google

Aufruhr der Bewohner von Suakin und den daraus entstandenen Streit zwischen den Aga der Truppen und den Aga der Eunuchen beunruhigt. Kairo war damals das irdische Paradies der aus ihrem Himmel, dem Serai zu Konstantinopel, verwiesenen Eunuchen; im Besitze der Verwalterstellen frommer Stiftungen und ansehnlicher Ländereyen waren sie so mächtig, daß sie den Aga, Befehlshabern der sieben ägyptischen Truppencorps, Trotz bieten konnten; mehrere der letztern wurden von den erstern heimlich und öffentlich erschlagen, mehrere der Eunuchen hierauf nach Ibrim verbannt, zwey der mächtigsten, der vorige Kislaraga und der Vertraute des Sultans (Mohammeds IV.), entflohen nach Konstantinopel, wo sie das Serai mit Klagen wider den Statthalter Mohammedpascha Abu-nur, d. i. den Vater des Lichts, füllten, und seinen Hinrichtungsbefehl erwirkten [1]); unter ihm starb der mächtige Emirolhadsch Rodhuanbeg (im J. 1656), und es bekämpften sich abermal die Parteyen der Kasimlú und Sulfikarlú [2]). Unter der Statthalterschaft Schehsuwarsade Mohammedpascha's, erhob sich in Oberägypten Mohammed, der Beg von Dschirdsche, als das Haupt eines der mächtigsten Mamlukenaufruhre, deren die Geschichte erwähnt. Er hatte den Anschlag gefaßt, den Statthalter, welcher ihm die Stelle eines Emirolhadsch nicht verleihen wollte, mit Gewalt abzusetzen. Dieser bewaffnete die Janitscharen und Asaben wider den mächtigen Beg der Mamluken, und entfernte ihn nach Dschirdsche; Mohammedbeg weigerte sich, dem Chattischerif, welcher ihm statt Dschirdsche die Statthalterschaft von Abyssinien anwies, Folge zu leisten, er goß Kanonen, und soll sogar Münzen auf seinen Namen geschlagen haben [3]); er drohte Aegypten der osmanischen Herrschaft zu entreißen, und sich zum Sultan des Landes aufzuwerfen, wie weiland der vierte Statthalter Aegyptens nach der Eroberung, Ahmed, welchen, wiewohl er sich Sultan betitelte, die Geschichte mit dem Beynamen des Verräthers gebrandmarkt; den Titel Sultan maßte sich auch Ibrahim, der allmächtige Großwesir und Günstling Suleimans, der Belagerer Wiens, nach dem persischen Feldzuge an, erregte aber eben dadurch Suleimans Verdacht und Eifersucht (und zwar mit gutem Grunde) auf solchen Grad, daß er die Anmaßung dieses Herrschertitels mit dem Leben büßte. Mohammed, der

[1]) Gesch. des osm. Reichs, V. Bd., S. 635.

[2]) Gesch. Mohammeds, des Sohnes Jusufs, B. 131.

[3]) Naima II. S. 691, und nach demselben Gesch. d. osm. Reichs, Bd. VI, S. 60.

Digitized by Google

Beg von Dschirdsche wurde bey Manfalut mit Hülfe des arabischen Stammes Hawara geschlagen, auf der Flucht nach der Oasis gefangen, in Ketten nach Kairo gebracht, dorten geköpft, und sein Kopf nach Konstantinopel gesandt. Das oben erwähnte Chattischerif lautet folgendermaßen:

»Du mein Wesir, siegreicher Kämpe, ihr Bege und Aga, zur Huth Aegyptens bestimmt, ihr Bege der Tscherkessen und ihr übrigen Männer der sieben Milizen, Meine Diener! Bey Ankunft dieser Meiner edlen Schrift sollt ihr vermög des Koransverses: Gehorchet Gott, dem Propheten und den Befehlshabern, Meinem Befehle gehorchen, und wenn der von der Befehlshaberschaft Dschirdsche abgesetzte und nach Abyssinien befehligte Mohammedbeg sich dahin zu gehen weigert, mit Meinem Wesir, dem siegreichen Pascha, alle aufbrechen, wider ihn ausziehen, und seinen Kopf Meiner hohen Pforte einsenden« [1]).

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1690, wurde Aegypten durch Streifzüge eines arabischen Scheichs, Ibn Wani, der mit 7—8000 Mann zusammengelaufenen Gesindels das Land verheerte, beunruhigt [2]). Zwölf Jahre hernach lag der Statthalter Huseinpascha in beständigem Kampfe mit den arabischen Stämmen des obern Aegyptens, die er bis in die Oasis verfolgte; er selbst wurde, seiner üblen Finanzverwaltung willen, sammt seinem Kiaja zu Kairo in die beyden Gefängnisse gesetzt, welche abgesetzten Statthaltern und den Helfern ihrer Erpressungen zum Aufenthalte bestimmt sind, deren eines das Köschk Jusufs, das andere das Schweißhaus heißt, jenes als Erinnerung an den Kerker des ägyptischen Joseph, dieses als das Haus der Folter, welches mit dem Schweiße zugleich Geld auspreßte [3]). Wir übergehen hier die in unserer Geschichte des osmanischen Reichs aufgenommenen Nachrichten von den inneren Einrichtungen der Statthalter, von den Bauten, frommen Stiftungen, Münzveränderungen derselben u. s. w., um bloß die großen Aufstände der mamlukischen Bege hervorzuheben, von denen das große Werk über Aegypten und seine Vorrede vor der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts keine Kenntniß haben. Eine der größten, langwierigsten und gefährlichsten Mamlukenempörungen begab sich zu Anfang des achtzehnten

[1]) Gesch Mohammeds, des Sohnes Jusuf, B. 138. Die Erzahlung der Begebenheiten der Statthalterschaft Schehsuarsate Mohammedpascha's füllt in der Gesch. Mohammeds, des Sohnes Jusuf, nicht weniger als sechzehn Blätter.

[2]) Raschid I. B. 170, und nach demselben in der Gesch. des osman. Reichs, VI. Bd., S. 558.

[3]) Gesch. des Sohnes Jusufs, B. 197, und nach demselben Gesch. des osm. Reichs, VII. Bd., S. 38.

Digitized by Google

Jahrhunderts im Jahre des Pruther Friedens, und also gerade ein Jahrhundert nach dem durch Ochs Mohammed den Sklavenbrecher gedämpften gefährlichen Aufruhr. Das Zusammentreffen dieses Aufruhrs Kaitasbegs mit dem russischen Feldzuge scheint keineswegs zufällig, sondern mit demselben in eben so naher Verbindung gestanden zu seyn, als in der zweyten Hälfte desselben Jahrhunderts der Aufruhr Alibegs mit den Unternehmungen der russischen Heere und Flotten. Ueberhaupt erscheinen die Mamluken-Aufstände in Aegypten fast immer gleichzeitig mit äußeren Kriegen oder anderwärtigen inneren Unruhen, welche die Pforte in Verlegenheit setzten. Die zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts waren gleichzeitig mit denen asiatischer Rebellen, und wie diese Murad der Brunnengräber zu Paaren trieb, so jene Mohammed der Sklavenbrecher. Die Unruhen Kanßu-Memi- und Rodhuanbegs fallen mit den zahlreichen Empörungen der Regierung Mohammeds IV. zusammen, welche erst die dämonische Kraft des alten Köprili bezwang; und der Kampf zwischen den Aga der Truppen und den Aga der Eunuchen zu Kairo war der unmittelbare Vorläufer des Kampfes auf Leben und Tod zwischen den Aga der Truppen und den Aga der Eunuchen in der Hauptstadt, welcher mit der Ermordung der alten Walide (der Großmutter S. Mohammeds IV.) und der Hinrichtung der übermächtigen Aga der Truppen endete. Das Feuer des dritten großen Aufruhres im Oberlande Aegyptens durch Mohammedbeg von Dschirdsche ging gleichzeitig mit dem großen Feuerbrande Abasa auf, welcher unter dem Vorwande der Blutrache S. Ibrahims die asiatischen Länder des osmanischen Reiches so lange verheerte, bis er endlich bezwungen als Statthalter nach Bosnien versetzt, dann wieder nach Konstantinopel berufen, ein Opfer der Tyranney S. Murads IV. fiel. Zu diesen drey Parallelen gefährlicher gleichzeitiger Empörungen an den äußersten Enden des osmanischen Reiches mag noch eine andere, wiewohl nicht unmittelbar in die Geschichte der Mamluken einschlagende bemerkt werden, nämlich daß der arabische Scheich, der Sohn Wani's (Ibn Wani), welcher Aegypten mit 8000 Mauren verwüstete, nur vier Jahre nach dem Tode Wani's, des großen Orthodoxen und Scheichs Hofpredigers aufstand, welcher bey der Belagerung Wiens den Muth der Belagerer durch seine Predigten minder glücklich angefeuert, als der Kaplan Sobieski's, Marco d'Aviano, den des entsetzenden Heeres, und welcher bald nach der Niederlage von Gran und dem Falle von Neuhäusel gestorben. Kaitasbeg war das Haupt der Partey Sulfikarlü, welche denselben dem Scheich ol-beled Ejubbeg dem Haupte der Partey Kasimlü ent-

Digitized by Google

gegenstellte; Ejubbeg hatte nicht nur den Statthalter Chalil, sondern auch den Beg von Dschirdsche, den mächtigsten der Bege Oberägyptens, für sich. Die Sulfikarlü plünderten Ejubbegs Güter in Oberägypten, sie wollten den Kaitasbeg mit Gewalt zum Scheichol-beled einsetzen, und gewannen von den sieben Körperschaften der Truppen sechs für sich, so daß es nur die Janitscharen, und vorzüglich ihr verhaßter Anführer, Ahmed der Franke, mit der gesetzmäßigen Obrigkeit, dem Statthalter und Stadtvogte, hielten; es kam zu förmlicher Schlacht, in welcher Aubeg, die größte Stütze Kaitasbegs, blieb; als sich aber mit diesem Ibrahimbeg, der vordem neutral geblieben, vereinigt hatte, wurde das Haus Ejubbegs verbrannt, der Statthalter Chalil von den beyden rebellischen Begen abgesetzt, welche sich im gemeinschaftlichen Besitze Kairo's behaupteten, ohne daß die Pforte es zu ändern vermochte. Der neue Statthalter Welipascha war gezwungen, den Beystand der Rebellen in Anspruch zu nehmen, um fanatischen Volkstumult, welchen ein wider die Verehrung der Heiligen und ihrer Gräber, wider die Klöster der Derwische und ihre Reigen predigender Student erreget hatte, zu stillen. Außer diesem merkwürdigen Vorfalle war die Statthalterschaft Welipascha's noch durch zwey Chattischerife ausgezeichnet, deren eines das Kontingent der ägyptischen Truppen für den russischen Krieg bestimmte, das andere den Lauf der Gold- und Silbermünze regelte*). Der Großwesir Ali, der Eidam S. Ahmeds III., auf die Herstellung der Ruhe in Aegypten bedacht, sandte den Statthalter Abdipascha dahin, welcher den vorletzten Statthalter in das Haus des Schweißes, den Kiaja desselben in das rothe Haus (Alhamra), den letzten Statthalter Welipascha in das Köschke Josephs gefangen setzte, den Kaitasbeg, welcher das Amt des Defterdars an sich gerissen, absetzte, tödten, und dann den Leichnam desselben vom Fenster des Schlosses herunterwerfen ließ. Dieß gab neuen Tumult der Blutrache des ermordeten Begs, die Asaben und Janitscharen lagen wider einander zu Felde, bis der Statthalter dieselben gegenseitige Versöhnung schwören ließ, die Stadt beruhigte und wieder Münze und Satzung regelte. Die Ruhe dauerte nicht lange, indem an die Stelle der hingerichteten Bege Kaitas und Ibrahim, der übermächtige Emirolhadsch Ismailbeg die Macht an sich riß, und den Statthalter Alipascha von Smyrna nach seinem Willen zu regieren zwang. Wiewohl Alipascha die Münzen und Satzungen neu geregelt, wurde er nichts destoweniger ins Köschke Jusuf's eingesperrt und getödtet. Durch den nachfolgenden Statthalter Redschebpascha wurde Ismail

*) Gesch. d. osm. Reichs, VII. Bd., S. 167—170.

Digitized by Google

zwar Anfangs eingeschüchtert, gewann aber bald wieder die Einwohner Kairo's für sich, setzte den Statthalter ab, und sandte sieben Abgeordnete der sieben Herdschaften der Truppen mit einer allgemeinen Bittschrift nach Konstantinopel, wo dieselbe Gehör fand, so daß Ismailbeg begnadigt ward [1]). Fünf Jahre nach diesen Vorfällen versuchte Tscherkesbeg sich auf gleiche Art der Herrschaft zu bemächtigen; als Scheichol-belad der Macht der Statthalter höhnend, gewann er zuletzt den Morali Alipascha für sich, so, daß dieser mit ihm heimlich verstanden war, statt, wie er sollte, mit dem Tschauschbaschi in der Vollstreckung des Hinrichtungsbefehles gemeinschaftlich zu Werke zu gehen; der Tschauschbaschi rottete sich mit den Feinden Tscherkesbegs zusammen, nahm mit denselben von der Pforte der Asaben und Janitscharen Besitz, überbot die siebzigtausend Piaster, welche Tscherkes unter die Truppen vertheilt hatte, mit größeren Summen, so daß Tscherkes Mohammed, nachdem er sein ganzes Harem erwürgt, nach Tripolis entfloh [2]), dessen Dai, so wie der von Algier, sich seiner annahm; und als die Pforte sich weigerte, den Beg wieder in Kairo einzusetzen, erzeigte sich der Dai widerspenstig dem Befehle der Pforte [3]). Tscherkesbeg kam von Tripolis mit Empfehlungsschreiben des Dai nach Triest, um beym kaiserlichen Hofe Hülfe zu suchen [4]). Ohne Erlaubniß war er bis nach Wien gekommen, und von da nach Tripolis zurückgefertigt. Er war bereits bis Benghasi gekommen, als seine nahe Gegenwart dreytägigen großen Aufruhr zu Kairo hervorrief, welchen der Statthalter Mohammedpascha kein anderes Mittel zu stillen sah, als daß er den empörten Truppen die Köpfe der drey Freunde Tscherkesbegs (des Defterdars Ali, Sulfikarbegs und des Befehlshabers der Muteferrika) auslieferte, und so die Hauptstadt wieder beruhigte [5]). So hatten die Mamluken, oder wie sie die osmanische Reichsgeschichte nennt, die Katamischen [6]), schon durch anderthalbhundert Jahre in fünf großen Empörungen, nämlich: unter Ochs Mohammed dem Sklavenbrecher (i. J. 1611) durch die Bege Kaußu, Memi und Ridhwan (i. J. 1655), durch Mohammedbeg von Dschirdsche (i. J. 1661), durch Kaitasbeg (i. J. 1711), durch Tscherkesbeg (i. J. 1726), die Herrschaft Aegyptens an sich zu reißen versucht, als in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der energische Statthalter Raghibpascha, der nachmalige letzte große

[1]) Im May 1721. Gesch. des osman Reichs, VII. Bd., S. 278. [2]) Eben da, S. 345. [3]) Eben da, S. 324. [4]) Eben da, S. 314. [5]) Eben da, S. 346. [6]) Ist, B. 137—139. Daher das englische Wort Catamite.

Digitized by Google

Großweſir des osmaniſchen Reichs durch meuchleriſchen Ueberfall der Partey der ſieben widerſpenſtigen Bege im Diwan, das erſte Beyſpiel verrätheriſchen Mamlukenmordes gab [1]), welches nach Beendigung des engliſch-türkiſchen Feldzuges in Aegypten im J. 1801 der Kapudanpaſcha Huſein durch den Mord der Bege auf ſeiner Feluke befolgt, und der dermalige Statthalter von Aegypten, Mohammed Alipaſcha, durch das allgemeine Mamlukengemetzel in dem Schloſſe von Kairo mit der gänzlichen Vertilgung der Mamluken beſiegelt hat. Ibrahimbeg war nicht, wie die Vorrede ſagt, das Haupt der Janitſcharen [2]), und Ridhwan nicht das der Aſaben, ſondern jener Scheichol-beled und dieſer Kiajabeg; aus dem Hauſe des erſten ging Alibeg hervor, welcher in der Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts eine ſo große Rolle geſpielt, und welcher der ſechste der großen Häuptlinge mamlukiſcher Uebermacht, ſo wie Muradbeg der ſiebente und letzte zur Zeit des franzöſiſchen Feldzugs.

Aus der gegebenen kurzen Ueberſicht erhellt, wie irrig der Vorredner und die Verfaſſer der Denkſchriften des Werkes daran, daß ſie die Geſchichte des übermächtigen Eingreifens der Mamluken in die osmaniſche Staatsverwaltung erſt von der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, nämlich von dem Erſcheinen Ibrahims und Ridhwans, an datiren, indem ſie von den früheren fünf großen Empörungen, ja nicht einmal von dem Mamlukenmorde Raghibpaſcha's, die geringſte Kunde haben. Eben ſo leer, als die Periode der osmaniſchen Herrſchaft in Aegypten, ſind die früheren ſeit der arabiſchen Eroberung unter den Statthaltern der Chalifen des Hauſes Omeije und Abbas unter den Fatimiten, unter den Ejubiten, unter den Mamluken vom Nil und den tſcherkeßiſchen bis zur osmaniſchen Eroberung ausgegangen, was der Fall nicht ſeyn würde, wenn ſich unter den Mitgliedern des ägyptiſchen Inſtitutes und der zur Herausgabe des Werkes niedergeſetzten Commiſſion Orientaliſten befunden hätten, welche im Stande geweſen wären, von dem Eingangs dieſer Anzeige aufgeführten Centime orientaliſcher Werke über Aegyptens Geſchichte wenigſtens zwey oder drey der vorzüglichſten, wie Makriſi, Sojuti und Ibn Ajas zu benützen.

---

[1]) Geſch. d. osm. Reichs, VIII. Bd., S. 101.

[2]) Ibrahim et Rodhouan, chefs des Janisaires et Arabs, p. XXVI.

* * *

Digitized by Google

Die Reise des Hrn. Generals von Minutoli hat nicht nur seinen Reisebericht, sondern auch den seiner Frau Gemahlin veranlaßt, deren Erinnerungen mit einigen beygegebenen Küpferchen eine angenehme Lektüre für Damen, aus der aber auch Cavaliere, wenn sie nichts Anderes über Aegypten gelesen haben, noch Manches lernen können. Ein sehr sonderbarer Druckfehler findet sich (II. S. 74): une couleur qui comme fruit *défendue* avoit un double charme à ses yeux; es ist sehr möglich, daß ein deutscher Uebersetzer die verbotene (défendu) Frucht, als Frucht Befendbe übersetzt. So erscheint auch (S. 189) der Graf Schullenburg als Schalemburg. Noch ärgere Druckfehler befinden sich in der Reise der zweyten Dame, der Mrs. Colonel Elwood, d. i. der Frau des Obersten Elwood, und nicht des Obersten selbst, wie diese Reise irgendwo angekündigt worden, welche sich für eine Reise über das feste Land (Over land) auf dem Titel und in der Vorrede ausgibt, während sie doch von Neapel aus zur See nach Alexandrien und wieder so von Koßair durch das rothe Meer in das indische nach Bombay ging. Nichts destoweniger heißt in der Vorrede diese Reise: »der Bericht der Abenteuer des ersten und einzigen weiblichen »Wesens, welche sich bis hieher über Land von England nach »Indien gewagt« *) Eine Reise über das feste Land von England müßte (der Kanal von Calais und allenfalls der Bosporos abgerechnet) entweder über Petersburg und Tiflis oder Konstantinopel, Bagdad, Ißfahan, Chorasan u. s. w. nach Indien unternommen werden. Solche Reise hat bisher freylich noch keine Frau unternommen, aber die erste und einzige, welche die beschwerliche Reise von Bagdad nach Konstantinopel zu Pferde gemacht, ist Mrs. Rich, von welcher noch ihre eigenen Reiseberichte, so wie die hinterlassene Beschreibung Kurdistans von ihrem verstorbenen Gemahle, dem hochverdienten brittischen Residenten, in England erwartet werden. Die Frau Obristin scheint es mit dem mittelländischen und rothen Meere nicht genauer, als mit dem Kanale von Calais genommen zu haben, und bettelt daher ihre Reise eine Reise zu Land. Der zweyte Band, welcher die Sitten und Gebräuche, die Religion Indiens, die Oertlichkeit Bombays und der Landschaft Ketsch, in welcher der Oberste befehligte, beschrieben, ist ein selbst nach Heber's, Tod's, Raffles und Munroe's jüngsten indischen Reiseberichten sehr lesenswerthes und interessantes Buch, dessen Inhalt aber nicht in den Kreis dieser Anzeige gehört; der erste Band

*) Account of the adventures of the first and only female, who has hitherto ventured over-land from England to India.

Digitized by Google

aber, welcher die Reise durch Frankreich, Italien und Aegypten beschreibt, enthält, die vier Kupfer der Kamehlsenfte, einer Ansicht in der Wüste von Thebe, der Häfen von Jenbu und Mocha abgerechnet, so gar nichts Neues, daß es wirklich nicht der Mühe werth, davon zu sprechen; auch bringt sie noch ganz veraltete Mährchen zum Vorscheine, welche in einer Reisebeschreibung der Lady Morgan nicht erstaunt hätten, so z. B. soll unter den Büsten der Päpste zu Siena auch die der Päpstin Johanna, einer Engländerin, gestanden haben!!! und zu Buon Convento Kaiser Heinrich VII., während er das Sakrament empfing, durch einen Dominikaner vergiftet worden seyn. Die Druckfehler oder Schreibverstümmlungen der Namen sind so häufig, daß ein Uebersetzer, der nicht in vorhinein die wahren Namen kennt, Gefahr laufen würde, neue Irrthümer zu verpflanzen, abgesehen von den agérmens (agrémens), Tymphonium (Typhonion), Simoon (Samum), Xaviar (Xavier), Pariar (Paria), Nausican (Nausikaa) u. dgl., erscheint der bekannte Ort Beitol-Fakih als Beitol-Fohik, der Berg Arafat als Arafahith, der Chodscha als Cowasjee, die Mobede der Parsen als Molids, der ägyptische Sultan Kanßu Ghawri als Ranssoor Al Gharri, und der Steuermann Moaallim (welches der Meister heißt) als Maloom (Maalum), welches ganz was anderes, nämlich bekannt, heißt. Eben so mögen die indischen Namen, über welche der Verfasser kein Urtheil hat, verstümmelt seyn, und Jubbrl wird wohl vermuthlich Dschebberi zu lesen seyn. Durch irrige Erinnerung trägt die Verfasserin auch indische Benennungen schon nach Aegypten über, wo man indische Veranda (Balkone), Bungalow (Sommerhaus) und Tent-Lascars) (Zeltaufschläger) nicht kennt. Um den Lesern bekannt zu geben, was sie von den Briefen der Verfasserin zu erwarten haben, lassen wir dieselbe Eingangs ihres ersten selbst sprechen, wie folgt:

»Statt Päpsten und Kardinälen, welche die Tagebücher anderer wandernder Frauen zieren, werden Sie hier Aga und Kiaschife antreffen, und von Pascha und Radscha hören; statt den Ceremonien der Charwoche werden Sie die des mohammedanischen Pilgers, den Moharrem und das indische Huli finden. Sie müssen die Pyramiden erklimmen, und in den Brunnen Josephs hinuntersteigen, in das Grab des Königs Sesostris eindringen, und die Höhlen von Elephanta durchforschen; Sie werden den Chamsin und Sirokko, den Monsun (Mewsim) und der tropischen Hitze ausgesetzt seyn; Sie werden in ägyptischen Kandscha, arabischen Dau und indischen Pattemar fegeln; in einer Tachtrewan (Tragsenfte) und einem Palaquine reisen; Sie werden sich in Zelten, Karawanserai und derren Sälen aufhalten; Sie werden von Oertern hören, welche selten oder vielleicht nie von einer unserer Landsmänninnen besucht wor-

Digitized by Google

den, und ich werde das Vergnügen haben, Sie in einen türkischen Diwan zu Dschidda, in ein arabisches Harem zu Hodeida, in ein Senane (Frauengemach) eines Dschachredscha zu Bhudsch und in eines Brahmanen Pindschrapol (Thierspital) zu Brodsch einzuführen. Haben Sie den Muth, mich zu begleiten? Allons donc!

Ueber die würdevolle Haltung vornehmer Türken urtheilt die Frau Oberstin folgendermaßen (I. S. 277):

»In der That, denke ich, sind die Manieren der höheren Türken, mit denen ich gelegenheitlich zusammenkam, mehr wahrhaft die eines Gentleman, und oft denen der Europäer insgemein vorzuziehen. Es wohnt ihnen so viel Größe und fast Majestät bey, daß man versucht ist, sie von hoher Kaste entsprossen zu halten, und zu gleicher Zeit benehmen sie sich mit der größten Höflichkeit und Artigkeit.« Ah! Madame la Colonelle, allons donc!

Dem großen französischen Werke steht das mit der Vollendung desselben fast gleichzeitig erschienene des Hrn. Generals Minutoli zunächst, wiewohl in weiter Entfernung. Ein Verein von deutschen Gelehrten, der Oberleitung des Generals untergeben, unternahmen die Reise nach Aegypten, wenn nicht ganz, doch wenigstens zum Theil auf Kosten der preußischen Regierung; aber die Resultate ihrer Arbeiten sind nicht gemeinschaftlich bekannt gemacht worden, und nicht in Einen Körper vereint, wie die Arbeiten der französischen Gelehrten. Die Reise des Hrn. Professors Scholz, welcher ursprünglich in dieser Reisegesellschaft sich befand, dann aber bald für sich nach Syrien ging, ist bereits in diesen Jahrbüchern (Bd. XLIX) angezeigt worden; die der Naturforscher, der Herren Hemprich und Ehrenberg, welche unlängst erschienen, dürfte besser zugleich mit der von Rüppell und den naturgeschichtlichen Abhandlungen der zwey letzten Bände des großen französischen Werkes angezeigt werden. Es bleibt uns daher bloß von des Freyherrn von Minutoli Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten, und von den Nachträgen (die ersten vom Professor Tölken, die zweyten vom Freyherrn selbst herausgegeben) zu sprechen übrig. Auf der Reise zum Tempel des Jupiter Ammon trat der Freyherr zwar nicht in die Fußstapfen der französischen Gelehrten, aber in die von Hornemann und Browne; er konnte also sowohl hier, als auf seiner ägyptischen Reise nicht eben viel Neues und Unerhörtes zu Tage fördern, wohl aber die vorhandenen Berichte ergänzen und berichtigen, was er auch treulich gethan. Schon das dem Werke vorgesetzte arabische Motto:

Was man nicht kann ganz erfassen,
Muß man darum nicht ganz lassen;

Digitized by Google

Beſſer einen Theil zu wiſſen,
Als das Ganze ganz zu miſſen [1]).

deutet darauf hin, daß hier nur Einzelnes und Stückwerk, und kein organiſch gegliedertes Ganzes zu erwarten iſt. Ueber die ſogenannte Pompejusſäule iſt Hr. v. M. in demſelben Irrthume befangen, wie die Franzoſen, ſeine Vorgänger; der arabiſche Name der Säule Aamud es-sewari [2]) (nicht Ahmaud Issonver, wie Hr. v. M. ſchreibt), heißt die Säule der Maſten und nicht des Severus, welcher auf einer und derſelben Seite (25) zweymal als Serverus gedruckt iſt, ohne daß dem Werke auch nur ein einziges Erratum beygegeben worden. Nach einer kurzen Einleitung über die Oaſen und ihre Eintheilung wird die von Siwah genau beſchrieben, welche die des Jupiter Ammon, deſſen Tempel heut Umeibeda heißt; der heutige Name des Sonnenquells wird nicht angegeben; über die Oaſe Augila einige Nachricht aus dem Munde des Scheichs der Beni Meghabir. »Das Salz der Oaſe Siwah iſt ein »Gemenge von Gyps, die 10 bis 20 pr. Ct. Kochſalz, der »nämliche Sand und die Spur Eiſenoxyds rühren von dem Bo»den her, welcher daſſelbe auswittert.« Der Name Kairo's (El-Kahiret) heißt nicht die Siegreiche, ſondern die Zwängende oder Rächende; ſiegreich heißt auf arabiſch Naßir, Manßur, Moſaffer, aber nicht Kahir. Die Tänzerinnen heißen Aalime oder Alme, und nicht Halme, ſonſt müßte man auch Hulema ſtatt Ulema ſchreiben, denn es iſt dieſelbe Wurzel; dieß ſind die kunſtgelehrten Tänzerinnen, die gewöhnlichen heißen Awanak, und wenn ſie ihren Tanz mit Geſang begleiten Rawasi. Nebſt dieſen Tänzerinnen, welche Rom als gaditaniſche kannte, ſind die Pſyllen ein uraltes Produkt Aegyptens; ſie theilen ſich in die Ssadije und Befahije, jene zeigen Kunſtſtücke mit gezähmten Schlangen, dieſe beſitzen Geheimniſſe, die Schlangen in den Häuſern aus ihren Winkeln hervorzulocken und zu fangen.

»Die Räucherungen, beſonders mit Schiech, einem ſehr aromatiſchen Kraute, ſind den Schlangen angenehm, und locken ſie hervor;

---

[1]) Die zwey letzten Worte ſind بال كلّ gedruckt ſtatt بالكلّ, was ein Druckfehler oder gar ein Schriftmangel, welcher ein ſehr weſentlicher wäre, denn richtig geſchrieben heißen dieſe beyden Worte Bil-kulli, d. i. im Ganzen, wie ſie aber im Motto gedruckt ſind, können ſie nur Bi alin küllin, d. i. mit der ganzen Familie, geleſen werden.

[2]) عمود السّواري

der angebliche Zauberstab ist ein Palmenschoß, zunächst neben der Krone des Baumes abgeschnitten, und voll von dem süßen Mark desselben, wonach die Schlangen sehr lüstern sind; außerdem wissen die Beschwörer bey den Zauberformeln das Gezisch der Schlangen so natürlich nachzuahmen, daß diese davon getäuscht werden, und ihr Speichel soll durch das Kauen eines narkotischen Krautes, wodurch sie denselben auf eine gräßliche Weise vermehren, eine solche betäubende Kraft besitzen, daß die damit benetzte Schlange einschläft.«

Zwischen Dschirdsche und Kene sah Hr. v. M. die ersten Krokodille und Dumpalmen, welche statt der Datteln dreyeckige Nüsse von der Größe eines Eyes tragen, aus deren Schalen man Knöpfe und Rosenkränze macht. Bey Tentyra's Tempeln wird bemerkt, daß der Stier mit Einem Bein, welchen Typhon vor sich hertreibt, an den indischen Stier der Wahrheit und des Rechts (Dherma) erinnert, welcher im ersten Zeitalter der Welt noch auf vier Füßen ging, in dem jetzigen aber nur auf einem einzigen steht. Wie weit die Wuth der Gräberzerstörung unter den Arabern und europäischen Abenteurern gediehen sey, läßt sich daraus schließen, daß dem Hrn. v. M. während seiner Anwesenheit zu Theben sechs Kamehlladungen zerbrochener Mumienkästen als Brennholz zugeführt wurden, »lauter gemalte »Bruchstücke, zum Theil von der schönsten Ausführung und höchst »interessantem Inhalte. In den durch die französischen Gelehrten »bekannt gemachten Gräbern Biban el-Muluk findet sich »nicht alles ganz der Wahrheit gemäß dargestellt.« Wenn die Angabe (S. 290), daß Berbern aus Mauritanien die Sprache der ober der Nilkatarakte wohnenden nubischen Berbern verstehen, richtig wäre, so würde ihre gemeinschaftliche Abstammung nicht zu bezweifeln seyn. Es ist zu bedauern, daß Hr. v. M. von ihrer Sprache kein Wörterverzeichniß mitgetheilt hat, wie von der Siwahsprache und Dongolasprache, das letzte durch Hrn. Segato mitgetheilt. Der Anhang enthält Hrn Professor John's chemische Analyse ägyptischer Farben, Stoffe, Gläser, ein Gemälde des ägyptischen Handels und die Erklärung der 38 Tafeln. Von den 38 lithographirten Tafeln sind die colorirten die merkwürdigsten, namentlich Nr. XIII, die schon von Hrn. Hofrath Böttiger erklärte, welche den Transport eines monolithischen Colossus vorstellt; Nr. XIV die vollständige Darstellung einer Säule, in deren Färbung das ägyptische (und wie oben gesagt worden, vermuthlich auch israelitische) heilige Tricolorit, gelb, roth und blau, sehr regelmäßig wechselt. Nr. XXI das colorirte Relief von Karnak; dann Nr. XXX und XXXVII die colorirten Bilder der Mumiensärge.

Wer die Reise des Hrn. v. Minutoli gelesen, darf auch die von ihm selbst herausgegebenen Nachträge dazu nicht ungelesen

Digitized by Google

lassen. Der Raum gestattet hier nur wenige Bemerkungen darüber. Die Abstammung der Albanesen liegt trotz dem, was Leake, Hughes und Pouqueville hierüber gesagt, noch im Dunkeln; daß der kriegerische Stamm der Mirditen Abkömmlinge der durch die byzantinischen Kaiser an den Ufern des kaspischen Meeres, auf dem Libanon, auf den Masius und Cilicien verpflanzten Marden oder Mardaiten seyen, ist nach dem, was Fallmereyer neuerdings hierüber gesagt, nicht unwahrscheinlich. Die Bemerkungen über den Seidenbau in Aegypten und eine in den Wäldern von Sennaar und Kordofan von Hrn. Dr. Ricci aufgefundene, bisher in Europa unbekannte Art von Seidenwürmern sind neuer, als die über die Pferdezucht in Aegypten und Dongola, wo der Name der edlen Rasse Kohlan oder Koheil in Chokelan verstümmelt ist. Unter dem Abschnitte Dattelbäume werden die vier Hauptarten nach der Sprache von Siwah benennt. Der Barsim ist das trifolium Alexandrinum, Helbeh, die trigonella des Linneus; den Nenuphar, dessen Wurzeln die heutigen Aegypter genießen, heißen sie Aarus el-Nil, d. i. die Nilbraut, und aus dem Samen der Colocassia backen sie Brot. Ueber den politischen und geselligen Zustand der Frauen in Aegypten das Bekannte. Von den abergläubischen Gebräuchen bey den Arabern ist bemerkenswerth, daß die von Verliebten den Armen und der Brust eingebrannten Wunden als Mittel wider das Fieber der Liebe aufgeführt werden; in der Türkey gilt diese Sitte nur für Galanterie, indem sich der Liebende den Namen der Geliebten oder auch ganze Verse zu ihrem Lobe einbrennen läßt, und dieselben hernach vor dem vergitterten Fenster der Geliebten aus den Noten seiner Brandmale absingt. Diese Sitte, Figuren und Inschriften der Stirne einzubrennen, ist nicht nur eine türkische und neugriechische, sondern findet sich schon bey den Hellenen und Byzantinern. So brannten die Syrakusaner den gefangenen Athenern ein Pferd auf die Stirne *), und die byzantinischen Kaiser ließen den sich ihrer Lehre nicht conformirenden Bischöfen ganze Strophen auf die Stirne brennen. Wunden heilen die Araber, und besonders die Barabra, mit eingeriebenen Zwiebeln. Eine unversehens verschüttete Tasse Kaffeh ist von guter Vorbedeutung. Von den vierzig Wörtern, welche nach der arabischen Schrift- und Vulgarsprache aufgeführt werden, sind unter den ersten sehr viele unrichtige; so heißt z. B. Brot in der Schriftsprache Chubs und nicht Kübs, eine Barke Sefine und nicht Sifnie, ein Stock Aaßa und nicht Hassa,

*) Στιζοντες ἱππον εις τὸ μέτωπον. Plutarch Nikias 29.

Digitized by Google

ein Esel Himar und nicht Athar, schlecht Redi und nicht Reddi, klein Boghair und nicht Sorir, die Nase Unf und nicht Impf, der Bart Lahije und nicht Leghia, der Baum Schedschr und nicht Schager, der Name des Dorfes Daha ist nicht einmal arabisch, sondern das persische Dih. Ueber die Aehnlichkeit der merikanischen Pyramiden mit den ägyptischen, und die Aehnlichkeit des merikanischen Kultus mit dem an den Ufern des Nils wird manches, die scharfsinnigen Bemerkungen des Freyherrn von Humboldt Bestätigendes beygebracht. Diese Aehnlichkeit springt auch bey den ägyptischen und amerikanischen Mumien ins Auge.

»Das Haupthaar der Mumien trifft man bald abgeschoren, bald geringelt, geflochten oder bauschförmig aufgesteckt an. — Zuweilen findet man aber auch Mumien mit Perücken bedeckt. — Bey einigen Mumien findet man die Nägel der Hände und Füße orangegelb gefärbt, gerade so, wie das heutige ägyptische Frauenzimmer mit Hülfe des Hennus zu färben pflegt. — Im Innern der Mumien findet man zuweilen Skarabäen, Doppelfinger von Glas und Stein, und Figuren von Wachs, oder von Erde mit Wachs überzogen, welche die vier Todtenhorte darstellen; am häufigsten aber erstere in der geschlossenen einen Hand, auf den Fingern oder am Halse derselben vor.«

In den Pyramiden von Sakara entdeckte Hr. v. M. einen verticalen Schacht voll Steine, die bloß durch eingeklemmte Holzkloben gegen das Herabfallen geschützt waren; er meint, daß jene Oeffnung gedient haben könne, um die Steine zum Bau der Pyramide herbeyzuführen; vielleicht sind es aber auch nur in der Folge hineingeworfene Steine, dergleichen die beyden englischen Reisenden Clarke und Cripps in den Brunnschacht der großen Pyramide von Sakara in Gegenwart und wider Willen des Recensenten hineinwarfen, um den Schacht damit zu verstopfen. Unter den Zusätzen zum Aufsatze über antike Glasmosaik enthält der vierte Abschnitt Betrachtungen über die Analogie einiger dieser Glasflüsse mit dem künstlichen Murrhin der Alten, und Hr. v. M. hält mehrere Bruchstücke seiner Sammlung von Bechern, Vasen, Schalen für Bruchstücke des künstlichen Murrhins des Plinius, Arrianus und Martialis. Im Anhange sind 428 Wörter der Siwahsprache mit den beygesetzten arabischen Wörtern gegeben, woraus erhellet, daß die Siwahsprache nur eine Mundart des Arabischen ist. Von den sieben Kupfertafeln dieser Nachträge stellt die dritte die aus Belzoni bekannten vier Völkerschaften vor, deren drey erste Belzoni für Juden, Perser und Aethiopier hält; Hr. v. M. meint, daß die für einen Juden gehaltene Figur wohl auch einen arabischen Nomaden aus den Stämmen der Hikſos vorstellen köune, daß jene angeblichen Perser vielleicht Tyrier, Phönizier, Meder,

Digitized by Google

Chypper [1])! (Cyprier?), Indous (Inder) sind. Es ist nicht wohl einzusehen, wie aus diesen weißen Gestalten auch dunkle Inder herausgefunden werden könnten, und eben so wenig ist einzusehen, warum Hr. v. M. in einem deutschen Werke französisch orthographirt, und Indou statt Hindu, Noureddin statt Nurreddin u. s. w. schreibt.

Das Gemälde Aegyptens und Nubiens von Rifaud verdient ausgezeichnete Erwähnung, wäre es nur schon aus bloßem Respect für die Gutachten und Lobsprüche der asiatischen Gesellschaft der Akademie der Wissenschaften zu Marseille, der Centralcommission der geographischen Gesellschaft, der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris und der königlichen Gesellschaft der französischen Antiquare, welche hier dem Werke angehängt sind, wie sonst die encomia virorum illustrium vorausgesendet worden. Der Verfasser, der über zwanzig Jahre in Aegypten mit wissenschaftlichen Aufträgen und Bemühungen zugebracht, spricht als glaubwürdiger Augenzeuge mit Sachkenntniß über die ihm in die Augen fallenden nächsten Erscheinungen der Sitte und des Lebens, wiewohl ohne gründliche Sprachkenntniß, indem die im Werke vorkommenden arabischen Wörter, und selbst das vorausgeschickte Vocabulär, das überdieß noch durch Druckfehler bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist [2]), am besten beweisen, daß er auch nicht das ABC der Grammatik [3]) kennt. Nach dem Verfasser enthält Aegypten 60,000 schismatische und 5000 katholische Kopten; 4000 Feddan (Arpens) des Bodens sind bebaut; die Einkünfte des Pascha schätzt er auf 20,000,000 spanische Thaler; über den Einfluß des Klima auf den Charakter und die Moralität der Europäer sagt er: Une chose dont on

---

[1]) Dieser schmähliche Druckfehler ist in den Errata eben so wenig ausgezeichnet, als so viele andere, wie z. B. auf derselben Seite (241) Protheus statt Proteus, das Lager der Tygris! statt des Lagers der Tyrier; das in der Note irrig Αφροδιτης statt Αφροδινης geschriebene Wort ist in den Errata Αφροδινης geschrieben, und verbessert in Αφροδιεως! S. 22 werden die Thaus in Thaue verbessert, was aber erst wieder in Taue zu verbessern ist.

[2]) Für Druckfehler mag z. B. die folgende Verstümmlung der Monatsnamen gelten: Maharam (Moharrem), Satar (Ssafer), Rabih a oual (Rebiulewwel), Rabih a khrar (Rebiulachir), (Gamad a oual (Dschemaſiulewwel), Gamat a khrar (Dschemaſiulachir), Ragab (Redscheb), Cha a ban (Dscha a ban), El cade (Silkide oder Sulcade), El haugueb (Silhidsche oder Sulhadsche).

[3]) So schreibt er z. B. Sette talaf und Sabah talaf, als ob Talaf das Wort für Tausend wäre, während es Sittet alaf und Sebaat alaf heißen soll.

Digitized by Google

ne peut manquer d'être frappé, c'est le changement de moeurs dans les Européens qui habitent l'Egypte depuis plusieurs années: la noblesse et l'élégance de leurs manières ont disparu, et sont remplacées par la souplesse et la servilité qui appartiennent au caractère de toutes les races arabes.

Die Verſtümmlung arabiſcher Namen geht ſo weit, daß ſogar das bekannte Gewicht Rotl als Rote, der Piaſter (Gruſch) als Groux und der Achtel-Piaſter (Chams Fadha) als cramce fata erſcheint; das bekannte Thor des Sieges zu Kairo (Babel-naßr) wird in Bab el Moussar, und das Thor der Eroberungen (Bab el-futuh) in Bab el-Soutoub verſtümmelt; von dieſen höchſt irreleitenden Verſtümmlungen haben die lobpreiſenden Berichte der Commiſſionen keine Notiz genommen. Das Tättowiren des Geſichtes iſt bey den arabiſchen, nubiſchen und koptiſchen Weibern ſehr in der Mode; die erſten brennen ſich Halbmonde, die zweyten Sterne, die dritten Kreuze ein. Die Naturforſcher werden über die Nothwendigkeit, ihre Sammlungen immer zu lüften und zu reinigen, belehrt, weil ſonſt Feuchtigkeit und Würmer dieſelben zerſtören, wie es dem preußiſchen Reiſenden, Freyherrn von Sack, ergangen. Die berühmteſten Märkte Aegyptens ſind die jährlich dreymal zu Tantah gehaltenen, wo unfruchtbare Weiber ihre Zuflucht zu der Heiligkeit Seid des Beduinen nehmen, deſſen Wunderruf auch Gebrechen und Krankheiten heilt. Die Beſchreibung der Moſchee dieſes Heiligen (eine der ſchönſten Aegyptens) und des Marktes von Tantah, wo der Handel unter dem Schutze der Wallfahrt blüht, iſt faſt das Anziehendſte und Neueſte des ganzen Buches. Die Landſchaft Fajum war ehemals der Luſtaufenthalt der Mamluken, die dort große Häuſer beſaßen, die heute zerfallen. Alles über die Pyramiden von Dſchiſe, Sakara, Lahun und Howara Geſagte iſt nach dem, was hierüber in dem großen Werke Aegyptens und ſchon von anderen Reiſenden geſagt worden, höchſt oberflächlich und überflüſſig, und Hr. R ſcheint von den Werken der Reiſenden, ſeiner Vorgänger, keine Kunde gehabt zu haben. Indeſſen will Recenſent hiedurch kein ungünſtiges Vorurtheil für Hrn. R.'s großes Werk erwecken, welchem dieſes nur als Vorläufer dienen ſoll. Mon grand ouvrage sur l'Egypte contient la description de ces statues, et beaucoup d'autres détails qui ne seraient point à leur place ici; je conseille aussi de consulter mon plan topographique de Thèbes. Ces renseignemens divers mettront le lecteur au courant de ce que l'on fait aujourd'hui, et j'ai

Digitized by Google

lieu de penser qu'ils pourront servir à perpétuer le souvenir de ces monumens que menace une destruction autre que celle du temps. Je me souviendrai toujours d'avoir trouvé, en entrant dans le grand temple de Carnak, un Grec qui était occupé à abattre les murailles septentrionales du sanctuaire. Mes affaires m'appellaient en ce moment-là à Cosséir où je dus me rendre; à peine de retour, je revins au grand temple; le malheureux Grec avoit fini son ouvrage, et, d'après le dire des Arabes, avec si peu de soin, que beaucoup de pierres de ce sophite avaient été endommagées. Il les faisait crouler au moyen d'une corde, de toute la hauteur où elles étaient posées, et pas une ne fut exempte de mutilation.

Die Zahl der kleinen Idole, welche bey den Mumien gefunden werden, ist gewöhnlich 235, 255, 300 oder 365; diese Zahlen scheinen sich auf religiöse abgeschlossene oder auf mathematische unbekannte Verhältnisse zu beziehen, nicht aber auf das Alter oder das Todesjahr des Verstorbenen, wie Manche glauben, in welchem Falle sie weit mannigfaltiger seyn müßten. Ein von Hrn. R. beschriebener Mumiensarg ist durch Incrustationen von schwarzem Mastix in dem schönsten geglätteten Ebenholz ausgezeichnet, der Deckel ist cylindrisch, auf demselben sind in halb erhabener Arbeit aus Mastix zwey Füchse (Schakale) mit gelben Halsbändern. Ober der neuen Stadt von Siene ist ein kleiner Tempel, welcher der Aufmerksamkeit mehrerer Reisenden entgangen, weil derselbe mit Sand verschüttet ist. Die Araber heißen die Insel Elephantine El-Chay (?) in der Nähe der zweyten Katarakte des Niles findet man eine Menge versteinerten Holzes, Kastanien und Kiesel, welche einen Tropfen krystallisirten Wassers in sich schließen, versteinerte Muscheln, Gebeine u. s. w. Die Umgegend der zweyten Katarakte ist sehr einsam, aber angenehm, und von hieraus angefangen, kömmt man nur durch Einöden. Hr. R. beschreibt noch seine Reise von Edfu nach Berenice, von Fajum nach der großen Oasis, nach dem Berge Sinai und dem rothen Meere: Le retour de Suez au Caire peut se faire par la route des pélerins, *Norb- (Derb) el-Hadji*; l'on passe par *Derb-el-Hammer*, où est l'arbre de haillons, arbre auquel les pélerins laissent suspendus les vieux tissus dont l'usage leur impose le sacrifice; par *Birk-el-Hammer* et le lac, qui est un centre capitale de réunion pour les caravanes de pélerins de la Mecque. Hammers Weg (Derb) und Hammers Teich (Birket) wird wohl Hamr oder Hamra,

Digitized by Google

d. i. der oder die rothe, oder Aamir (der Anbauende) geleſen werden müſſen.

Das Werk, von dem uns noch zu ſprechen übrig bleibt (das Leben und die Abenteuer Finati's), iſt minder wiſſenſchaftlichen Inhalts, als die vorhergehenden, und faſt mehr auf Unterhaltung als Belehrung berechnet. Es durfte auch billig nicht mehr erwartet werden von dem ungebildeten Soldaten aus Ferrara, welcher nach mannigfaltigen Abenteuern zuletzt Renegat und Dolmetſch europäiſcher Reiſenden in Aſien und Afrika, von Hrn. William Banke's auf deſſen Koſten nach England citirt, um dort in einem Prozeſſe des letzten wider Buckingham Zeugniß abzulegen, dorten ſeines Lebens und ſeiner Reiſen Denkwürdigkeiten niederſchrieb, und ſie ſeinem Gönner Bankes widmete, welcher zugleich der Herausgeber des Buches. Wenn dieſe zwey Bändchen bloß als Vorläufer der Reiſebeſchreibung des Hrn. Bankes betrachtet werden ſollen, welchem hier Giovanni Finati als Poſtcourier vorreitet, ſo iſt weiter nichts darüber zu ſagen; es wäre aber unverzeihlich, wenn ein mit ſolchen Mitteln des Glücks und der Bildung begünſtigter Gentleman, wie Hr. Bankes, mit der Herausgabe dieſer Lebens- und Reiſeabenteuer ſeines Dolmetſches für die Herausgabe ſeiner eigenen, von dem Publikum ſchon längſt erwarteten Reiſebeſchreibung ſich abgefunden zu haben glaubte. — In dem erſten Bändchen erzählt Giovanni Finati ſeine Erziehung, Conſcription, zweymalige Deſertion, Einfangung, Einkerkerung, Einſchiffung nach Alexandria, Einrollirung in den Dienſt Mohammed Ali's, ſeine Heirat, Eheſcheidung, das Gemetzel der Mamluken, den Feldzug in Arabien unter Tusnupaſcha, dem Sohne Mohammed Ali's, und unter Mohammed Ali ſelbſt, und die Wallfahrt nach Mekka, in welchem allen, die perſönlichen Schickſale Finati's abgerechnet, Recenſent nichts Neues gefunden. Intereſſanter und reichhaltiger iſt das zweyte Bändchen, welches ſeine Reiſe in Syrien, Aegypten und Nubien beſchreibt. Von den zwey jungen hannoveraniſchen Reiſenden, welche Bankes und Finati zu Kairo begegneten *), iſt bis jetzt in Deutſchland, ſo viel Recenſent weiß, keine Kunde erſchollen, wenn es etwa nicht Seetzen und ſein Gefährte geweſen, welcher letztere hier Friedrich Haſpelmoth? heißt. Zu Jeruſalem geleitete Finati als Renegate Hrn. Bankes in den achteckigen Tempel auf Moria und in die Moſchee El-Akſa, welche auf dem Grunde des Tempels Salomo erbaut iſt, und deren Eintritt allen Nichtmoslimen bey Todesſtrafe unterſagt iſt; ſelbſt Hr. Oberſtlieutenant Prokeſch Ritter von

*) II. S. 111.

Digitized by Google

Osten hat dieselbe nur durch ein Fernglas betrachtet [1]); indessen sind diese beyden Heiligthümer bis jetzt bereits von vier europäischen Reisenden besehen worden, deren zweyen (Badia und Burckhardt) freylich der Eingang nicht schwer, weil sie als Moslimen reisten; die zwey anderen aber (Bankes und Richardson) als Christen jedoch nicht ohne Lebensgefahr den Eingang gewagt. Keine der von diesen Reisenden gegebene Beschreibungen ist so genau und umständlich, wie die aus der Topographie Jerusalems des Richters Modschireddin Abderrahman in den Fundgruben des Orients [2]) übersetzte. Die ägyptische Reisebeschreibung Finati's beträgt kaum ein Drittel des zweyten Bändchens; über die Gräberzerstörung zu Thebes sind seine Nachrichten einstimmig mit den von Henniker, Caillaud, Prokesch und anderen gegebenen (S. 304):

»Während unseres Aufenthaltes zu Theben bemerkte ich, daß die Antiquare (Beechey, Belzoni, Drovetti) sich nur mit Leidwesen dazu herbeyließen, den Eingebornen dieser Gegend es in der Verwendung der hölzernen Fragmente und Bruchstücke des Alterthums gleich zu thun, und dieselben, besonders die Mumiensärge, als Sitze, Tische, Schränke und sogar als Brennholz zu brauchen, indem es ganz unmöglich, die Menge der täglich aus dem Grunde hervorgezogenen Alterthümer aufzubehalten oder wegzuführen. Eines Abends, als ich mit Hrn. Bankes hinter dem Memnonium nach Hause ging, entdeckten wir drey Weiber, die beschäftigt waren, Stiermumien aus einer Art von Brunnen, nahe am Fuße des Felsens, in die Höhe zu ziehen; sie schienen wenig damit zufrieden, entdeckt worden zu seyn; aber nachdem wir zwey der Stiere gekauft, machten wir ihnen ein kleines Geschenk, und stiegen durch den Brunnen in ein langes, niederes Gemach, das ziemlich roh ausgehöhlt, zu drey Theilen mit einbalsamirten, regelmäßig über einander aufgeschichteten Leibern angefüllt war; keine dieser Mumien war eingesargt, sondern nur mit Linnen bedeckt, das hie und da wie Gitterwerk roth bemalt war. Die Stiermumien und einige Widdermumien, denselben eingemischt, standen an der Spitze der aufgeschichteten Masse. Die Papyrusrollen werden gewöhnlich nicht in der glänzendsten Art von Mumien gefunden. Dieser Umstand bewegte Hrn. Bankes, unmittelbare Nachforschung zu thun, deren Ergebniß in so weit merkwürdig, daß auf der Brust der ersten von ihm geöffneten Mumie eine Papyrustafel gefunden ward, und daß wir, obwohl wir uns hernach noch einige Stunden mit dieser Nachforschung beschäftigten, nimmer eine zweyte entdecken konnten; der Leichnam, auf welchem wir die Papyrusrolle fanden, war doch auf Geradewohl aus dem Haufen herausgezogen, und war ein weiblicher Leichnam, bey denen diese so gesuchten Schriften doch selten angetroffen werden, die Füße waren auf das schönste erhalten, und die Nagelzehen vergoldet.«

[1]) Von hier aus besah ich mit einem Glase die Moschee el-Sakhra, die von Omar auf dem Platze des Tempels Salomons erbaut wurde. Reise ins heilige Land, S. 77.

[2]) II. Band, S. 83 bis 100.

Digitized by Google

Bekanntlich finden sich nicht selten ganz vergoldete Mumienfüße (dergleichen in dem hiesigen kaiserlichen Antikenkabinette), und diese alte ägyptische Sitte beleuchtet die bekannte Formel des Hof- und Geschäftsstyls im birmanischen Reiche, wo alles den goldenen Füßen Sr. Majestät einberichtet wird.

Jos. v. Hammer.

Art. IV. Umrisse aus meinem Skizzenbuche, von A. v. Rennenkampf, herzogl. oldenburgischem Kammerherrn. Oktav. I. Th. S. 441, II. Th. 438 S. Hannover 1828.

Schon vor vier Jahren ist diese eben so geistreiche als gemüthliche, eben so kunstverständige, als rein sittliche Reisebeschreibung erschienen, ohne daß dieselbe, wie sie es verdiente, deutscher Lesewelt bekannt geworden wäre, während so viele andere, in keiner Hinsicht mit derselben vergleichungswerthe, in den Lesekreisen sich vorgedränget und den, Besseren gebührenden, Platz eingenommen haben; in Wien wäre dieselbe, trotz der zweymaligen Anwesenheit des Verfassers im verflossenen Jahre, noch jetzt den höheren und mittleren Klassen der Lesewelt unbekannt, wenn nicht eine eben so gebildete als geistreiche, mit dem Flore alles Schönen in der Natur, Kunst und Litteratur innigst vertraute Dame dasselbe Buch der Aufmerksamkeit lesender Gesellschaft empfohlen hätte, worauf dasselbe von Hand zu Hand gegangen, und bey allen Lesern und Leserinnen wohlverdienten Beyfall gefunden. Der Titel selbst, welcher nichts von einer Reisebeschreibung erwähnt, ist wohl absichtlich so luftig und unbestimmt gehalten, daß er Nichts und Alles sagt, während es schwer gewesen wäre, einen dem Inhalte des Buches ganz entsprechenden aufzufinden, es müßte denn der von Wahrheit und Dichtung gewesen seyn. Wahrheit und Dichtung ist auch hier wie in Goethe's reisebeschreibender Biographie so innig in einander verschmolzen, daß es sehr schwer, die eine von der anderen zu trennen, und daß es schwer zu sagen, ob der Verfasser sich die durchaus gewissenhaft beobachtete Treue der Ortsbeschreibung oder die, wenn nicht ganz erdichtete, doch wenigstens veredelte Charakteristik seiner Personen zum Hauptzwecke vorgesteckt; ob es ihm mehr darum zu thun gewesen, die Sitten und Naturscenen Liefslands und Italiens, und die großen Cirkel von Paris zu malen, oder mit augenscheinlich innerer Wahrheit ein dichterisches Gemälde gemüthlicher Welt zu entwerfen, und diesen Gemälden des äußeren Lebens der Natur und des inneren des Gemüthes seine Betrachtungen über Wissenschaft und Kunst anzureihen. Es mag ihm sowohl Goethe's Wahrheit und Dichtung, als Thümmel's Reise in das mittägige Frankreich vor

Digitized by Google

Augen geschwebt haben; doch sind seine Umrisse keineswegs etwa in der Manier des letzten, sondern durchaus rein sittlich, wie es Blättern ziemt, welche der Verfasser »den Göttern seines stillen »Herdes, seiner hochverehrten theuren Mutter, seinem geliebten »theuren Weibe« gewidmet hat. Die drey großen Reisegemälde (Liefland, Italien, Paris) sind durch keinen Faden von Landstraßen und Marschronten, welchen die meisten Leser auch dem Reisebeschreiber vom Fache so gerne erließen, unter einander verbunden; wohl läuft aber durch das Ganze der rothe Faden einer gemüthlichen Novelle, der von wissenschaftlichen und moralischen Betrachtungen umsponnen, nur in so weit sichtbar, als es nöthig, das Interesse des Lesers rege zu erhalten, und am Ende des zweiten Theiles wahre Sehnsucht nach dem dritten, und der Beendigung des Ganzen zu hinterlassen. Die Sprache ist durchaus natürlich, einfach, edel, wie die Gesinnungen und die Naturscenen welche sie ausdrückt und schildert. Des armen Malers Wittwe, welche der Beschreibung Lieflands zu Anfange dieses Jahrhunderts und der Postschreiber zu R., welcher dem Gemälde des fuciniſchen See auf dem Apennin vorausgeht, sind Charakterumrisse, die gleichsam die Titelvignetten zu den folgenden liefländischen und italienischen Sittengemälden bilden, wiewohl sie mit denselben nicht in unmittelbarer Verbindung. Das erste vertritt die Stelle der Vorrede und Einleitung, und da der Verfasser darinnen seine Lebensansicht, welche das ganze Werk durchzieht, ungekünstelt ausspricht, so lassen wir ihn am besten selbst sprechen:

»Man irrt gar sehr, wenn man glaubt, es ließen sich hohe Dinge nur in hohen Worten mittheilen, die dem Unerfahrenen und Unwissenden unverständlich sind. Die Mittheilung geschieht ja nicht in den todten Worten der schwarzen Lettern auf weißem Papier; sie geschieht in dem lebendigen Sinne des Sprechenden, der überall Eingang und Verständniß findet, wo ihm ein reines Herz, Phantasie ohne falsche Richtung, und gesunder Menschenverstand entgegen kommen. Ohnehin machen es die großen und schönen Worte nicht aus, deren sich eitle Redner zur Unterredung, fränkische Geschichtschreiber der neuesten Zeit zu einem blendenden Schmucke bedienen, der die Sache entstellt und ein elendes Scheinwesen für ernste Wahrheit gibt. Der Gelehrte, der Philosoph, der Dichter, der geistreich Gebildete, sie haben eine Sprache, die mehr ihren Schulen als dem Leben angehört, die ihnen natürlich geworden ist, und in der allein sie sich in der Kürze mit ihres Gleichen, über die Gegenstände ihrer Schulen, verständigen können. Die Schule der Menschheit aber, das Leben, hat keine andere Sprache, als die Sprache des gemeinen Lebens, die das Colorit des Gegenstandes annimmt, den sie behandelt; die höchsten Wahrheiten im Gebiete des Reinmenschlichen versteht der Mensch, versteht jeder Mensch, und sie bedürfen keiner gewähltern Sprache als die einfache, die von jeher den größten Religionslehrern genügte. Hat man mit allem Recht gesagt: die großen und hohen Dinge

Digitized by Google

wollen mit Kinderaugen angesehen werden; so gilt dieß auch von der kindlichen Einfalt im Ausdrucke der Mittheilung darüber.«

»Auch würde man mit Unrecht meinen, den ungeübten unentwickelten Seelenkräften sey eine so große Summe und Mannigfaltigkeit neuer Ideen und Bilder eine allzu weite und verwirrende Welt, die Vorstellungen müßten unvollkommen bleiben, und der Eindruck im Allgemeinen ein leeres, buntes Chaos. Der Mensch, der seinen natürlichen Beruf als Gatte, Vater oder Mutter erfüllte, mit glücklichen Anlagen begabt, hat eine Stufe der Selbstbildung erreicht, auf der ein hoher Grad des Bewußtseyns und der Reife des Urtheils, des Auffassungs- und Vorstellungs-Vermögens mit der Unerfahrenheit und Unwissenheit der frühern Jugend sich gar wohl verbindet; er ist weder ein Kind, noch ein Naturmensch, und leistet in Auffassung seiner Bilder und Vorstellungen oft eben so viel als der Gebildetste, gewiß aber immer weit mehr, als der Verbildete. Auch thut die Anschauung Wunder an ihm; ein Angeschautes erklärt ihm alles, was dem in wesentlicher Beziehung ähnlich ist. Eine Meduse, die aus dem Meere aufgefischt und in einem großen Gefäße von Seewasser erhalten ward; eine Ziege und ein Hund auf dem Verdeck; einige Schmetterlinge und Käfer; eine verpuppte Raupe im Tauwerk und ein Spinnengewebe in der Kajüte; ein erlegter Seehund; ein flacher Breterkasten voll Erde, worin der Koch Kresse gesäet, und ich einige große Bohnen und Erbsen zum Keimen gesteckt hatte; ein Gewitter, das in der Nähe einzuschlagen schien; der Kompaß, die Segel, die Wellen, der Horizont, andere Schiffe, Sonne, Mond, Sterne und Wolken; das ist ein großer Reichthum mannigfaltiger Anschauung für den Sehenden, reicher Stoff für den Denkenden, eine unendliche Quelle der Ehrfurcht für den Gefühlvollen, den Frommen.«

»Die Schule ist einseitig, und muß es seyn; denn nur dadurch leistet der beschränkte Mensch das Große. Und wie denn überhaupt das Auge bey der Betrachtung nur Eine Seite des Gegenstandes zu erfassen vermag, und nach und nach zu den übrigen Seiten desselben übergehen muß, so scheint auch ein allmähliches Fortschreiten der Vielseitigkeit, in der wissenschaftlichen Ausbildung des Menschengeschlechts, sich in dem Gange der Geschichte deutlich darzustellen. Davon ließe sich denn für die Zukunft hoffen, daß jene Einseitigkeit immer seltner werden, die Zeit aber immer näher rücken werde, in der dasjenige wissenschaftliche Streben allgemein als das wichtigste erkannt werden wird, das den Menschen im Zusammenhange mit der Schöpfung, die rein menschliche Bestimmung des Erdenbürgers und seine Beziehungen zu der Quelle und dem Ziele alles Lebens unmittelbar zum Gegenstande haben wird. — Die ewigen Wahrheiten der Religion verdunkeln das Willkürliche in den bestimmten Formen der Kirchenlehren, und nur ein gebildeter Geist vermag sie in derjenigen Reinheit aufzufassen, von der er zu seiner Bildung ausgehen sollte. Von der andern Seite macht der Mangel positiver Belehrung den Feueranbeter, Naturschwärmer und Götzendiener. Aber eine glückliche Geistesrichtung gibt es unstreitig auch für den Unwissenden, Ungebildeten, in welcher Wahrheit, Größe, Güte und Liebe Eingang bey ihm finden, sie mögen sich ihm darstellen, in welcher Gestalt es auch sey, und in der die Wahrheiten der Religion in ihrer ganzen Reinheit irgend einer zufälligen Veranlassung ihre Offenbarung in ihm verdanken können. Die vertrautere Bekanntschaft mit der Natur, mit ihren Kräften, ihren Geschöpfen und ihren Erscheinungen, ist aber gerade das, was jene günstige Geistesrichtung hervorbringt, die Sinne und die Seele aufschließt,

Digitized by Google

und sie in jenen Zustand versetzt, den ich mit einem Worte nennen möchte, die habituelle Stimmung der Ehrfurcht und des Vertrauens. Sie ist durchaus religiös und bedarf kaum des Wortes oder einer weckenden Veranlassung, um klar und lebendig ins Bewußtseyn zu treten. Sie vermag freylich nicht ein Religionssystem aufzustellen, aber sie vermag das Leben zu heiligen; denn der so Gestimmte lebt und handelt im Sinne der höchsten und heiligsten Wahrheiten der Religion, und bedarf keines Systems.«

In diesen Aeußerungen stellen sich die sittliche und religiöse Weltansicht des Verfassers so dar, wie sie sich durch das ganze Buch bewährt. Es fehlt ihm nicht an Freymüthigkeit, die sich gleich in dem was Eingangs des Aufsatzes über Liefland und über die Verfassung des Landes gesagt ist, kund gibt.

»Vorurtheile ließen sich wohl noch eher überwinden, als die Verfassung und der Zustand des Landes selbst, die allen großen Unternehmungen ungünstig sind. Es gibt nur zwey Stände, die sich wie Herren und Knechte zu einander verhalten; der Bauer hat nur Arme und Beine sein zu nennen, mit denen allein sich nicht eine Brücke schlagen läßt; jede Ausgabe, sowohl an Geld als an Naturalien, lastet auf dem besitzlichen Adel, dem es daher nicht zu verargen ist, daß er sich gegen jeden Zuwachs sträubt. Sind doch unsere Vorfahren ohne Brücken ganz gut fertig geworden, heißt es, so können wir uns auch die Prame gefallen lassen, und vor Schaden und Unglück damit hat sich Jeder zu hüten, der übersetzen will; für Andere unser Geld auszugeben, und das Land mit Kosten zu belasten, wäre sehr thöricht. An einen Brückenzoll, der nach und nach die Kosten deckte, ist auch nicht zu denken, weil die Bauern, die nichts zu geben haben, die Reisenden auf Kosten der Krone, die nichts geben will, und der Adel, dem dabey die Auslage einkommen soll, frey passiren müßten, und Reisende, die nicht zu diesen drey Klassen gehören, vielleicht nicht funfzig im Jahre sich sehen lassen; vorzüglich aber auch, weil ein von der Ritterschaft festgesetzter, angemessener Brückenzoll, auch mit Erlaubniß der Krone angelegt, doch von derselben bald wieder aufgehoben werden kann, die Ritterschaft in diesem Falle die große Ausgabe gemacht hätte, und sich des Ersatzes beraubt sähe. Aehnliche Beyspiele sind eine niederschlagende Warnung geworden, und in diesen Verhältnissen überhaupt scheinen die Ursachen zu liegen, die das Aufkommen alles Flores und aller Civilisation verhindern.«

Der Aufenthalt auf dem Gute des Oheims des Verfassers ist ein Familiengemälde, in welchem Alles Wahrheit zu seyn scheint; indessen könnten die Cousinen Julchen und Norchen, »die hübschesten und liebenswürdigsten Mädchen die man sehen konnte,« eben so wohl erdichtete, als wirkliche Personen seyn. Zum Schlusse seines liefländischen Sitten- und Landschaftgemäldes theilt der Verfasser noch seine Ansicht über Landschaftsmalerey und Gartenkunst mit; über die letzte folgendermaßen:

»Euere Gartenkunst kann nur Kunst genannt werden, wenn sie in dem Sinne der Landschaftsmalerey verfährt, wenn Euer Garten auf Gesichtspunkte berechnet ist, von deren jedem sich eine Landschaft zeigt, in völliger Einheit ihres Charakters, dem eine Idee deutlich und bestimmt

Digitized by Google

zum Grunde liegt. Findet Ihr diese Forderung übertrieben, weil Ihr in Eurem Garten nicht Herren der Farben, der Beleuchtung u. s. w. seyd, so habt Ihr dieß keineswegs den zu hohen Forderungen der Kunst, wie Ihr vermeint, sondern lediglich der Mannigfaltigkeit Eurer Gartenkunst zuzuschreiben, die von Mitteln zu ihrem Zwecke entblößt, keine Kunst ist. — Wenn aber in Euren Anlagen, indem die Natur dabey nach und nach das Ihrige thut, auch wider Euren Willen sich solche plastische Landschaften gebildet haben, daß mancher Beschauer seine Freude daran hat, und auch ich, so viel ich auch an Eurer eiteln Gartenkunst zu tadeln finde, eben so sehr oder gar mehr davon, als von der Wildniß angezogen werde, so freuet Euch doch dieses Erfolges, fügt Dieß und Jenes hinzu, was Euer Wohlgefallen, Eure Bequemlichkeit, Euren Vortheil dabey erhöhen kann; laßt die Eitelkeit auf eingebildete Kunstverdienste fahren, laßt Euren Garten so nach und nach entstehen, oder bauet nach einem Plane, gleich viel! genießet nur und kritisiret nichts.«

Von Liefland wird der Leser in dem nächsten Abschnitte ohne allen Uebergang sogleich nach Italien versetzt; was an Straßen und Jahren dazwischen liegt, wird demselben auszufüllen überlassen, wie dem Zuschauer eines Schauspieles, was zwischen einem Akte und dem anderen an Ort und Zeit auszufüllen ist. Solche desultorische Manier ist nicht nur in einem, wie dieses halb aus Wahrheit und halb aus Dichtung gemischten Werke, ganz und gar an ihrer Stelle, sondern scheint auch die vorzüglichere in jenen Reisebeschreibungen, deren Verfasser das Detail der Straßen und ihrer Persönlichkeit den Lesern ersparen wollen. Als Kanon aller Reisebeschreibungen läßt sich diese Methode indessen keineswegs empfehlen, am wenigsten bey Entdeckungsreisen, deren größtes Interesse in der Beschreibung der betretenen Straßen und der auf denselben dem Reisenden zugestoßenen Begebenheiten besteht. Liebhaber von Romanen und Novellen-Lectüre suchen selbst in Reisebeschreibungen nur das Interesse der Persönlichkeit und Landschaftsmalerey, ohne sich um topographische und statistische Notizen viel zu kümmern; wissenschaftliche Leser erlassen hingegen gerne dem Reisebeschreiber die Umrisse autographischen Storchschnabels, und die Topographie der Gasthäuser. Der Reisebeschreiber (besonders wenn die Reise nur eine europäische), welcher gewissenhaft nur Neues zu Tage fördern will, wird nicht anders als fragmentarisch schreiben können; desto weniger ist daher wider die fragmentarische Manier Hrn. v. Rennenkampfs einzuwenden, welchem die Landschaft nur als Hintergrund des Gemäldes dient, bey welchem die Figuren im Vordergrunde die Hauptsachen sind. Eine der Hauptfiguren tritt an den Trümmern der alten Festungsmauern von Albafucentis in dem liefländischen Künstler und genialischen Naturforscher Friedrich Holm auf, der sich vorzüglich als Botaniker ankündet, und durch dessen Mund der Verfasser Bo-

Digitized by Google

tanik lehrt, daher auch das Ende des ersten Bandes: Anhang, wie Fritz Holm Elementar-Botanik lehrt, überschrieben ist.

»Ihr laßt es Euch nicht träumen, begann der junge Pflanzenfreund, mit der Flachsstaude in der einen, und einem Bleystifte in der anderen Hand, wenn Ihr gleichgültig bey einem Gewächse wie dieses vorübergeht, daß dieß Geschöpf der Natur so vielfach zusammengesetzt, so bewunderungswürdig in seinem Bau und in der stillen Ausübung seiner Lebensverrichtungen ist, daß ihm das künstlichste Werk des Menschenwitzes auch nicht entfernt zu vergleichen ist; und doch sind sich in dieser bewundernswürdigen Vollkommenheit, von jener gewaltigen Pinie an, bis zu dem unbedeutendsten Grashalme, alle Pflanzen mehr und weniger gleich. Der größte Theil von allen hat, wie diese, eine Wurzel, einen Stengel, Schaft, Halm oder Stamm, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte, und die Früchte, geborgen im Schooße der mütterlichen Erde, gehen alsbald als neue Gewächse wieder an's Tageslicht hervor. — Die Fähigkeit, sich fortzupflanzen, und zwar so, daß die Art immer dieselbe bleibt, haben die Steine, und was zu ihnen gehört, nicht, und werden daher unorganisch genannt; die Pflanzen und die Thiere aber sind organische Geschöpfe. Was Organe und ein organischer Bau sind, werdet Ihr gleich erfahren. Ich möchte Euch nur vorher ein recht bestimmtes und überall geltendes Kennzeichen geben, woran Ihr Thiere und Pflanzen unterscheiden könnt, und das ist schwerer, als Ihr denkt. Je mehr Thiere und Pflanzen ihr kennen lernt, um so schwieriger wird die Unterscheidung, da es in der That thierische Geschöpfe gibt, die allen äußern Merkmalen nach von den Pflanzen nicht zu unterscheiden sind. Der Mensch nimmt dann seine Zuflucht zu dem, was sein eigentlichstes Gebiet ist, zum Zertheilen und Sondern, vernichtet den künstlichen Bau der Geschöpfe, um den ersten Grundstoffen ihrer Zusammensetzung nachzuspüren, und findet in diesen Kennzeichen, die ihm so lange als untrüglich gelten, bis er eines Bessern belehrt wird. Der Naturforscher glaubt daher das Wesen der Pflanze nicht schärfer und richtiger bezeichnen zu können, als indem er spricht: Thiere und Pflanzen sind organische Geschöpfe, aber die hauptsächlichsten einfachen Grundstoffe der Thiere sind Stickstoff, die der Pflanzen Kohlenstoff und Sauerstoff. Uns ist das kaum halb verständlich; und da wir uns nicht so weit auszubreiten gezwungen sind, nicht einmal über das ganze wissenschaftliche Gebiet der Pflanzen, so nennen wir einstweilen das eine Pflanze: was in der Erde Wurzeln treibt, und aus derselben ans Licht, Stamm, Blätter, Blüthen und Früchte, durch welche letztere es sich in der eigenen Art fortpflanzt, folglich ein organisches Erzeugniß der Natur ist. — Organisch, Organ, Organismus sind Worte, die sich, je nach der Vorstellung von den Naturprodukten oder dem Bedürfnisse ihrer Erkenntniß auf verschiedene Weise, leicht, schwer oder auch gar nicht erklären lassen. Wir wollen uns begnügen zu sagen: ein Organ ist ein solcher Theil des Naturerzeugnisses, dem auf wunderbare Weise eine eigenthümliche Thätigkeit, ein wirksames Leben, inwohnt, wodurch es zur Erhaltung, Ernährung und Ausbildung des Ganzen nach einer bestimmten Richtung beyträgt! Das Ganze aber, von solchen einzelnen Organen zusammengesetzt, ist ein lebendiges oder organisches Geschöpf, ein Organismus. In diesem Sinne wird jedoch die Wurzel, der Stamm, das Blatt, die Blüthe, ja selbst ein einzelner Theil der Blüthe nicht eigentlich ein Or-

Digitized by Google

gan der Pflanze genannt, weil jedes wiederum als ein Ganzes, als eine Zusammensetzung sehr vieler Organe angesehen werden kann. Wollt Ihr es indessen auch so nennen, so wird man Euch auch darin verstehen; nur unterscheidet alsdann sorgfältig die zusammengesetzten oder äußeren, von den einfachen oder inneren Organen der Pflanzen. — Alle Pflanzen, die Ihr blühen seht, Bäume, Sträucher, Stauden, Gräser, Kräuter, oder wie Ihr sie sonst nennen möget, sind überhaupt nur aus drey einfachen Organen zusammengesetzt, die in ihrer Gestalt sich oft abgeändert zeigen, aber überall dieselben bleiben, und dieselben Verrichtungen zur Erhaltung Ernährung und Ausbildung der ganzen Pflanze beybehalten So muß man nämlich das annehmen, was die mühseligsten Forschungen, die besten Vergrößerungen und die sorgfältigsten Versuche bis jetzt erwiesen haben, obgleich man auch darin vielleicht hie und da noch im Irrthum ist, zumal in gewissen Abänderungen der einfachen Organe.«

Der zweite Band beginnt mit Neapel, wo sich der Verfasser bey dem Ausbruche des Vesuvs befand:

»Der Neapolitaner scheint denn doch eben so wenig zur Reflexion geneigt, als das behagliche Gefühl der Sicherheit im Leben zu entbehren. Ein wohlthätiger Leichtsinn und die Macht der Gewohnheit mögen bey der Menge, die so leicht bey jeder Gefahr kleinmüthig wird, entscheidend seyn. Doch mögen die Motive unserer Empfindungen seyn welche sie wollen; die Vorstellungen von den Dingen in der Natur, an denen jene den größten Antheil haben, wirken allein auf uns, und der Gegenstand darf mit seinem Abbilde im Spiegel nicht verwechselt werden. Die Vorstellung von diesen Feuerausbrüchen, die sich in der Seele des nordischen Wanderers bildet, ist von der des Neapolitaners sehr verschieden; jener schaudert, dieser jubelt; und doch bleibt die Sache dieselbe. Seit einigen Wochen sind ringsumher in dieser Gegend alle Brunnen versiegt; ein untrügliches Kennzeichen naher Erderschütterung, eines Erdbebens oder ungehinderter vulkanischer Ausbrüche. Nichts hat man mehr zu fürchten als das Erdbeben. Dumpfes Schweigen und die Todesangst banger Erwartung war ringsumher verbreitet. Es handelte sich um »Seyn oder Nichtseyn.« Da donnerte plötzlich der Berg hoch auf, warf sein Feuer in die Lüfte, und ergoß sein glühendes Eingeweide. Wohlthätig athmete nun jede Brust Der Mensch fühlte sich errettet vom Untergange, oder was mehr ist, von Angst und Bangigkeit. In allen Kirchen ertönten Dank- und Lobgesänge. Jubel und Feste überall, und der Berg, so weit man ihn sehen konnte, war das erhöhte Zeichen der Erlösung.«

Der Verfasser geht hierauf sogleich auf seine Lieblingswissenschaft, die Naturforschung, über, über die er in einem Gespräche mit einem Greise auch seine Ansichten über Naturphilosophie ausspricht.

»Obgleich der Gegenstand dieser Forscher (der Naturphilosophen) nicht sowohl die Natur, als vielmehr ein Gewebe höchst scharfsinniger, künstlicher Schlüsse und Folgerungen ist, so glaubten sie doch auf diesem Wege die ganz allgemeinen, großen und einfachen Gesetze der Natur zu entdecken, woraus nachher das wie und warum alles Daseyenden bequem abzuleiten seyn würde. Im Ableiten und Schließen der wunderbarsten Dinge, aus den einfachsten Voraussetzungen, haben die spekula-

Digitized by Google

tiven Philosophen eine so außerordentliche Gewandtheit, daß man ihnen zutrauen muß, sie können alles Denkbare beweisen aus einem einzigen höchst einfachen, willkürlich zugegebenen Satze. — So setzt alle Spekulation voraus: das Absolut-Wahre sey dem sterblichen Menschen erkennbar. Ist dieses wahr, so machen sie dir Alles wahr. Dieses aber ist es eben, was noch keiner bewiesen hat. Gibst du uns das nicht zu, sagen sie, so hört damit gleich alles Philosophiren auf. Freylich wohl! Aber welche Verbindlichkeit habe ich denn, die glänzendsten Resultate der Philosophie, den höchsten Triumph menschlichen Scharfsinnes, als wirklich und wahr anzuerkennen, wenn der Satz, der Alles bedingt, auf dem Alles beruht, nicht erwiesen, nur willkürlich angenommen ist? Das Philosophiren selbst hat seinen unbestreitbaren Werth von einer andern Seite, aber ihren Zweck erreicht die Spekulation nicht. Die zwecklose Forschung ist also ein ganz entschiedener Irrweg, und die Natur läßt sich nicht philosophisch konstruiren.«

Die Art, womit der Verfasser sein Lieblingsthema in Gesprächform behandelt, erinnert an die Gespräche in dem letzten Werke S. H. Davy's, wo der Naturforscher, den er in den Ruinen von Pästum antrifft, seine Ansichten über Naturwissenschaft entwickelt. Von gleicher Liebe für die Naturwissenschaften, wie der große Chemiker beseelt, hat er gleichzeitig mit demselben in Italien seine Gedanken über gleiche Gegenstände in dieser Form niedergeschrieben; demselben Samen entsprossen, hat sich unter demselben Klima dieselbe Blume der Darstellung entfaltet und gleiche Früchte zur Reife gebracht.

»Seitdem die Metamorphose der lebenden Natur zu einer so unübersehbaren großen Mannichfaltigkeit der Gestaltungen gestiegen ist, so kann die Anzahl der Individuen einzelner Arten nicht mehr so unermeßlich groß seyn, als sie es damals war. Alle jene Erstlinge der Erde gingen unter, und neue Geschlechter folgten ihnen. — Mit den folgenden, jüngeren Gebirgsschichten ist es ganz anders; die enthalten sehr viele, noch jetzt. wenn nicht der Art, doch dem Geschlechte nach lebende Geschöpfe noch versteint. Fische z. B. finden sich häufig in späteren Schichten, nie in den älteren Flötzgebirgen. Aber viele von ihnen, in den früheren Ablagerungen, hatten eine Riesengröße, wozu keine verwandte Fischart mehr gelangt, und andere gleichen auch überhaupt keiner lebenden Art mehr. Unter den Pflanzen waren die Farrenkräuter die ersten, nach ihnen folgten die Palmen, Rohre u. s. w., aber sie stimmen nie vollkommen genau mit den existirenden Arten überein. Mit den Landthieren in den jüngern Gebirgslagern, unter denen wahrscheinlich Landinsekten und Amphibien den Anfang machten, ist es nicht anders. Alle Versteinungen derselben, und der Säugethiere, welche fast alle zu den Geschlechtern der Schweine, Rinder, Wallfische, Faulthiere und Hunde gehören, stimmen nie vollkommen mit jetzt lebenden Arten zusammen. Sie sind meistens von Riesengröße und aus der lebenden Natur verschwunden. — Man braucht nur gerade klar zu sehen, wie etwas entstand, um mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen zu müssen, daß es nicht auf diesem, sondern nur auf jenem Wege entstehen konnte. Sieht man, wie sich in Aufgüssen von thierischen und vegetabilischen Substanzen zusammengesetztere Organismen aus einfachern entwickeln; erwägt man, daß die ganze lebende Natur

Digitized by Google

ebenfalls bey ihrer Bildung stufenweise vom Einfachern zum Zusammengesetztern fortgeschritten ist, so ist klar, daß alles Leben nur von den niederen Stufen der Organisation zu den höheren gelangen kann. Diese müssen also durch jene bedingt seyn. Aber wie können sie dieß anders seyn, als dadurch, daß der einfachere Organismus sich von Generation zu Generation immer mehr ausbildet? Wir müssen daher annehmen, daß die Zoophyten der Vorwelt die Urform sind, aus welcher alle Organismen der höhern Klassen durch allmählige Entwickelung entstanden sind. Wir müssen ferner annehmen, daß jede Art, wie jedes Individuum, gewisse Periode des Wachsthums, der Blüthe und des Absterbens hat, daß aber ihr Absterben nicht Auflösung, wie bey dem Individuum, sondern Degeneration ist. Und hieraus scheint denn zu folgen, daß es nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die großen Katastrophen der Erde sind, welche die Thiere der Vorwelt vertilgt haben, sondern daß viele dieselben überlebt haben, und daß sie vielmehr deßwegen aus der jetzigen Natur verschwunden sind, weil die Arten, zu welchen sie gehörten, den Kreislauf ihres Daseyns vollendet haben, und in andere Gattungen, zu höheren Stufen der Organisation übergegangen sind. — So ist Alles auf Erden flüchtig und vorübergehend, die Art wie das Individuum, und das Geschlecht wie die Art. Selbst der Mensch wird vielleicht einst vergehen und verwandelt werden. Aber regelmäßig war von jeher der Gang der Natur bey allen ihren Veränderungen, regelmäßig wird er bleiben bis ans Ende der Zeiten, und nicht ohne Grund läßt sich vermuthen, daß die Natur noch nicht die höchste Stufe der Organisation in den Menschen erreicht hat, sondern in ihrer Ausbildung noch weiter fortschreiten und noch erhabnere Wesen, noch edlere Gestalten, einst hervorbringen wird.«

Der zweyte Abschnitt des zweyten Bandes: der verlorne Sohn überschrieben, ist ein Horsd'oeuvre, in so weit die Scene in Indien und Kaschmir spielt, wo Hr. v. R. nicht selbst gewesen, sondern nach Malcolm und anderen vollgültigen Quellen Landschaft und Sitten ausmalt. Wir verweilen aber lieber bey der Schilderung und Darstellung der von ihm selbst geschauten Scenen, Begebenheiten und Charaktere; so malt er im dritten Abschnitte das Hof- und Fremdenleben zu Paris, und zeichnet mit besonderer Liebe und Treue das Charaktergemälde des von allen Deutschen so geschätzten Grafen Schlaberndorf, den auch wir damals mit Hrn. v. R. besuchet haben:

»Weil Schlaberndorfs Ansichten ihn zum Politiker im größten und ernstesten Sinne machten, so pflegte auch gewöhnlich richtig einzutreffen, was dieser Kenner der Höhen und Tiefen vorhersah. Darum hielten ihn die kleinen Politiker für eine Art prophetischer Kunstmaschine, oder magnetisch Hellsehenden; belagerten ihn täglich; befragten ihn über Alles, und glaubten an seine ganz anders gemeinten Aussprüche, wie an unfehlbare und unbegreifliche Inspirationen. So kam es denn auch, daß selbst Polizeyspione, dem Ansehen nach gebildete Männer, sich an ihn, den Verfasser des Buches: Napoleon und das franz. Volk unter seinem Consulate, drängten, auf seinem Zimmer in dem Kreise von Fremden und Parisern, der sich täglich zu bilden pflegte, Platz nahmen; er sich aber durch ihre Gegenwart, da er sie doch genau kannte, nicht im Min-

Digitized by Google

deſten ſtören ließ, ſondern mit derſelben Wärme und hinreißender Beredſamkeit, als ob ſie gar nicht da wären, ſeine Ueberzeugungen mittheilte. In Gegenwart ſolcher Perſonen fragte ihn einſt ein Fremder: ob er nicht zu fürchten habe, daß ihm ſeine rückſichtsloſe Offenheit perſönlich Gefahr bringen könne? Lachend erwiderte Schlaberndorf, daran habe ich freylich noch nicht gedacht! Es iſt aber auch nichts daran gelegen. Ich habe hier im Zimmer eine Art magiſchen Kreiſes gezogen, wer hereintritt, muß die Wahrheit hören, er mag wollen oder nicht, da hilft nun einmal nichts. — Was ein Thor aus Sonderbarkeit thut, kann ein Weiſer darum thun, weil er die Meinung des Volks unbemerkt laſſen darf. Der kleine Menſch hat Recht, die öffentliche Meinung als Geſetz zu ehren und zu befolgen. Aber es gibt Ehrfurcht gebietende Männer, die nur der zu tadeln wagt, der nur das kleine Aeußerliche an ihnen erkennt; Männer, für die der Tadel der Welt ſo wenig da iſt, als die Berechnungen der Aſtronomen für die ewigen Geſtirne, und das Gebell der Hunde für den Mond da iſt.

»Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.«

»Die Hungrigen, die er ſättigte; die Nackenden, die er kleidete; die Frierenden, die er wärmte; die Unglücklichen, die er tröſtete; die Irrenden, die er belehrte; die Zweifelnden, die er überzeugte; die Einſamen, die er liebevoll an ſein großes Herz drückte; die Trauernden, die er erheiterte; die Waiſen, denen er ein Vater ward; die Sünder, die er beſſerte; die Verwahrloſeten, die er liebevoll zurechtwies; die Geſunkenen, die er der Ehre wieder gewann — dieſe Scharen kennen ihn und wiſſen, daß er kein Sonderling war; und Jeder, von Weltvorurtheilen nicht geblendete, weiß es auch. »Ja, wer auch nur eine Seele ſein nennt« — und er nannte Tauſende ſein. Eine einzige Thräne tiefgefühlten Dankes, ſollte ſie nicht das unbedachte Urtheil der ganzen Welt aufwiegen? und welche Thränen ſind um Ihn gefloſſen! Er ſtarb in einem öffentlichen Verpflegungshauſe, und um ſein hinterlaſſenes Vermögen führt man hartnäckige Prozeſſe.«

Es iſt unmöglich, Paris geſehen und die dortigen Theater nicht häufig beſucht zu haben; wiewohl es in Paris ſelbſt, was unglaublich ſcheinen dürfte, noch heute Janſeniſten gibt, welche nie den Fuß in ein Theater geſetzt. Ueber das franzöſiſche Theater urtheilt Hr. v. R. wie folgt:

»Die Franzoſen haſſen Kälte und Langeweile über Alles; und doch gibt es nichts kälteres und langweiligeres als ihre Dramen. So nennen ſie die ernſtern Schauſpiele vorzugsweiſe, die durch den Ausgang des Stücks nicht Tragödien, und doch nicht im Tone der Lachen erregenden Komödien gehalten ſind. Dieſe Dichtungs- und Darſtellungsart iſt nämlich dem Charakter des Franzoſen nicht angemeſſen, und bloß den unverſtandenen Schauſpielen Anderer aus Nachahmungsſucht nachgebildet. Es iſt mir darum auch nicht auffallend geweſen, als ich einſt eine Pariſerin in einem ſolchen Drama, faſt überwältigt von anhaltendem Gähnen, dazwiſchen ſagen hörte: o Gott! wie rührend iſt das! — In dieſer Art des Schauſpiels iſt dagegen der Deutſche ſo unübertroffen, daß nur der den zureichenden Begriff von dem Werthe dieſer Dichtungs- und Darſtellungsart haben kann, der Schauſpiele von Schröder und Jünger im Burgtheater in Wien geſehen hat. Anziehende Charakterſchilderung und tief

Digitized by Google

gefühlte und scharf aufgefaßte Darlegung dessen, was im Bereich des täglichen Lebens, wie es wirklich ist, ein unverdorbenes Menschenherz in Höhe und Tiefe bewegen und ergreifen kann, ist dem Deutschen eigenthümlich. Darum kann sich auch die Ausartung dieser Eigenthümlichkeit nur zu demjenigen Ungeschmacke neigen, der die Iffländischen breiten Familiengemälde und die thränenreichen Schauspiele eines Kotzebue mit so allgemeinem Beyfall aufnahm. — Zwey ganz verschiedene Dinge sind das Lustspiel in Deutschland und in Frankreich. Das deutsche soll ein geistreiches Spiel des Witzes seyn, mit der Geißel der Satyre die Thorheiten zu züchtigen, und überhaupt eine belehrende Ergetzlichkeit seyn. Darum ergetzt es nicht immer, belehrt es nur selten, ist oft bey allem Witze breit und langweilig, und verliert meistens durch die Unbehülflichkeit der Schauspieler am meisten. — Das französische Lustspiel will nur Lachen erregen in anständiger Gesellschaft, und erreicht seinen Zweck fast immer; obgleich mancher ernste Deutsche hintennach unwillig wird, daß er über Nichts hat lachen müssen. Macht es andere und höhere Ansprüche, so ist es eben so wenig das französische Lustspiel, als die schlecht nachgeahmten Lustspiele Kotzebues deutsche sind. Ich glaube daher auch in gewissem Sinne sagen zu dürfen, daß das beste deutsche Lustspiel Figaro's Hochzeit von Beaumarchais ist, die besten französischen Lustspiele aber die von Müllner sind.«

Möge es Hrn. v. R. recht bald gefallen, durch die Erscheinung des dritten noch fehlenden Theiles das Verlangen aller derer, welche die beyden vorhergehenden gelesen haben, zu befriedigen!

Art. V. Die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Neu dargestellt von G. R Treviranus. Erster Band. Bremen, bey J. G. Heyse, 1831.

Der Gegenstand dieses Werkes ist die Geschichte des Entstehens, Wirkens und Vergehens der lebenden Wesen und ihre Verhältnisse unter einander, also ein Gegenstand, auf welchen sich, als Endresultat, beynahe alle Forschungen in der Natur beziehen. Der Verfasser hat die Erstlinge seiner Bemühungen auf diesem großen Felde schon vor dreyßig Jahren in seiner Biologie bekannt gemacht, und sie wurden schon damals mit beynahe ungetheiltem Beyfalle aufgenommen. Seitdem ist unter seinen eignen und seiner Zeitgenossen Händen die Masse, welche der Gegenstand dieser Betrachtungen ist, herangewachsen, und obschon, wie er selbst bemerkt, die Intensität derselben weit hinter ihrer Extension zurückgeblieben ist, so ist doch so viel Wichtiges, ja Erstaunenswerthes hinzugekommen, daß eine neue Uebersicht, daß selbst eine zweyte Bearbeitung des Gegenstandes nothwendig geworden ist. Der Verf. gibt uns diese hier in zwey Bänden, von welchen der erste vorliegt und der zweyte, wie wir erwarten, bald nachfolgen wird. Wir zweifeln nicht, daß diese Erwartung alle Leser mit uns theilen, die diesen ersten Band

Digitized by Google

näher kennen gelernt haben, und wir stehen nicht an, gleich im Eingange unserer Relation zu erklären, daß wir dieses Werk für eines von den wenigen halten, das auf die Nachwelt übergehen, und als ein schönes Denkmal des Geistes, der es verfaßt hat, ja als ein Denkmal unserer deutschen Literatur selbst noch dastehen wird, wenn viele andere, mit viel weniger Bescheidenheit angekündigte Werke längst schon auf den Wellen des Lethe in das Land der Vergessenheit hinüber gegangen seyn werden. Je länger man dasselbe betrachtet, und je öfter man es liest, desto mehr tritt der innere Reichthum desselben hervor, desto mehr erkennt man die Sorgfalt, welche der Verfasser in seine Beobachtungen, in die darauf gebauten Schlüsse, und endlich auch selbst in den äußeren Vortrag derselben gelegt hat, denn auch seine Sprache ist höchst gewählt, und gar manche Stelle des Buches könnte auch in dieser Beziehung als Muster und Beweis aufgestellt werden, daß selbst Gegenstände dieser Art, unter der Hand des Meisters, sich einer schönen Darstellung nicht entziehen. Vor allem aber muß die Masse von trefflichen Beobachtungen, von neuen und fruchtbaren Ideen, und von tiefen Blicken in die Natur des Lebens bemerkt werden, die uns unendlich wichtiger und hochschätzbarer dünken, als alle die hyperphysischen und transcendentalen Witzspiele, mit welchen uns so viele unserer sogenannten Naturphilosophen in den letzten Decennien auf eine unverantwortliche, Geist und Zeit tödtende Weise hingehalten haben.

Dieser erste Band zerfällt in sieben Abtheilungen oder Bücher, wie sie der Verf. nennt. Das erste enthält die Einleitung des Werkes; das zweyte Betrachtungen über die Organisation und deren Verschiedenheit; das dritte handelt von der Erzeugung; das vierte von dem Wachsthume, der Blüthe und der Abnahme des Lebens; das fünfte von den äußeren Bewegungen, als Erscheinungen des Lebens; das sechste von den innern Bewegungen, dem Blutumlaufe, dem Athemholen u. s; das siebente endlich von den chemischen Erscheinungen des Lebens, der Verdauung, Ernährung, der thierischen Wärme u. s.

Er beginnt damit, daß er die unübersehbare Masse, die in der Naturgeschichte vor ihm aufgeschichtet liegt, zu sondern und zu sichten sucht. Es gibt hier sehr viele kleinliche Dinge, die nur den Ueberblick stören, und die daher entfernt werden sollen. In der Natur mag allerdings nichts klein, nichts überflüssig seyn; aber bey unseren Untersuchungen der Natur gibt es nur zu oft solche Dinge, die nicht zur Sache selbst gehören und uns, weit entfernt, uns vorwärts zu bringen, eigentlich nur hindern und von der gewünschten Kenntniß der Wahrheit immer mehr entfernen. Es ist daher ein gutes Zeichen, wenn man von dem ge-

Digitized by Google

sammelten Vorrathe allmälich wieder das Unnütze zu entfernen sucht. Ich sammle schon über dreyßig Jahre, sagte Klotz, und Herr Magister Lessing, der kaum angefangen hat, will mich belehren. O Herr Geheimerrath, antwortete Lessing, Sie sammeln also noch; ach dann sind Sie noch lange nicht so weit, wie ich, denn sehen Sie, ich fange bereits an wegzuwerfen.

In der Einleitung oder im ersten Buche sucht er uns nun zuerst über die hohe Wichtigkeit seines Gegenstandes zu belehren. Für die Leute, die auch in der Wissenschaft fragen, wozu dieß für Küche und Keller gut seyn könne, wird zuerst gezeigt, daß die Biologie eigentlich die Basis von drey anderen Erkenntnissen sey, deren Nutzen allgemein anerkannt wird, nämlich von der Arzneykunde, von der Landwirthschaft und von dem Gartenbau. Es gibt aber noch eine andere Seite des Studiums der Natur, die den höheren Sinn des Menschen in Anspruch nimmt. »Dieses Studium erhebt und veredelt den, der sich ihm »auf eine würdige Weise ergibt, bewahrt ihn vor Einseitigkeit »und hält ihn zurück von Aberglauben, wie von Unglauben. »Was ist die Erde mit allen ihren Schätzen für den großen Haufen, als ein Schauplatz voll Gestalten ohne tiefere Bedeutung? »Sie gehen vorüber vor seinen Augen, ohne seinen inneren Sinn »zu rühren. Sie sprechen zu ihm, aber er ist unempfindlich für »ihre Töne und versteht ihre Sprache nicht. Er stirbt im Ueber»fluß, seufzend über die Leere des Daseyns und das Einerley der »Tage. Aber der Vertraute der Natur ist in einer Welt, die »ihm immer neue Seiten zeigt, die ihn nie einsam seyn läßt, »wenn er auch Jahrhunderte zu leben hätte. Alles in ihr hat »Bedeutung für ihn, allenthalben ist er einheimisch, kein Theil »der Erde ist für ihn ohne Reiz, und allenthalben findet er die »Natur wieder. Ein solches geistiges Leben in der Natur schärft »auch den Sinn für Einfalt und Wahrheit. Darum wurde der »Naturforscher Ephraim Götze ein Prediger des Friedens, »während sein Bruder, der Zelot Melchior Götze in Ham»burg, gegen jeden Selbstdenker wüthete. — Es gab wohl »keinen großen Dichter, aber viele oberflächliche Naturforscher »ohne Adel der Gesinnung. Doch wer in dieser letzten Wissen»schaft zur Höhe gelangte, war schon ein edler Mensch, noch ehe »er sie erklimmte, und wer durch das Studium der Natur nicht »moralisch besser wurde, ergab sich demselben gewiß nicht aus »innerem Drange.« Diese Stelle, auf Geradewohl ausgehoben, mag als ein Beyspiel der Darstellung des Verfassers gelten.

Ueber Vernunft und Instinct werden S. 9 sehr beachtenswerthe Betrachtungen angestellt. Die Triebe der Thiere, die wir mit dem Worte Instinct bezeichnen, können nicht Producte

Digitized by Google

einer der unsrigen ähnlichen Vernunft seyn, die bloß durch die Eindrücke der Sinnenwelt geleitet wird; denn jene beziehen sich, zum Theil wenigstens, auf ein Künftiges, wovon die Sinne noch nie gerührt wurden; sie werden, noch vor allen Versuchen und Erfahrungen, schon mit Sicherheit hervorgebracht, ja sie hören zum Theil mit der Entwicklung der Existenz in der Sinnenwelt auf. Wie aber ist zweckmäßiges Wirken ohne Bewußtseyn möglich? Das ist das große Räthsel, worauf wir bey jedem Schritte in der Naturlehre der lebenden Wesen stoßen. Bey jeder Muskelthätigkeit unseres Körpers, die von unserem Willen erregt wird, sind wir uns wohl des letzten Zweckes, aber nicht der Mittel bewußt. Der Zugvogel, der Winterschläfer aber scheint weder vom Mittel, noch vom Zwecke einen deutlichen Begriff zu haben, und weiß doch das erste zu brauchen und das andere zu erreichen. Jedes zweckmäßige Wirken aber, es sey welcher Art es wolle, ist ohne eine Analogie der Vernunft nicht denkbar. Dieses der Vernunft ähnliche Prinzip, das in allen lebenden Wesen angetroffen wird, läßt sich entweder in einer allgemeinen Weltseele, oder in einer Seele jedes einzelnen Wesens suchen. Die erste Hypothese hebt alles individuelle geistige Daseyn auf, und gibt doch keine Erklärung der Erscheinungen. Diese Weltseele ist entweder nichts, oder sie ist die Gottheit selbst. Nichts gegen sich, die Erfahrung für sich aber hat der Satz: Alle lebenden Wesen stehen gegen einander in einer, nicht durch Sinneneindrücke vermittelten Wechselwirkung. Dafür zeugen z. B. das feste Verhältniß der Zahl der Gebornen zu der der Gestorbenen, das eben so feste Verhältniß der beyden Geschlechter; die geistige Einwirkung der Mutter auf die Frucht, die Erscheinungen des Schlafwandelns u. dgl. — Dieß zum Beyspiele, wie der Verf. die philosophische Seite der Naturlehre behandelt.

Daß ein Bewußtseyn ohne alle Erinnerung existirt, folgt aus der Wahrnehmung, daß der Gedanke oft schon früher da ist, als der Ausdruck, und daß wir oft so lange das rechte Wort, das rechte Zeichen für das Bezeichnete suchen müssen, obschon die Vorstellung selbst keineswegs dunkel ist. Das menschliche Denken ist zweyerley Art. Das mittelbare besteht im Abstrahiren und Reflectiren, und fängt erst mit dem Leben in der Sinnenwelt an. Das unmittelbare Denken aber geschieht schon vor der Entwicklung der äußeren Sinne, vermöge der, nicht durch diese Sinne, vermittelten Erkenntniß des inneren Zusammenhangs und der Wechselwirkung mit der ganzen übrigen lebenden Natur. Die Resultate dieses letzten Denkens haben daher eine Sicherheit, welche das mittelbare Denken nicht geben kann. Bey dem mittelbaren entwirft sich der Geist die Regel aus

Digitized by Google

Erfahrung, aus Abstraction von der äußeren Sinnenwelt; bey dem unmittelbaren Denken aber ist die Regel selbst schon angeboren. Daß ein Empfangen der Eindrücke ohne Vermittlung der Sinne möglich ist, beweist das Beyspiel der wandernden Vögel, die doch gewiß nicht durch Sinneneindrücke auf ihren Zügen geleitet werden. — Wir sind uns im Wachen bloß der moralischen und ästhetischen, nicht aber der physischen Seite der Vernunft bewußt. Aber im tiefen Schlafe läßt sich Bewußtseyn ihres physischen Wirkens wahrnehmen, doch findet davon keine Erinnerung im Wachen Statt, weil dieses Wirken ohne Rührung der äußeren Sinne geschieht.

Auch ohne in diesen Ansichten mit dem Verf. ganz übereinzustimmen, wird man gerne gestehen, daß hier, wie Kepler sagte, Fermenta cogitationis, Gedankenkeime, ausgesät sind, die noch einmal, wenn auch nur unseren späten Enkeln, Früchte tragen soll. Nur ist zu bedauern, daß diese Ansichten, die gewiß das Resultat vieljähriger Bemühungen sind, so aphoristisch und ohne nähere Erläuterungen hingeworfen sind. Gewiß hat der Verf. noch viel mehr dabey gedacht, und da denn auch der Leser, bey einer so ganz im Allgemeinen gehaltenen Darstellung, nothwendig selbst wieder dabey oder vielmehr dazu denken muß, um das Fehlende zu ergänzen, so wird es, auf so schlüpfrigem Boden, an Abwegen und Mißverständnissen nicht fehlen, die nur durch offene und rücksichtslose Mittheilung gehoben werden könnten. Diese Einleitung enthält übrigens noch viele Betrachtungen dieser Art, die wir aber hier der Kürze wegen übergehen müssen

In der leblosen Natur gilt das große Gesetz: Wirkung ist der Gegenwirkung gleich, und der Erfolg ihres Gleichgewichts ist Ruhe. In der belebten Natur aber ist Selbstthätigkeit, nicht Ruhe, der Zweck, und hier gilt daher das Gesetz: Wirkung und Gegenwirkung steigen und fallen im umgekehrten Verhältniß gegen einander. So geschieht es, daß in den Erscheinungen des Lebens Gleichförmigkeit bleibt, wenn gleich die äußern Einwirkungen oft sehr ungleichförmig sind, und daß z. B. der Herzschlag, das Athemholen in der Wärme und Kälte, in reiner und unreiner Luft, bey reichlicher und bey sparsamer Kost nahe immer dieselben bleiben. Im Leben also ist — »Streben nach Gleichförmigkeit der Gegenwirkung bey den ungleichförmigen Einwirkungen der äußeren Welt.« — Der höchste Charakter des Lebens aber bleibt: »ein zweckmäßiges Wirken aus einem selbstthätigen Prinzip, dessen erstes Ziel die Fortdauer des Wirkens selbst ist.«

Das zweyte Buch verbreitet sich über die Verschiedenheit

Digitized by Google

der Organisationen bey den lebenden Wesen. Der Verf. bestreitet zuerst den so oft aufgestellten Grundsatz, daß alle höheren organischen Bildungen nur Inbegriffe der niedereren seyen. Um dann die Verschiedenheit dieser Organisationen besser aufzufassen, stellt er als Hauptmomente die verschiedenen Grade der Erregbarkeit, die Urform aller Organisation und endlich die gegenseitige Abstammung der verschiedenen Organe auf, und findet dadurch die wesentliche Trennung der lebenden Wesen in zwey Klassen, von welchen die eine Gehirn, Rückenmark und Nerven hat und die andere nicht hat, d. h. in eigentliche Thiere und in Pflanzen. Nachdem er noch andere Unterschiede dieser beyden Klassen angegeben hat, trennt er auch die Klasse der Thiere in zwey Theile. In dem einen sind die Wirbelthiere mit vier Unterabtheilungen, und in dem andern die wirbellosen Thiere mit zwey Unterabtheilungen. Zum Schlusse stellt er noch eine andere Eintheilung auf, die aus dem Verhältnisse der Breite des verlängerten Markes zur Breite des großen Gehirns entspringt.

Das dritte Buch handelt von der Zeugung, und zwar zuerst von der Zeugung ohne Samen, aus bloßer formloser Materie. Unsere Naturforscher sahen diese Zeugung vor einigen Jahrzehnden beynahe überall, und jetzt wollen sie selbe wieder nirgends erblicken. Der Verf., der diesen wichtigen und dunklen Gegenstand discutirt, spricht sich endlich dafür aus, daß Zeugung ohne Samen Statt haben könne, und er will dieß vorzüglich aus seinen Erfahrungen an den Eingeweidewürmern beweisen. Wir lassen dieses dahingestellt seyn, und bemerken bloß einige Beyspiele, die uns von der langedauernden Keimkraft der Samen gegeben werden. Nach Dureau de la Malle soll sich diese Kraft bey mehreren phanerogamischen Pflanzen unter Wasser bis 20 Jahre, unter der Erde außer aller Einwirkung der atmosphärischen Luft sogar bis 100 Jahre erhalten. Van Swieten erzählt von Mimosenkörnern, die nach 80, und von gewissen Bohnen, die nach 200 Jahren noch keimten. Ein Engländer (in the journ. of the Royal Instit. of Great-Britain, Nro. I) will sogar eine vielleicht zweytausend Jahre alte Zwiebel aus der Hand einer ägyptischen Mumie noch zum Treiben gebracht haben. — Als Beyspiel, was manche Naturforscher, nicht mit ihren leiblichen, sondern mit den Augen ihrer Imagination, alles gesehen haben, wird angeführt, daß Gruithuisen in Aufgüssen von reinem Wasser auf Granit, Kohlenblende und Muschelmarmor — Infusionsthierchen erblickt habe. Der Verf. bemerkt mit Recht, daß diese Thierchen wohl nur unorganische Molekulen waren, und daß sich aus solchen Versuchen, wo

Wasser und Luft im Spiele ist, nichts sicheres schließen läßt. Es ist wahr, die Protoplasten der ganzen lebenden Natur müssen einst aus leblosen Stoffen erzeugt worden seyn (?); aber so wenig daraus, daß in den frühesten Zeiten Granit hervorgebracht wurde, folgt, daß dieser auch noch jetzt entstehen könne, eben so wenig läßt sich aus dem ersten (uns doch wohl ganz unbekannten) Ursprung des Lebenden auf den jetzigen ein Schluß ziehen.

Die Zeugung durch Fortpflanzung geschieht auf drey Arten, durch Theilung, durch Sprossen und durch Eyer. Die beyden ersten finden sich nur bey Pflanzen, Zoophyten und Würmern. Die Theilung ist nur bey den Thieren, nicht bey den Pflanzen, freywillig. So zerspringt die bunte Naide von freyen Stücken in mehrere Theile: die schlangenförmige Naide theilt sich ebenfalls frey in zwey Theile, wo sich dann an der einen Hälfte vorn ein Schwanz und hinten ein Kopf erzeugt. Der Kopf der Planarien (Würmer) theilt sich von seinem Rumpfe, und bekömmt einen neuen Schwanz, während der Rumpf einen neuen Kopf ansetzt.

Bey der Fortpflanzung durch Sprossen geht aus dem Ganzen ein neues Individuum hervor, welches sich erst, wenn es ausgebildet ist, vom Ganzen trennt, was bey der ersten Art der Zeugung nicht der Fall ist. Diese Sprossen bestehen immer aus zwey Theilen, einem weichen Zellgewebe, das die erste Nahrung des künftigen Wesens enthält, und einer härteren Substanz, die den künftigen Körper bildet. Hieher gehören auch Knollen und Zwiebel und die Knospen, so wie die inneren Keime in vielen Infusionsthieren, wozu viele Beyspiele unter bestimmten Gesichtspuncten angeführt werden. Dann wird der wesentliche Unterschied zwischen jenen beyden Erzeugungsarten und der durch Eyer festgestellt, und nun die verschiedenen Arten der Eyerbildung aufgeführt. Man bemerkt die Eyerbildung schon bey einigen Pflanzen, selbst bey den niedrigsten Gattungen derselben, bey den Conferven und bey mehreren Cryptogamen. Bey den phaneroganischen Pflanzen hängt der Same mit dem Fruchtboden durch einen Strang von Zellgeweben und Spiralgefäßen zusammen, der die Stelle des Nabelstrangs bey den Thieren vertritt. Die Samen selbst sind von einer Haut umschlossen, die mit einer Flüssigkeit angefüllt ist, gleichsam dem Dotter des Eyes. Ohne Zweifel wird auch der Embryo der Pflanzen durch ein Aneinanderfügen von Bläschen und durch das Verschmelzen derselben erzeugt, wie alle Pflanzentheile auf dieselbe Art entstehen. Deutlicher aber zeigt sich bey den Thieren jenes Gerinnen flüssiger Materie zur Bildung eines organischen Ganzen. In dem Ey des Thieres, oder eigentlich in dem Bläschen,

Digitized by Google

dem Keim oder der Narbe desselben zeigt sich der erste Anfang des Lebens. Bey den Vögeln ist das Ey gleich bey seinem Austritte aus dem mütterlichen Körper mit einer kalkartigen Schale überzogen; bey den Schildkröten, Eidechsen und Schlangen ist diese Schale lederartig, bey den Rochen und Insecten hornartig, bey den übrigen Thieren weich und leicht zerreißbar. Bey den Fröschen, Kröten und Salamandern und vielen Fischen werden die Eyer bey ihrem Durchgange durch den Eyerweg mit einem Laich überzogen, bey den Insecten werden sie durch einen Leim an einander gekittet. Bey vielen im Meere lebenden Gasteropoden sind die Eyer in Zellen und Kapseln eingeschlossen; die Hirudo complanata und stagnalis trägt die Eyer bis zu ihrer Entwicklung in einer eigenen Bauchtasche.

Das Innere des Eyes ist meistens sehr einfach. Der Dotter der Spinneneyer besteht aus einem Aggregat von größeren und kleineren Kügelchen. Der Keim erscheint durch das Mikroskop als ein weißes, aus Körnern bestehendes Bläschen, das dem Dotter anzuhängen scheint. Das Ey der Vögel hat unter der Schale eine poröse doppelte Haut, zwischen welcher Luft enthalten ist. Dann folgt eine doppelte Schichte von Eyweiß, die äußere flüssigere, und die innere etwas festere. Jede derselben ist von einer eigenen dünnen Haut umgeben. Auf die innere Schichte folgt der Dotter, den ein weißer Gürtel umgibt, deren Höhlung dem Eyweiß einen Zugang zum Dotter gestattet. Der Keim endlich zeigt sich auf dem Dotter in der Gestalt eines weißen, mit Ringen umgebenen Bläschens.

Bey den Säugthieren entsteht das Ey erst nach der Entwicklung des Fötus. Gleich nach der Empfängniß werden bey ihnen keine eigentlichen Eyer, mit Eyweiß und Dotter, gefunden, sondern nur mikroskopische Kügelchen, gleichsam nur die Keime des künftigen Wesens.

Bey dem Entstehen des Embryo aus dem Ey bemerkt man überall eine Wechselwirkung zwischen dem Keim und den übrigen Säften des Eyes, eine Trübung, eine Veränderung des Orts und der Gestalt des Embryo. Im Spinneney bewegt sich das Bläschen nach dem einen Ende des Eys hin, und läßt einen Schweif von Körnern hinter sich, oder es löst sich immer mehr im Eyweiß auf, trübt den ganzen Dotter, scheint sich wieder in einen Körper zu sammeln, der aus ganz zusammenhängenden Puncten besteht, aus deren einem später der Kopf, aus dem anderen Bauch und Brust entsteht. Uebrigens entstehen alle Embryonen der Thiere, wie die der Pflanzen, durch eine Art von Jurtaposition, durch Gerinnen der anfänglichen Flüssigkeit und durch Anschießen des Geronnenen zu gewissen Formen, und diese

Digitized by Google

verschiedenen Formationen geht der Verf. bey den einzelnen Thiergattungen durch, und stellt dazu die interessantesten Beobachtungen der Naturforscher sehr zweckmäßig zusammen, wie z. B. die Entwicklung des Spinneneys nach Herold, des Krebseys nach Rathke, des Froscheys nach Rusconi. Im bebrüteten Ey der Vögel kündigt sich die anfangende Bildung des Embryo dadurch an, daß der Keim des Eyes in der Mitte heller, am Rande dunkler wird. Dann erscheint in der durchsichtigen Scheibe ein Streifen, und an diesem bilden sich zwey Platten, die keilförmig zusammenstoßen, und die Grundlage des künftigen Rückens bilden. Mit ihnen entsteht in ihrem Zwischenraume ein anderer Streifen, der sich in die Wirbelsäule verwandelt. Diese anfänglichen Bildungen scheinen bloß aus an einander hängenden Bläschen zu bestehen, die aus dem Gerinnen der Flüssigkeit kamen. Man hat bey dieser ersten Bildung der Thiere als allgemeine Regel bemerkt, daß die sich zuerst bildende Seite des Thieres immer diejenige ist, auf welcher die Centraltheile des Nervensystems sich befinden, also bey den wirbellosen Thieren der Bauch, bey den Wirbelthieren aber der Rücken, so daß sich daher die Trennung der Thiere in diese zwey Klassen schon gleich bey ihrer Entstehung zeigt. Die Embryonen der Würmer und Zoophyten gelangen sehr bald nach ihrem ersten Ursprunge zu einem selbstständigen Daseyn, wie man an ihren automatischen Bewegungen sieht. Bey den Crustaceen und Insecten vergeht eine viel längere Zeit, bis der Embryo zu diesem Grade der Selbstständigkeit kommt. Die Eyer der untersten Thierklassen haben keine Dotter. Ferner geht die Bildung der Frucht bey den Wirbelthieren immer von einem bestimmten Kern aus, der bey den wirbellosen Thieren fehlt. Jener Kern bildet sich aus einem doppelten Mittelpunct, der eine, im Keim, gibt das künftige Gehirn und Rückenmark, und der andere, an der Oberfläche des Dotters, gibt das künftige Nervensystem. Das letztere wächst dem Embryo entgegen, schlägt in ihm Wurzeln, und kömmt unter die Herrschaft des zu gleicher Zeit sich ausbildenden Nervensystemes. Die weitere Ausbildung des Fötus bey den einzelnen Thierarten müssen wir, so interessant auch diese Zusammenstellungen sind, der Kürze wegen dem Leser überlassen. Wir bemerken bloß, daß die Periode der Entwicklung der Nabelstrangefäße und die der Zeugungstheile gewöhnlich den Schluß der Fötusbildung macht. Im Allgemeinen geschieht aber diese Ausbildung durch Trennung des Gleichartigen in ungleichartige Theile und durch Verbindung des Ungleichartigen. Es ist schwer zu sagen, ob diese Bildung von Innen nach Außen oder umgekehrt Statt habe, aber der Weg, den diese Bildung verfolgt, ist

Digitized by Google

offenbar durch eine von Innen nach Außen gehende Kraft vorgezeichnet; und diese Kraft geht bey den Wirbelthieren vom verlängerten Mark und vom Rückenmark, bey den anderen Thieren aber von dem Bauchstrange aus. Daher bilden sich auch diese beyden Organe zuerst und vor allen anderen. Für die Bildungszeit der übrigen Körpertheile läßt sich keine allgemeine Regel aufstellen. Bey den Wirbelthieren z. B. bildet sich das Herz schon sehr früh, bey den Crustaceen und Insecten aber viel später.

Das eigentliche Ey unterscheidet sich von dem Fötus der Säugthiere besonders dadurch, daß das erstere, bey seiner Entwicklung und Befruchtung, unabhängig von der Mutter ist, während der letzte bis zu seiner selbstständigen Entwicklung mit dem Uterus der Mutter in organischer Verbindung bleibt. Doch gibt es auch hier Ausnahmen von der Regel. So legt eine Oniskenart ihre Eyer in den Leib der Krebse, wo sie förmlich Wurzeln schlagen und sich entwickeln. Eine Milbengattung legt ihre Eyer auf die Körper anderer, größerer Insecten, wo sie auf Unkosten der letzteren, die davon matt und schwach werden, an Größe zunehmen, welches nicht wohl möglich wäre, wenn sie nicht mit diesen durch Gefäße zusammenhingen.

Als einen allgemeinen Erfahrungssatz kann man ferner aufstellen, daß alle Erzeugung durch Fortpflanzung einen bestimmten Grad von Wärme und einen gewissen Gehalt von Sauerstoffgas erfordere. Wir kennen kein organisches Wesen, das sich ohne Sauerstoffgas und bey einer Temperatur unter Null entwickeln könnte. Wenn Moose und Flechten auch im Winter fructificiren, so geschieht dieß doch nur entweder unter der Decke des Schnees oder im Thauwetter. — Höhere Temperatur befördert die Befruchtung. So sah Gaspard die Eyer der Weinbergschnecke sich entwickeln bey 20° Réaum. in 21 Tagen, bey 12° in 38, bey 6° in 45 Tagen. Ob auch eine größere Menge des Sauerstoffgases die Entwicklung befördere, ist noch nicht durch Beobachtungen entschieden, aber wohl, daß ganz reines Sauerstoffgas diese Entwicklung ganz unmöglich mache, wie zu große Hitze. Bey dem Bebrüten der Eyer durch die Vögel scheint nicht bloß die Wärme der Mutter, sondern noch ein höherer Einfluß derselben wirksam zu seyn. Die künstlich ausgebrüteten Hühner in Aegypten sind alle schwach und klein, und von Enterichen, die durch Hühner ausgebrütet werden, hat man bemerkt, daß sie sich wieder mit Hühnern, nicht mit Enten, paarten, obschon ihnen die letztern zu Gebote standen. Licht scheint zur Bildung nicht zu gehören, da der Fötus in der Mutter und der Keim im Ey allem Lichte unzugänglich ist. Desto

nöthiger aber ist ein gewisser Grad der Feuchte, da im ganz trockenen Boden weder Pflanzen noch Thiere erzeugt werden. — Man hat oft darüber gestritten, ob bey manchen Thieren eine vollständige Frucht auch ohne vorhergegangene Paarung möglich sey. Der Verf. hält dieß bey den Wirbelthieren für unmöglich, und alle Beyspiele, die man gegen seine Behauptung anführt, als nicht concludent genug, und meistens auf unvollkommenen Beobachtungen oder auf Täuschungen beruhend. Eyer ohne Früchte oder sogenannte Windeyer und andere, dem Fötus mehr oder weniger ähnliche Erzeugnisse können sich wohl in dem thierischen Körper ohne eigentliche Paarung bilden, aber diese sind der zuvor aufgestellten Behauptung nicht entgegen, da sie keine eigentlichen Fötus sind. Man fand dergleichen, besonders bey den Menschen, mit Haaren, Zähnen und Knochen und in eigenen häutigen Säcken eingeschlossen. In einem solchen Sacke fand Ploucquet einst über 300 kleine Zähne. Man sieht sie selbst zuweilen bey dem männlichen Geschlechte, und zwar nicht bloß in den Zeugungstheilen, sondern auch in der Leber, im Magen, am Netz u. dgl. So erzählt Gourdon von einer jungen Frau, die nach einer Pneumonie eine Geschwulst unter dem Brustende des linken Schlüsselbeins bekam, wo man nach der Leichenöffnung einen Sack fand, in dem eine seröse Flüssigkeit, eine talgartige, mit Haaren vermischte Materie und einen Knochen fand, der einem Oberkiefer glich, und mit mehreren Zähnen versehen war, von welchen der eine sogar eine Glasur hatte. Diese Spiele des Bildungstriebes der Natur sind merkwürdig und verdienten gesammelt zu werden. Prohaska erzählt von einem, allerdings nur bis zu einen gewissen Grad ausgebildeten Fötus, der in dem Hodensacke eines Knaben gefunden wurde. Der Knabe schien dieses Gebilde schon bey seiner eigenen Geburt mitgebracht zu haben, und es schwoll in seinem dritten Jahre so an, daß das Scrotum bis unter die Hälfte seiner Schenkel herabhing. Einen ähnlichen Fall erzählt Wendt, der in der rechten Hode eines Knaben mehrere unter sich durch eine gallige Substanz verbundene Knochen gefunden hat, die mit den Beckenknochen eines ohngefähr viermonatlichen Fötus Aehnlichkeit gehabt haben sollen.

Insecten, Mollusken und viele Würmer aber, die beyderley Geschlechtstheile haben, können sich ohne Zweifel ohne eigentliche Paarung fortpflanzen. Der Verf. bringt hier selbst noch neue Belege dazu. Es ist schon längst bekannt, daß die Blattläuse zur Erzeugung lebendiger Brut der Begattung nicht bedürfen, und Kyber hat über diese Thiere sehr interessante Versuche angestellt. Dasselbe gilt von der Daphnia longispina. Als

Digitized by Google

Endresultat dieser Untersuchung geht hervor, daß bey vielen lebenden Wesen, die sich durch Begattung fortpflanzen, reife Eyer und vollständige Junge auch ohne alle Befruchtung erzeugt werden können, und daß es bis jetzt unentschieden bleibt, ob die Eyer, die ohne Paarung entstehen, denselben Grad der Lebensintensität, wie die befruchteten, besitzen.

Da es Thiere mit getrennten, andere mit beyden Geschlechtern zugleich, und endlich auch ganz geschlechtslose gibt, so entsteht die Frage, ob der Embryo anfangs immer geschlechtslos ist, und die Entwicklung der männlichen oder weiblichen Natur von andern Einflüssen abhängt, oder ob die Bestimmung dazu schon vor der Befruchtung enthalten ist? Bey den Pflanzen scheinen, nach Mauz Versuchen, diese Einflüsse bloß vom Boden, von der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft und von der Stärke und Dauer des Sonnenlichtes abzuhängen. Andere Naturforscher wollen aus ihren Beobachtungen an Pflanzen und Thieren ganz entgegengesetzte Folgerungen ableiten. Der Verf. ist der Ansicht, daß die Einwirkung des Männchens auf das Weibchen bey der Paarung keinen Einfluß auf das Geschlecht des Gezeugten habe, und er bringt S. 129 seine Gründe dafür. Gewiß ist, daß bey allen Thieren, bey denen Geschlechtsverschiedenheit Statt findet, diese Verschiedenheit schon zu der Zeit ausgeprägt erscheint, wo dasselbe aufhört, eigentlicher Fötus zu seyn. Man findet diesen Unterschied z. B. bey den Raupen schon auf der ersten Stufe ihrer Metamorphosen. Schirachs sogenannte Entdeckungen an der Bienenkönigin und den Arbeitsbienen werden widerlegt.

Vieles sehr Schätzbare findet man S. 133 über die Bastarderzeugniß, und die Gränzen, welche sie nicht überschreiten. Regel ist es, daß die Befruchtung nur erfolgt, wenn die sich vereinigenden Individuen zu einer und derselben Art gehören. Indessen will man doch auch schon Bastarde von einem Hahn und einer Ente, von einer Katze und einem Opossum, von einem Fuchs und einem Waschbär gefunden haben.

Interessanter noch sind die eigentlichen Mißgeburten, die schon bey ihrer Entstehung von der gesetzmäßigen Norm ihrer Art abweichen. Sie sind im Zustande der Cultur häufiger, als in der Wildheit. Sie sind immer Producte einer krankhaften Erzeugung, und bleiben selbst auch kranke Wesen. Unter ihnen muß aber der wesentliche Unterschied gemacht werden zwischen selbstständigen, die nach der Geburt fortdauern, und solchen, die sich nicht über den Embryonenzustand erheben können. Gehirnlose Thiere z. B. können nicht leben, aber Mißgeburten mit überzähligen Gliedern sind als an sich gesunde Wesen zu betrachten.

Digitized by Google

Auch hier stellt der Verf. allgemeine Bemerkungen auf, die für die Geschichte dieser Erzeugnisse der Natur sehr wichtig sind. Als Beyspiele werden einige ganz abnorme Fälle angeführt; ein weiblicher Menschenfötus, aus dessen Mund ein fremder Kopf hervorragte; ein Polyp, der aus dem Munde eines Fötus hervorhing u. s. w. Merkwürdig ist, daß, obschon jede Mißgeburt in ihrem Aeußeren Zweckwidrigkeit hat und haben muß, doch der innere Bau derselben immer ein Bestreben der bildenden Kräfte anzeigt, einen unter den gegebenen Umständen möglichst vollkommenen Organismus hervorzubringen. Diese äußere Zwecklosigkeit läßt uns aber auch vermuthen, daß nur äußere Einwirkungen, nie die Natur selbst, die Mißgeburten hervorbringe, und diese beyden Bemerkungen ergänzen und unterstützen einander. Einige Naturforscher erklären die Mißgeburten bloß aus mechanischen Ursachen, andere aus Abweichungen in der bildenden Kraft selbst. Der Verf. meint, daß beyde Ursachen zugleich angenommen werden müssen. Merkwürdig ist, daß beynahe in allen Mißgeburten, denen gewisse äußere Theile fehlen, auch die entsprechenden inneren mangeln. So fand man bey Menschen und Thieren, denen die äußeren Geruchswerkzeuge fehlen, auch keine Riechnerven, und bey anderen, die keine Augen hatten, auch keinen Sehnerven, oder bey denen, die beyde Augen zu einem einzigen vereiniget hatten, auch nur einen einzigen Sehnerven. Der Verf. schließt mit der Bemerkung, daß man in den Mißgeburten nie Arterien ohne Nerven, aber wohl Nerven ohne Venen gefunden habe, was vielleicht mit dem oben von dem Embryo des Vogeleyes Gesagten zusammenhängt, das anfänglich aus zwey Puncten besteht, aus deren einen das Gehirn und aus dem anderen das Gefäßsystem sich entwickle.

Das vierte Buch beschäftiget sich mit dem Wachsthume, der Blüthe und der Abnahme des Lebens. Man bemerkt ohne viel Aufmerksamkeit, daß bey allen Körpern der Natur diejenigen, welche nur kurze Zeit dauern, schnell wachsen, wie einjährige Pflanzen und ephemere Insecten. Dieses Wachsen ist aber nicht bloße Zunahme des Volums der Theile, sondern meistens auch wahre Veränderung dieser Theile, und zuweilen selbst Veränderung der ganzen Organisation, wie bey den Metamorphosen der Insecten. Eine solche Totaländerung erleidet jedes Thier, denn der Embryo ist immer ein im Wasser lebendes Wesen, und von der äußeren Welt geschieden. Lehrreich und musterhaft zugleich beschreibt der Verf. S. 154 u. f. die wunderbaren Verwandlungen der Insecten, der Frösche und Salamander. Alle diese Metamorphosen sind aber nicht etwa die Folgen

Digitized by Google

äußerer Eindrücke, sondern sie gehen vielmehr diesen Eindrücken vorher. Die Raupe wird nicht zum Schmetterling, weil sie den Nectar der Blumen gekostet hat, sondern sie nährt sich von dem Safte des Honigs, weil sie Schmetterling geworden ist. Nirgends offenbart sich die Selbstthätigkeit des Lebens so sehr, als bey diesen Verwandlungen, und nirgends erscheint zugleich die Autocratie des Lebens abhängiger, als eben da. Diese Verwandlungen stocken sogleich, oder hören ganz auf, wo hinreichende Nahrung und Wärme fehlt. Diese Abhängigkeit zeigt sich übrigens auch durch das ganze Leben, und ändert sich selbst mit den Jahren und Verhältnissen. Das Licht, das dem keimenden Samenkorn schadet, ist der entwickelten Pflanze unentbehrlich. Beynahe alle Pflanzen und Thiere ertragen beym Keimen einen viel höheren Grad der Wärme, als im Zustande ihrer völligen Ausbildung. In einer Hitze über 70 Grad R. scheint kein Leben mehr bestehen zu können, und kein Wachsthum in einer Kälte, die mehrere Grade unter dem Gefrierpuncte ist. Algen und Lycopodien sah man noch in heißen Quellen von 56, ja selbst von 60 Grad R. wachsen, und der Turbo thermalis lebt im Wasser von 40 Gr. R. Diese Betrachtungen beschließen andere über bleibende Degenerationen der Rassen, über Angewöhnung, Lebenstenacität, Wiedererzeugungskraft einzelner Theile des Körpers u. s., die in dem Werke selbst nachgesehen werden müssen. Unter den Beyspielen vom verlängerten Leben der Thiere, durch Entziehung der äußeren Einflüsse nennen wir hier nur das von Eaton angeführte, der beym Ausgraben des Erie-Kanals im harten, festen Sande, 42 Fuß unter der Oberfläche der Erde, viele hundert lebende Mollusken gefunden hat, die ganz einerley mit den, noch jetzt dort in süßem Wasser lebenden sind. Er ist der Meinung, daß diese Thiere von der Zeit her, wo sie verschüttet wurden, unter der Erde lebend geblieben seyen, weil das Lager, worin man sie fand, viel zu fest war, als daß sie sich darin konnten fortgepflanzt haben.

Das fünfte Buch handelt von den äußeren Bewegungen, die nur den untersten Formen des Lebens fehlen. Dem gemeinen Manne ist dieß das Unterscheidungszeichen des Thiers von der Pflanze, und es läßt sich auch kein schärferes angeben. Die Bewegung der Schlingpflanzen hat viel Aehnliches mit der Bewegung der Thiere. So windet sich z. B. die Cuscuta nicht um Stützen jeder Art, nicht um thierische Theile oder todte vegetabilische Körper oder Metalle, sondern nur um lebende Pflanzen, und auch unter diesen nur um solche, aus welchen sie durch ihre Papillen die ihr angemessene Nahrung ziehen kann. Nicht so

Digitized by Google

verhält sich das Hinneigen der Staubfäden zu den Griffeln der Blumen, dem Verändern der Stellung ihrer Stengel und Blätter, bey Nacht das Oeffnen und Schließen der Blumenkronen, das Zusammenziehen der Blätter bey Berührung u. s., worüber Du Trochet's sinnreiche Erklärungen mitgetheilt werden. Den Unterschied zwischen diesen Bewegungen der Pflanzen und jenen der Thiere findet der Verf. vorzüglich darin, daß bey jenen die Bewegungen wie durch einen plötzlichen Uebergang von Ausdehnung in Zusammenziehung und umgekehrt geschehen, wie dieß allein bey den Thieren der Fall ist. Ueberdieß sind aber auch die Bewegungen der Thiere willkürlich. Die der Thiere der unteren Klassen sind von einer viel größeren Ausdehnung der Bewegungsorgane, von einem förmlichen Aufschwellen derselben, begleitet, die man bey den höheren Klassen nicht mehr findet. Auch besitzen die, deren Bewegungen vorzüglich durch Anschwellung wirken, keine inneren, articulirten Knochen oder Gräten. Aber auch die Thiere haben automatische, von ihrem Willen unabhängige Bewegungen, und je näher das Thier an der Pflanze steht, desto enger stehen auch diese beyden Bewegungsarten an einander. Bey den Infusorien z. B. sind die inneren Bewegungen, wodurch ihre Ernährung geschieht, mit den übrigen, äußeren Bewegungen aus derselben Ursache ausgehend, daher sie auch nie ruhen, und die beweglichsten aller Wesen sind. Aus demselben Grunde läßt sich aber auch nur schwer eine Willkür in ihren Bewegungen annehmen. Die Bewegungen der Monaden, die bloße Kügelchen ohne äußere Theile sind, geschehen ohne sichtbare Veränderung der Gestalt des Ganzen. An den Aufgußthierchen bemerkt man schon Zusammenziehungen und Ausdehnungen, aber da diese beynahe immer fortdauern, so sind auch sie wahrscheinlich nicht willkürlich, sondern nur unmittelbare Wirkungen derjenigen Prozesse, auf deren Fortdauer das Leben dieser Wesen beruht. Höher stehen schon die Räderthiere, Vorticellen und Hydren, da diese Thierpflanzen ihre Nahrung mit scheinbarer Willkür aufnehmen, und aus eigenem Antriebe ihre Stelle ändern. Doch auch bey diesen Thieren sind die willkürlichen Bewegungen mit den automatischen nahe dieselben, und das einfache oder scheinbar doppelte, gezähnte Rad der Räderthiere dient ihnen als Werkzeug zum Schwimmen, als Mittel sich zu nähren, und wahrscheinlich auch als Respirationsorgan. Die Rotifer redivivus schwimmt, indem sie die einzelnen Zähne ihres Rades in Bewegung setzt, wodurch sie einen Strudel im Wasser erregt, der ihrem Munde Nahrungsmittel zuführt, und bey den Umdrehungen des Rades entsteht zugleich eine abwechselnde Zusammenziehung und Erweiterung des Magens. Der Verf. entwickelt

Digitized by Google

diese allmälige Absonderung der beyden Bewegungsarten durch alle Stufen des Thierlebens auf eine höchst interessante Art, die wir hier nicht in ihrer ganzen Ausdehnung verfolgen können, und von der wir daher nur einige besonders wichtige Fragmente anführen. Die Hydren und Seefedern bringen durch bloße Ausdehnungen, ohne alle Articulationen, oft sehr zusammengesetzte Bewegungen hervor. Die beweglichen Theile dieser Zoophyten, welche außer dem Wasser zusammenfallen und einem todten Schleime gleichen, entfalten sich im Wasser, wo sie Strahlen aus sich entwickeln, die sich mannigfaltig ausdehnen und zusammenziehen, und wodurch diese Thiere die ihnen nahe kommende Beute ergreifen, umschlingen und zu ihrem Munde führen, ja wodurch sie selbst ihren Ort verändern, indem sie abwechselnd den Kopf und den Schwanz zum Boden bringen, oder den ersten überschlagen. Die Hydren saugen sich mit ihrem tellerförmigen Schwanzende an andere Körper fest; die Acalephen treiben durch Zusammenziehen ihres glockenförmigen Körpers das Wasser vor sich her, und bewegen sich dadurch selbst von der Stelle. Andere, wie die Röhrenquallen, haben härtere hohle Stücke am Körper, mit welchen sie sich, wie mit Rudern, im Wasser forttreiben. Die Rippenquallen haben diese Ruder zu beyden Seiten ihres Körpers ganz kammförmig gebildet. Andere Acalephen besitzen Blasen, die sie mit Luft füllen und wieder entleeren, um im Wasser zu steigen oder zu fallen. Manche haben ein Glied auf ihrer Oberfläche, das sie, wenn sie den Wasserspiegel erreichen, wie ein Segel ausbreiten, und dadurch weiter schiffen. Viele besitzen auch Fangfedern, die sie weit ausstrecken, und die bey einigen, wie bey den Medusen, mit großen Saugwarzen versehen sind. Bey den Medusen ist es augenscheinlich, daß die Bewegung der Säfte von dem Willen dieser Thiere abhängt, und für sie zugleich ein Mittel zur örtlichen Bewegung ist. Die Füße der Asterien und Seeigel besitzen hiezu eigene Gefäße, die aus einem größeren Behälter entspringen, und aus diesem mit einer Flüssigkeit gefüllt werden, welche den Theil der Füße, wohin sie kommen, anschwellen machen; andere, wo diese Behälter fehlen, besitzen das Vermögen, den ganzen Körper auszudehnen, wie die Würmer und Mollusken. Auch die Schnecke kann ohne Anschwellung des ganzen Körpers weder kriechen, noch Athem schöpfen. An ihrem Mantel kann sich jedes Stück ihres Körpers, unabhängig von den anderen, contrahiren. Alle Theile dieser Thiere, unter das Mikroskop gebracht, zeigen eine schleimige Masse, in der Bläschen oder unter einander verschlungene Röhrchen liegen. Bey den articulirten Thieren hingegen, bey denen willkürliche Bewegung Statt hat, findet man erst

wahre Muskeln. Daher zeigt sich hier diese Turgescenz nur in sehr wenigen Theilen des Körpers, wie z. B. in denen des Geschlechtes, wo sie beynahe bey allen Thieren vorkömmt. Bey dem Chamäleon ist auch die Zunge und der Augapfel derselben Turgescenz unterworfen. Die erste wird drey- bis viermal länger, als im gewöhnlichen Zustande, wenn sie zum Insectenfange ausgestreckt wird.

Der Verfasser verbreitet sich nun über die Verschiedenheit des Baues der articulirten Thiere, wenn Stärke, wie bey dem Löwen, oder Mannigfaltigkeit der Bewegung, wie bey dem Menschen, der Hauptzweck der Natur war; dann über die Elastizität der Springkäfer und der anderen Thiere, über die Richtung dieses Sprunges gegen den Horizont, die bey den Vögeln anders ist, als bey den Säugthieren; über das Fliegen der Vögel, das als ein immerwährender elastischer Sprung dargestellt, und über das hier viel Interessantes mitgetheilt wird. Man hat bisher geglaubt, daß die Vögel in ihren Knochenröhren eine eigene, specifisch leichtere Luft bewahren, die ihnen das Fliegen sehr erleichtert. Diese von Willis zuerst aufgestellte und dann von allen nachgebetete Meinung wird hier widerlegt, und dafür die Ansicht aufgestellt, daß der Vogel während dem Fliegen von der in seinem Inneren enthaltenen Luft zu zehren genöthiget ist. Das soll daraus folgen, daß dem Vogel während dem Fluge die Respiration sehr erschwert ist; daß der verwundete Vogel nicht mehr fliegen kann, weil bey ihm die Luftsäcke sich zusammenziehen, und die Luft, die in ihnen enthalten ist, auslassen; daß endlich der Condor sich unmöglich bis 20,000 Fuß über die Meeresfläche erheben könnte, wo die Luft so dünn ist, daß das Barometer kaum auf 12 Zoll steigt, wenn er nicht in seinem Innern einen Vorrath von athembarer Luft mit sich heraufführen könnte.

Wichtiger noch erscheint die Luft in Beziehung auf Stimme, Gesang und Sprache. Die Zoophyten, Würmer, Mollusken haben durchaus keine Stimme. Manche Insecten haben sie, und sie nähert sich bey einigen sogar dem Gesange. Fische und Amphibien stehen in dieser Beziehung unter den Wirbelthieren am tiefsten, Vögel und Säugethiere stehen auf der höchsten Stufe, und im Allgemeinen nimmt dieses Talent bey den Thieren desto mehr ab, je mehr ihr Element das Wasser ist. Es gibt keine singenden Wasservögel, und der gerühmte Gesang des Schwans ist ein Mährchen *).

*) Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Professors Deinhardstein zeigte erst vor Kurzem Hr. Mauduit, daß der Cygnus ferus wirklich singe, nur der Hausschwan nicht, und daß auch die Halsorgane dieser beyden Thiere sehr verschieden gebaut seyen.

Digitized by Google

Diesem folgt viel Interessantes über die Stimmen und die Stimmritzen der Insecten, der Säugthiere und der Vögel, auf das hier wieder verwiesen werden muß. Die Belesenheit und die Masse von eigenen Erfahrungen und Beobachtungen, so wie die Dexterität, das Gesehene zu verbinden, unter allgemeine Gesichtspuncte zu bringen und eben so schön als deutlich darzustellen, wird den Leser mit hoher Achtung für den Mann erfüllen, der den Abend seines Lebens auf eine so edle und nützliche Weise zu verwenden weiß, und der uns in dem gegenwärtigen Werke das mit so viel Mühe und Anstrengung Gesammelte als ein Jedermann offen stehendes und leicht zu genießendes Erbe hinterläßt.

Das sechste Buch beschäftigt sich mit den inneren Bewegungen, und zwar zuerst mit dem Blutumlaufe, dessen Resultate sich beynahe ganz auf die eigenen Beobachtungen des Verf.'s stützen. Zuerst wird bemerkt, daß der Blutumlauf mit dem Athemholen innig zusammenhänge. Bey allen Thieren, wo das Athemholen Function eigener Organe ist, findet eine Bewegung des Bluts durch eigene Canäle, Arterien, in alle Theile des Körpers, und eine Rückkehr des Blutes durch die Venen in die Arterien Statt. Dieser Hin- und Herlauf des Bluts hat bey allen den Thieren nicht mehr Statt, wo das Athemholen in jedem Theile des Körpers eigen ist. Der Blutumlauf fehlt also den Pflanzen, Zoophyten und Insecten, bey denen der ganze Körper durch das Athemholen mit Luft durchdrungen wird. Ferner geht das Blut, bevor es im übrigen Körper vertheilt wird, nur bey denjenigen Thieren durch die Werkzeuge des Athemholens, die ein kleines Gehirn haben, also nur bey Säugthieren und Vögeln. Alle höheren Thiere besitzen ferner ein Centralorgan des Blutumlaufs, das Herz. Die Anneliden haben kein Herz. Bey den Wirbelthieren liegt das Herz unter dem Rückenmark und dem Nahrungskanal, bey den wirbellosen Thieren aber über denselben. Bey jenen geht ferner das Blut aus dem Herzen unmittelbar in die Lungen, bey diesen aber umgekehrt, aus den Lungen in das Herz. Bey jenen hat das Herz immer wenigstens zwey Abtheilungen, deren eine das Blut durch die Arterien aussendet, und von welchen die andere das Blut aus den Venen wieder aufnimmt. Jene Abtheilung nennt man gewöhnlich die Kammer und diese die Vorkammer. Im ausgebildeten Zustande haben die Säugthiere und Vögel insgesammt eine doppelte Kammer und Vorkammer, deren jede ihre besonderen Verrichtungen hat. Die Amphibien kennen diese Trennung nicht. Frösche und Salamander haben nur Eine Kammer und Vorkammer, und die Embryonen der Säugthiere und Vögel eben so. — Bey den wirbellosen Thieren sind die Verschiedenheiten des Blut-

Digitized by Google

umlaufes noch größer. Die Insecten athmen nur durch Luftröhren, die sich durch den ganzen Körper verbreiten, und alle Gefäße reduciren sich bey ihnen auf eine Röhre, die längst des Rückens liegt, und keine Zweige in den übrigen Körper sendet. Eben so untersucht der Verf. den Blutumlauf bey den Squillen, Branchipoden, Mollusken, Anneliden u. s. Die Bewegungen des Herzens bestehen immer in einem Wechsel der Zusammenziehung (Systole) und der Ausdehnung (Diastole). Die Kammern erweitern sich, während sich die Vorkammern zusammenziehen, und umgekehrt. Das Gewicht des Herzens zum ganzen Körper ist bey den Säugthieren der 80ste bis 160ste, bey den Vögeln der 50ste bis 122ste, bey den Amphibien der 246ste bis 276ste und bey den Fischen der 350ste bis 768ste Theil, wenn man das Gewicht des ganzen Körpers zur Einheit annimmt. — Als Ursache des Blutlaufs gibt er nebst jener Zusammenziehung des Herzens erstens die Contraction und Dilatation der Adern und zweytens eine nicht mechanische Einwirkung, die wie die Wärme wirkt, wenn diese einen einseitigen Einfluß auf eine Wassersäule äußert. Das Blut der Acalephen, der Eingeweidewürmer und der Polypen hat viel Merkwürdiges. In den Pflanzen findet man, nach dem Verf., nie einen eigentlichen Kreislauf der in ihnen sich bewegenden Säfte.

Der Verf. geht nun umständlich die inneren Bewegungen des thierischen Körpers durch, die bey der Aufnahme und Verdauung der Nahrungsmittel, bey dem Athemholen, der Einhauchung und Aushauchung und endlich bey den Absonderungen Statt haben.

Bey dem kurzen, uns gegebenen Raume ist es unmöglich, dem reichen Werke Schritt für Schritt zu folgen; wir beschränken uns daher nur auf einige Andeutungen über die Eß- und Verdauungswerkzeuge der Thiere. — Bey allen Körpertheilen des Thieres wird der Stoff zur Erhaltung derselben aus dem Blute genommen, das Blut aber schöpft seine eigene Erhaltung aus dem Nahrungsstoffe, den das Thier zu sich nimmt. Diese Stoffe werden entweder durch Saugen oder durch Verschlingen aufgenommen. Durch Saugen nähren sich keine Wirbelthiere, und die Säugthiere bloß kurze Zeit nach ihrer Geburt. Zu den saugenden Thieren gehören die Eingeweidewürmer, die Blutegel, Spinnen, die milbenartigen Insecten, die Gattungen Pediculus und Pulex u. s. Die Saugstacheln haben oft neben sich eigene stechende und bohrende Werkzeuge, wie bey den Milben. Das Aufsteigen der Flüssigkeit in diesen Stacheln oder Rüsseln geschieht bey vielen durch die Capillarkraft der engen Röhre, bey den meisten aber durch die Entfernung der Luft aus dieser Röhre. Die verschlingenden Thiere haben zum Zermalmen ihrer Speise

Digitized by Google

entweder Kinnladen mit gezähnten Rändern, oder wirkliche Zähne, oder endlich auch bloß einen Magen mit schwieligen Wänden, der die Speisen zerreibt. Manchen fehlen alle diese Mittel, und dann müssen bloße chemische Kräfte im Magen selbst nachhelfen. Bey den Lampretten und Rochen ist die ganze Mundhöhle mit Zähnen wie gepflastert. Beym Hummer und bey den Krebsen ist das, was man gewöhnlich den Magen nennt, eigentlich die Mundhöhle, und enthält drey Arten von Zähnen. Die Seeschildkröten haben eine, ihrer ganzen Länge nach mit hornartigen Stacheln besetzte Speiseröhre, die das Genossene zertheilt, und, da die Spitzen der Stacheln nach hinten gerichtet sind, zugleich den Rückgang der Speisen verhindert. Bey dem Carabus ist die Lippe selbst mit Zähnen besetzt In dem Magen der Seefische wirken die Conchylien, die sie verschlucken, wie die Steine bey den Vögeln, durch ihre Reibung zur Verdauung. Bey einigen Thieren ist sogar die innere Wand des Magens mit Zähnen versehen. Die Schabe (Blatta orientalis) hat sechs Magenzähne, deren jeder eine andere Gestalt hat. Es gibt endlich auch Thiere ohne Magen, die daher gleichsam durch ihre Oberfläche die Nahrung an sich ziehen. Die Beroe und mehrere andere Acalephen haben die untere Seite ihres Körpers ausgehöhlt, sie umschließen mit dieser Höhlung die Thiere, welche ihnen zum Raube werden, und verdauen so ihre Beute. — Die Bewegungen des Schlundes bestehen in einem Wechsel von Zusammenziehung und Ausdehnung, die von oben herab vor sich gehen, und dadurch das Aufgenommene vom Munde zum Magen bringen. Der Magen hat eine ähnliche Bewegung abwärts, aber ohne Zweifel auch eine gleichzeitige aufwärts, wenigstens bey vielen Thieren. Dieß beweist das Zusammenrollen der Haare, die sich die Thiere ablecken, zu Bällen; das Abschleifen von Steinen und Glasstücken in dem schwieligen Magen der Hühner u. s., die sich ohne rotirende Bewegung des Magens nicht erklären ließen. Der Magen des Menschen und vieler Thiere gestattet nur dem Verdaulichen den Durchgang durch seine untere Oeffnung, und wirft das Unverdauliche durch Erbrechen wieder aus. Bey mehreren Vögeln und Fischen ist dieß eine regelmäßige Ausleerung, wodurch sie sich der Bestandtheile ihrer Speisen entledigen, die sie nicht in Nahrungssaft verwandeln können Auch die Bienen geben den Blumensaft, den sie in Honig verwandelt haben, durch Erbrechen wieder von sich, obgleich eben dieser Honig in der Folge ihnen wieder zur Nahrung dient — Die letzte Abtheilung des Darmkanals, der eigentliche Mastdarm, hat viele Aehnlichkeit mit dem Bau des Schlundes; er hat eine starke Muskelhaut und innere Wülste. An seinem äußersten Ende finden sich ähnliche Muskeln mit dem des Schlundkopfes, ja bey

Digitized by Google

manchen Thieren, wie bey den Larven der Libellen, verschluckt er in der That Wasser und andere Flüssigkeiten.

Das siebente und letzte Buch betrachtet die chemischen Erscheinungen des Lebens: Wärme, Licht, Electricität und Phosphorescenz der thierischen Körper. Wir wollen bloß von den letzten Erscheinungen einiges näher anführen. Hier fällt zuerst auf, daß die Pflanzen beynahe alle das Licht zum Leben viel mehr bedürfen, als die Thiere, und daß man beynahe gar keine Pflanzen findet, die das Licht selbstständig aus sich entwickeln, wie dieses allerdings bey vielen Thieren der Fall ist. Zwar haben die Naturforscher auch von einem Leuchten der Tagetes, Calendula, des Tropäolums u. dgl. gesprochen, allein es ist jetzt ausgemacht, daß sie in wahrer finsterer Nacht durchaus kein Licht von sich geben, sondern nur in schwach erhellten Nächten durch ihr brennendes Gelb einen stärkeren Eindruck auf das Auge machen. Ein wirkliches Licht verbreiten die Rhizomorphen im Leben, die Conferven aber erst nach ihrem Tode, vielleicht erst durch chemische Einwirkungen der äußeren Luft, wie bey dem faulen Holze, veranlaßt. Im Thierreiche sind besonders die Acalephen und mehrere mikroscopische Thiere, die phosphoresciren. Ihr Licht geht von einer Materie aus, die auf der Oberfläche dieser Thierchen liegt, da die diese Oberfläche berührenden Körper auch leuchten. Die phosphoreścirenden Pyrosomen und Salpen sind die vorzüglichste Ursache des Leuchtens des Meerwassers, wozu aber auch todte Fische und andere leblose, organische Substanzen beytragen können. Unter gewissen, noch nicht näher bestimmten Umständen scheint auch der gemeine Erdregenwurm, die Maulwurfsgrillen (Gryllus Gryllotalpa) und die Mücke (Culex pipiens) ein Licht ausströmen zu lassen. Bey den meisten leuchtenden Thieren kömmt das Licht von ihrer Oberfläche, bey einigen aber auch aus inneren Theilen, besonders aus dem sogenannten Fettkörper derselben. Daß die Johanniskäfer eigene Säcke haben, welche die leuchtende Materie enthalten, ist irrig. Bey den Lampriden sind es die Bauchringe, die leuchten, und selbst ihre Eyer leuchten, obschon im minderen Grade. Bey den Wirbelthieren hat man dieses Leuchten nicht beobachtet, ausgenommen bey den Augen einiger derselben. Die leuchtenden Augen der Hunde, Katzen, Schafe u. s. haben einige Naturforscher als Folge der Reflexion des äußeren Lichtes von der glänzenden Tapete des Auges angesehen. Allein Rengger's Beobachtungen lassen diese Erklärung nicht zu. Er bemerkte bey einem amerikanischen Nachtaffen so stark leuchtende Augen, daß man in ganz dunkler Nacht in der Entfernung von anderthalb Fuß von den Augen des Thieres die Gegenstände noch unterschei-

Digitized by Google

den konnte. Nach seinen Erfahrungen leuchteten die Augen dieser Thiere nicht mehr, wenn man den Sehnerven durchschnitt oder auch nur verletzte, während Verletzungen der Hornhaut und der Iris keinen Einfluß auf das Leuchten hatten. Ferner wird dieses Leuchten immer stärker, wenn das Thier, durch irgend einen Trieb oder eine Leidenschaft, heftig aufgeregt wird. Es scheint also diese Lichtentwicklung im Hintergrunde des Auges dieser Thiere vor sich zu gehen, und mit dem Nervensysteme innig zusammen zu hängen.

Andere Lichterscheinungen bey den Wirbelthieren gehen immer nur von Auswurfsstoffen aus. So sah man schon beym Menschen den Schweiß und den Urin leuchten. Wahrscheinlich liegt allen diesen Erscheinungen auch der früher erwähnte Phosphor zu Grunde, der bekanntlich im Urin so häufig angetroffen wird. Auch nimmt dieses Leuchten durch die Einwirkung der Electricität und des Galvanismus zu. In dem faulen Holze und den Leichen einiger Fische entwickelt sich nach ihrem Tode wahrscheinlich auch eine phosphorische Materie, und wenn dieser Phosphor in kranken Körpern als phosphorhaltiges Wasserstoffgas entbunden werden kann, so lassen sich daraus auch die inneren Verbrennungen erklären, die man öfters schon, bey dem Menschen besonders, beobachtet hat. Dieses traurige Los trifft gewöhnlich starke Branntweintrinker. Ob aber eine so starke Entbindung von Phosphorwasserstoff im thierischen Körper möglich ist, um sein Inneres ganz in Asche zu verwandeln, läßt sich doch noch sehr bezweifeln. In den seltenen Fällen, wo ein gänzliches Verbrennen beobachtet wurde, kann wohl zugleich eine, durch den Mißbrauch des Branntweins vermehrte Entzündbarkeit der fettigen Bestandtheile des menschlichen Körpers mit im Spiele gewesen seyn.

Eigentliche electrische Erscheinungen kommen im Pflanzenreiche gar nicht, und im Thierreiche nur bey einigen Fischen vor, wenige besondere Fälle ausgenommen, die hier angeführt werden. Von den hieher gehörenden Fischen sind bis jetzt nur die electrischen Rochen, der Zitteraal und der Zitterwels näher untersucht. Die electrischen Schläge dieser Thiere hängen offenbar von ihrer Willkür ab. Wenn man die Nerven durchschneidet, welche ihr electrisches Organ mit dem Gehirn und Rückenmark verbindet, so erfolgen keine Schläge mehr. Im Wasser sind diese Schläge viel heftiger, da sie hier, nicht bloß bey der Berührung des Körpers, sondern auch schon bey der des Wassers erfolgen. Auf das Electrometer und die Magnetnadel zeigte noch kein electrischer Fisch eine Wirkung, und es ist noch sehr zweifelhaft, ob in diesen Thieren entgegengesetzte electrische Pole

Digitized by Google

sich befinden. Mehr Verwandtschaft scheint diese Erscheinung mit denen der Voltaischen Säule zu haben, und Volta selbst hat schon angefangen, dieses näher zu untersuchen. Selbst der innere Bau der electrischen Organe dieser Thiere scheint diesen Weg als den wahren zu bezeichnen.

Das Vorhergehende enthält nur einen sehr kleinen Theil des großen Reichthumes, der in diesem vortrefflichen Werke vor uns ausgebreitet liegt, das sich so vortheilhaft durch die Fülle von Kenntnissen, durch Beobachtungen und Ideen auszeichnet, daß wir es nur den gediegensten Arbeiten dieser Art an die Seite stellen können. Vieles wird allerdings nur kurz angegeben, oft nur angedeutet, und der Leser muß, wenn er das Werk vollkommen übersehen will, bereits mit gar manchen naturhistorischen Kenntnissen ausgerüstet seyn. Für solche ist es aber auch nur verfaßt, da es bestimmt ist, die Wissenschaft selbst zu fördern, ihre Grenzen zu erweitern und die Fackel der Aufklärung in gar manche Stellen ihres Gebietes zu tragen, die bisher noch in dichter Finsterniß begraben lagen. Ein Werk dieser Art, das Resultat der Arbeit eines ganzen Menschenalters, kann nicht bloß zur Unterhaltung bestimmt seyn, und darf seine Forderungen an den Leser mit Recht höher stellen, als gewöhnliche, bloß auf vorübergehende Genüsse bestimmte Schriften, um so mehr, da auch der Vers. an sich selbst ganz andere Ansprüche gemacht hat, als dieß leider bey einem großen Theil unserer Naturforscher der Fall zu seyn scheint, deren Arbeiten man die flüchtige Eile auf allen Seiten ansieht, mit welcher sie sowohl ihre Beobachtungen angestellt, als auch ihre Bemerkungen darüber entworfen haben. Hier finden wir im Gegentheil Vorarbeiten, die viele Jahre Zeit und Mühe erforderten, ehe man an die Verfassung des Werkes gehen konnte; eine den reichen Gegenstand, in seinen wichtigsten Momenten wenigstens, beynahe erschöpfende Lectüre; ein eifriges Sammeln alles dessen, was die Vorgänger und die Zeitgenossen Interessantes geliefert haben; eigene Erfahrungen, Untersuchungen und Experimente, die oft viele Wochen kosteten, und hier in dem Raume von einigen Zeilen zusammengedrängt erscheinen, und endlich über allem diesen beynahe unübersehbaren Vorrath von eigenen und fremden Schätzen den hohen, ordnenden, verbindenden Geist, der sich auf jedem Blatte durch lichtvolle Ideen, durch treffliche Bemerkungen ankündiget, und oft in wenigen Worten eine neue, ungehoffte Verbindung bisher getrennter Gegenstände, oder eine neue, weite Aussicht in ferne Gegenden der Wissenschaft eröffnet, deren nähere Untersuchung dem Fleiße der späten Nachkommen überlassen bleibt. Ueberdieß werden alle diese reichen Gaben, mit welchen uns das Werk be-

Digitized by Google

schenkt, auf eine so angenehme, beynahe liebliche Art dargeboten, und mit einem bald streng-ernsten, bald mit dem Gegenstande leicht spielenden, bald selbst blumenreichen, immer aber mit einem der Sache angemessenen Style und mit einem bis in das kleinste Detail herab gewählten und so sorgfältig geglätteten Ausdrucke vorgetragen, daß jeder Leser, der für Dinge dieser Art Sinn hat, von dem einmal geöffneten Buche nur mit Mühe sich wieder losreißen kann. Bey diesen äußeren Vorzügen des Werkes darf auch wohl der schönen typographischen Ausstattung desselben erwähnt werden, die wir dem Verleger, Herrn Heyse in Bremen, verdanken, und die unsere deutschen Leser besonders um so freundlicher ansprechen wird, als der größere Theil unserer Verleger diese Sorgfalt immer mehr und mehr zu vernachlässigen pflegt, die uns, wenn diese offenbare Nichtachtung des Publikums in demselben Maße, wie seit einigen Jahren, fortschreitet, bald alles, was wir aus ihren Händen erhalten sollen, nur mehr auf Lösch- und Packpapier liefern werden.

Littrow.

Art. VI. 1) Les pastorales de Longus ou Daphnis et Chloë, traduction de messire *Jacques Amyot*, en son vivant évêque d'Auxerre et grand-aumônier de France; revue, corrigée, complétée, de nouveau refaite en grande partie, par *Paul-Louis Courier*, vigneron, membre de la légion-d'honneur, ci-devant canonnier à cheval, aujourd'hui en prison à sainte-Pélagie; cinquième édition, à Paris 1821. Oktav. 288 Seten.

2) Contes inédits de mille et une nuits, extraits de l'original arabe par M. *J. de Hammer*, Chevalier de plusieurs ordres, conseiller actuel aulique, premier interprète de S. M. l'empereur d'Autriche pour les langues Orientales etc. etc.; traduits en français par M. *G.-S. Trébutien*, membre de la société Asiatique de Paris, ouvrage faisant suite aux différentes éditions des mille et une nuits. Paris 1828. 3 Bände in Großoktav.

3) Notre-Dame de Paris, par *Victor Hugo*. Bruxelles 1831. 3 Bändchen Duodez.

Siehe da! drey Werke, deren erstes schon vor zehn Jahren erschienen, in diesen Jahrbüchern noch nicht angezeigt, deren zweytes in der Uebersicht *) der in den letzten fünf Jahren erschienenen Werke orientalischer Literatur, wie es scheint, mit geflissentlichem Stillschweigen übergangen worden, deren drittes als eines der glänzendsten Phänomene am Gesichtskreise der

*) Band LIII und LIV.

Romanenwelt aufsteigt. Der Zwischenraum von zehn Jahren, welcher zwischen der Erscheinung des ersten und letzten liegt, ist gar nichts, und fließt in Einen Punkt der Gegenwart zusammen, wenn mit dem Paartausend von Jahren zusammengehalten, das einen der ältesten griechischen Romanenschreiber von dem jüngsten französischen trennt. Wir sagen wohlbedächtig ein Paar tausend Jahre statt vierzehnhundert, nicht bloß der runden Zahl willen, sondern weil wir gern der zu Ende von Couriers Vorrede ausgesprochenen Meinung beypflichten möchten, daß Longus (oder wie immer sonst der Verfasser der Idylle Daphnis und Chloe geheißen haben mag) nicht erst ins vierte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung (wohin ihn auch jüngst Schöll's Geschichte der griechischen Literatur setzt), sondern in eine frühere Zeit gehöre *). Gesetzt aber, der Verfasser des alten klassischen Romanes habe wirklich erst im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gelebt, so liegen zwischen demselben und den Verfassern der Tausend und Einen Nacht in ihrer gegenwärtigen neuen ägyptischen Form gerade tausend Jahre, indem nach aller Wahrscheinlichkeit die Ausbildung der arabischen Tausend und Einen Nacht in ihrer heutigen Gestalt nach der Grundlage alter indischer oder persischer Mährchen nicht früher als ins vierzehnte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung oder höchstens zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts anzusetzen ist, da Bundokdari, d. i. der Sultan der Nilmamluken Bibars, welcher in einer der Erzählungen der Tausend und Einen Nacht figurirt, erst im J. 1277 gestorben. Seit der ägyptischen Ausbildung dieser Mährchenwelt des Morgenlandes bis auf die Schöpfung des als Romantiker klassischen, und unter den jüngsten französischen größten Dichters ist abermal ein halbes Jahrtausend verflossen. In diesen Entfernungen von einem halben, ganzen, anderthalben oder gar doppelten Jahrtausend erheben sich aus der Wüste (deren Sand nur zerriebene Gipfel von Urgebirgen) der Romanenliteratur (deren Produkte zahlreich, wie der Sand der Wüste) Daphnis und Chloe, die Tausend und Eine Nacht und Nôtre-Dame als die drey großen Pyramiden der Romanendichtung altgriechischer Zeit, des Mittelalters und unserer Tage. Der wahre Name des Verfassers von Daphnis und Chloe ist eben so unbekannt, als der Name der Verfasser der Tausend und Einen Nacht. Der ersten Pyramide haben als Uebersetzer Amyot und Courier, der

*) Aussi aura-t-on peine à croire qu'un tel ouvrage ait pu paraitre au milieu de la barbarie du siècle de Théodose, ou même plus tard, comme quelques savans l'ont conjecturé.

Digitized by Google

zweyten Galland, Hammer und Trébutien ihren Namen eingegraben; die dritte trägt den ihres Erbauers Victor Hugo siegend zu den Sternen. In diesen drey Werken liegt nicht nur das Fabelbuch der klassischen Vorzeit, des wundervollen Mittelalters und der neuesten romantischen Schule aufgeschlagen, sondern es ist auch darin das Richtmaß ältester hellenischer, mittlerer arabischer und neuester französischer Bildung und Geschmackskultur gegeben. Wir überschauen darin mit Einem Blicke griechische, morgenländische und französische Sitte und Geistesrichtung, aber nicht die der Hellenen, Araber und Franzosen allein, sondern auch die der ganzen Zeit, worin die Verfasser lebten. Die Werke der Romanenschreiber sind und bleiben, wenn auch die Scene der Dichtung einige Jahrhunderte weiter hinaufgerückt ist, dennoch stets der treue Spiegel ihrer eigenen Zeit, welche darin mit allen ihren phantastischen Eigenheiten erscheint. Der Roman des sogenannten Longus ist eine Idylle, deren Scene in die älteste Zeit griechischer Sitteneinfalt und Hirtenunschuld hinaufgerückt ist, die Begebenheiten der gehaltträchtigsten Erzählungen der Tausend und Einen Nacht tragen sich in der Zeit Harun Raschid's zu, als in einem vergangenen goldenen Zeitalter des Chalifenthums, der Hofpracht und der Herrschergröße, und also ein halbes Jahrtausend früher, als sie wirklich in ihrer gegenwärtigen Form verfaßt worden sind; der Roman von Nôtre-Dame spielt zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Die Leidenschaften sind dieselben zu allen Zeiten, nur ihre Aeußerungen werden durch den Himmelsstrich und die Sitte verschieden bedingt; die treue Darstellung aus einer früheren, längst verflossenen Zeit ist keine unmögliche, sondern mit Hülfe treuer Quellen und volksthümlicher Sagen, durch eine bewegliche, dem Genius früherer Zeit und Sitte sich leicht anschmiegende Phantasie wohl zu lösende Aufgabe, welche denn auch von den größten Dichtern und Romanschreibern, und von keinem so glücklich, als von Walter Scott, gelöset worden ist; in so weit ist ein guter Roman ein treuer Spiegel früherer Zeiten, aber die immer fortschreitende Bildung des menschlichen Geistes, der immer anwachsende Reichthum von Kenntnissen, die sich immer mehr zusammendrängenden Resultate psychologischer Beobachtungen bieten schon von Jahrhundert zu Jahrhundert, um wie vielmehr erst von Jahrtausend zu Jahrtausend einen nicht zu verkennenden Unterschied dar, auf den auch kein Schriftsteller von Geist verzichten möchte, weil er sonst, statt mit dem Geiste der Zeit und der Bildung fortzuschreiten, zurückschreiten würde, und statt frischen Ehrenkranz zu verdienen, sich mit welkem begnügen müßte.

Digitized by Google

Indem wir die Anzeige dieser drey Werke hier zusammenfassen, haben wir keinen anderen Zweck, als den Blick der Leser zugleich auf die drey merkwürdigsten Erscheinungen älterer, mittlerer und neuester Romanenliteratur zu lenken, ohne uns in eine Analyse des Inhalts, in eine literarische Abhandlung oder gar in eine Beurtheilung der Treue der Uebersetzung aus dem Griechischen und Arabischen einlassen zu können. Wir verweisen die Leser, was die Beurtheilung von Longus betrifft, auf die ältere des gelehrten Bischofs von Avranches und auf die von Hrn. Villemain seiner Sammlung griechischer, ins Französische übersetzten Romane vorausgeschickten literarischen Abhandlung; über die griechischen Romane, und was die Literaturgeschichte der Tausend und Einen Nacht betrifft, auf die diesen Gegenstand erschöpfende Abhandlung, welche durch mehrere Hefte des Hermes läuft; wir sind weder Hellenisten noch Orientalisten, und maßen uns daher kein Urtheil weder über die Uebersetzung aus dem Griechischen, noch über die aus dem Arabischen an; wir halten uns nicht an den Buchstaben, der ertödtet, sondern nur an den Geist, der belebt, und an das Wort, durch dessen Zauberkraft der elektrische Funken des Geistes die Kluft von Jahrtausenden überspringt, und trifft und zündet; deßhalb wollen wir nicht Wörter klauben und Buchstaben sieben, wohl aber uns an dem meisterhaften Style der Uebersetzung der beyden ersten, und an dem originellen des dritten Originals erfreuen. Wir sehen in Longus den Hellenen und die Blüte seiner Kultur, in der Tausend und Einen Nacht den Araber und den Flor seines Volksthums, in Victor Hugo den Stimmführer der romantischen Poesie seiner Nation auf dem höchsten Gipfel geistiger und ästhetischer Ausbildung vor uns; wir sehen in dem letzten nicht den Franzosen des Jahrhunderts Ludwigs XIV., nicht den Sklaven Racine's und Boileau's, nicht den Jünger voltairischer Schule, sondern den freyen Genius einer neuen Zeit, welche alle Fesseln der alten Schule abgeworfen, durch Originalität und Unregelmäßigkeit den Kanon einer neuen bildet. Wiewohl Victor Hugo's Genius die vertraute Bekanntschaft mit Shakspeare und anderen englischen Dichtern, die innigste Befreundung mit den großen deutschen Dichtern, wie Goethe und Schiller, mit Romantikern, wie Jean Paul und Hoffmann, nicht verläugnet, so hat er der eigenen Kraft und Fülle genug, um neben denselben als Heros oder Dämon im Tempel der Poesie selbstständig da zu stehen; sein geistiges Leben und Wirken fließt nicht als abgeleitetes oder zusammengeleitetes Wasser in geradelinigem Kanale fort, sondern ist ein Urborn, der mächtig aus dem Gesteine hervorspringt, über Felsen schäumend in Kaskaden

Digitized by Google

herabstürzt, und dann in der Ebene noch sprudelnd fortfließt. Wir möchten ihn den eigentlichen und ersten Orientalen der Franzosen nennen, den Orientalen und nicht den Orientalisten (wofür Er, das Haupt der Romantischen, uns noch weniger danken möchte, als diese, die Hauptpedantischen), den Orientalen oder Morgenländer nicht bloß darum, weil er die Orientales im wahren Geiste des Orientes gedichtet, sondern weil sich dieser Geist auch in seinen übrigen Werken, und in keinem mehr, als in Nôtre-Dame, durch die Glut der Phantasie ausspricht. Noch nicht dreyßig Jahre alt, beschäftigt er seit mehr als zehn Jahren mit eben so vielen Werken die französische und europäische Lesewelt; er war noch nicht siebzehn Jahre alt, als er den Han d'Islande schrieb, welcher sich trotz dem Gestrüppe der harschen Namen und auf Leben und Tod gewagten Sprünge, die französischen Lesern noch feindlicher entgegenstarren als anderen, den Weg in die Lesekreise gebahnt hat; demselben folgten rasch hinter einander abwechselnd Romane und Gedichte nach: die Sammlung seiner lyrischen, durchaus royalistischen Gedichte; Bug-Jargal, der bekannte Negerroman; les Orientales, von denen jede Strophe mehr ächten orientalischen Geist enthält, als Lord Byron in seinen Hebrew melodies oder Goethe in seinem westöstlichen Diwan heraufzuschwören vermochten; Le dernier jour d'un condamné, vor dessen Interesse alle deutschen Criminalgeschichten tief in Schatten verschwinden; Cromwell, Hernani und Marion de Lorme, drey dramatische Gedichte, deren erstes in zwey Bänden keineswegs für die Bühne bestimmt, mehr historische Wahrheit und nicht weniger poetisches Leben enthält, als Werners dramatische, nicht für das Theater geeignete, Arbeiten, deren zweytes ein verzweifelter Jungfernsprung romantischer Poesie in das Wasser, und deren drittes unter der Ungunst des wider das erste erhobenen Zettergeschreyes dermalen um seine Existenz auf der französischen Bühne kämpfet. Da wir den Sonnenflug dieses himmelanstürmenden Aares neuer französischer Poesie von seinem Beginne an mit ungemeinem Interesse verfolget, und alle diese Werke gelesen haben, so nehmen wir keinen Anstand, Nôtre-Dame als das Meisterstück seiner Arbeiten in dem Fache des Romans zu erklären, und das poetische Verdienst desselben bey weitem dem anderer neuer französischer Romane vorzuziehen, welche den Mangel desselben durch größere Unsittlichkeit zu ersetzen suchen; wir sagen: durch größere, denn wenn auch die Anklage unsittlicher Tendenz zu hart seyn möchte, so kann die Schilderung der Bordelsscene sowohl, als der Ausgang keineswegs vom Vorwurfe der Unsittlichkeit freygesprochen werden; derselbe lastet

Digitized by Google

auf Nôtre Dame nur in weit minderem Grade, als auf den meisten der neuesten französischen Romane, und in noch höherem Grade trifft dieser Vorwurf den griechischen Roman des Longus und selbst manche Erzählungen der Tausend und Einen Nacht, wogegen jener nur sich mit der Naivheit des griechischen Alterthums, diese mit der sich auch in dem hohen Liede bewährenden ungeschminkten Natursprache des Morgenlandes vertheidigen mag; dieser Vertheidigungsmittel entbehren aber die Schriftsteller unserer Zeit, in welcher der Rückschritt in eine frühere durch den bestechenden Reiz grobsinnlicher Gemälde nicht anders als verdammenswerth erscheinen kann. Den Unterschied unsittlichen und sittlichen Gemäldes zeigt am besten eine Vergleichung des griechischen Hirtengedichtes von Longus mit einer Idylle von Geßner; wir wissen nicht, ob die Kunstrichter der geßnerischen Idyllen irgendwo schon früher bemerkt haben, daß das Muster, nach welchem er sich vorzüglich gebildet, nicht sowohl die griechischen Hirtendichter (Bion, Moschus und Hesiodus), als die griechischen Romanschreiber (Heliodorus, Achilles Tatius, Longus), und vor allen des letzten Daphnis und Chloe gewesen. Ohne die lüsternen Beschreibungen der unverführten, sich selbst zu verführen vergebens bestrebenden Unschuld, würde Daphnis und Chloe das Lob einer geßnerischen Idylle verdienen, und diese dem griechischen Hirtengedichte an die Seite gesetzt werden können, wenn jenes nicht den Werth ursprünglicher Erfindung vor dieser voraus hätte. Die Anmuth und den Wohllaut des Styls hat Geßner auf das glücklichste nachgeahmt, und durch sittliche Reinheit sein Original übertroffen. Wenn heute Geßners Idyllen als Lesebuch der Jugend längst veraltet sind, so ist als solches eine Liebesgeschichte, wie die von Daphnis und Chloe, oder das hohe Lied gewiß noch weit minder zu empfehlen; eben so wenig die Tausend und Eine Nacht oder Hugo's Nôtre-Dame; aber alle Gedichte und Romane sind nicht für Knaben und Mädchen geschrieben, und dürfen daher auch nicht als eine editio in usum Delphini beurtheilt werden. Als sittenverführerisches Gemälde ist das Unschuld beschreibende griechische Hirtengedicht gewiß viel gefährlicher, als ein Paar üppige Schilderungen der Tausend und Einen Nacht, oder das nur angedeutete Bacchanal des Grabes, womit Nôtre-Dame schließt, und worüber so viel Geschrey erhoben wird. Die naive Beschreibung des Longus verführt den Leser immer mehr und mehr in den Irrgarten sinnlichen Reizes, das Ende von Nôtre-Dame erhellt nur auf einen Augenblick mit greller Fackelbeleuchtung eine Orgie des Grabs, und der Leser legt das Buch mit Schaudern aus

Digitized by Google

der Hand. Daphnis und Chloe endet wie der helle Abend eines schönen Sommertags, Nôtre-Dame mit einem sinnenbetäubenden Donnerschlage, welcher ein furchtbares Gewitter beschließt; der griechische Roman spiegelt Himmel und Erde in den klaren Fluthen ruhiger Meeresfläche ab, im französischen peitscht der Sturm die Wogen himmelan, und macht aufgähnen den Abgrund; es ist nicht möglich, den Gegensatz eines altklassischen und neuromantischen Kunstwerks greller zu bezeichnen, als sich derselbe in dem ältesten griechischen und neuesten französischen Romane ausspricht; zwischen beyden steuert die tausend und einruderige Galeere der arabischen Novellen und Anekdoten unter wunderbar gebrochenem Lichte und seltsam gruppirten Wogen nach fremden Polen hin. Die Tausend und Eine Nacht, in die mannigfaltigsten Farben östlichen Himmels gekleidet, zieht wie das Morgenroth am Himmel herauf, purpur- und goldumsäumt, hier von duftigen Wolken verschleyert, dort von brennenden Lichtstreifen durchströmt; überall die Frische des Morgens und die Erwartung des kommenden Tages. Die ganze morgenländische Poesie ist eine Morgenröthe, welche dem Aufsteigen der Sonne entgegenharrt, die Sonne selbst als Phöbos mit Strahlengeschoß und klingendem Köcher stieg in Hellas mit voller Klarheit auf, und wiewohl Daphnis und Chloe nicht in den Mittag helleniſcher Poesie, sondern wahrscheinlich schon in den Abend derselben, nämlich in die Zeiten der Byzantiner gehört, so strahlt dasselbe doch noch als helles Zodiakallicht, welches schönem Sonnenuntergange nachfolgt; in Nôtre-Dame hebt aber weder der Genius des Morgens die Fackel, noch senkt dieselbe der Genius des Abends, sondern es ist der Genius der Mitternacht, der bald den Sternenmantel über die Erde ausbreitet, bald im Purpurmantel des Nordlichts vorüberzieht, und Mondenschein mit Blitzesstrahlen zu magischer Beleuchtung vermischt; wenn auch das Nordlicht einen Augenblick lang als Morgenroth täuscht, so flammt es doch alsbald zu so blutiger Lohe auf, daß nur ahnungsvoller Schauer das Herz ergreift. Das Schöne und Anmuthige hat auf der blumigen Trift des griechischen Romanes seine Heimat erkoren, das Wunderbare und Seltsame wohnt in den Zauberpalläſten und auf den Geisterinseln der Tausend und Einen Nacht, das Große und Erhabene hat sich in die Hallen des gothischen Münsters von Nôtre-Dame geflüchtet; aber die blumigen Weiden und sonnigen Triften werden oft einförmig und langweilig, das seltsame Schnörkelwerk der arabischen Palläſte und ihre Wunderfiguren fallen oft ins Kindische und Groteske, und in das Heiligthum des Großen und Erhabenen flüchtet sich oft die Blutschuld und der Gräuel, deßhalb können wir auch nicht die griechische

Digitized by Google

Pastorale von Eintönigkeit und Langweiligkeit, die arabischen Novellen und Anekdoten von läppischer Einfältigkeit, und das Meisterstück französischer Romantik von empörender Gräuelhaftigkeit ganz und gar freysprechen. Nichts desto weniger soll uns diese, die volle Wirkung des Schönen und Erhabenen wohl manchmal störende Nachbarschaft den Genuß desselben nicht verkümmern; wir lieben deßhalb nicht minder blumige Triften und kühle Schattenplätze, Grotten, in denen sich Stalaktiten wunderbar gestalten, und gothische Münster; die Fratzengesichter, welche die Ironie des Baumeisters an den Capitälern und Tragsteinen angebracht, soll uns nicht hindern, uns dem Gesammteindrucke des herrlichen Domes mit Bewunderung hinzugeben.

Wir wollen nun bey jedem der hier angezeigten Werke besonders verweilen, und dasselbe einzeln ins Auge fassen. Nach Huet und Villemain ist es schwer, über Longus ein treffenderes Urtheil zu fällen, und dasselbe gefälliger auszusprechen; der letzte sagt: on ne peut nier que Daphnis et Chloé n'aient servi de modèle à *Paul* et *Virginie*, und setzt mit vollem Rechte den Vorzug von diesem vor jenem in die moralische Reinheit und den Geist christlicher Schamhaftigkeit, welche in dem letzten vorherrscht. Hierüber wollen wir nur bemerken, daß Paul et Virginie später als Geßners Idyllen erschienen, daß dem Verfasser von jenem auch diese vor Augen geschwebt, und daß in Paul et Virginie der Geist griechischer Idylle weit minder fühlbar weht, als in denen Geßners. Das Urtheil Huet's, daß in Daphnis und Chloe sich der Charakter eines griechischen Sophisten durch gesuchte Worte, durch Sylbenanklang und durch unnütze Beschreibungen kund gebe, hat Courier nicht unterschrieben, und auch wir stimmen lieber diesem, als dem Verfasser der Geschichte der griechischen profanen Literatur (Herrn Schöll) bey, in welchem Huet's und Villemain's Urtheil zu finden *). Die Naivheit des Originals spiegelt sich sehr glücklich in der französischen Uebersetzung Couriers ab, welche nur die verbesserte Amyot's. Man kann ihm nur Dank wissen, daß ein so großer Meister der Sprache, wie er in seinen Verbesserungen und in der von ihm ganz neu übersetzten Stelle sich lieber der naiven Manier der alten Sprache Amyots anschmiegen, als eine ganz neue Uebersetzung in der heutigen Farbe des Französischen geben wollte; die Nachahmung in der von Courier neu übersetzten Stelle ist so glücklich, daß sie wohl Niemand errathen möchte, wenn sie nicht in dem Vorberichte angezeigt wäre. Courier hat diese Stelle der erste aus der auf der mediceischen Bibliothek zu Florenz befindli-

*) Histoire de la littérature profane grecque, VI. p. 238, 239.

Digitized by Google

cher Handschrift des Longus entdeckt und abgeschrieben. Durch ein seltsames Mißgeschick ward das Blatt, von welchem er sie abgeschrieben, mittels eines wohl nur aus Unvorsichtigkeit und nicht (wie er dessen beschuldiget ward) geflissentlich hineingelegten, mit Tinten besudelten Papieres unlesbar gemacht. Diese étourderie, die Courier doch selbst nie als solche mit ihrem wahren Namen eingestanden, erregte einen sehr ärgerlichen Streit, und zog ihm vielen Verdruß zu, indem Hr. Furia, der erste Bibliothekar der mediceischen Bibliothek, prima furia, den Entdecker und Verderber der Stelle als einen literarischen Verbrecher an den Pranger zu stellen bemüht war. Ein von Courier an Hrn. Renouard gerichtetes, der Uebersetzung des Longus vorausgehendes und funfzig Druckseiten einnehmendes Schreiben enthält die Geschichte dieses berühmtesten aller Tintenflecke und seine schwarzen Folgen; Courier hat darin nicht nur die Lacher, sondern auch das Recht wenigstens größtentheils auf seiner Seite; er ficht darin mit den Waffen des Witzes und des Spottes, deren er sich auch in seinen politischen Schriften so glücklich bedient, und die seit Voltaire kein französischer Schriftsteller zu politischen Zwecken so wirksam geführt. Da diese polemische Schrift hier keinen Auszug leidet, so beschränken wir uns auf die folgende Probe des Styles aus der Uebersetzung selbst:

Un antre étoit en ce canton, qu'on appeloit l'antre des Nymphes, grande et grosse roche creuse par le dedans, toute ronde par le dehors, et dedans y avoit les figures des Nymphes, taillées de pierre, les pieds sans chaussure, les bras nuds jusques aux épaules, les cheveux épars autour du col, ceintes sur les reins, toutes ayant le visage riant et la contenance telle comme si elles eussent ballé ensemble. Du milieu de la roche et du plus creux de l'antre sourdoit une fontaine, dont l'eau, qui s'épandoit en forme de bassin, nourrissoit là au-devant une herbe fraiche et touffue, et s'écouloit à travers le beau pré verdoyant. On voyoit attachées au roc force seilles à traire le lait, force flûtes et chalumeaux, offrandes des anciens pasteurs.

Diese Beschreibung erinnert an die gelungensten und wohllautendsten des Telemaque, so auch die folgende:

Or étoit-il lors environ le commencement du printemps, que toutes fleurs sont en vigueur, celles des bois, celles des prés, et celles des montagnes. Aussi déjà commençoit bourdonnement d'abeilles, gazouillement d'oiseaux, bêlement d'agneaux nouveaux nés. Les troupeaux bondissoient sur les collines, les mouches à miel murmuroient par les prairies, les oiseaux faisoient résonner les buissons de leur chant. Toutes

Digitized by Google

choses donc faisant bien leur devoir de s'égayer à la saison nouvelle, eux aussi tendres, jeunes d'âge, se mirent à imiter ce qu'ils entendoient et voyoient. Car entendant chanter les oiseaux, ils chantoient; voyant bondir les agneaux, ils sautoient à l'envi; et, comme les abeilles, alloient cueillant des fleurs, dont ils jetoient les unes dans leur sein, et des autres arrangeoient des chapelets pour les Nymphes; et toujours se tenoient ensemble, toute besogne faisoient en commun, paissant leurs troupeaux l'un près de l'autre. Souvente-fois Daphnis alloit faire revenir les brebis de Chloé, qui s'étoient un peu loin écartées du troupeau; souvent Chloé retenoit les chèvres trop hardies voulant monter au plus haut des rochers droits et coupés; quelque fois l'un tout seul gardoit les deux troupeaux, pendant le temps que l'autre vaquoit à quelque jeu. Leurs jeux étoient jeux de bergers, et d'enfans. Elle, s'en allant dès le matin cueillir quelque part du menu jonc, en faisait une cage à cigale, et cependant ne se soucioit aucunement de son troupeau; lui d'autre côté ayant coupé des roseaux, en pertuisoit les jointures, puis les colloit ensemble avec de la cire molle, et s'apprenoit à en jouer bien souvent jusques à la nuit. Quelquefois ils partageoient ensemble leur lait ou leur vin, et de tous vivres qu'ils avoient portés du logis se faisoient part l'un à l'autre. Bref, on eût plutôt vu les brebis dispersées paissant chacune à part, que l'un de l'autre séparés Daphnis et Chloé.

Nach diesen Proben werden des Französischen Kundige uns leicht auf das Wort glauben, daß der Zauber der Sprache allein mächtig genug ist, die Leser zu fesseln, wenn sie auch nicht der zwischen Blumen verführerisch fortgleitende Fluß der Erzählung unwiderstehlich mit sich risse, so daß wohl die wenigsten das Werk aus der Hand legen werden, ohne die vier Bücher in Einem Odem gelesen zu haben.

Trotz Amyot's trefflicher Uebersetzung des Longus ist Daphnis und Chloe zu dessen Zeit in Frankreich eben so wenig, als zu der unsrigen, eine Modelectüre geworden, während Galland's Uebersetzung der Tausend und Einen Nacht nicht nur bey ihrer Erscheinung mit Heißhunger verschlungen ward, sondern auch seitdem mit immer wiederholten Ausgaben die Leselust des mährchenliebenden Publikums befriediget hat. Wie Courier's Uebersetzung des Longus nicht nur eine verbesserte, sondern auch durch die, von ihm aus der Florentiner Handschrift zuerst abgeschriebene, Stelle eine ergänzte ist, so ist Galland's Uebersetzung auch erst durch die vorliegende ergänzet worden,

Digitized by Google

und der mit vieler Sorgfalt geglättete Styl des neuen französischen Uebersetzers, Hrn. Trébutien's, hat vor dem Galland'schen die Lebendigkeit und den Wohllaut voraus, welchen Courier's Uebersetzung des Longus vor der Amyot's voraus haben würde, wenn er nicht vorgezogen hätte, lieber diese zu verbessern, und die neu hinzugekommene Stelle in derselben Manier zu übersetzen, als eine neue in der heutigen Farbe der Sprache zu liefern. Die Sprache Galland's aus der schönsten Zeit des Jahrhunderts Ludwigs XIV. ist von der heutigen nicht so verschieden, wie die frühere Amyot's, und eine getreue Nachahmung von Galland's Manier würde in und außer Frankreich weniger Beyfall gefunden haben, als eine Uebersetzung, welche, wie die Hrn. Trébutien's, mit dem neuen Aufschwung der Sprache gleichen Schritt hält. Wir können über die verloren gegangene französische Uebersetzung des Hrn. v. Hammer, aus welcher die deutsche Zinserling's und aus dieser erst die französische Trébutiens verfertigt worden, kein Urtheil fällen; aus der knechtischen, undeutschen, und durch häufiges Mißverständniß entstellten Uebersetzung Zinserling's scheint es, daß Hr. v. Hammer in der Manier Galland's zu übersetzen sich bemüht habe. Wie dem auch sey, so hat der französische Uebersetzer nicht nur den Lesern, sondern auch Hammer'n einen eben so großen Dienst, als der deutsche einen schlechten erwiesen; H. sowohl als die Leser dürfen sich Glück wünschen, daß in Hrn. Trébutiens Uebersetzung die Tausend und Eine-Nacht nicht in vernachläßigtem Nachtgewande, sondern in eleganter französischer Morgentoilette auftritt. Als Orientalist und geschmackvoller Franzose hat Hr. Trébutien die Anforderungen der dem Morgenlande schuldigen Achtung und Treue mit denen westlichen Geschmackes glücklich zu befriedigen verstanden; bloß Orientalist, möchte er (wie dieß besonders bey den deutschen der Fall) leicht in philologische Sylbenstecherey verfallen seyn; bloß Belletrist, möchte er es mit der östlichen Eigenheiten gebührenden Achtung nicht so genau genommen haben; in seiner erwähnten doppelten Eigenschaft aber hat er sowohl den Forderungen des Morgenlandes als Abendlandes Genüge geleistet, und dieselben in Frankreich wenigstens gewiß weit mehr befriedigt, als dieselben in Deutschland durch die funfzehn Bändchen der neuesten deutschen, von Nicht-Orientalisten verfertigten Uebersetzung befriedigt worden sind. Hr. Trébutien, schon vor sieben Jahren durch eine geschmackvolle Uebersetzung der Mährchen des Papageybuches *), und noch jüngst

*) Contes extraits du Thouthi-Nameh traduits du persan, par G. F. Trébutien. Paris 1825.

durch eine ehrenvolle Note Herrn von Chateaubriand's vortheilhaft bekannt, hat auf diese Uebersetzung der von Galland unübersetzten Mährchen der Tausend und Einen Nacht (welche dem Umfange nach einem Drittel der bisher bekannten gleich kömmt) die ganze Gewissenhaftigkeit eines sachkundigen Orientalisten und Sorgfalt eines der geschmackvollen Stylisten verwendet; besonders zeichnet sich die Uebersetzung der dem Original eingemischten Verse, welche in der Gallands ganz und gar ausgelassen worden sind, durch Rundung und Wohllaut aus, wie in dem Mährchen von Zeïn-al-Mewassif, oder in dem Hasan's von Baßra, oder in dem Nureddin's und der Sklavin Miriam, aus welchem wir die folgende Stelle zur Probe geben:

Donnez toujours, dit un des jeunes gens; nous allons chanter les louanges de la rose. Les jeunes gens étaient dix, et le premier commença ainsi:

»*J'aime et j'admire la rose comme la première des plantes. Elle est la reine des fleurs; sa présence annonce le triomphe de la belle saison.*«

Le second dit:

»*Elle répand le parfum du musc. Semblable à une vierge timide, elle cache sa tête, en rougissant, dans une enveloppe de verdure.*«

Le troisième reprit:

»*Son aspect réjouit les coeurs; elle renferme la quintessence des plus suaves odeurs. Son bouton qui s'entr'ouvre ressemble aux lèvres d'une jeune beauté qui s'apprête à donner un baiser à son ami.*«

Le quatrième continua:

»*Voyez le rosier couvert de ses fleurs: n'est-ce pas une multitude de rubis qui brillent au milieu de l'or et des émeraudes?*«

Le cinquième poursuivit de la sorte:

»*La rose, par la couleur de ses pétales et de ses étamines, ressemble aux joues d'un amant ornées de sequins.*«

Le sixième reprit:

»*On dit à la rose: tes épines blesses ceux qui te touchent. — Les plantes odoriférantes, repond-elle, sont mes soldats, je suis leur reine, et les épines sont mes armes.*«

Le septième parla ainsi:

»*Dieu a donné à la rose l'éclat du métal le plus brillant, et l'odeur des parfums les plus suaves.*

Le huitième s'écria:

»*O merveille de la nature! l'argent de la rosée dont se nourrit la rose se change en or sur sa surface.*«

Le neuvième dit:

»*Je compare le feuillage vert et les fleurs rouges de la rose et ses vertes épines, à un carquois d'or et des flèches d'émeraude.*«

Digitized by Google

Enfin, le dixième se présenta, et dit:
»*La rose offre les brillantes couleurs de l'aurore, et jette les plus doctes dans l'embarras; car ils ne peuvent dire si une coupe remplie d'un vin couleur de pourpre et couronnée de roses leur donne son éclat ou le reçoit d'elles.*«

Als ein einzelnes Kunstwerk können die Mährchen der Tausend und Einen Nacht gar nicht beurtheilt werden, da dieselben ein augenscheinliches Flickwerk von verschiedenen Händen und aus verschiedenen Zeiten sind; außerdem enthält diese Ergänzung der von Galland übersetzten Tausend und Einen Nacht mehr Anekdoten als Mährchen, und keines der letzten von der Länge des kürzesten heutiger Romane In dem Zauberspiegel der Tausend und Einen Nacht erblicken wir seltsame Gestalten einer anderen Welt und Zeit und eines anderen Himmelsstriches, Büsten und Torsos wunderbar mitsammen gruppirt, dunkle Schachte, voll blitzender Edelsteine, dunkle Stollen, durch die rosichtes Tageslicht in die Finsterniß bricht, grünende Inseln, blüthende Fluren der Phantasie, von dem breiten Nile morgenländischen Wortschwalles überschwemmt, Wüsten von Dschinnen und Hareme von Schönen bevölkert; aber alles in chaotischer und oft langweiliger Verwirrung, nirgends ein Kunstwerk von vollendeter Rundung und Einheit, wie die Idylle von Longus oder der Roman Victor Hugo's, zu dessen näherer Betrachtung wir uns nun wenden wollen.

In einem dunklen Winkel einer der Thürme des Münsters von Nôtre-Dame fand der Verfasser (wie er in dem kurzen Vorwort erzählt) vor einigen Jahren das Wort ανάγκη (Nothwendigkeit) eingekritzelt, welches seitdem, weil die Mauer abgekratzet oder geweißet worden, verschwunden. Die Kirchen (klagt der Verfasser in dem Vorworte) werden heute von allen Seiten verstümmelt: Le prêtre les badigeonne, l'architecte les gratte; puis le peuple survient, qui les démolit. Die Nothwendigkeit oder das Fatum, dessen griechischen Namen der Verfasser, wenn derselbe auch in den Mauern des Thurmes von Nôtre-Dame nie eingeschrieben gewesen seyn sollte, an die Stirne seines Buches schreibt, spricht die tadelhafteste Seite des Romans aus, in dessen Begebenheit die eiserne Nothwendigkeit aus dem Zusammentreffen der Begebenheiten als unvermeidliches Fatum hervorgeht; in dieser Hinsicht ist die Tendenz von Nôtre-Dame keine bessere, und das Gefühl, welches die Lesung desselben zurückläßt, kein erhebenderes als das, womit Candide oder Jacques le Fataliste den Leser erfüllen; nur fehlt in Nôtre-Dame der voltairische Witz, der Muthwille, die heitere Laune und der Spott der glänzendsten französischen Romane des

Digitized by Google

verflossenen Jahrhunderts; alles ist düster, hehr, ahnungsvoll, Ehrfurcht oder Grauen erweckend, wie die mond- oder fackelbeleuchteten Hallen eines gothischen Domes um Mitternacht, und in dieser Hinsicht spricht der Titel Nôtre-Dame eben so treffend das Wesen und die Form dieses Kunstwerks aus, als durch die angebliche Inschrift αναγκη die Tendenz und die Motive desselben klar und deutlich ausgesprochen sind.

Ein französisches Blatt hat mehr geistreich als richtig bemerkt, der Held dieses Romans sey ein Engel, ein Dämon und ein Monument; die zarte, von dem durchsichtigsten Silbergewölke unschuldiger, aber rein sinnlicher Liebe umflorte Erscheinung des Zigeunermädchens Esmeralda ist durchaus keine himmlische, wenn gleich eine zauberische, feenhafte, die einer Peri, aber keines Engels. Wen das Wort des französischen Kunstrichters unter dem Dämon gemeint habe, ist wenigstens problematisch; wenn das Ungethüm Quasimodo (so heißt der Glockenwärtel des Münsters von Paris, die erste der sieben Hauptpersonen des Romans) dem Aeußeren nach als eine Ausgeburt der Hölle erscheint, so ist derselbe doch dem Innern nach der Agathodämon des Romans, dessen eigentlicher Satan der Archidiacre Don Claudius Frollo; die anderen fünf Personen sind: der eben so schöne als geist- und gefühllose Reiterhauptmann Phöbus; Jean du Moulin, der muthwilligste, ausschweifendste, liederlichste Student, Bruder des Archidiacre's; der arme Teufel von einem elenden Poeten, Mysteriendichter Gringoire; und die in dem Rollandsthurme des Grèveplatzes eingemauerte Klausnerin in härenem Bußkleide (la sachette, la recluse de la Tour-Roland). Nôtre-Dame, welches in dem obigen französischen Witzworte nach dem Engel und dem Dämon als der dritte Held oder als das Drittel des Helden dieses Romans aufgeführt wird, ist nur der Schauplatz, auf welchem die wichtigsten Begebenheiten des Romanes vorgehen, und dessen wunderbare gothische Gestaltung mit dem Romantischen der Ereignisse im vollsten Einklange. Als das überirdische, phantastische Flugwerk dieses Romans möchten wir weder einen Engel, noch einen Teufel und noch minder den unbeweglichen gothischen Bau bezeichnen, wohl aber die Welt der Glocken, welche sich die Phantasie des Dichters geschaffen, und damit das ganze Werk beseelet hat. Den ersten Anklang hiezu mag ihm wohl der Carillon in Scarron's roman comique, wo Ragotin der Glockensprache aufhorcht *),

*) Il devint si troublé, que passant devant la Grande-Eglise de Nôtre-Dame, un jour de Fête, que l'on carrillonoit, il tomba dans l'erreur de la plûpart des gens du vulgaire,

Digitized by Google

oder vielmehr Schillers Lied von der Glocke gegeben haben; aber seine alleinige Schöpfung ist die in dem Glockengeläute von Nôtre-Dame waltende Geisterwelt, welche Quasimodo's inneres geistiges Leben bestimmt, während die Uebermacht des Schalles sein Gehör für die äußere Welt der Töne abstumpft; die Geister der Töne, die er an dem Glockenstrick herausbeschwört, und in vollem Schwunge der Glocke in die Welt hinausjagt, daß sie nach allen Winden Kunde der Feyer, der Freude oder des Schreckens bringen, und die so mächtig in Quasimodo's Wesen einwirken, daß er selbst gleichsam eine verkörperte Bumbe, welche nur in außerordentlichen Fällen angezogen, den Münster und die Stadt durchdröhnt, diese Geister der Glockentöne sind die eigentliche Maschine dieser Epopöe. Mit welchen Pinselstrichen Victor Hugo die Häßlichkeit Quasimodo's, des Helden, und den Liebreiz Esmeralda's, der Heldin des Romanes zu malen versteht, zeigen die folgenden kurzen Umrisse ihrer Gestalt; Quasimodo erscheint zuerst, Fratzengesichter schneidend, unter dem schallenden Gelächter des in dem Saale des Rathhauses von Paris zur Vorstellung theatralischer Mysterien versammelten Volkes:

C'était une merveilleuse grimace, en effet, que celle qui rayonnait en ce moment au trou de la rosace. — Nous n'essaierons pas de donner au lecteur une idée de ce nez tétraèdre, de cette bouche en fer à cheval; de ce petit oeil gauche obstrué d'un sourcil roux en broussailles, tandis que l'oeil droit disparaissait entièrement sons une énorme verrue; de ces dents désordonnées, ébréchées ça et là comme les créneaux d'une forteresse; de cette lèvre calleuse, sur laquelle une de ces dents empiétait comme la défense d'un élephant; de ce menton fourchu; et surtout de la physionomie répandue sur tout cela; de ce mélange de malice, d'étonnement et de tristesse. Qu'on rêve, si l'on peut, cet ensemble. — C'est Quasimodo, le sonneur de cloches! c'est Quasimodo, le bossu de Nôtre-Dame! Quasimodo le borgne! Quasimodo le bancal!

Den schneidendsten Gegensatz zu diesem Gemälde des häßlichen Quasimodo bildet das der schönen Esmeralda, welche als Zigeunerin mit ihrer Ziege Djali tanzend auftritt:

Elle n'était pas grande, mais elle le semblait, tant sa fine taille s'élançait hardiment. Elle était brune, mais on

qui croyent que les cloches disent tout-ce qu'ils s'imaginent. Il s'arrêta pour les écouter, et il se persuada facilement qu'elles disoient, Ragotin ce matin a bu tant de pots de vin, qu'il branle, qu'il branle.

Digitized by Google

devinait que le jour sa peau devait avoir ce beau reflet doré des andalouses et des romaines. Son petit pied aussi était andalou, car il était tout ensemble à l'étroit et à l'aise dans sa gracieuse chaussure. Elle dansait, elle tournait, elle tourbillonait sur un vieux tapis de Perse, jeté négligemment sous ses pieds; et chaque fois qu'en tournoyant sa rayonnante figure passait devant vous, ses grands yeux noirs vous jetaient un éclair. Autour d'elle tous les regards étaient fixes, toutes les bouches ouvertes; et en effet, tandis qu'elle dansait ainsi, au bourdonnement du tambour de basque que ses deux bras ronds et purs élevaient au-dessus de sa tête, mince, frêle et vive comme une guêpe, avec son corsage d'or sans pli, sa robe bariolée qui se gonflait, avec ses épaules nues, ses jambes fines que sa jupe découvrait par momens, ses cheveux noirs, ses yeux de flamme, c'était une surnaturelle créature.

Unter den Zuſchauern befindet ſich Jean de Frollo, der durch Temperament und Irreligioſität von den Bahnen forſchender Weisheit in die Irrwege des Laſters verleitete Böſewicht, deſſen fruchtlos bekämpfte leidenſchaftliche Brunſt für Esmeralda der Hebel ihres tragiſchen Endes auf dem Richtplatze, wo ſie unſchuldig als Zauberin am Galgen endet, während Quaſimodo, welcher der Unſchuldigen lange in dem Glockenthurme von Notre-Dame eine Freyſtätte gewährt, lieb- und wuthentbrannt ihren Mörder Frollo von den Zinnen des Münſters ſtürzt, und ſich ſelbſt zur Gehenkten ins Grab legt. — Hiemit ſind die Gräuel der Geſchichte umriſſen, deren Ausführung ſo viele und ſo große Schönheiten beſonders in Beſchreibungen enthält. Gringoire, der jämmerliche Myſterienpoet, welcher die nächtliche Fahrte Esmeralda's durch das Labyrinth der Gaſſen von Paris verfolgt, kömmt durch eine Reihe von ſchmutzigen Gaſſen und Bettlern in die berüchtigte Cour des miracles, d. i. in die Herberge von Bettlern, Gaunern und Spitzbuben von Paris, die damals dort ſichere Zuflucht fanden:

Le pauvre poète jeta les yeux autour de lui. Il était en effet dans cette redoutable Cour des Miracles où jamais honnête homme n'avait pénétré à pareille heure; cercle magique où les officiers du Châtelet et les sergens de la prévôté qui s'y aventuraient disparaissaient en miettes; cité des voleurs, hideuse verrue à la face de Paris; égout d'où s'échappait chaque matin, et où revenait croupir chaque nuit ce ruisseau de vices, de mendicité et de vagabondage toujours débordé dans les rues des capitales; ruche monstrueuse où rentraient le soir avec leur butin tous les fré-

Digitized by Google

lons de l'ordre social; hôpital menteur où le bohémien, le moine défroqué, l'écolier perdu, les vauriens de toutes les nations, espagnols, italiens, allemands, de toutes les religions, juifs, chrétiens, mahométans, idolâtres, couverts de plaies fardées, mendians le jour, se transfiguraient la nuit en brigands; immense vestiaire, en un mot, où s'habillaient et se déshabillaient à cette époque tous les acteurs de cette comédie éternelle que le vol, la prostitution et le meurtre jouent sur le pavé de Paris. C'était une vaste place, irrégulière et mal pavée, comme toutes les places de Paris alors. Deux feux, autour desquels fourmillaient des groupes étranges, y brillaient ça et là. Tout cela allait, venait, criait. On entendait des rires aigus, des vagissemens d'enfans, des voix de femmes. Les mains, les têtes de cette foule, noires sur le fond lumineux, y découpaient mille gestes bizarres. Par moment, sur le sol, où tremblait la clarté des feux, mêlée à de grandes ombres indéfinies, on pouvait voir passer un chien qui ressemblait à un homme, un homme qui ressemblait à un chien. Les limites des races et des espèces semblaient s'effacer dans cette cité comme dans un pandaemonium. Hommes, femmes, bêtes, âge, sexe, santé, maladies, tout semblait être en commun parmi ce peuple; tout allait ensemble, mêlé, confondu, superposé; chacun y participait de tout.

Die Scenen der Orgien dieser Räuberhöhle sind mit dem Pinsel eines Höllenbreugels gemalt. Ein Meisterstück topographischer Beschreibung ist im dritten Buche die des Münsters von Nôtre-Dame und von Paris (wie es zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ausgesehen) im Vogelperspectiv; hierauf die nähere Charakteristik Frollo's und seines Zöglings Quasimodo, der die Seele des Glockengeläutes:

Il criait et grinçait des dents, ses cheveux roux se hérissaient, sa poitrine faisait le bruit d'un soufflet de forge, son oeil jetait des flammes, la cloche monstrueuse hennissait toute haletante sous lui; et alors ce n'était plus ni le bourdon de Nôtre-Dame, ni Quasimodo: c'était un rêve, un tourbillon, une tempête: le vertige à cheval sur le bruit; un esprit cramponné à une croupe volante; un étrange centaure moitié homme, moitié cloche; une espèce d'Astolphe horrible emporté sur un prodigieux hippogriffe de bronze vivant.

Noch mehr ist diese Idee in dem dritten Kapitel des fünften Buches ausgeführt, welches die Glocken überschrieben ist, worin Quasimodo mit den Glocken als seinen Kindern spricht:

Digitized by Google

Quand il les eut mises en branle; quand il sentit cette grappe de cloches remuer sous sa main, quand il vit, car il ne l'entendait pas, l'octave palpitante monter et descendre sur cette échelle sonore comme un oiseau qui saute de branche en branche; quand le diable-Musique, ce démon qui secoue un trousseau étincelant de strettes, de trilles et d'arpéges se fût emparé du pauvre sourd, alors il redevint heureux, il oublia tout, et son coeur qui se dilatait fit épanouir son visage.

Ein Meisterstück des Genius und das ergreifendste Gemälde des ganzen Romans ist das der Mutterliebe von Chantefleurie, welcher ihr einziges Kind (Esmeralda) von Zigeunern geraubt worden, und die als Klausnerin in härenem Sack (la recluse, la sachette) ihre jugendlichen Ausschweifungen abbüßt. Das Gespräch der drey Bürgersfrauen, aus welchem die Jugendgeschichte Chantefleurie's zu Tage kömmt, ist eben so meisterhaft, als das Gespräch der Fräulein im Gesellschaftssaale der Frau v. Gondelaurier, deren Tochter Fleur de Lys die Verlobte des Kapitän Phöbus. Quasimodo, von der Schaarwache Nachts in der Gasse aufgegriffen, und, selbst taub, vor einen tauben Richter gestellt, wird als halsstärrig und schuldig zur Folter und zum Pranger verdammt; die Folterscenen des monströsen Quasimodo sowohl, als die spätere der ätherischen Esmeralda erinnern wohl an ähnliche in anderen französischen Romanen, und namentlich in Cinque-Mars befindliche, ohne eine Wiederholung derselben zu seyn, indem hier ein Kobolt und eine Peri gefoltert werden. Der Trunk Wassers, welchen die rein-gutmüthige Esmeralda dem an Pranger vor Durst verschmachtenden Quasimodo reicht, entzündet in ihm den Funken der Liebe, wodurch dieser Vogelschreck, in welchem man zuerst nur die lächerliche Person des Romans vermuthet, zum eigentlichen Helden desselben wird.

C'eût été partout un spectacle touchant que cette belle fille, fraiche, pure, charmante, et si faible en même temps, ainsi pieusement accourue au secours de tant de misère, de difformité et de méchanceté. Sur un pilori, ce spectacle était sublime.

Durch die Leidenschaft, welche der Anblick der himmlischen Schönheit Esmeralda's in der Brust des fatalistischen Philosophen Claudius Frollo und in der des Halbmenschen Quasimodo weckt, wird jener zum Satan und dieser zum Engel, jener zum bösen, dieser zum guten Genius Esmeralda's; Claudius Frollo, der Naturphilosoph, der Alchemiker, wird in seinem Kabinette von seinem Bruder, dem liederlichen Studenten, behorcht. In fri-

Digitized by Google

nem Selbstgespräche und in dem mit dem Hexenrichter, der ebenfalls Alchemiker, webet und lebet das wissenschaftliche Halbdunkel des funfzehnten Jahrhunderts, und jener erklärt diesem die seltsamen Steingebilde von Nôtre-Dame alchemisch, was ein doppeltes Versehen, indem die architektonische und gnostische Erklärung derselben sowohl der Wahrheit als dem Geiste und Charakter des grübelnden, fatalistischen Frollo weit mehr zugesagt hätten. Da Esmeralda vor Frollo's Lüsternheit als vor einer satanischen zurückschaudert, so veranlaßt seine Rache den Prozeß, in welchem Esmeralda als Hexe und Zauberin angeklagt wird. Den Beweis liefert ihre Ziege Dschali, welche zu manchen Zauberkünsten abgerichtet, unter anderen auch aus Buchstabentäfelchen Wörter zusammensetzt, und, im Saale der Frau v. Gondelaurier sich selbst überlassen, durch die Zusammensetzung des Namens Phöbus das Geheimniß der Liebe Esmeralda's zum schönen, aber eben so geist- als gefühllosen Kapitän verräth. Dem Scheine nach ist Esmeralda mit dem hohlen, fantastischen Schädel Gringoire vermählt, der aber, ohne je in die Rechte des Ehemanns getreten zu seyn, nur als der Pierrot ihres pantomimischen Tanzes das Geld einsammelt, und mit seiner einfältigen Geschwätzigkeit dem Frollo als blindes Werkzeug zur Ausführung seiner Plane dient. Frollo, der ein Gespräch seines liederlichen Bruders mit Phöbus behorcht, und aus demselben das Stelldichein des letzten mit Esmeralda erfährt, verfolgt ihn bis zum selben an einem schlechten Orte, belauscht ihn, stößt ihm, von Wuth und Eifersucht entbrannt, im entscheidenden Augenblicke den Dolch in die Brust, und rettet sich, indem er aus dem Fenster in die Seine springt und davonschwimmt. Esmeralda, als Mörderin und Zauberin angeklagt und als schuldig verurtheilt, weil sie den Peinen der Folter nicht widerstand, wird in dem Augenblicke, wo sie von der Kirchenbuße in den Hallen von Nôtre-Dame zu dem Gerichtsplatze geführt werden sollte, von Quasimodo, der alles beobachtet, alles vorbereitet hat, in die Kirche selbst entführt, wo sie als in einer sicheren Freystätte Zuflucht findet, und wo er sie wider Frollo's gewaltthätige Versuche vertheidigt; höchst schauderhaft ist Frollo's Erscheinung an der Spitze der Clerisey, welche die Todtenmesse der armen Sünderin singt, und dann die Esmeralda's in weißem Nachtkleide im Mondscheine auf den Zinnen von Nôtre-Dame, wo Frollo, der noch nichts von ihrer Rettung durch Quasimodo weiß, ihren Geist zu sehen vermeint; später von ihrem wirklichen Daseyn verständigt, gibt er durch Gringoire dem Spitzbubengesindel der Diebshöhle von Paris, der sogenannten Cours des miracles, den Anschlag, die ihnen gehörige Zigeunerin durch

Digitized by Google

einen Ueberfall aus Nôtre-Dame zu entführen an die Hand, und nun wird der Kreuzzug dieses Gesindels, welchem sich auch Johann Frollo du Moulin, der Bruder des Archidiakons, als Bettel-Vagabund (truand) beygesellt, auf unnachahmliche Weise beschrieben. Das Gemälde der Orgien in dem Keller der Cour des miracles, die Beschreibung der Waffen, des Aufzugs, des Angriffs auf Nôtre-Dame, die Vertheidigung der Kirche durch Quasimodo, der von den Zinnen Steine und Holzblöcke herabschleudert, und geschmolzenes Bley herabgießt, ist ein Meisterstück, von Rembrandt's Pinsel ausgeführt, so auch die im nächsten Kapitel folgende nächtliche Conferenz Ludwigs XI. mit Rym und Coppenole von Gent, welche durch die Nachricht der Stürmung von Nôtre-Dame unterbrochen wird. Der König schickt endlich seinen getreuen Tristan mit dem Befehle ab: Faites diligence, mon compère. Prenez monsieur de Châteaupers (Phöbus) avec vous. Vous ferez sonner le tocsin. Vous écraserez le populaire. Vous prendrez la sorcière. C'est dit. Et j'entends que le pourchas de l'exécution soit fait par vous. Vous m'en rendrez compte. — Allons, Olivier, je ne me coucherai pas cette nuit. Rase-moi.

Als eine kleine Probe des malerischen und empfindsamen Styles können wir uns nicht das Vergnügen versagen, die zwey folgenden Stellen auszuheben; die erste aus dem nächtlichen Tumulte des Raubgesindels vor Nôtre-Dame:

Tous les yeux s'étaient levés vers le haut de l'église. Ce qu'ils voyaient était extraordinaire. Sur le sommet de la galerie la plus élevée, plus haut que la rosace centrale, il y avoit une grande flamme qui montait entre les deux clochers avec des tourbillons d'étincelles, une grande flamme désordonnée et furieuse dont le vent emportait par momens un lambeau dans la fumée. Au-dessous de cette flamme, au-dessous de la sombre balustrade à trèfles de braise, deux gouttières en gueules de monstres vomissaient sans relâche cette pluie ardente qui détachait son ruissellement argenté sur les ténèbres de la façade inférieure. A mesure qu'ils approchaient du sol, les deux jets de plomb liquide s'élargissaient en gerbes comme l'eau qui jaillit des mille trous de l'arrosoir. Au-dessus de la flamme, les énormes tours, de chacune desquelles on voyait deux faces crues et tranchées, l'une toute noire: l'autre toute rouge, semblaient plus grandes encore de toute l'immensité de l'ombre qu'elles projetaient jusque dans le ciel. Leurs innombrables sculptures de diables et de dragons prenaient un aspect lugubre. La clarté inquiète de la flamme les

Digitized by Google

faisait remuer à l'oeil. Il y avait des guivres qui avaient l'air de rire, des gargouilles qu'on croyait entendre japper; des salamandres qui soufflaient dans le feu, des tarasques qui éternuaient dans la fumée. Et parmi ces monstres ainsi réveillés de leur sommeil de pierre par cette flamme, par ce bruit, il y en avait un qui marchait et qu'on voyait de temps en temps passer sur le front ardent du bûcher comme une chauve-souris devant une chandelle. Sans doute ce phare étrange allait éveiller au loin le bûcheron des collines de Bicêtre, épouvanté de voir chanceler sur ses bruyères l'ombre gigantesque des tours de Nôtre-Dame.

Höchſt lieblich iſt die folgende Stelle, womit das fünfte Kapitel des ſechsten Buches beginnt, und welche das Gefühl einer Mutter bey dem Anblicke des Schuhes ihres Kindes ausmalt:

Je ne crois pas qu'il y ait rien au monde de plus riant que les idées qui s'éveillent dans le coeur d'une mère à la vue du petit soulier de son enfant; surtout si c'est le soulier de fête, des dimanches, du baptême; le soulier brodé jusque sous la semelle; un soulier avec lequel l'enfant n'a pas encore fait un pas. Ce soulier-là a tant de grâce et de petitesse, il lui est si impossible de marcher, que c'est pour la mère comme si elle voyait son enfant. Elle lui sourit, elle le baise, elle lui parle; elle se demande s'il se peut, en effet, qu'un pied soit si petit; et, l'enfant fût-il absent, il suffit du joli soulier pour lui remettre sous les yeux la douce et fragile créature. Elle croit le voir, elle le voit, tout entier, vivant, joyeux, avec ses mains délicates, sa tête ronde, ses lèvres pures, ses yeux sereins dont le blanc est bleu. Si c'est l'hiver, il est là, il rampe sur le tapis, il escalade laborieusement un tabouret, et la mère tremble qu'il n'approche du feu. Si c'est l'été, il se traîne dans la cour, dans le jardin, arrache l'herbe d'entre les pavés, regarde naïvement les grands chiens, les grands chevaux, sans peur, joue avec les coquillages, avec les fleurs, et fait gronder le jardinier, qui trouve le sable dans les plates-bandes et la terre dans les allées. Tout rit, tout brille, tout joue autour de lui comme lui, jusqu'au souffle d'air et au rayon de soleil qui s'ébattent à l'envi dans les boucles follettes de ses cheveux. Le soulier montre tout cela à la mère, et lui fait fondre le coeur comme le feu une cire.

Der verlorene Kinderſchuh, welchen Esmeralda als Amulett am Halſe trägt, ſpielt hier eine nicht minder wichtige Rolle, als der Schuh Aſchenbrödels; durch denſelben erkennt die unglückliche

Digitized by Google

Chantefleurie in dem von ihr so oft verfluchten Zigeunermädchen ihre Tochter wieder, und wirft sich auf sie mit aller Heftigkeit jahrelang getäuschter und verzweifelter Mutterliebe. Nachdem der abscheuliche Claudius Frollo, dessen Bruder bey dem Angriffe der Vagabunden auf Nötre-Dame unter denselben todt geblieben, einen letzten fruchtlosen Versuch gemacht, Esmeralda's Abscheu vor ihm zu beschwören, überliefert er sie der recluse, welche sie, voll wüthenden Hasses wider alle Zigeunerinnen, weil eine derselben ihr Kind geraubt, fest hält, um sie dem Henker, dem sie verfallen, zu überliefern. Die hierauf mittels des Schuhes folgende Erkennungsscene; der Uebersprung von dem glühendsten Hasse in die glühendste Liebe, die zitternde, augenblickliche Freude über die geglaubte Rettung ihrer Tochter, welche, indem sie den vorbeyreitenden Phöbus laut anruft, sich selbst verräth, die Scene der Hinrichtung auf dem Greveplatze, welcher Frollo und Quasimodo von der Höhe des Münsters zusehen; die Lache der Hölle, welche Frollo nach vollzogener Hinrichtung aufschlägt, und die Quasimodo's Wuth gegen diesen seinen Nährvater so hoch steigert, daß er denselben von den Zinnen des Münsters herunterstürzt; der Todeskampf Frollo's, der sich noch einige Zeit mit den Händen an einer bleyernen Dachrinne hält, bis dieselbe allmälich ausläßt, und mit ihm in den Abgrund stürzt: alles dieß und endlich der Verein Quasimodo's mit Esmeralda im Grabe sind Gräuelscenen, welche gewaltig erschüttern, die aber wohl von den meisten ästhetischen Lesern weggewünscht werden dürften. Ungeachtet derselben steht dieser Roman hoch über so vielen anderen neuesten französischen, in denen noch ärgere Gräuel und unsittliche Gemälde die einzige Fackelbeleuchtung der Kunst, wie z. B. in Peau de chagrin, Barnave, les Intimes u. dgl. andere mehr, deren Lesung nur Schauder oder Ekel zurückläßt, während Nötre-Dame den Leser mit Bewunderung für den Genius des Verfassers erfüllt, der dem alten architektonischen Denkmal des Mittelalters das gleichnamige romantische der neuesten französischen Literatur an die Seite gesetzt hat. Da dem Münster von Paris so viele andere deutsche in architektonischer und historischer Größe zur Seite stehen, und allen der unsrige von St. Stephan durch Denkmale der Baukunst und der Geschichte in den Himmel thürmend vorragt, so ist nichts so natürlich, als der Wunsch, daß ein österreichischer Dichter denselben mit gleichem Geiste und Glücke, mit gleichem Reichthum von Kenntnissen und Farben in einem historischen Romane fruchtbar ausbeuten möge!

Digitized by Google

Art. VII. The life of Belisarius by Lord Mahon. London 1829. Großoktav, 473 Seiten.

Wer kennt nicht den Namen des berühmtesten der byzantinischen Feldherrn, wer hat nicht das Mährchen vom blinden Belisar gehört, der in den Straßen von Konstantinopel um einen Pfenning bettelte? Wer hat nicht den Roman Bélisaire gelesen, womit Marmontel den Telemaque fast verdrängt hat? wer kennt nicht den schönen Kupferstich des Gemäldes Gerard's, als Seitenstück zu seinem blinden Homer? und wer nicht den Belisar Schenks, der auf allen Bühnen Deutschlands den verdienten Beyfall eingeerntet hat. Ein reicher Gegenstand der Dichtung, ein fruchtbarer der bildenden und darstellenden Kunst, ist Belisar doch (die Artikel in den biographischen und encyklopädischen Wörterbüchern abgerechnet) nur von Gibbon mit historischem Geiste und Urtheil behandelt worden; aber auch von diesem nicht so ausführlich, als dieses in einer Monographie, wie die vorliegende, geschehen konnte. Lord Mahon, der Sohn des Earl von Stanhope, tritt in diesem, mit vollständiger Quellenkenntniß und gesunder historischer Kritik in würdevollem Style geschriebenen Werke als ein schätzbarer Geschichtschreiber auf, der durch die großen Muster des Alterthums und seines Volkes gebildet, durch diese maiden speech, nicht nur in dem Oberhause des brittischen Parlamentes, sondern auch in dem der Literatur ehrenvoll seinen Sitz einnimmt. Die kurze Vorrede berichtet, daß ein von Ducange in den Noten zu Joinville's Geschichte des heiligen Ludwigs angeführtes, noch ungedrucktes Leben Belisars, welches sich unter Nr. 2909 der griechischen Handschriften der königl. Bibliothek zu Paris befindet, nur ein Gedicht wie die Chilias des Tzetzes, keinen größeren historischen Glauben verdienet, als der Roman Marmontels, daß der edle Lord aber eine von Gibbon und anderen Geschichtschreibern übersehene Stelle eines byzantinischen Topographen entdeckt habe, woraus die Blendung und das Bettlerthum Belisars auf festem historischen Grunde behauptet werden dürfte. Wiewohl wir hierin, aus den unten anzuführenden Gründen, dem edlen Lord nicht beypflichten können, so gehen wir doch mit großem Interesse durch das Gebiet der historischen Forschung mit ihm Hand in Hand. Er beginnt:

»Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung drangen von allen Seiten Feinde auf das konstantinopolitanische Reich ein, das in Verfall sank; die Flut barbarischer Invasion hatte noch jüngst die Hälfte der alten römischen Provinzen überschwemmt, und diese Eroberung drohte durch ihre Wirkung und ihr Beyspiel den übrigen schnellen Umsturz. Die Kaiser waren entweder wegen ihrer Reformen

Digitized by Google

verhaßt, oder wegen ihrer Unfähigkeit verachtet, und in beyden Fällen war ihr Schicksal dasselbe. Häufige Empörungen nützten die Hülfsmittel des Staates ab, beraubten die Regierung aller Energie und allen Unternehmungsgeistes, während die Heere tumultuarisch und schwach sich der Bande der Kriegszucht entledigt hatten. Der Zweck meiner Erzählung ist, zu zeigen, wie der Genius eines einzigen Mannes diese Gefahren abwehrte und diese Mängel verbesserte; wie das schlotternde Reich emporgehalten ward; wie die Nachfolger des Augustus in Stand gesetzt wurden, eine Zeitlang ihre vorige Uebermacht wieder aufzunehmen, und ihre wichtigsten Besitzungen den Händen der Barbaren zu entreißen.«

Belisar war, wie Prokop kurz erzählt, zu Germania an den Gränzen von Thracien und Illyrien geboren; in dem Buche: Von den Gebäuden, wird Germania in der Nähe von Sardika erwähnt, und mit dieser Stelle vor Augen wundert sich L. M., daß Gibbon Germania in dem Byzantiner nicht aufgefunden. L. M. meint, daß die bestimmte Lage Germania's unbekannt, und daß der Name der Stadt vielleicht auf eine Ansiedlung deutscher Familien und auf eine Verwandtschaft Belisar's mit denselben hindeuten dürfte. So gerne wir diesen großen Feldherrn als Landsmann uns aneignen möchten, so können wir ihn doch nur für einen Illyrier anerkennen, wie schon sein Name selbst besagt, welcher nichts anders als der weiße Czar heißt. Da L. M. zwey Blätter hernach in einer Note selbst den slavischen Namen Belgrads als Beligrad, d. i. die weiße Stadt, erklärt, so wundern wir uns, daß ihm der weiße Czar entgangen; die servischen Volkslieder kennen den Belisar zwar nicht, doch heißt in denselben insgemein der russische Kaiser so, und es ist möglich, daß die Benennung der weiße Schnurbart (Akbiik), unter welcher Peter der Große in den türkischen Reichsgeschichten erscheint, mit der Benennung des weißen Czars verwandt sey. Was die Lage von Germania betrifft, so dürfte dieselbe nirgends anders, als in dem heutigen Tschirmen oder Tschermen zu suchen seyn, eine Stadt, welche nicht ferne von der Straße von Konstantinopel nach Adrianopel, eine Tagreise von dem letzten entfernt, der Hauptort des gleichnamigen Sandschaks ist[1]). Germane findet sich als Γερμαη (statt Γερμανη) bey Hierokles [2]) in der vierzehnten Provinz des binnenländischen Daciens der zweyte Ort nach der Hauptstadt Sardika aufgeführt, und an dieser Stelle hat dasselbe L. M. eben sowohl als Gibbon übersehen.

»Neuere Geschichtschreiber haben dem Belisar den Vorzug liberaler Studien abgesprochen, und seine Geburt unter die Bauern seiner Provinz

[1]) Hadschi Chalfa's Rumeli und Bosna. Wien 1812. S. 49.

[2]) Banduri I. p. 36.

gesetzt; doch aus zwey bisher unbeachteten Stellen des Procopius mag gefolgert werden, daß er aus edlem Blute entsprossen, ererbte Güter besaß. Es wird erwähnt, daß er in dem Jahre vor dem afrikanischen Feldzuge ein Landgut in der Nähe von Konstantinopel besessen; da er damals kaum einen hohen und einträglichen Posten erhalten, konnte er kaum die Mittel zu solchem Kaufe besitzen; weder konnte er dieses Gut durch Heirat erworben haben, da der erste Gemahl seines Weibes arm gestorben war; außerdem wird das vom Procopius gebrauchte griechische Wort [1]) fast ausschließlich nur von erblichem Gute gesagt. Was die Familie Belisars betrifft, so beachte man den von Pharas dem Fürsten der Heruler an König Gelimer zu Papua gerichteten Brief. »Warum,« schreibt jener, »solltest du dich entehrt glauben, mit mir und Belisar ein »Unterthan Justinians zu seyn? wiewohl wir gleich dir von edler Geburt, »so rechnen wir es uns doch zum Ruhme, einem so großmüthigen Mo»narchen zu gehorchen.« Sollte diese Stelle nicht durchaus für entscheidend gelten, so sey hinzugefügt, daß Procopius in seiner späteren Schmähschrift (der geheimen Geschichte) nichts von den Verwandten Belisars sagt, wiewohl er sich über die seines Weibes als gemeine Kutscher, über die des Kaisers als Bauern, über die der Kaiserin als Komödianten lustig macht. Seine Animosität würde ganz gewiß nicht einen Umstand vergessen oder verschwiegen haben, welchen seine Vorurtheile als schimpflich für seinen Helden erachtet.«

Wir haben diese ganze Stelle hergesetzt, weil sie die beyden enthält, auf welche der Verfasser die wahrscheinliche Meinung, daß Belisar von edler Geburt und nicht unbegütert gewesen, gründet. So ganz unbeachtet aber (wie der Verfasser glaubt) ist wenigstens die erste dieser Stellen von dem Landgute Belisars nicht geblieben; schon Gyllius erwähnt derselben [2]), und nach demselben und Procopius das topographische Werk Constantinopolis und der Bosporos [3]). Es wäre auch der Mühe werth gewesen, daß der edle Lord den Ort, wo Belisars Landgut, Rufinianae genannt, gelegen, näher bestimmt hätte. Procopius läßt darüber keinen Zweifel übrig. »Belisar,« sagt er, »hatte ein ererbtes Gut in der Vorstadt von Byzanz, Panteichion genannt, welches auf dem gegenüber gelegenen (asiatischen) Festland« [4]). Panteichion ist das heutige Pendik, in dessen Nähe der große Lagerplatz der osmanischen Heere Sultantschairi, d. i. die Sultanswiese, wo die Pilgerkarawanen nach ihrem Ausmarsche von Skutari das erste Nachtlager halten. Das alte Panteichion oder das heutige Pendik scheinen eins und dasselbe mit dem Pelicanum der Kreuzfahrer zu seyn.

[1]) Κλῆρος.

[2]) De Bosporo Thracio, Lib. III, c. 4.

[3]) II. Band, S. 355.

[4]) De bello Gothico, L. III. C. 35.

Digitized by Google

Bey dem Regierungsantritte Justinians waren die Gränzen des byzantinischen Reiches fast dieselben, als die des osmanischen heute, und die Stärke der Heere des ersten war die der Heere Suleimans des Gesetzgebers; doch die Legionen waren von sechs- bis siebentausend Mann zu eben so vielen hundert herabgesunken; zu Belisars Zeit war sogar der Name derselben verschwunden. Zu dieser Zeit waren die Truppen nach dem Lande, dem sie angehörten, geschaart, und so marschirten die Isaurier, statt in das Heer eingetheilt zu seyn, als ein Truppenkörper für sich unter besonderen Fahnen. Dieser erste Keim des Lehenssystems des Mittelalters zerstörte alle Einigkeit der Truppen als römische Waffenbrüder, so daß sie mehr ein Verein von Verbündeten, als ein einziges organisches Heer. Die Blüthe derselben waren die lanzentragenden Leibwachen (δορυφοροι), sie hießen das Haus des Feldherrn (οικια); eine Benennung, die sich in der maison militaire du Roi wiederholt, und in dem Kapu chalki, d. i. Pfortenvolk, der heutigen türkischen Statthalter und Paschen erhalten hat. Die kaiserlichen Leibwachen hießen die Schulen, und waren nur 2500 Köpfe stark, bis Justinian dieselben auf 3000 verstärkte. Zur Zeit Justinians hatte die Bestechlichkeit alle Gränzen überschritten, die Offiziersstellen wurden an die Meistbietenden verkauft, die abgehärteten Veteranen, die armenischen und isaurischen Gebirgsbewohner waren durch faule Städter ersetzt, welche unfähig, ihre Waffen zu regieren (ganz so in der letzten Zeit die Janitscharen). Die Stärke des Heeres bestand jetzt nicht, wie ehemals, in dem Fußvolke, sondern in der Reiterey; ihre hauptsächliche Waffe war der Bogen, den zu führen sie geschickter als die Gothen, aber minder geschickt als die Perser; im Felde scheint die unterscheidende Waffe der Leibwache die Lanze gewesen zu seyn, von der sie auch die Lanzenträger hießen. Die fremden, dem Heere eingemischten Truppen hießen die Verbündeten; die vorzüglichsten zu dieser Zeit waren die Massageten und Hunnen, als Reiter und Bogenschützen berühmt; die Herulen waren leichte Reiterey, aber betrunkener und betrügerischer, als alle andere Barbaren. Diese Truppen fochten unter ihren eigenen Anführern und nach ihren eigenen Gesetzen. Konstantin I. hatte die Truppen in Gränztruppen (Limitanei) und Haus- oder Feldtruppen (Comitatenses) abgetheilt, wovon jene die Gränze zu hüten, diese ins Feld zu ziehen bestimmt waren. Dieselbe Eintheilung hat im osmanischen Reiche bis auf unsere Zeit gedauert; die zur Huth der Gränze bestimmten Janitscharen hießen Serhaddkuli (Gränzendiener), die zu Konstantinopel befindlichen Kapukuli (Pfor-

tendiener). Zur Zeit Justinians erscheint dieser Unterschied in der Kriegsgeschichte nicht mehr.

Dieses war der Zustand des byzantinischen Heeres, als der siebzehnte der Sassaniden, Kobad, dessen Namen Procopius in Cabades, und Ammianus Marcellinus in Choades verstümmelt, und von welchem eine Art byzantinischer Hofkleidung den Namen Kabadia erhielt, Iberien mit einem mächtigen Heere unter der Anführung eines Warizes (Ουαριζης) überzog. Lord Mahon hält diese persische Würde für dieselbe mit dem Vitaxa des Ammianus Marcellinus; Warizes scheint aber bloß eine Versetzung statt Ουαζιρης zu seyn, und einen Wesir zu bedeuten, während das persische Wort für Vitaxa, welches Amm. Marc. als magister equitum erklärt, kein anderes, als Spehbed oder Sipahbed *) seyn kann, welches der Name des persischen Generals der Reiterey. Der persische General der Legion der Unsterblichen, welchen Amm. Marc. Merenes und Procop Mirranes nennt, ist wohl nichts als Mirmiran, d. i. Fürst der Fürsten, oder Beglerbeg, wie noch heute die Heerführer und Statthalter der Perser und Türken heißen. Belisar, zum Feldherrn wider Persien ernannt, nahm zu Dara den Geschichtschreiber Procopius als Sekretär zu sich; derselbe schrieb als Augenzeuge die Ereignisse des persischen, vandalischen und gothischen Krieges, sechs Bücher über die Gebäude Justinians und die geheime Geschichte, welche dem übertriebenen Lobe, womit Justinian und Theodora bis in den Himmel erhoben worden, durch leidenschaftliche Schmähung das Gegengewicht anhängt. Geheime Geschichten sind in der neueren Zeit alle Memoires, so lange die Umstände verbieten, sie dem Drucke zu überliefern, und solche mag jeder Zeuge merkwürdiger Begebenheiten der Nachwelt überliefern. Wenn er aber auch schon früher als Geschichtschreiber von Amtswegen aufgetreten, wie Procopius, so hebt der schneidende Widerspruch zwischen Lob und Schmähung sich gegenseitig auf, und thut, wenn nicht der Glaubwürdigkeit der Begebenheit, doch der ihrer Motive und dem Charakter des Geschichtschreibers wesentlichen Abbruch. Selbst als Geschichtschreiber von Amtswegen ist Procopius nichts weniger als parteyisch für Belisar, wie L. M. sehr richtig bemerkt:

»Sein Werk ward zu einer Zeit geschrieben, wo Belisar außer wirklichem Dienste, unter kaiserlichem Verdacht und kaiserlicher Ungnade gelitten; es war zur Schau nicht für den siegreichen Feldherrn, sondern

*) سپهبد

für den eifersüchtigen Monarchen geschrieben. Aus dem Buche der Anekdoten oder geheimen Geschichten ist es augenscheinlich klar, daß er ein heimlicher Feind und Ankläger Belisars war, weil er vermuthlich sich in der Belohnung seiner Dienste getäuscht fand; es war daher weder seinem Interesse noch seiner Neigung gemäß, die Thaten Belisars in zu günstigem Lichte darzustellen, oder demselben höheren Preis zu ertheilen, als ihr frisches und wohlerkanntes Verdienst gebieterisch erheischte «

Sobald als Justinian den Thron bestiegen, befahl er dem Belisar, der den Oberbefehl von Dara übernommen, zu Mindon ein Schloß als Gränzbollwerk zu bauen; der Einspruch der Perser wider diesen Bau war der nächste Anlaß des persischen Krieges, gerade so, wie der Bau eines Gränzschlosses auf osmanischer oder ungrischer Gränze so oft den Anlaß zum Friedensbruche mit der Türkey gegeben. Als der persische Feldherr (der Mirimiran) die im Zuge begriffenen Unterhandlungen durch die Waffen abbrach, rückte Belisarius vor, und ließ die trügerischen Briefe auf Lanzen gesteckt dem Heere vortragen. L. M. bemerkt, daß die Hunnen von Sogdiana und die Türken zu Warna dasselbe gethan. Er hätte hier auch die Schlacht von Sfaffain anführen können, in welcher Moawia auf Amru's Rath den Koran auf Lanzen gesteckt seinem Heere vortragen ließ [1]). Wegen der verlornen Schlacht bey Dara wurde Mirmiranes, d. i. der Fürst der Fürsten, von Kobad des Juwelen besetzten Stirnbandes, das er nach persischer Sitte als Großer des Reiches zu tragen berechtiget war, beraubt. L. M. meint, in dieser Sitte sey der früheste Keim der Ritterorden zu entdecken, denn die Einrichtung sey dieselbe, ob die Insignien auf der Stirn oder auf der Brust getragen würden. Dekorationen lassen sich nicht erst aus der Zeit des byzantinischen Reiches, sondern schon aus weit höherem Alterthum nachweisen. L. M. hat der Collanen vergessen, womit schon Belsazar den Daniel für die Auslegung der geheimnißvollen, an der Wand erschienenen Schrift Mene Tekel Fares zu schmücken versprochen [2]); der goldenen Collane, welche Darius als Preis ausgesetzt für den, welcher die Frage: Was das Stärkste in der Welt? genügend lösen würde [3]). Der Collane endlich der Wahrheit und des Rechts; welche die ägyptischen Priester um den

[1]) Abulfedae annales muslemici I., p. 345, mit den von Reiske in der Note (127) gesammelten Parallelstellen.

[2]) Daniel V. 7, 16.

[3]) A savoir d'être vêtu de pourpre, de boire en or et de donner sur l'or et un chariot à frains d'or un diadème de lin fin et un carquant autour du col. Esdras III. 6 la bible à Genève 1565.

Digitized by Google

Hals trugen [1]). Hieher gehört auch die Collane von Todtenschädeln, welche Siwa und seine Gemahlin Kali um den Hals tragen, und die des Idols, welches Cirillo als Janus Patulcius erklärt [2]). In der Note bemerkt L. M. richtig, daß der Sonnenlöwenorden von sehr neuer Einrichtung, und nach Malcolm, daß der Sonnenlöwe schon auf Münzen des dreyzehnten Jahrhunderts vorkomme; derselbe findet sich aber schon auf weit älteren persischen Denkmalen, wie aus den Kupfertafeln von Ousely's Reisen zu ersehen [3]), und wenn die folgende, wenig bekannte Stelle der Botschaftsbeschreibung Figueroas ihre volle Richtigkeit hat, so sind die ältesten Ordensinsignien schon auf den Ruinen von Persepolis zu sehen: Il avoit sur les épaules par dessus la massette un collier qui lui descendit sur l'estomac fait de la même façon que les colliers de l'ordre de la toison d'or. Sous le collier pendoit une figure faite comme une demi-croix de celles de l'ordre de S. Jean de Jérusalem avec deux petits triangles un peu éloignés et aux deux côtés de ce qui devoit représenter le tronc ou le pied de la croix lequels faisoient partie de l hieroglyphique dont nous venons de parler, parceque les characteres ou lettres étoient composés de ces petits triangles faits en forme de pyramide. L'hieroglyphique étoit si grande qu'elle cachoit une partie de l'estomac et une bonne partie du ventre jusqu'au bord de la massette qui étoit coupée par devant en forme de demi-cercle [4]).

Belisar gewann die Schlacht, und führte den Krieg weiter siegreich gegen Almondar, den arabischen Vicekönig des arabischen Reichs zu Hira. Osterfonntag am 19. April verloren die Griechen aber die Schlacht von Kallinikum, bald darauf starb Kobad 83 Jahre alt, und sein Sohn Chosroes Nuschirwan der Gerechte schloß alsogleich nach seiner Thronbesteigung mit Justinian ewigen Frieden. In dem Zwischenraume zwischen dem persischen und vandalischen Kriege ward Belisar der zweyte Gemahl Antonina's, eines herrschsüchtigen, thatkräftigen Weibes, der vertrauten Freundin der ausschweifenden Kaiserin Theodora, welche durch Justinians Schwäche von den Bretern der Bühne auf den Thron erhöht worden war. In diesem Zwischenraume der beyden Kriege erwarb sich Belisar neues Verdienst um

[1]) Diodor von Sicilien I.

[2]) S. Anzeigeblatt des LV. Bandes, S. 20.

[3]) Pl. XXI, Fig. 27.

[4]) L'ambassade de D. Garcias de D. Figueroa. Paris 1657, p. 137.

Digitized by Google

den Kaiser und um das Reich durch die Dämpfung des gefährlichen Aufruhrs der Parteyen auf dem Rennplatze, in welcher sowohl die Grünen, d. i. die Partey der Opposition, als die Blauen, d. i. die Partey des Hofes, durch Widerspenstigkeit und Ungehorsam den Thron gefährdeten. Die Erzählung des hierauf folgenden vandalischen Krieges wird durch die der Plünderung Roms unter Genserich und durch die des Anlasses des Krieges unter Gelimer eingeleitet. Im siebenten Jahre der Regierung Justinians (i. J. 533) segelte die Flotte über Sicilien nach der afrikanischen Küste, und am 16. September zog er als Sieger in Carthago ein. Die Nachricht traf zu Konstantinopel am selben Tage ein, als die Pandecten vollendet waren, welche am selben Tage kund gemacht wurden, als Belisar den Sieg von Trikamaron (16. Dezember 533) erfochten; in den Titeln seiner Gesetze eignete sich nun Justinian die Verdienste seines siegreichen Feldherrn durch die Ehrentitel des Allemanischen, Gothischen, Fränkischen, Germanischen, Antischen, Alanischen, Vandalischen, Afrikanischen, Frommen, Glücklichen, Erlauchten, Siegreichen und Triumphirenden an Nach Papua's Fall ergab sich Gelimer. Eine auf Befehl Justinians geschlagene Medaille pries den Belisar als den Ruhm der Römer, und er zog der erste zu Konstantinopel im vandalischen Triumphe ein bey welchem der gefangene König minder alle Augen auf sich zog, als das glänzende Schaustück der heiligen Tempelgefäße von Jerusalem, der goldene Tisch und der sechsarmige Leuchter, welche den Triumph des Titus geschmückt, welche Genserich von Rom nach Carthago geschleppt, und welche nun wieder nach Rom, und von da später nach Jerusalem zurückgekehrt.

Auf den vandalischen Triumph folgte der gothische Krieg, dessen ausführliche Erzählung mit folgendem schönen Lobe auf Theoderich beginnt:

»Italiens Eroberung durch Theoderich den Großen war eben so rühmlich für seine Tapferkeit und Kriegskunst, als seine Regierung seiner Weisheit und Tugend Ehre machte. Die Geschichte kann nur wenige ähnliche Beyspiele eines glücklichen Soldaten aufführen, der so schnell und so geschickt seine kriegerischen Unternehmungen mit den Pflichten bürgerlicher Verwaltung vertauschte, der die Eroberten und Eroberer durch Ein festes Band der Unterwürfigkeit vereinte, und nie durch bloßen Durst persönlichen Ruhms wieder in das Feld zurückgetrieben ward. Während einer Regierung von 33 Jahren rechtfertigte Theoderich vollkommen den Beynamen des zweyten Trajans, welchen ihm die dankbaren Gesinnungen seiner italienischen Unterthanen beygelegt hatten, und es ist kaum eine Uebertreibung, wenn einer seiner Nachfolger behauptete, daß alle Monarchen nach diesem Muster gerichtet, und in dem Maße verehrt und bewundert werden mögen, in welchem sie sich demselben genähert. Aufrecht, rechtlich und thätig in seinem Benehmen, drang er

Digitized by Google

seinen Soldaten die Kriegszucht auf, von welcher er selbst das erste Beyspiel gab, und verstand ein allgemeines Wohlwollen durch gelegenheitliche Aeußerungen heilsamer Strenge zu mäßigen. Man liebte ihn, als ob er nur nachsichtig, und man gehorchte ihm, als ob er nur strenge gewesen wäre. Er verlegte sich selbst ernstlich auf die Wiedererweckung des Handels und der Manufakturen, und noch mehr auf die Unterstützung des Ackerbaues, des einzigen festen Grundes nationaler Wohlfahrt. Durch ein liberales Wirthschaftssystem ward er in Stand gesetzt, einen Theil der öffentlichen Lasten aufzuheben, und dennoch die vorzüglichsten Städte auszubessern und auszuschmücken, königlichen Prunk zur Schau zu stellen, ein furchterliches Heer zu erhalten, und das Verdienst zu belohnen oder zu ermuthigen; aber die Eigenschaft Theoderichs, welche in diesem finsteren Zeitalter die größte Bewunderung erheischt, war Toleranz. Wiewohl ein eifriger Arianer, so bestätigte er doch den Katholiken jedes Recht und Vorrecht, welches sie zuvor genossen, ausgenommen das der Verfolgung, und gab ihnen zu seinem Vertrauen und in seinem Rath freyen Zutritt. Wenn kurz vor seinem Tode er sich von seinen gewöhnlichen Maximen entfernte, und den Charakter eines Tyrannen annahm, so sind die starken Aufforderungen, die ihn hiezu antrieben, nicht zu vergessen, und die Tugenden seines langen und rühmlichen Lebens mögen wohl die Fehler an dem Ende desselben vergüten.«

Nach Theoderichs Tode folgte ihm sein Enkel Athalerich als König der Ostgothen unter der Vormundschaft seiner Mutter Amalasuntha, welcher mit Justinian die Verträge erneuerte; ihre durch Theoderichs Neffen Theodatus verübte Ermordung war der Anlaß des gothischen Krieges, welchen Belisar mit der Eroberung Siciliens begann. Die Belagerung Neapels und die Einnahme desselben mittels einer Wasserleitung, durch welche die Belagerer in die Stadt drangen, ist ein Seitenstück zu der im vandalischen Kriege erzählten Belagerung und Einnahme Carthago's; hierauf öffnete Rom, das sechzig Jahre lang unter barbarischer Herrschaft geschmachtet, dem Sieger (am 10. Dezember 536) die Thore, so auch die Stadt Benevent, deren ursprünglicher Name Maleventum gewesen, welcher in den entgegengesetzten euphemisch verändert worden, wie der Name des Ministers Thugut durch die Kaiserin Maria Theresia aus Thunichtgut, welches aber selbst schon eine oberösterreichische Verstümmlung des ursprünglich welschtyrolischen Namens Tunicotto gewesen. Die gothische Belagerung Roms durch Vitiges und die Vertheidigung der Stadt durch Belisarius füllt den größten Theil des fünften Hauptstücks, voll örtlichen Interesses besonders für die, so selbst durch die in der Belagerungsgeschichte genannten Thore der ewigen Stadt aus- und eingegangen; wir heben z. B. nur die folgende Stelle über die Engelsburg aus:

»Hadrians Grab, die heutige Engelsburg, ist eines der sonderbarsten und auffallendsten Gebäude, welche selbst das heutige Rom auf-

Digitized by Google

zuweisen hat; wechselweise ein Grab, eine Festung oder ein Kerker, hat dieselbe fast eben so mannigfaltige Schicksalswechsel erlebt, als die dasselbe umgebende Stadt. Von der Zeit Belisars bis auf die heutige scheint kein innerer Tumult Statt gefunden zu haben, in welchem dieses Schloß nicht eine wichtige Rolle gespielt, und es hat oft die Uebergabe der Stadt an die öffentlichen Feinde verspätet, wiewohl selten verhindert. In dem gegenwärtigen Zustande haben die neue Befestigung der Grundlinie, die vaste und rohe Masse von Teverinostein, welcher sich daraus erhebt, und der ungeschlachte Engel flammändischen Ursprungs, welcher das Ganze krönt, nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem von Procopius beschriebenen Bau. Zu jener Zeit war die untere Grundlage viereckig, und der obere ringförmige Damm war aus großen Blöcken parischen Marmors zusammengesetzt, die ohne Hülfe von Mörtel genau in einander gefügt waren; die Breite wird nach dem vagen Maße eines Steinwurfs angegeben, und von der Höhe wird nur gesagt, daß dieselbe die benachbarten Stadtwälle überragte; der Gipfel war mit Statuen der schönsten Sculptur und von kolossalischer Größe bevölkert, von denen einige zu Pferde, und alle aus demselben weißen Marmor, welcher den Rest des Gebäudes schmückte.«

Die Kriegslisten, wodurch Vitiges Rom zu überrumpeln hoffte, der Abzug der Gothen, die Fortsetzung des Feldzuges unter den vereinten Bemühungen Belisars, des unter ihm dienenden Joannes des Blutdürstigen und des ihm im Oberbefehle zur Seite gestellten Verschnittenen Narses, die Eroberung Ravenna's, das Ende des Kriegs durch den Antrag der gothischen Krone an Belisar und die hochsinnige Ausschlagung desselben machen dieses Hauptstück zum interessantesten des ganzen Werkes. Das folgende enthält die Erzählung des zweyten persischen Krieges, welcher unter Nuschirwan wieder ausbrach. Wie Belisar in dem vandalischen Feldzuge Carthago und in dem gothischen Rom gerettet hatte, so rettete seine Erscheinung Jerusalem dießmal vor Nuschirwan, welchen Belisar durch Kriegslist und durch seinen Namen nach Persien zurücktrieb. In diesen Feldzug fällt die Episode der Liebesgeschichte Antonina's mit Theodosius, welche das häusliche Glück Belisars ganz und gar untergrub. Nach dem zweyten persischen Feldzuge folgte der zweyte gothische, indem die Gothen, Dank den ungeschickten Verwaltungsmaßregeln Justinians, wieder ihr Haupt erhoben. Den Oberbefehl des Heeres hatte Justinian eilf Generalen von gleichem Range anvertraut, und die Verwaltung der Finanzen dem Schreiber Alexander, der von seiner Fertigkeit im Kipper- und Wipper-Betrug den Beynamen der Scheere (Psalidion) erhielt, worunter damals freylich nur eine Gold- und Silberscheere und keine Papierscheere zu verstehen war. Der Charakter Totila's, des damaligen Königs der Gothen, ist weit entfernt von der Bewunderung, zu welcher der Theoderichs als ein Mu-

Digitized by Google

ster barbarischer Herrschertugend auffordert; seine ersten Fortschritte wurden durch die Verheerung der Pest gehindert, welche sich schon zu Ende des persischen Kriegs gezeigt, und nun im J. 543 im westlichen Europa eingebrochen. Totila blockirte Rom, welchem Belisar, durch Mangel an Truppen zu Dyrrachium (Durazzo) zurückgehalten, nicht zu Hülfe eilen konnte. In der Nacht des 17. Dezembers 546, fast gerade zehn Jahre nachdem sich Rom an Belisar ergeben, halfen isaurische Verräther vier gothischen Soldaten zur Erklimmung der Mauern; das asinarische Thor ward niedergehauen, und Totila zog in Rom ein; während des gothischen Tedeums zu St. Peter bluteten in den Vorhallen der Kirche 26 byzantinische Soldaten und 60 römische Bürger. Totila erscheint nicht viel menschlicher bey der Einnahme des alten Roms, als Mohammed II. bey der des neuen, und die Reichthümer des Bessa's, welcher dieselben durch Raub und Grausamkeit aufgehäuft, hatten dasselbe Schicksal, wie die des Notaras. Belisar, dem es nicht vergönnt gewesen, Roms Einnahme durch Waffengewalt zu verhindern, verhinderte wenigstens die weitere Zerstörung seiner Denkmale durch ein Schreiben an Totila, welchem dieser Gehör gab; aufgeblasen von der Einnahme Roms und der Flucht Joannes des Blutdürstigen, wandte sich Totila gegen Ravenna, ward aber durch eine kühne und glänzende Unternehmung Belisars bald wieder an die Ufer des Tibers zurückgerufen. Belisarius überrumpelte Rom, und fand sich nun fast in derselben Lage, wie vor zehn Jahren, den Angriff der Uebermacht des gothischen Königs erwartend; zu gleicher Zeit aber hatte Joannes der Blutdürstige die Truppen Totila's zu Kapua geschlagen. Der Krieg ward nun nach Apulien gespielt, wo Rosciannm (Rossano) von den Gothen umzingelt, Otranto von Belisar vertheidigt, Cotrone mit Wällen befestigt ward. Da nach Theodora's Tod Antonina's Einfluß gesunken war, und ihre Bemühungen, die Sendung der nöthigen Hülfstruppen, scheiterten, bat sie selbst um die Abberufung ihres Gemahls, welche Justinian aus dem angeblichen Grunde, daß die von den Persern bedrohte laziſche Gränze seine Gegenwart fordere, gerne gewährte. Der Verfasser verfolgt noch die Erzählung der gothischen Ereignisse bis zu dem Tode Totila's, und Aligern's Verderben zu Cuma. Er erzählt hierauf die Verschwörung der beyden Armenier (Perser?) Artabanes und Arsaces wider Justinian, welche auch den Belisar, als den treuesten und loyalsten Vertheidiger des Thrones, zum Opfer ausersehen hatte. Belisar genoß in der Hauptstadt ehrenvoller, durch den Oberbefehl in sechs Kriegen (zwey vandalischen, zwey persischen, zwey gothischen) wohlverdienter Ruhe, als ihn

Digitized by Google

derselben der siebente Krieg, nämlich der thracische, entriß. Der Chan der Hunnen (Bulgaren) setzte über die gefrorne Donau, durchstreifte Thracien, und »schlug sein Lager am Dorfe Melantias, an den Ufern des Athyras, zwanzig Miglien von der Hauptstadt, auf,« bis wohin auch unter Zeno's Regierung Theoderich der Große vorgedrungen war. Hier ist zu bemerken, daß der Fluß bey den Byzantinern auch Melantias, und das Dorf auch Athyras genannt wird, und daß dasselbe kein anderes, als das heutige Großtschekmedsche, wo die schon von Konstantin oder Justinian erbaute Brücke bey dem späteren Einfalle der Bulgaren i. J. 814, im ersten Jahre der Regierung des Leo Bardas, von Grund aus zerstört ward *). Diese Oertlichkeit hätte der Verfasser an der Topographie Konstantinopels leicht bestimmen können. Hier begeisterte Belisar durch seine Gegenwart und durch seine Rede das zusammengeraffte Heer, und schlug als Greis die Bulgaren, wie er in voller Manneskraft die Gothen, Vandalen und die Perser geschlagen.

Belisar, der sich in allen Feldzügen als den treuesten Diener bewährt, der die ihm zu Ravenna angebotene Krone des westlichen Kaiserthums ausgeschlagen, der als erster Vertheidiger des Throns selbst das Opfer der obenerwähnten Verschwörung ausersehen worden war, wurde nichts desto weniger auf die Aussage einiger Bedienten, aus welchen die Folter die Wahrheit erpressen sollte, als Theilnehmer des von einigen Senatoren wider Justinian geformten Mordanschlags angeklagt, und seiner Würden und Freyheit beraubt; dieses geschah am 5. Dezember d. J. 563, im sechs und dreyßigsten der Regierung Justinians. Am 19. Julius des folgenden Jahres wurde er wieder in Freyheit und in alle seine Würden eingesetzt, und am 13. März des nächstfolgenden Jahres 565 hatte sein Tod Statt. Diese drey für die Chronologie wichtigen Daten hat L. M. nicht berücksichtigt, und den Marcellinus, welcher diese Wiedereinsetzung Belisars in alle seine Würden an dem oberwähnten Monatstage angibt, gar nicht zu Rath gezogen. Da dieser sowohl als Theophanes von der Wiedereinsetzung Belisars in alle seine Ehren und Würden im sieben und dreyßigsten Jahre der Regierung Justinians und im folgenden von seinem Tode sprechen, ohne auch ein Wort von seiner Betteley oder seiner Blindheit zu erwähnen, da auch die früheſten der späteren byzantinischen Geschichtschreiber davon schweigen, so verdient die von neueren europäischen Schriftstellern dem Tzetzes nacherzählte Volksfabel keinen Glauben. L. M.

*) Symeon Logotheta IX. S. 408, und nach demselben in Konstantinopolis und der Bosporos II. S. 3.

Digitized by Google

bringt zum Behufe derselben die Stelle eines anonymen byzantinischen Topographen in Vorschein, welcher wahrscheinlicherweise dem Tzetzes zur Quelle gedient hat; da jener Topograph aber sein Werk Alexios dem Comnenen gewidmet, und also um ein halbes Jahrtausend später gelebt hat, als Belisar, so kann diese seine apokryphe Nachricht wider das Stillschweigen früherer Schriftsteller keineswegs als Beweis gelten; selbst Tzetzes, nachdem er die Volkssage angeführt, setzt hinzu:

Andere Chroniken melden, daß er geblendet nicht worden,
Daß er von Würden den höchsten zur untersten Stufe gesunken,
Daß er dann wieder zurückgekehrt zu vorigen Ehren.

Das wahrscheinlichste ist, wie schon Nicolaus Alemannus in seinen Noten zur geheimen Geschichte des Procopius bemerkt hat, daß die Volkssage das, was die Geschichte von der Ungnade und der Betteley des ersten Ministers Justinians, Joannes des Cappadociers, erzählt, auf Belisar übertragen hat. Da Procopius von jenem erzählt, daß er, als er nach Aegypten ins Elend ging, von den ihn begleitenden Wachen gezwungen ward, die Vorübergehenden um Brot oder einen Pfenning anzusprechen; warum sollte dieser Geschichtschreiber die bey der Ungnade des ersten Ministers erzählte Thatsache der Betteley bey der Erzählung der Ungnade des ersten Feldherrn verschwiegen haben, welchen er ohnedieß in seiner geheimen Geschichte nichts weniger als schont. Diese Bemerkung scheint uns triftiger als alles, was L. M. wider die Glaubwürdigkeit der späteren Chronikenschreiber, wie Theophanes und Malala, vorbringt, und wir fühlen uns durch seine Gründe keineswegs versucht, auf Glauben und Treue des anonymen Topographen, der zu Ende des eilften, und des Tzetzes, der zu Ende des zwölften Jahrhunderts lebte, diese in neueren europäischen Geschichten bereits ausgemerzte Fabel wieder aufzunehmen. Statt hierin der Meinung L. M.'s beyzupflichten, übersetzen wir lieber zum Schlusse der Anzeige dieses schätzbaren Werkes, was er über die Rechtlichkeit Belisars wahr und treffend sagt:

»Der vorspringende und eigenthümliche Zug des Charakters Belisars, der ihn vor so vielen anderen erlauchten Feldherrn unterschied, war seine ausharrende und unbezwingbare Loyalität. Zweifelsohne war er an Justinian durch mannigfaltige Bande der Dankbarkeit gekettet, und der wider ihn in Afrika gehegte Verdacht kann durch den Triumph und andere Ehren, welche seiner bey seiner Rückkehr harrten, als voll aufgewogen angesehen werden; aber von der Belagerung von Ravenna bis zu seiner endlichen Abreise aus Italien war er fast ununterbrochen der empfindlichsten und unwürdigsten Behandlung ausgesetzt; er ward beschimpft, herabgesetzt und verachtet; er war sogar in seinem Rufe angegriffen, als er ohne Mittel zur Erfüllung seiner Pflichten und zur Auf-

Digitized by Google

rechthaltung seines vorigen guten Namens in einen wichtigen Posten wieder eingesetzt ward. Schwer möchte es seyn, ein anderes Beyspiel von so ausgezeichneter und wiederholter Undankbarkeit aufzufinden, wenn nicht in Republiken, in welchen schon durch die Natur der Regierung kein Verbrechen für so gefährlich erachtet und so strenge bestraft wird, als dem Staate zu nützlich gedient zu haben. Wenn wir betrachten, wie häufig und daher wie leicht die Revolutionen in dieser Zeit, wenn wir den Mangel des Erbfolgerechtes der kaiserlichen Familie, die starke Anhänglichkeit der Soldaten an ihren Feldherrn und den Haß betrachten, mit welchem Justinians Person von seinen eigenen Leibwachen angesehen ward, so wird man, denke ich, zugestehen, daß ein durch Belisar erregter Aufruhr folgereich und sicher gewesen seyn würde. Derselbe Schluß erhellt aus dem ihm gemachten Antrage, ihn zu Ravenna zum Kaiser des Westens auszurufen; nichts desto weniger ward er bey keiner Gelegenheit zum geringsten Merkmale des Ungehorsams oder empfindlicher Vergeltung aufgeregt; er widerstand den Gefühlen der Indignation, der Rache, des eigenen Interesses und selbst des Durstes nach Ruhm, welche von allen menschlichen Gebrechlichkeiten, laut Tacitus, am längsten von den Weisen beybehalten wird« *).

J. v. Hammer.

Art. VIII. Ueber die Entstehung, Entwicklung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom. Von Dr. W. Eisendecher. Mit einer Vorrede von Heeren. Hamburg, bey F. Perthes. 1829.

Bey allen Staaten sind die frühesten Entwicklungen in Dunkel gehüllt, das um so schwerer zu entschleyern ist, je weiter der Ursprung derselben von uns selbst in der Zeit entfernt ist, und je weniger verläßliche Nachrichten wir darüber haben. Ueber die erste Ausbildung des römischen Staates fehlt es nun zwar eben nicht an Nachrichten, allein sie sind größtentheils in jenem mythischen Geiste verzeichnet, dem sich die römischen und griechischen Schriftsteller, selbst ein Livius, Plutarch und Dionysius von Halikarnaß, so gern hingeben, wenn von der frühesten Geschichte dieses oder eines anderen Staates die Rede ist. Auch war, was jetzt historische Kritik heißt, zur Zeit der Römer noch beynahe völlig unbekannt. In unseren Tagen aber haben sich so viele vortreffliche Geschichtsforscher mit dem Gegenstande beschäftiget, der hier näher behandelt werden soll, daß man kaum hoffen sollte, noch etwas beträchtliches Neue darüber zu erhalten, besonders wenn man bedenkt, daß der Verf. des gegenwärtigen Werkes aus denselben Quellen schöpfen mußte, die seinen vielen Vorgängern schon offen lagen, und daß er, ein junger Mann, es übernimmt, Nachlese auf einem

*) Quando etiam sapientibus cupido gloriae novissima exuitur, Hist. IV, 6.

Felde zu halten, wo schon so viele in der Arbeit ergraute Schnitter vor ihm geerntet haben. Ohne uns indessen durch diese Besorgnisse bestimmen zu lassen, wollen wir die Ausbeute, die uns geboten wird, näher betrachten.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand in zwölf Abschnitten. In der ersten Hälfte derselben sucht er zu zeigen, daß die ursprüngliche Verfassung Roms aristokratisch war, und daß nur die Patricier, nicht aber die Plebejer der ersten Jahrhunderte, den Charakter der Bürger hatten. Die zweyte Hälfte beschäftigt sich mit der allmälichen Entwicklung des plebejischen Bürgerrechts, und mit dem zu diesem Zwecke entstandenen Kampfe der Plebejer mit den Patriciern vom Anfange des vierten Jahrhunderts a. U. C., bis zu dem Ende des fünften, wo endlich die Demokratie vollendet hervortrat.

Zuvörderst stellt er den Begriff des römischen Civis, für welchen unser »Bürger« lange nicht ausreicht, dahin fest, daß er berufen war, an der Macht, über Staatsangelegenheiten zu urtheilen und zu entscheiden, Theil zu nehmen. Alle, die dieses konnten, bildeten den Populus, welchem unser »Volk« ebenfalls nicht genügen kann. Was außer dem Populus war, hieß Plebs, und diese wurden von den Römern nicht nur nicht für Cives, sondern, wie Livius selbst ausdrücklich sagt, nicht einmal für vollgültige Homines angesehen.

Daß aber derselbe Livius, so wie Dionysius u. a., diese bürgerliche Verfassung des alten Roms selbst nicht richtig aufgefaßt haben, davon zeugen die unvereinbaren Widersprüche, in die sie verfallen; sie sagen z. B. die Verfassung unter den Königen sey monarchisch gewesen, da sie doch, wie die Thatsachen zeigen, offenbar aristokratisch war. Sie sagen, daß die Plebejer schon anfangs als Bürger betrachtet wurden, und gestehen nachher, daß 300 Jahre a. U. C. die Plebejer von den Patriciern das Bürgerrecht begehrt haben. Sie sagen, durch die Vertreibung der Könige sey Rom demokratisch geworden, während die Plebejer sich hundert Jahre später noch beklagen, nicht unter der Zahl der Bürger aufgenommen zu seyn u. s. w.

Nach unserem Verf. fing aber Roms Verfassung mit der aristokratischen Form an, die unter den Königen bis zum fünften Jahrhundert dauerte. Dann ging sie in eine vollkommene Demokratie über, die bis zum Ende des siebenten Jahrhunderts währte, und endlich mit der Monarchie schloß.

Nachdem er die Arbeiten seiner vorzüglichsten Vorgänger, eines Sigonius, Beaufort, Niebuhr und Wachsmuths kurz und kräftig gewürdiget hatte, erwähnt er eines bey uns beynahe unbekannten Werkes, welches er als das Vorzüg-

Digitized by Google

lichste in Beziehung auf seine Untersuchung hält, und welchem sein Beyfall in einem so hohen Grade zu Theil wurde, daß der Verf. sein gegenwärtiges Werk nur als eine Umarbeitung jenes Buches angesehen haben will, da er aus ihm nicht bloß die Art der Behandlung, sondern auch ganze Kapitel fast wörtlich entlehnt hat. Es ist dieses das Werk des Abbate und Professors der Rechte in Rom: Emmanuele Duni, Origine e progressi del Cittadino e del Governo civile di Roma. Rom 1763 und 1764.

Nach dieser Einleitung geht nun der Verf. zu seinem Gegenstande über, und sucht zuerst zu beweisen, daß die ursprüngliche Verfassung Roms aristokratisch gewesen ist, im Widerspruche mit beynahe allen alten und neuen Schriftstellern, welche sie für monarchisch gehalten haben. Dieß folgt schon daraus, daß die erste Entfaltung des römischen Staates keinen äußeren Störungen ausgesetzt, bloß seinem inneren, natürlichen Gange überlassen war, der immer zur aristokratischen Form führt. Wenn man die verschiedenen Aeußerungen des Dionysius zusammenstellt, so sieht man deutlich, daß selbst Romulus nicht Selbstherrscher, sondern nur Präsident des Senats war, daß seine eigene Macht durch die der Patricier sehr beschränkt, und daß er nur gleichsam das Werkzeug gewesen ist, mit welchem der Senat den Staat regierte.

Wir müssen es gestehen, daß uns wenigstens einige Beweise seines Schlusses nicht einleuchten, ohne deßhalb den Schluß selbst jetzt schon angreifen zu wollen. So sagt er, daß die ersten Häupter Roms Reges genannt wurden, sey kein Beweis gegen ihn, weil das Wort rex von regere kömmt, das wohl leiten, aber nicht herrschen heißt. Und wenn Pomponius schreibt: initio civitatis nostrae omnia manu a regibus gubernabantur, so konnte Pomponius mit diesem Ausdrucke nicht die absolute Monarchie der Könige bezeichnen, weil er statt manu gesagt haben würde e sententia oder ex arbitrio u. dgl., so daß also dieses manu nur die Abwesenheit alles geschriebenen Gesetzes bezeichnen soll. Wenn endlich Cicero, de Republ. V. 2, von der Zeit des Königsthums sagt: nec vero quisquam fuit — arbiter litis, sed omnia conficiebantur judiciis regis, so sey klar, daß sich dieses nur auf die Urtheilssprüche beziehe, und was dergleichen mehr ist. Bey einer solchen Hermeneutik wird allerdings nicht leicht eine Stelle, sie sey auch noch so expressiv, sich finden lassen, die man nicht als etwas ganz anderes ausdrückend ansehen könnte.

Ein weiterer Beweis des aufgestellten Satzes soll aus der wahrhaft unbeschränkten väterlichen Gewalt des römischen Bür-

Digitized by Google

gers folgen. Der Familienvater war seiner Kinder Herr über Leben und Tod, über Freyheit und Lebensbestimmung; also war seine Gewalt auch von der des Staates ganz unabhängig, da es keine größere Macht mehr geben konn, als die eben bezeichnete; also konnte eine solche unumschränkte Macht auch nicht unter einer absoluten Regentengewalt bestehen, da beyde einander widersprechen und nicht coexistiren können (?) — Diese wahrhaft ungeheure väterliche Gewalt ist einer der vorzüglichsten charakteristischen Züge der römischen Verfassung, die sich bey keinem andern Volke wieder findet. Die Ausdrücke Patres und Patricii, selbst das Wort Patria, das heißt res Patrum, erkläre sich allein aus jener väterlichen Gewalt. Uebrigens folge die Richtigkeit seines Ausspruches auch daraus, daß die älteren Schriftsteller einhellig versichern, die Regierung sey unter den Consuln, nach Vertreibung der Könige, eine potestas regia geblieben, d. h. nach ihm, eine beschränkte, der Aristokratie untergeordnete Macht, weil doch gewiß die Consuln keine eigenmächtige Herrschaft geübt hatten.

Im zweyten Kapitel sucht er nun den eigentlichen Begriff des römischen Bürgers gehörig festzustellen. Gleichsam als Motto gibt er die bekannte Stelle Cicero's in Verrem, der in Messana den römischen Bürger mit Ruthen peitschen und kreuzigen ließ. Allein obschon der Verf., wie er sagt, durch diese Stelle seinen eigentlichen Gesichtspunkt festsetzen will, so scheint sie mir doch nichts anderes zu sagen, als daß der römische Bürger von den körperlichen Strafen befreyt war, ein Vorrecht, das sich bey allen gebildeten Nationen für den bessern Theil unter ihnen gleichsam von selbst versteht, und auf den daher hier nicht so viel Gewicht zu legen ist. Hätte der römische Bürger sich bloß dadurch von dem Plebs oder dem Sklaven unterschieden, so würde der hohe Begriff, den uns der Verf. von demselben geben will, sehr vermindert werden. Die Stelle: Facinus est, vinciri civem Romanum; scelus, verberari; prope parricidium, necari: quid dicam, in crucem tolli? — Diese Stelle ist schön, ohne Zweifel, aber sie ist erstens kein Gesetz, sondern nur der Ausdruck der Erbitterung eines Redners, der seinen Gegner in die Enge treiben will, und wenn sie zweytens auch die unmittelbaren Worte irgend eines Gesetzes enthielte, so beweist sie, wie gesagt, nur, daß der römische Bürger von Leibesstrafen befreyt war, aber nicht, daß er in seiner staatsrechtlichen Stellung so hoch stand, als der Verf. uns zeigen will, und auch im Verfolge in der That, nur aber nicht durch diese Stelle, zeigt; mit einem Worte: der Verfasser führt sie bloß an, nicht weil sie seine anderen Behauptungen, die viel weiter gehen, wahrhaft

Digitized by Google

unterstützt, sondern weil ihn die redneriſche Kunſt, die Cicero hier entwickelt, beſtochen hat. Darum bittet er um die Erlaubniß, ſie in ihrer ganzen Ausdehnung herzuſetzen, mit dem Zuſatze, »daß ſie ja wohl jeder gern noch einmal leſen würde, ſelbſt wenn er ſie auswendig wüßte.« Darum wird auch, was er am Ende dieſer Stelle ſagt, wenigſtens ganz unpaſſend erſcheinen. Ein römiſcher Bürger war ein ſo edles Weſen, daß er nicht gepeitſcht und nicht gehängt werden durfte, ſagt Cicero, und der Verf. ſetzt unmittelbar darauf hinzu: »Dieſes war alſo »der ruhmvolle Name des Bürgers auf ſeiner glänzendſten Höhe. »Es iſt nicht zu läugnen, der Begriff eines römiſchen Bürgers »hatte eine Würde, die nahe an Majeſtät grenzte.« Wie muß es aber dann um die Humanität des Einzelnen ſowohl als des ganzen römiſchen Volkes ſtehen, wenn das Privilegium, nicht durchgeprügelt zu werden, ſchon zu den glänzendſten Vorrechten im Staate gehört!

Nachdem nun im Folgenden die eigentlichen Vorrechte des römiſchen Bürgers S. 31 u. f. beſſer, obſchon nur kurz und ohne Beweiſe, angegeben wurden, ſucht er im dritten Kapitel den wahren Grund derſelben auf, und findet ihn in den Auſpicien. Alle öffentlichen und ſelbſt die Privatgeſchäfte der Römer wurden mit Auſpicien begonnen, und wer ihrer unfähig war, wurde von dem Bürgerrechte ausgeſchloſſen. Da die Ehen ebenfalls mit Auſpicien anfingen, ſo war auch der, dieſer Auſpicien nicht würdige Mann von dem Rechte, eine förmliche Ehe einzugehen, ausgenommen, d. h. nur der eigentliche Bürger konnte eine ſolche feyerliche Ehe eingehen, weil nur er der Auſpicien fähig war, und ohne eine ſolche Ehe konnte ſich auch das Bürgerrecht nicht fortpflanzen. Die bloß natürliche Verbindung bewirkte noch keine Familia, und wer keine Familienrechte hatte, war kein Bürger, ſondern gehörte zum Vulgus, d. h. zu dem rechtloſen, verachteten, bloß zum Gehorchen beſtimmten Geſchlechte, während der im feyerlichen Conjugium Geborne als ein Beſſerer, als ein von den Göttern Begünſtigter angeſehen wurde. Auf dieſe Weiſe, fährt er fort, beruhte die Macht und das Vorrecht des römiſchen Bürgers ganz auf den Auſpicien, und dieß iſt das Grundprinzip, das man bisher ganz überſehen hatte, und ohne das der große Kampf zwiſchen den Patriciern und Plebejern nie gehörig verſtanden werden konnte. So oft nämlich die letztern ſich erheben wollten, eben ſo oft ſchrieen die erſten, daß man, nicht ihre, nicht der Bürger, ſondern daß man die Auſpicien mit Füßen treten wolle (die Auſpicien nämlich, die ſich die Bürger allein vorbehalten hatten), und daß dadurch dieſe Inſtitution ſelbſt vernichtet werde. Allein wie, wenn die Patricier nur für gut gefunden hätten, der Sache

Digitized by Google

diese Wendung zu geben, um sich ihren Gegnern gegenüber desto fester zu stellen? Wenn sie, in dieser Absicht, diese Wendung erst erfunden hätten? Könnte sie dann auch als das primitive Grundprinzip angesehen werden, aus welchem sich, wie der Verf. sagt, die ganze Einrichtung des römischen Staates allein erklären läßt?

Das vierte Kapitel beschäftigt sich damit, den Unterschied zwischen nuptiae und matrimonium aufzustellen, wo er denn die erste eine gesetzmäßige, vom Staate anerkannte, die zweyte aber eine bloße Privatverbindung ohne öffentlichen Schutz nennt. Die Rechtsgelehrten und Philologen streiten sich schon lange über diese beyden Worte, und wir besorgen, daß es auch nach der Entscheidung unseres Verf. heißen wird: Adhuc sub judice lis est.

Was Livius, Dionysius u. a. über den glorreichen Anfang des römischen Staates und über die Würde der schon damals existirenden Patricier sagen, wird S. 57 geläugnet, und dafür eine andere Erklärung der ursprünglichen Bedeutung des Worts Patricius gegeben. Dieses Wort soll nämlich von Patrem ciere kommen, und unter dem wilden, zusammengelaufenen Volke, dem Romulus bey sich eine Freystätte öffnete, sollen jene die Patricii gewesen seyn, welche ihren Vater angeben, ihre eheliche Abstammung beweisen konnten. Wie diese Conjectur von Festus s. v. Patricios ganz unwiderleglich bewiesen werden soll, können wir so wenig einsehen, daß wir vielmehr glauben, jene Conjectur stehe mit dieser Stelle in ganz und gar keinem Zusammenhange. Der Verf. macht, seinen Schluß zu befestigen, auch den Umstand geltend, daß Plebejus sich von Plebs ganz anders geformt habe, als Patricius von Pater. Man sieht übrigens, wie diese Behauptung mit der vorhergehenden zusammenhängt, daß alle Rechte der Bürger in letzter Instanz sich auf die gesetzmäßige Ehe, d. h. auf die Auspicien beziehen sollen. Auch folgert er aus allem diesen, wir sehen nicht gut ein mit welchem Rechte, S. 60, »daß die Patrizier, mit Ausschluß der Plebejer, während der ersten Jahrhunderte die einzigen römischen Bürger waren.« Aus allem, was der Verf. früher gesagt hat, scheint dieser Schluß noch lange nicht so bestimmt zu folgen, wie er hier ausgesprochen wird. Die zwey Hauptquellen, Dionys von Halicarnaß und Livius, sind gegen diesen Schluß: sie sagen einstimmig, daß Romulus dem ganzen Volke, und zwar dem Plebs gemeinschaftlich mit dem Senate, das Recht der Magistratswahlen, das der Gesetzgebung und das der Kriegserklärung eingeräumt habe, daß also

anfangs die Plebejer keineswegs ohne Vorrechte gewesen, sondern vielmehr mit den Patriciern an den öffentlichen Geschäften Theil genommen haben. Später trennten sich wahrscheinlich bey diesem, wie bey allen Völkern, die auf eine ähnliche Weise entstehen, jene beyden Klassen. Der Reichthum und das Ansehen, welches sich einige vor den andern erworben hatten, forderte sie auf, sich unter einander zu verbinden, und endlich einen bestimmten Unterschied zwischen ihnen und denjenigen zu gründen, welche, vom Glücke minder begünstigt, sich allmälich zurückgezogen hatten, von ihrer Hände Arbeit lebten, und ehe sie sichs versahen, von ihren ehmaligen Genossen nicht nur mit Mißachtung angesehen, sondern auch, da sie die reicheren und mächtigeren waren, zur Arbeit für sie gezwungen oder gedungen worden sind. Diese Darstellung des Livius und Dionysius scheint wenigstens viel natürlicher, als die hier von dem Verfasser aufgestellte. Allein der Verf. verwirft die Zeugnisse dieser Männer, die sich, nach seiner Ansicht, nur durch die Sitten ihrer Zeit täuschen ließen, und weil sie die Plebejer mit Theil nehmen sahen, glaubten, es sey immer so gewesen. Wie so viele andere Staaten des Alterthums, so ging auch der römische jene vier großen bezeichnenden Epochen durch, von denen die ersten beyden zum jugendlichen Wachsthum und der männlichen Stärke, und die beyden letzten zur allmälichen Abnahme und dem endlichen Verfalle des Ganzen führten. Anfänglich war kein wesentlicher Unterschied unter den einzelnen Gliedern der Verbindung, als der persönliche, der von der körperlichen oder geistigen Ueberlegenheit des einen über den andern entsprang. Später begründete Reichthum, erworbenes Ansehen, Ehrenstellen u. dgl. eine Trennung des Ganzen in zwey verschiedene Theile. Als dieses Mißverhältniß größer wurde, suchte, in der dritten Periode, der zurückgesetzte Theil sich mit dem präponderirenden wieder in ein Gleichgewicht zu bringen. Aber der Kampf, den dieß erfordert, hatte auf die eigentliche Lebenskraft des Ganzen, auf die moralische Stärke desselben, bereits zu nachtheilig eingewirkt, Wohlleben und Luxus hatten bereits ihre entnervenden Folgen geäußert, und der erwähnte Kampf war nur die letzte Anstrengung des bereits überreifen Körpers. Die Zeit, in der Livius schrieb, gehörte bey den Römern dem Ende der dritten Periode, die in Beziehung auf gemeinschaftliche Rechte der ersten ähnlich ist, und die eben durch die in dieser Periode entstehende unglückliche Volksherrschaft zu jener der Soldateska unter den Imperatoren, und durch diese endlich zu dem schmälichen Untergange des Rei-

Digitized by Google

ches führten. Diese beyden Geschichtschreiber scheinen mir daher den Vorwurf, den ihnen der Verf. macht, nicht zu verdienen, daß sie sich von der Aehnlichkeit ihrer Zeiten mit den früheren täuschen ließen. Noch viel weniger aber wird man billigen können, was der Verf. S. 60 von ihnen sagt: »Diese »Schriftsteller (Livius und Dionys) hatten gewiß keine klare »Idee vom römischen Bürger, denn sie sahen den wahren Grund (nämlich das von dem Verf. gefundene Prinzip der Auspicien) »nicht ein, auf dem das Bürgerrecht jener Zeiten bestand. Sie »bemerkten nicht, daß der Charakter des Bürgers einzig und »allein von den Auspicien abhing: auch sahen sie nicht ein, daß »das Recht des Connubiums den Patriciern ausschließlich zukam.« Beynahe zwey volle Jahrtausende genoß Livius den unverdienten Ruhm, einer der ersten Geschichtschreiber zu seyn, und nun erst sollen wir erfahren, daß dieser Historiograph seines Volkes nicht einmal von dem römischen Bürger eine klare Idee gehabt habe.

S. 65 folgen die Betrachtungen des Verf.'s über die Eintheilung des römischen Volkes in Tribus und Curien. Nach Dionysius theilte Romulus das Volk in drey Tribus, jede Tribus in zehn Curien und jede Curie in zehn Decurien. »Diese Darstellung,« sagt der Verf., »sieht so schulgerecht und »aufgeputzt aus, daß man sich dabey einer willkürlich geordneten »Schilderung nicht erwehren kann. Er gibt sich zu viel Mühe, »plausibel zu seyn, und wird dadurch unglaubwürdig. Das »Rechenexempel verräth sich dadurch, daß er ganz und gar keinen »Grund angibt, den Romulus zu dieser Eintheilung gehabt »haben konnte.« — Wir im Gegentheile sehen wieder ganz und gar keinen Grund, der den Verf. zu diesen sonderbaren Bemerkungen veranlassen konnte, da auch Cicero de republ. II. und Pomponius Lib. II ganz derselben Subdivisionen erwähnt. Die Meinung des Hrn. Eisendecher geht nun dahin, daß Romulus diese Eintheilung gar nicht gemacht, sondern sie schon vorgefunden habe. Diese drey Tribus waren nämlich die verschiedenen Nationen, aus denen gleich anfangs das römische Volk durch das Zusammenlaufen der Flüchtlinge entstanden ist. Die erste enthielt die eigentlichen Römer, die zweyte die Sabiner, die sich unter Titus Tatius mit jenen vereinigte, und die dritte Tribus enthielt die übrigen fremden Zugelaufenen, deren größter Theil aus Etruskern bestanden haben soll. Diese drey Volksmassen bildeten aber keine unterschiedenen Theile der Nation, wie man gewöhnlich glaubt, sondern sie waren unter die dreyßig Curien gemischt, so weit sie nämlich unter die Bürger

aufgenommen wurden. Die Plebs aber häufte sich von selbst aus dem Reste zusammen. Man thut daher Unrecht, die Tribuseintheilung für etwas fest Angeordnetes zu halten, und mit Niebuhr die Worte Stamm und Stand zu vermischen. Die beyden in Rom bestehenden Stände waren die Patricier und die Plebejer — die Römer aber waren jene drey Tribus von den Nationen so genannt, die durch ihre Verschmelzung den Anfang des römischen Volkes bildeten.

Im sechsten Kapitel sucht nun der Verf. zu beweisen, daß die Plebejer der ersten Jahrhunderte durchaus noch nicht den Charakter der Bürger hatten. Den ersten Beweis für diese Behauptung leitet er aus den beständigen Kämpfen der beyden Stände her, die nur aus der Unterdrückung entstehen konnten, welche die Plebejer von den Patriciern zu leiden hatten, deßwegen auch schon i. J. 309 der Tribun Canulejus die Rogation machte, daß das Connubium und das Consulat auch den Plebejern zugängig seyn sollte. Allein dieses scheint uns nur zu beweisen, daß zu dieser Zeit bereits das Uebergewicht der Patricier und das Abwehren der Plebejer existirt habe, keineswegs aber, daß diese Störung des Gleichgewichts beyder Parteyen schon gleich anfangs Statt gehabt habe, und gleichsam in den Ursprung des römischen Volkes verwebt gewesen sey. Die ängstliche Besorgniß, die der Senat bey diesem Angriffe zeigte, der seinen, vielleicht erst seit kurzer Zeit so weit getriebenen Anmaßungen so unangenehm entgegentrat, beweist nichts für die früheste Existenz dieser Vorrechte in der ursprünglichen Einrichtung der römischen Nation. Das Uebergewicht der reicheren und mächtigeren Klasse kann sich erst später und wird sich auch gewiß erst später gezeigt haben, nachdem eben Reichthum und Macht die Mittel dazu an die Hand gegeben hatten, und der Schluß: »also wurden die Plebejer bis zum Jahre 309 als untauglich zur Ausübung der Bürgerrechte gehalten,« ist daher noch unerwiesen, da es nach dem Vorhergehenden nur heißen sollte: also gegen das Jahr 309 glaubten sich die Patricier bereits mächtig genug, die Plebejer für Nichtbürger zu halten.

Ferner wird die Rede des bekannten Claudius Crassus, als Beweis der von dem Verfasser aufgestellten Behauptung aufgeführt, der da sagt, daß man den Plebejern das Consulat allenfalls noch lassen könnte, denn dieses sey eine bloße menschliche Einrichtung; aber die Auspicien könne man ihnen nicht geben, denn diese kommen von den Göttern. Da nun aber die Auspicien uns, den Patriciern, ausschließend zugehören (?), und da ohne Auspicien kein Consul erwählt werden

Digitized by Google

kann, so kann auch kein Plebejer Consul seyn. — Diese Stelle beweist höchstens, daß Claudius Crassus, der zu Ende des vierten Jahrhunderts lebte, ein gewandter Redner war, aber keineswegs, daß die Plebejer schon zur Zeit des Anfangs des römischen Staates als willen- und rechtlose, von den Göttern selbst verachtete und verstoßene Wesen angesehen und behandelt worden sind. Diese humane Ansicht entstand erst später aus der Uebermacht der Patricier, die anfangs ganz unvermerkt und schüchtern, vielleicht durch ihre größere Wohlhabenheit unterstützt, diese Vorrechte erwarben, und erst als sie sich in dem vollen Besitze derselben sahen, und sich vollkommen sicher wähnten, sich erlaubten, mit dem von ihnen getrennten Theile eine solche Sprache zu führen. Ich glaube vielmehr, daß eben dieser Deus ex machina, den die Patricier bey allen Gelegenheiten, wo von ihren ursprünglichen Rechten die Rede ist, aus den Wolken herniedersteigen lassen, daß eben diese Nothschüsse der beste Beweis für das Gegentheil der Behauptung sind, die der Verfasser hier aufzustellen und zu befestigen sich so viel Mühe gibt. Bloße Ausflüchte, die er weiter unten (S. 183) selbst mit der Benennung der Tiraden und der abgenützten Declamationen bezeichnet. Wenn die Plebejer in der That von jeher von den Bürgerrechten ausgeschlossen waren, warum berufen sich diese Patricier nicht auf die Geschichte? Warum holen sie ihre Beweise alle nur immer a Jove optimo maximo? Jene Zeit, auf die sie sich berufen sollten, war kaum seit zwey oder drey Jahrhunderten verflossen, und in einer so kurzen Zeit sollten alle Spuren jener ehmaligen Verhältnisse so ganz und gar verschwunden seyn, daß man auch nicht einmal eine dunkle Sage davon mehr auffinden konnte, und aus Mangel aller factischen Beweise immer nur wieder zu Jupiter selbst seine Zuflucht nehmen mußte? So oft sie angegriffen werden, so oft stimmen sie dieses und immer nur dieses Lied an. Claudius schreit nur über die contemtio atque injuria deorum immortalium: quid de auspiciis, quid de religionibus loquar? Und als der erste plebejische Consul die Schlacht verloren hatte, da liefen (Livius VII) die Patres conscripti auf dem Markte herum und schrieen: Irent, crearent consules ex plebe; transferrent auspicia quo *nefas* esset. Potuisse Patres Plebiscito pelli honoribus suis, das wollten sie sich in ihrer Bescheidenheit gerne gefallen lassen: verum etiam in Deos immortales inauspicatam legem valuisse? Vindicasse ipsos Deos suum Numen, sua auspicia u. s. w. Das konnten diese guten Leute nun aber durchaus nicht zugeben, wenn sie gleich sich selbst

Digitized by Google

und alles, was sie hatten, zum Opfer bringen wollten. Es galt ihnen daher nur um dieß Eine, und dieses stellten sie daher auch ganz allein in den Vordergrund, weil sie gar wohl wußten, daß an diesem Einen auch zugleich alles andere hänge, und daß sie, wenn sie siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, nicht nur keine Opfer irgend einer Art zu bringen haben, sondern noch überdieß für sehr brave und fromme Leute gehalten werden würden.

Die Behauptung des Verfassers scheint uns daher noch völlig unerwiesen, und der folgende Schluß S. 86 desselben viel zu weit ausgedehnt. »Wenn es wahr wäre, was Dionysius »will, daß Romulus schon dem Plebs das Stimmrecht in »den Comitien ertheilte, so müßten alle die langen Berichte, die »Dionysius selbst über die Streitigkeit der beyden Stände »erzählt, falsch seyn. Denn es ist nicht möglich, zu begreifen, »wie eine Klasse von Menschen, die das Recht hatten, in den »höchsten Staatsangelegenheiten zu votiren, zu gleicher Zeit (?) »so armselig und elend seyn konnten. Kurz, wenn die Plebejer »von der Gründung Roms an Bürger waren, so muß man die »ganze innere Geschichte, die uns die Historiker erzählen, läug»nen; denn wenn wir jenes zugeben, so sind wir außer Stande, »die bürgerlichen Schicksale der Römer zu verstehen.« — Wenn man aber, ohne den großen Geschichtschreibern Roms Gewalt anzuthun oder ihnen eine so crasse Unwissenheit vorzuwerfen, daß sie nicht einmal gewußt haben sollen, was eigentlich ein römischer Bürger zu bedeuten habe; wenn wir, sage ich, annehmen, daß jenes Gleichgewicht der beyden Stände wirklich von Romulus eingeführt worden ist, wie diese Historiker erzählen, daß aber später bey ihnen, wie wohl fast bey allen anderen Völkern, Reichthum, Macht, Ansehen, Ehrgeiz u. s. das Mißverhältniß, von dem hier die Rede ist, den Druck der Patricier und das Abwehren desselben bey den Plebejern, heraufgeführt haben, so erklärt sich alles so einfach und natürlich, daß wir nicht absehen, warum man zu jenen Extremen, mit welchen uns der Verf. droht, seine Zuflucht nehmen müßte.

Im Folgenden sucht nun der Verf. zu zeigen, auf welche Weise sich die Plebejer allmälich aus dem sie umstrickenden Netze zu befreyen gesucht haben. Da eine gesetzmäßige Ehe gleichsam die erste Stufe zu den Bürgerrechten war, und da zu einer solchen Ehe nur die auspicia minora gehörten, so gingen wahrscheinlich die ersten Schritte der Plebejer dahin, diese kleineren Auspicien für sich zu erhalten. Ihr Auszug auf den heiligen Berg i. J. der Stadt 260 half ihnen dazu nicht, da sie dadurch

Digitized by Google

bloß die Tribunen erhielten, die ohne Auspicien gewählt wurden. Aber dieser Auszug öffnete ihnen die Bahn zu jenem Ziele. Näher rückte man demselben, als i. J. 291 der Tribun Terentius den Vorschlag durchsetzte, fünf oder zehn Männer aus den Plebejern auszuwählen, die die Grenzen bestimmen sollten, innerhalb welcher die Consuln ihre Macht über die Plebejer auszuüben hätten. Ueber zehn Jahre hielten die Patricier die Ausführung dieses Vorschlags mit Ausflüchten hin, bis sie endlich, ut tandem aliquid fecisse viderentur, Gesandte nach Griechenland schickten, taugliche Gesetze von dort abzuholen. Nach ihrer Zurückkunft entstanden aber neue Ausflüchte und neue Zögerungen. Später werden i. J. 302 Decemviri ernannt, mit absoluter Macht versehen, der aristocratische Appius Claudius an ihrer Spitze. Das Volk wird mit Verheissungen hingehalten, aber endlich kommen doch die Zwölftafelgesetze zu Stande, gleichsam das erste römische Gesetzbuch, da bisher alles von dem Willen der Patricier abhing.

Der Verf. erklärt diese Gesandtschaft nach Griechenland für unwahrscheinlich, ja für unmöglich, da die Römer jener Zeit von der Existenz Griechenlands kaum einige Kenntniß hatten. »Sie war also nichts weiter, als eine der vielen Finten des Senats« (S. 99).

Allein diese Zwölftafeln, von den Patriciern größtentheils zu ihrem Vortheile verfaßt und schlecht befolgt, führten nicht zum Ziele. Die schon so oft getäuschten Plebejer fanden sich wieder hintergangen und verlassen, bis endlich i. J. 309 der Tribun Canulejus den Antrag stellte, den Plebejern das Recht der Ehe und die Zulassung zu dem Consulate einzuräumen.

Hier wird wieder Livius und Dionysius zurecht gewiesen, die der irrigen Meinung gewesen seyn sollen, die Plebejer hätten von Anfang an das Bürgerrecht, also auch das Recht zu gesetzmäßigen Ehen gehabt. Da sie, von einem solchen Wahne befangen, nicht verstehen konnten, wie die Plebejer jetzt erst dieses Recht der Ehe vindiciren sollen, so suchten sie diesen Irrthum durch einen zweyten, nämlich durch die Voraussetzung zu verbessern, daß die Plebejer jetzt nur um das Recht, in patricische Familien zu heiraten, gestritten hätten, und daß sie nur eine Aufhebung eines Gesetzes der zwölf Tafeln verlangten, in welchem diese Vermischung der beyden Stände verboten war. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß diese Geschichtschreiber so grobe Fehler begehen konnten, da sie die zwölf Tafeln vor sich hatten, und es ist nicht wahrscheinlich, daß wir ihre einstimmige und bestimmte Aussage aus diesen zwölf Tafeln, die wir nur in eini-

Digitized by Google

gen Fragmenten besitzen, gründlich widerlegen werden. Da der Raum nicht erlaubt, auch diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, so müssen wir den Leser auf das siebente Kapitel des Werkes selbst verweisen.

Erst im Jahre der Stadt 387 brachten die Plebejer es nach so lange dauernden und harten Stürmen dahin, daß in der Person des Lucius Sertius der erste plebejische Consul erwählt wurde. Der Friede aber wurde dadurch noch nicht zwischen beyden Parteyen hergestellt. Die Patricier hinderten und neckten den neuen Consul; und das Volk. Alte Vorurtheile, Eitelkeit, Habsucht und alle die elenden Leidenschaften, die von jeher ihr Spiel mit dem armen Menschenvolke trieben, waren auch hier bemüht, keine wahre, innige Freundschaft zwischen den beyden alten Gegnern aufkeimen zu lassen. Im Jahre 397 wurde der erste plebejische Dictator, 416 der erste plebejische Prätor erwählt. Als sie nun aber auch die geistlichen Stellen der Auguren und des Pontifex erreichen wollten, flammte die alte Zwietracht wieder auf, und jene so lang benützten Tiraden wurden wieder hervorgesucht. Simulabant Patres, ad Deos id magis, quam ad se pertinere: ipsos visuros, ne sacra sua polluantur, et id se tantum optare, ne qua in rempublicam clades veniat. Liv. X. Aber alle diese Künste halfen nichts, und die Pontifices wurden, ipso Jove annuente, aus den Plebejern gewählt.

Aber noch hatten die letztern nicht das Recht der Suffragien erhalten. Der Verf. findet darin S. 191 unvereinbare Widersprüche in den römischen Geschichtschreibern, die schon durch Romulus diese Suffragien dem gesammten römischen Volke geben lassen. Aber ist es denn so unmöglich, oder auch nur so unwahrscheinlich, daß der ärmere Theil dieses Volkes, der viele Generationen durch nur auf seine Erhaltung durch seiner Hände Arbeit bedacht war, jenes Vorrecht allmälich verloren oder doch nicht angesprochen, und daß er nur später, als er mehr Wohlstand und Bildung erhalten hatte, es wieder für sich zu vindiciren gesucht habe? Ueberhaupt treffen wir den Verf. sehr oft auf der Bahn, die bestimmtesten Berichte der römischen Historiker als irrig oder falsch zu erklären, bloß weil sie nicht in die Hypothese passen, die er sich nun einmal aufgestellt hat. Dieß hindert übrigens nicht, in diesem Werke eine Menge sehr guter und scharfsinniger Bemerkungen offen anzuerkennen. Offenbar ist, was er auch von Dunt's oben erwähntem Buche geborgt haben mag, viel Selbstgedachtes und sehr Schätzenswerthes vorhanden, wenn uns gleich der Hauptzweck, den der Verf. sich aufstellte,

Digitized by Google

unerreicht geblieben scheint. Sein vielleicht zu eigenwilliges Verfolgen dieses Zweckes verleitete ihn, viel Willkürliches und Gewagtes aufzunehmen, und Scheingründe für wahre zu halten. Es mangelt ihm eben so wenig an scharfen und richtigen Urtheilen, als an treffender Darstellung: aber es ist zu beklagen, daß er, seine Lieblingshypothese durchzusetzen, sich vieles erlaubt, was er bey einer ruhigeren Ansicht des Gegenstandes unbeachtet zur Seite liegen gelassen haben würde. Wir zweifeln nicht, daß das, was er uns so eifrig und auf alle Weise glauben machen will, seine eigene subjective Ueberzeugung sey, aber wir können seine Ueberzeugung nicht zu der unsrigen machen. H. W.

Art. IX. Historia de la Literatura Española, escrita en Aleman por *Bouterwek*, traducida al Castellano y adicionada por D. José Gomez de la *Cortina* y D. Nicolás *Hugalde y Mollinedo*. Madrid, imprenta de D. Eusebio Aguado. 1829. 4. Tomo I. XI y 276 Pag.

(Fortsetzung.)

Die dritte epische Hauptrichtung dieser Zeit, die romantisch-ritterliche, repräsentirt das »Poema de Alejandro magno« *). Bouterwek fertigt auch dieses Gedicht mit derselben Ungunst und Flüchtigkeit ab, wie die vorhergehenden, und doch verdient es in mehr als einer Rücksicht eine aufmerksamere Würdigung. Schon durch die Wahl des Gegenstandes ist es merkwürdig; es besingt nicht die Großthaten eines Nationalhelden, wie das »Poema del Cid«, oder das wunderwirkende Leben eines Glaubenshelden, wie die Legenden des Berceo; sondern jenen ritterlichen König des Alterthums, der durch seine ans Fabelhafte gränzenden Fahrten zuerst die Wunderwelt des fernsten, mysteriösen Orients dem bisher bestimmt abgeschlossenen, in nüchterner Thätigkeit nur dem nächsten, wirklichen Leben und Genusse zugewandten Abendlande aufschloß. Dieser kühne abenteuersuchende Heldenjüngling, ein irrender Ritter im großen Style, erscheint, wie um Jahrhunderte zu früh gekommen, als eine vereinzelte, heterogene Gestalt in der alt-klassischen Welt, von ihr nur angestaunt, nicht begriffen, in scharfem Gegensatze zu ihrem besonnenen, nur auf einen nächsten, meist

*) Im dritten Bande der oft angeführten Sammlung von Sanchez; bey Schubert auszugsweise im zweyten Bande, S. 134 ff. — Eine Stelle aus diesem Gedichte, die Sanchez nicht anführt, steht auch in der »Crónica de D. Pedro *Niño Conde de Buelna* por Gutierre Diez *de Games*. Madrid, 1782, p. 221—222 (in Sanchez Ausg. Copla 46 sg.).

Digitized by Google

sinnlichen Zweck gerichteten, politischen Treiben. Um so mehr mußte aber das Leben dieses königlichen Jünglings, der, nur seiner zügellosen Phantasie und seinem phantastischen Vorwitze folgend, eine Welt eroberte, und selbst sein plötzlicher räthselhafter Tod an der Gränze des Mannesalters, wie er eben, um seinem abenteuerlichen Riesenwerke eine festere Gestaltung zu geben, zum Alltäglichen herabzusteigen sich gezwungen sah, den wunderfüchtigen Orient und das romantisch gestimmte Abendland des Mittelalters ansprechen, deren Völker, durch die eben so abenteuerlichen und phantastischen Kreuzzüge von neuem mit einander in Berührung gekommen und mächtig aufgeregt, gleichsam von selbst durch die innere Aehnlichkeit beyder Ereignisse auf diesen Stoff verfallen mußten, den sie auch, wie keinen anderen, begierig ergriffen, sich wechselweise mittheilten, und auf die mannigfachste Weise verarbeiteten. Daher glänzte längst schon Iskender in den Sagen der Inder, Aegypter, Perser und Araber, von den alexandrinischen Griechen wahrscheinlich schon sehr frühzeitig gesammelt und weiter ausgebildet; daher waren die Thaten des in einen christlichen Volksheldeu umgewandelten Alexanders einer der zuerst besungenen und allgemein verbreitetsten Gegenstände des occidentalischen Mittelalters, von Byzanz, der Brücke zwischen Morgen- und Abendland, ausgehend, und von den Gelehrten und Volksdichtern aller romanisch-germanischen Stämme von Italien bis Island in der mittellateinischen und in allen Vulgarsprachen gefeyert*). Daher war die Geschichte Alexander's von Curtius

*) Vgl. Warton, History of english Poetry, new ed. London, 1824. 8. Vol. I, p. 132 sqq.; — Görres, die deutschen Volksbücher. Heidelberg 1807. S. 57—60; und in der Einleitung seiner Ausgabe des Lohengrin (Heidelberg, 1813), S. XXV ff.; — Docen in der Jenaer Lit. Zeit. 1810. Nr. 94, Sp. 265; — Weckherlin, Beyträge zur Geschichte altdeutscher Sprache und Dichtkunst. Stuttgart, 1811. S. 1 ff.; — Goldmann, in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Lobgesanges auf den h. Anno. Leipzig, 1816, S. 42; — und Rosenkranz, Gesch. d. deutschen Poesie im Mittelalter; S. 366—367. — Mit Recht sagt Weckherlin (l. c., S. 4): »Den Gang dieser Sagen (von Alexander) von ihrer dunkeln Wiege an durch ein labyrinthisches Irrgewinde von Völkern und Zeiten zu verfolgen, dürfte ein eben so verdienstliches als schweres Unternehmen seyn; letzteres besonders darum, weil die Hülfsmittel zu zerstreut und unbekannt geblieben sind.« Seitdem ist zwar manches dafür geschehen, aber viel bleibt noch zu thun übrig. Zwar ist hier nicht der Ort, uns weiter auf diesen merkwürdigen Gegenstand einzulassen, doch glauben wir den Freunden der Literatur des Mittelalters einen Dienst zu erweisen, wenn wir den von den

Digitized by Google

schon früh eines der beliebtesten und gelesensten Werke der altklassischen Literatur im Mittelalter, und die Alexandreis des

bisher genannten Gelehrten und von Eichhorn (allgem. Gesch. d. Cultur u. Lit., Bd. I, S. 46—47), Ebert (bibliograph. Lexicon, s. v. Alexander), Hain (Repert. bibliogr.; ibid.) und Fr. W. Val. Schmidt (in den mit seltener Belesenheit reich ausgestatteten Anmerkungen zu seiner Ausgabe des »*Petrus Alfonsi*, disciplina clericalis,« Berlin, 1827. 4. S. 166) gegebenen literarischen Nachweisungen noch einige beyfügen. Ueber die Behandlung dieses Stoffes sowohl von Morgen- als Abendländern vergleiche man die brauchbare Zusammenstellung in H. Weber's metrical Romances of the 13th, 14th and 15th Centuries (Edinburgh, 1810, 3 Vols. 8.). Vol. I, Introduction, p. XX — XXXIX. — Alexander nach den Sagen des Morgenlandes in (v. Hammer's): Rosenöl (Stuttgart, 1813, 2 Thle.), Thl. I, S. XV u. 267 ff.; — über die Nachahmungen dieser Sagen in abendländischen Gedichten: W. *Ouseley*, Observations on some extraordinary Anecdotes concerning Alexander, and on the eastern origin of several fictions popular in different Languages of Europe; in den »*Transactions* of the royal Society of Lit. of the united Kingdom. London, 1829. 4. Vol. I, Part. II, p. 5 sqq. — Von den (12) persischen Verfassern von Alexandreiden (اسکندر نامہ) und insbesondere dem vorzüglichsten unter ihnen, Nisami (dessen Werk zum Theil schon früher gedruckt erschien in: *Lumsden*, Selections for the use of the persian class; Calcutta, 1810; — der ganze erste Theil zu Calcutta, 1812; — und daraus Alexander's Zug gegen die Russen in: *Erdmann*, de expeditione Russorum Berdaam versus, auctore inprimis Nisamio. Casani, 1826 et 1828; — ein Auszug aus dem ganzen Werke in: v. Hammer's Gesch. der schönen Redekünste Persiens. Wien, 1818. 4. S 117—119), handelt F. B. Charmoy in der Einleitung zu dem Werke: Expédition d'Alexandre le Grand contre les Russes: Extrait de l'Alexandréide ou Iskender-Namé de Nizamy, traduit, en grande partie, d'après l'édition de Calcutta, par *Louis Spitznagel*. St. Pétersbourg, 1829. 8. (so viel wir wissen, ist bisher bloß der erste Theil erschienen, der die literarische Einleitung, die Uebersetzung und den Text mit den Varianten enthält). — Ueber arabische Bearbeitungen der Alexander-Sage (سیرۃ اسکندر) s. *Julii Valerii* res gestae Alexandri. Ed. *Angelo Maio*. Mediolani, 1817. 8. Praefatio, p. XX; — *Möller*, Catalogus libror. orient. Biblioth. Gothanae. Gothae, 1826. 4. Tom. I, p. 244 et 258—259, und die dort angeführten Citate. — Poetische Bearbeitungen des Iskendername im Türkischen führt v. Hammer in seiner »Geschichte der schönen Redekünste der Osmanen« S. 1629 und 1725 an (von diesen ist besonders merkwürdig die des Ahmed Germani. S. den ausführlichen Bericht über dieses bisher noch ganz unbekannte

Walther von Chatillon wurde in den gelehrten Schulen jener Zeit vorzugsweise zum Unterrichte gebraucht, und den Ge-

Gedicht von Hrn. Hofrath v. Hammer im Anzeigeblatt), und einen sehr interessanten Auszug aus einem großen prosaischen Romane Alexander's in türkischer Sprache nach persischen Quellen, aber mit eigenthümlichen Zusätzen und wo möglich noch einer Steigerung des Wunderbaren, theilt er eben da mit (S. 1727 — 1745. Dieses Werk unseres berühmten Orientalisten sollte einen Theil von Eichhorn's größerer Literaturgeschichte ausmachen, wurde aber leider nicht ausgegeben. Das Exemplar unicum dieses Buches wurde dem Schreiber dieser Zeilen von dem Verfasser mitgetheilt, dessen überaus große Gefälligkeit nur von seiner Gelehrsamkeit übertroffen wird). — Daß auch eine armenische Alexandreis existire, berichtet Angelo Mai in seiner Ausgabe des Philo Judäus (de virtute ejusque partibus. Mediolani, 1816. 8. Praefatio, p. LXXI). — Ueber die Quellen fast aller abendländischen Dichtungen von Alexander, den sogenannten Pseudo-Kallisthenes, und dessen lateinischen Paraphrasten Julius Valerius und die Auszüge aus denselben, die mit den Worten beginnen: »Οἱ σοφώτατοι Αἰγύπτιοι«, »Aegyptii sapientissimi« (der lateinische Auszug im funfzehnten Jahrhundert öfter gedruckt u. d. T.: Liber Alexandri magni regis Macedonie de prelijs), vgl. die Rec. der obenerwähnten Ausgabe des Julius Valerius von Angelo Mai von Letronne im »Journal des Savans«, 1818. Octobre, p. 609 sqq. Auch wird uns nun endlich einmal Hoffnung gemacht zu der schon längst gewünschten Herausgabe des falschen Kallisthenes oder vielmehr des fabelhaften Lebens Alexander's von Simeon Seth (nach einer Notiz im »Bulletin univ.« 1830. Janvier Nro. 1. Scienc. hist., p. 23 et 24 will Hr. Berger de Xivrey denselben nach den Handschriften der k. Bibliothek zu Paris im Originale nebst einer lateinischen und altfranzösischen Paraphrase herausgeben. Er zählte nicht weniger als 24, in Stoff und Form von einander abweichende Handschriften der lateinischen Bearbeitung auf der k. Bibliothek. Auch die hiesige Hofbibliothek besitzt eine griechische und acht lateinische Handschriften dieser Art). Noch jetzt ist das fabelhafte Leben Alexander's ein vielgelesenes Volksbuch der Neugriechen in Prosa und Versen (s. Γλυκύ, Κατάλογος; Venedig, 1812, s. v. Ἀλέξανδρος. Eine andere prosaische Bearbeitung erschien ebenfalls zu Venedig u. d. T.: Ἀλεξάνδρου τοῦ Μακεδόνος βίος, πόλεμοι καὶ θάνατος. Παρὰ Πάνῳ Θεοδοσίου. 1814 und zweyte Ausg. 1820. 12.). — Unter den mittellateinischen Gedichten ist eines der bekanntesten die Alexandreis des Gaultier de Lille oder de Chatillon (s. *Histoire litt. de la France.* Tom. XV, p. 100 sqq., wo aber ebenfalls die Straßburger Ausgabe von 1513 irrig als die erste angeführt wird; vgl. Ebert, l. c. Nr. 8125; die Hofbibliothek besitzt dieses äußerst seltene Incunabel so wie zwey Handschriften dieses Gedichtes) nach Curtius. Aber fast nur dem Namen nach bekannt, noch niemals gedruckt und selbst als Handschrift sehr selten vorkommend ist die Alexandreis des Qualichino di

Digitized by Google

dichten Homer's, Virgil's und Lucan's nicht nur an die Seite gesetzt, sondern sogar vorgezogen (*Warton*, l. c., Vol. I.

Arezzo (s. die umständlichere Nachricht darüber aus einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek von Hrn. St. L. Endlicher im Anzeigeblatt). — Am meisten aber wurde dieser Stoff von den nordfranzösischen Dichtern bearbeitet. Douce hat deren 11 gezählt, die Alexander oder dessen Familie besangen (Weber, l. c., Vol. III, p. 300—301) und Weber (l. c., Vol. I, p. XXIII) schlägt ihre Anzahl über ein Dutzend an (s. *Biographie univers.*, Art. Alexandre de Bernay von Roquefort, der da neun Dichter dieses Kreises anführt; — Catalogue des livres de Mr. le Duc *de la Vallière*. 1ère Partie. Tom. II, p. 158—164; und über die bekanntesten unter ihnen, Lambert li-Cors, Perot de Sainct-Cloot, Jehan li-Venelais und Alexandre de Bernay die »*Histoire litt. de la France*. Tom. XV, p. 119 sqq., und 160 sqq.; in welcher auch Auszüge aus einigen von diesen sämmtlich noch ungedruckten Gedichten stehen, die großentheils dem Pseudo-Kallisthenes oder Julius Valerius nachgebildet sind). Im »*Renard le contrefait*« macht die Geschichte Alexander's nach denselben Quellen eine Episode von beynahe 7000 Versen aus (s. *Fables inédites* des XII., XIII. et XIV. siècles et fables de *La Fontaine*, par A. C. M. *Robert*. Paris, 1825. 8. Tom. I, p. CXL sqq.). Ueber den, auch gedruckten, prosaischen Roman Alexanders von Jehan Fauquelin vgl. Dunlop, History of fiction. 2. ed. Edinburgh, 1816. Vol. II, p. 124 sqq. — Unter den Engländern finden wir nur zweyer Bearbeitungen dieses Stoffes erwähnt, wovon die eine früher fälschlich dem bekannten Adam Davie zugeschrieben wurde (s. Warton, l. c., Vol. II, p. 53—64, und insbesondere den Zusatz der neuen Ausgabe, p. 53, Note r; — dieses den oben angeführten französischen Dichtungen und aller Wahrscheinlichkeit nach namentlich der des Thomas von Kent nachgebildete Gedicht erschien seitdem gedruckt in Weber's metrical Romances, wovon es fast den ganzen ersten Band einnimmt), die andere aber von einem unbekannten Verfasser nur Alexanders Aufenthalt unter den Gymnosophisten enthält (s. Warton, l. c., Vol. II, p. 145—147; — und Weber, l. c., Vol. I, p. XXXI—XXXII). Hingegen gedenkt Weber (l. c., Vol. I, p. XXXI und LXXIII—LXXXVII) auch einer schottischen Bearbeitung, ebenfalls nach einem französischen Muster, v. J. 1438 (die aber nach dem da gegebenen Auszuge nur eine Fortsetzung des Alexander-Lebens, das Pfauengelübde, zu enthalten scheint. Vgl. hiemit: Notices et Extr., Tom. V, p. 118) und Ouseley (l. c., p. 20, Note 19) sogar einer gälischen Alexandreis (»Talesin's poem *Rhyfeddodau Alexander*, or the Wonders of Alexander«). — Reichlicher wurde das Alexander-Leben von den Deutschen in gebundener und ungebundener Rede bearbeitet; da diese Dichtungen und ihre Verfasser ohnehin durch v. d. Hagen's und Büsching's Grundriß (S. 221 ff.) und Weckherlin's Beyträge (S. 5—6) bekannt sind, so fügen wir nur hinzu, daß seit-

Digitized by Google

p. CLXVIII — CLXIX und 137). Daher wurde die Alexander-Sage ja nie vergeſſen, wenn die Dichter die zu ihrer Zeit berühmteſten Erzählungen gelegentlich anführten (eben da, p. 126 — 127), ſo daß Chaucer gewiß mit Recht ſagen konnte:

Alisaundres storie is so commune,
That everie wight that hath discrecioune
Hath herde somewhat or al of his fortune.

Deßhalb iſt denn auch unſere ſpaniſche Alexandreis, abgeſehen von ihrem inneren, poetiſchen Werthe, ſchon in ſo ferne

---

dem Lamprecht's Bearbeitung nach »elberich uon bisenzun« (Alberich von Beſançon) im Druck erſchienen iſt (in H. F. Maßmann's Denkmälern deutſcher Sprache und Literatur. München, 1828. Heft 1, S. 16 — 75, der ſein Verſprechen, die übrigen Bearbeitungen und die Nachweiſungen über die Quellen derſelben nachzuliefern leider bisher noch unerfüllt gelaſſen hat); daß Moné in ſeinen »Quellen und Forſchungen zur Geſch. d. deutſchen Lit. und Sprache« (Aachen, 1830. Bd. I, S. 176) eine bisher unbekannte Handſchrift der Alexandreis des Ulrich von Eſchenbach nachgewieſen hat; und daß auch die hieſige Hofbibliothek zwey Handſchriften von Seyfrit's Alexander-Leben beſitzt (ſ. unſeren beſonderen Aufſatz darüber im Anzeigeblatt). Auch von Johann Hartlieb's proſaiſchem Roman Alexanders (vgl. Ebert, l. c., Nr. 414) hat die Hofbibliothek eine Handſchrift (Cod. Hist. prof. 442. S. *Lambecius*, Comm. Lib. II). — Ueber die holländiſche Alexandreis des Jakob van Maerlant in zehn Büchern nach Walther von Chatillon hat Docen in v. Aretin's Beyträgen z. Geſch. u. Lit. Bd. IX, S. 1087 ff. berichtet. — Ueber die nordiſchen Bearbeitungen dieſes Stoffes ſ. Nyerup, Almindelig Morskabslæsning i Danmark og Norge. Kjöbenhavn, 1816. 8. S. 40 — 53. — Von einem böhmiſchen Alexander-Gedichte nach einer deutſchen und mittelbar nach der lateiniſchen Bearbeitung des Walther v. Chatillon handelt Dobrowsky, Geſch. d. böhm. Sprache u. Lit. 2te A. Prag, 1818. S. 129 — 132 (vgl. auch Jungmann, Historie Literatury České, S. 28 — 29), und abgedruckt befindet ſich das bis jetzt nur einzig bekannte Bruchſtück desſelben in: Hanka, Starobylá Skládanie. Prag, 1818. 12. Thl. II, S. 151 ff. Auch gibt Dobrowsky (l. c., S. 167 — 168 und 320) von einer proſaiſchen Bearbeitung des »Lib. Alex. Mag. de proeliis« Nachricht. — Endlich findet ſich die Alexander-Sage ſogar als ungriſches Volksbuch in: Hármas Istória (d. i. dreygetheilte Geſchichte, aus dem Lateiniſchen überſetzt von Joh. Haller von Hallerſtein. Herausgegeben von D. F. Spaiſer. 2te A. Preßburg, 1751. 4., worin ſich außerdem noch Parabeln und die Geſchichte des trojaniſchen Kriegs, ſämmtlich in Proſa, befinden). — Ueberdieß bilden die Thaten Alexander's bald größere bald kleinere Epiſoden in vielen Werken des Mittelalters, wie z. B. in den Weltchroniken, im Perceforeſt, im Titurel, im Anno-Liede, in Gower's Confessio amantis u. ſ. w.

Digitized by Google

merkwürdig, als sie als ein Glied dieser Asien und Europa umfassenden Sagenkette erscheint, und sich in ihr zeigt, wie sich das allen Gemeinsame in der Besonderheit der nationalen Eigenthümlichkeit abspiegelte. Bouterwek hatte daher Unrecht und den rechten Standpunkt, von dem aus auch insbesondere die Literatur des Mittelalters nur in ihrem universellen Zusammenhang überschaut, sich im Einzelnen richtig auffassen läßt, verfehlt, wenn er in dem vorliegenden Gedichte nichts, als die geistlose Reimerey eines müßigen Klosterbruders sah. Sanchez (dessen Urtheil die spanischen Uebersetzer Bouterwek's, ohne eigene, neue Ansichten, in ihren Noten abschrieben) und Schubert haben es zwar richtiger gewürdigt, aber auch nur als eine vereinzelte Erscheinung und ohne Rücksicht auf die früheren und späteren Bearbeitungen desselben Stoffes. Wir halten daher die Untersuchung über dieses Gedicht keineswegs für abgeschlossen, und wollen hier wenigstens einige Beyträge hiezu liefern. Was zuerst den Verfasser und die Zeit der Abfassung dieser Alexandreis betrifft, so hat sie nach Sanchez Meinung der Weltgeistliche Joan Lorenzo Segura de Astorga, und zwar ungefähr in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts gedichtet. Die erstere Behauptung, die sich auf Copla 1662 und auf die Schlußstrophe des Gedichtes gründet, ist uns sehr wahrscheinlich. Ueber die Zeit der Abfassung aber findet sich in dem Gedichte selbst keine bestimmte Angabe [1]). Die Vermuthungen, die sich aus Sprache und Schrift schöpfen lassen, sind doch immer nur approximativ [2]); es bleibt daher bey dem gänzlichen Mangel anderweitiger Nachrichten über den Verfasser nur der Weg der Conjectur offen, den Sanchez (l. c., p. XVII — XIX) auch eingeschlagen hat. Da müssen wir aber gestehen, daß uns seine Gründe nicht ganz befriedigt haben, denn die Worte (cabrones; — pepion), worauf er so viel Gewicht legt, könnten von dem Dichter wohl nur des Reimes wegen gewählt worden seyn; wenigstens dürften diese, so wie die übrigen von ihm beygebrachten Gründe eine andere Conjectur nicht ganz verwerflich machen, die wir aufzustellen wagen, ohne uns anzu-

[1]) Die einzige Copla 1637 scheint ein Datum der Art zu enthalten; allein die dort angegebenen Zahlen nach Jahren der Welt geben auf keine Art durch chronologische Combination ein einigermaßen wahrscheinliches Resultat, so daß auch Sanchez hier in der Handschrift, der einzigen, die er benützen konnte, Schreibfehler vermuthet.

[2]) So nimmt Capmany (l. c., Tom. I, p. 11), eine eben so gewichtige Autorität, als Sanchez in dieser Beziehung, aus Gründen der Sprache ein höheres Alter des Gedichtes an.

maßen, sie für mehr als eine bloße Vermuthung zu geben. Der Dichter erzählt nämlich (Copla 2352 — 2360), daß, als Alexander den höchsten Gipfel des Ruhmes durch Bezwingung von ganz Asien erreicht hatte, auch alle Völker Afrikas und Europas Abgesandte nach Babylon sandten, um ihm Zeichen ihrer freywilligen Unterwerfung zu überbringen. Von diesen führt er aber, da sie alle aufzuzählen zu weitläufig seyn würde, nur Marokko, Spanien, Frankreich, Deutschland und Sicilien namentlich an, d. h. die ihm, als Spanier, die nächsten oder merkwürdigsten waren. Bedeutungsvoll erscheint darunter Sicilien, noch bedeutender durch die Art, wie der Dichter von dessen Könige spricht:

»El Sennor de Cecilia [1]) que *Dios lo bendiga*.«

Ist es wohl glaublich, daß der Dichter so Friedrichs II. (bis 1250) oder der Nachfolger desselben aus dem hohenstauffischen Hause (bis 1266) erwähnt haben würde, da man sich den Ersteren immer vorzugsweise als deutschen Kaiser dachte, die Letzteren aber mehr als Usurpatoren betrachtete? Sollte er wohl des allgemein verhaßten Karl's von Anjou (bis 1282) mit einem so frommen Wunsche gedacht haben? — Ist es nicht wahrscheinlicher, daß er »Gottes Segen« über einen der Herrscher aus dem erst neuerlich gewählten Hause von Aragon (seit 1282), für einen spanischen Prinzen ganz besonders angerufen, und Sicilien, als nun enger mit Spanien verbunden, gerade deßhalb ausgezeichnet habe? — Wenn wir nicht zu viel Absichtlichkeit in diese Stelle gelegt haben, so müßte man daher das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts als die Zeit der Abfassung dieses Gedichtes annehmen [2]).

---

[1]) Zwar ist auch Copla 1750 von einem »regno de *Cecilia*« die Rede, doch ist da, trotz der gräulich verwirrten geographischen Ansichten, offenbar Scythien gemeint, wie es auch an der Stelle des Walther v. Chatillon, die unserem Dichter zum Vorbilde diente, richtig genannt wird, welches, wenn Sanchez recht gelesen hat, durch die Nachlässigkeit des spanischen Dichters oder die Unwissenheit seines Kopisten in »Cecilia« verstümmelt wurde. Dieses konnte aber hier, als ein bereits völlig unterjochtes Land, nicht erwähnt werden; vielmehr geht aus dem ganzen Zusammenhange unbezweifelt hervor, daß hier unter »Cecilia« Sicilien verstanden werden müsse, das auch sonst im Altspanischen gewöhnlich so geschrieben wurde.

[2]) Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der gewaltige Anachronismus nicht als Gegenargument angeführt werden kann, da es eine allgemein bekannte Sache ist, daß die Dichter des Mittelalters häufig Beziehungen auf ihnen gleichzeitige Ereignisse den Darstellungen aus dem fernsten Alterthume verwebten. — Der Einwurf

Was die andere Frage betrifft, in wie ferne das vorliegende Gedicht auf Originalität Anspruch machen dürfe, so ist vorläufig zu bemerken, daß bekanntlich bey den Dichtern des Mittelalters von einer Uebersetzung im eigentlichen Sinne ohnehin keine Rede seyn könne *); es frägt sich daher nur, ob es sich in Plan und Ausführung an eine der früheren oder gleichzeitigen Dichtungen von Alexander so enge anschließe, daß es als eine Nachbildung derselben angesehen werden müßte? — Man kann füglich die Dichtungen dieses Kreises in zwey Klassen bringen; die eine, die man die occidentalische nennen könnte, ist enthaltsamer im Erdichten, und sucht das an sich Romanhafte nicht noch durch die monstruösesten Wundergebilde zu steigern. Sie hält sich mehr an altklassische Vorbilder, und Curtius ist ihre Hauptquelle. Als den Repräsentanten dieser Klasse kann man Walther von Chatillon ansehen; ihm folgten z. B. Ulrich von Eschenbach, Jakob van Maerlant, die isländische Alexandri Magni Saga in Prosa u. s. w. Die andere Klasse, die ihrer Sucht wegen, das Wunderbare und Außerordentliche bey jeder Gelegenheit einzuweben, mit Recht die orientalische heißen kann, verräth eben dadurch ihren östlichen (ägyptisch-persischen) Ursprung, wiewohl für die abendländischen Dichtungen zunächst der sogenannte Pseudo-Kallisthenes oder dessen lateinischer Paraphrast, Julius Valerius, die Hauptquellen sind. Zu dieser Klasse gehören Qualichino d'Arezzo, unter den Deutschen Rudolf von Montfort und Seyfrit, und die meisten französischen Dichter, denen wiederum die Engländer, unter den Deutschen Lamprecht, und die Verfasser der prosaischen Romane Alexander's folgten. Auch der Dichter des »Poema de Alejandro« gehört unbezweifelt der letzteren Klasse an; denn obwohl er mehrmals, und immer mit besonderer Achtung, Walther von Chatillon (den er Galter, auch Galente (Copla 225) und Galant (Copla 1452) nennt, wenn dieses nicht vielmehr eine Verstümmlung des Abschreibers ist) als seinen Gewährsmann anführt, ja sogar einmal einen Vers desselben in der Originalsprache (Copla 1639), obschon sehr entstellt, aufnimmt, und ihn sichtbar an vielen Stellen zum Vorbilde hatte, so hat doch Sanchez (l. c., p. XXII—XXIV) bereits gezeigt,

aus Gründen der Sprache wäre gewichtiger, wenn wir aus diesen Zeiten für den Unterschied von Jahrzehenden, die Verschiedenheit der Dialekte und des durch Stoff und individuellen Standpunkt bedingten Ausdrucks nur mehr sichere Anhaltspunkte hätten!

*) Vgl. Benecke's Vorrede zu seiner Ausgabe des Wigalois (Berlin, 1819), S. XVII—XVIII.

Digitized by Google

daß er in Anordnung und Ausführung bedeutend von ihm abweiche, so daß er in Rücksicht desselben für original gelten kann. Also nur unter den Dichtern der andern Klasse, der er, wie gesagt, seinem ganzen Charakter nach angehört, wäre das Muster seiner Nachahmung zu suchen. Auch bestätigen mehrere Stellen unläugbar die Vermuthung, daß er ein französisches Gedicht, und namentlich die Alexandreis des Lambert Li-Cors und Alexandre de Paris, benützt habe*); doch ergibt sich bey genauerer Vergleichung beyder Gedichte (das französische ist leider noch ungedruckt, und wir konnten nur den Auszug des Ginguené in der »Histoire litt. de la France« l. c., der viel sorgfältiger, als jener des Le Grand d'Aussy in den »Notices et Extraits,« Tom. V, p. 101 sqq., verfertigt ist, hiezu benützen), daß wenn auch das spanische mehrere Züge unbezweifelt aus dem französischen aufgenommen hat, ersteres sowohl in der Stellung der Begebenheiten, als in vielen Einzelnheiten so sehr von letzterem sich unterscheide, daß es im Ganzen durchaus für keine Nachahmung desselben gelten könne. Noch weniger ist dieß der Fall mit den anderen französischen Gedichten, so weit sie uns bekannt geworden sind. So hat z. B. die Alexandreis des Alberich von Besançon, die wir freylich nur nach Lamprecht's Bearbeitung kennen, einen wesentlich anderen Gang und ein ganz anderes Ende. So nimmt im Thomas von Kent (»Li Roumans de tote Chevalerie, ou la Geste d'Alisandre.« — S. *Notices et Extraits*, Tom. V, p. 121 sqq.) die fabelhafte Geschichte von Alexander's eigentlichem Vater, dem ägyptischen Könige Nectanebus, und das Abenteuer im Tempel des Jupiter Ammon eine sehr bedeutende Stelle ein, wovon erstere unser Spanier nur mit ein paar Worten (Copla 19—20) als eine schamlose Verleumdung abfertigt, letzteres ganz anders und auf eine ihm ganz eigenthümliche Weise

*) So spricht besonders für diese Behauptung die Stelle (Copla 291—297), in welcher Alexander gleich nach der Landung seines Heeres in Asien auf den Rath des Clitus und Tholomeus zwölf seiner ersten Vasallen zu Pairs ernennt (merkwürdig sind hier die Worte: »*Una cosa de nuevo* querriemos que feciesses«). Doch setzt in dem oben angeführten französischen Gedichte Alexander auf den Rath des Aristoteles noch vor seinem Kriegszuge gegen den König Nicolas schon die zwölf Pairs ein, deren Namen auch im spanischen Gedichte anders angegeben sind. Man sieht schon aus diesem Beyspiele, daß wenn auch der Spanier offenbar hier die Franzosen nachahmte, er doch durch eine andere Anordnung und einige kleine Veränderungen diese Nachahmung zu verbergen suchte. Oft stimmt er aber wörtlich mit ihnen überein.

Digitized by Google

erzählt (Copla 1118 — 1135) [1]). Die übrigen uns bekannten französischen Gedichte sind aber entweder jünger als das spanische, oder haben ganz andere Begebenheiten zum Gegenstande, die nur eine Fortsetzung des Alexander-Lebens bilden (z. B. le Testament d'Alexandre; la Vengeance d'Alexandre etc.). Es könnte daher nur noch die Frage seyn, ob nicht die Alexandreis des Qualichino di Arezzo (bl. 1236) [2]) oder vielleicht die Quellen selbst, der Pseudo-Kallisthenes und Julius Valerius oder deren Epitomatoren, unserem Spanier zum Vorbilde dienten? Aber hierauf können wir noch bestimmter mit Nein antworten. Denn trotz dem, daß in der Hauptsache und in vielen Einzelnheiten das spanische so wie alle übrigen Alexander-Gedichte des Abendlandes mit diesen, als ihren gemeinschaftlichen Quellen, sehr natürlich zusammentreffen, ja zusammentreffen müssen, so ist doch gerade in dem, worin in einem solchen Falle wie hier, wo der Stoff als ein Gegebenes, durch Tradition Fortgepflanztes und Ueberkommenes bereits vorlag, noch allein die Originalität zu suchen ist, nämlich in der eigenthümlichen Auffassung und Anordnung des Stoffes oder in der Auswahl und dem Zusatze selbsterfundener Einzelnheiten, der Unterschied zwischen dem spanischen Gedichte und den griechisch-lateinischen Quellen so groß, daß an ein engeres Anschließen an diese und somit an eine eigentliche Nachahmung derselben in dem hier allein gültigen Sinne nicht gedacht werden kann.

Es ergab sich uns daher als das Resultat dieser vergleichenden Untersuchung, daß der Verfasser des »Poema de Alejandro« zunächst und unmittelbar aus dem denselben Gegenstand

[1]) Unser Dichter scheint diese ganze Sage, so wie Walther von Chatillon und Lambert Li-Cors, geflissentlich nur leise berührt zu haben, um den Ruhm seines Helden durch eine unehelliche Abstammung nicht zu beflecken. Der Spanier hält ja vor allem auf Reinheit des Blutes. Die meisten übrigen Dichter, die diesen Stoff behandelten, dachten weniger zart und weniger christlich über diesen Punkt, woran ihre orientalisch-byzantinischen Quellen natürlich noch weniger Anstoß nahmen. Daß aber unserem Dichter diese Sage nicht unbekannt war, geht eben aus seinen Andeutungen hervor. Ueberhaupt zeichnet er sich vor den Uebrigen durch Reinheit des sittlichen Gefühls aus; so behandelt er z. B. das anstößige Abenteuer mit der Amazonenkönigin Calectrix (Copla 1699 sqq. — bey Walther Thalestris nach Curtius) mit vieler Zartheit, und übergeht das mit den Waldmädchen (Histoire litt. de la France, Tom. XV, p. 173 — 174) ganz mit Stillschweigen.

[2]) Die Alexandreis dieses Dichters folgt großentheils dem Julius Valerius, oder vielmehr der späteren lateinischen Bearbeitung desselben, dem »Liber Alexandri magni« (s. das Anzeigebl.).

Digitized by Google

behandelnden lateinischen Gedichte des Walther von Chatillon und dem französischen des Lambert Li-Cors und Alexandre de Paris seinen Stoff und viele Einzelnheiten entlehnt habe, ja daß es unverkennbar sey, und sich bestimmt nachweisen lasse, an welchen Stellen er dem Einen oder dem Anderen gefolgt sey; daß er außer diesen auch einige Züge aus anderen Dichtungen dieses Cyclus oder aus der mündlich fortgepflanzten Sage aufgenommen habe*); daß er aber sowohl in der Auffassung und Anordnung des Ganzen, als in der Ausführung und geschickten Verbindung des Einzelnen und durch Zusätze von eigener Erfindung so viel Eigenthümlichkeit gezeigt habe, daß man ihm Originalität, in sofern hier überhaupt noch die Rede davon seyn kann, nicht absprechen könne.

Unter den unserem Dichter eigenthümlichen Zusätzen, die wir in keiner anderen Alexandreis fanden, ist z. B. bemerkenswerth die lange Episode (Copla 317—717), in welcher Alexander seinen Gefährten die ganze Geschichte des trojanischen Krieges erzählt; bekanntlich ein ebenfalls sehr beliebter Gegen-

*) Zwar führt er selbst, wie wir schon oben bemerkt haben, nur Walther v. Chatillon als eine seiner Quellen namentlich an; denn sich als Nachfolger eines damals so berühmten lateinischen Dichters bekennen, konnte seiner Erzählung nur mehr Glaubwürdigkeit und Gewicht verleihen, ohne seinem Ruhme Eintrag zu thun. Doch bemerkt er ebenfalls ausdrücklich, daß er auch anderen Quellen gefolgt sey; so sagt er z. B. (Copla 1935—1936), daß er den zweyten Kampf des Alexander mit Porus und die vielen wundervollen Begebenheiten dieses Kriegszuges beschreiben wolle, obwohl Walther davon schweige. So beginnt er die Erzählung von Alexander's berühmter Taucherfahrt mit folgender merkwürdigen und naiven Aeußerung (Copla 2141):

Unas facianas suelen *las gentes* retraer,
Non yaz en escrito é es grave de creer:
Si es verdat ó non, yo non he y que veer;
Pero no lo quiero en olvido poner.

Hier scheint er sich ausdrücklich auf mündliche Volkssagen zu beziehen, wiewohl diese Sage einige der oben angeführten griechischen und lateinischen Bearbeitungen und die meisten übrigen Dichter, namentlich auch Alexandre de Paris, aufgenommen haben. So kann er sich nicht versagen, bevor er das Ende seines Helden erzählt, wenigstens noch einige von den außerordentlichen Abenteuern, die Alexander bestand, z. B. das mit dem Vogel »Fenis,« das mit den wahrsagenden Bäumen, die Luftfahrt mit den Greifen u. s. w. aufzunehmen, »wie er sie in Schriften vorfand« (»que *escritas* fallamos.« Copla 2305—2306), »wenn auch alle zu berichten, zu weit führen würde.« Aber von alledem kömmt nichts bey Walther vor, wohl aber bey Alexandre de Paris und allen jenen Dichtern, die den orientalischen Sagen folgten.

Digitized by Google

ſtand der Dichter des Mittelalters, und ganz im Geiſte und Koſtüme dieſer Zeiten vorgetragen, wiewohl »Omero« als Gewährsmann angeführt wird. Ferner die ebenfalls dem Wunderglauben des Mittelalters ganz gemäße Beſchreibung der Edelſteine in der Umgegend von Babylon (Copla 1307—1330), und ihrer myſtiſch-ſymboliſchen Eigenſchaften und Kräfte (man vergl. damit Büſching's Aufſatz im Muſeum f. altd. Lit. u. Kunſt, Bd. II, S. 52 ff.); wie denn unſer Dichter überhaupt keine Gelegenheit vorbeygehen läßt, ſeine gelehrten Kenntniſſe in der Geographie, Geſchichte, Mythologie, Aſtronomie, Naturgeſchichte u. ſ. w. anzubringen, und ſich nicht nur öfters auf die Bibel, ſondern auch auf die klaſſiſchen Schriftſteller des Alterthums (z. B. außer auf »Omero« auch auf »Oracio« in der Copla 1712, auf Ovid, ohne ihn jedoch zu nennen, in der Copla 2226 u. ſ. w.) beruft. Daher ſagt er mit Selbſtgefühl gleich im Eingange ſeines Gedichts (Copla 2):

Mester trago fremoso, *non es de ioglaria,*
Mester es sen peccado, *ca es de clerecia.*

Merkwürdig iſt auch die in dieſer ſpaniſchen Alexandreis umſtändlicher behandelte Erzählung (Copla 1937—1954), wie Alexander zu den caspiſchen Engpäſſen kömmt, und dort in einem Bergkeſſel, der nur einen einzigen engen Ein- und Ausgang hatte, das zahlreiche Volk der Juden fand, von welchem der Dichter, als ächter Spanier, zwar mit vieler Verachtung ſpricht, aber doch nicht ganz unwahr und launig es alſo ſchildert:

Omes son astrosos de flacos corazones,
Non valen pora armas quanto sennos cabrones,
Dastrosa mantenencia, son astrosos varones,
Cobdician dineruelos mas que gato polmones.

Als Alexander nun die Schickſale dieſes Volkes erfährt, und daß der Ueberreſt desſelben, der dem Tode und der Gefangenſchaft entrann, auf Gottes Befehl wegen Treuloſigkeit gegen deſſen Gebote, in dieſe unzugängliche Bergſchlucht eingeſperrt und verbannt wurde, findet er dieſes Urtheil höchſt gerecht, und wünſcht, daß die Juden bis an das Ende der Welt da verbleiben müßten. Um auch das Seinige zur Erfüllung dieſes Wunſches beyzutragen, befiehlt er, den einzigen Zugang mit Mörtel (argamassa) zu verſchließen. Doch ſelbſt an der Dauer eines von Menſchenhänden aufgeführten Werkes zweifelnd, ruft er Gottes Beyſtand an. Gott erhört ſeine Bitte, obwohl er nur ein Heide war:

Movioronse las pennas cada una de su partida,
Soldaronse en medio, fue presa la exida.

Da bleiben ſie nun eingeſperrt bis an das Ende der

Digitized by Google

Welt; dann aber werden sie losbrechen, und die ganze Welt in Angst versetzen *). Wie hier der Dichter diese Sage auf die ihm, als Spanier, besonders nahe liegenden Juden bezog, so erwähnt er überall, wo von Afrika die Rede ist, vorzugsweise Marokko, und vergißt auch nicht, sein Vaterland mit dem Helden seines Gedichtes in Verbindung zu bringen, wie z. B. Alexander's Vorhaben, auch Spanien zu erobern (Copla 2298), und die mit naivem Nationalstolz vorgebrachte Entscheidung Alexander's, daß unter allen Völkern der Erde die Spanier das tüchtigste seyen (Copla 2445):

> Quando vieno en cabo terminó su sciencia,
> Que eran *Espannoles* de meior contenencia.

Sonst haben wir aber, wie gesagt, keine Beziehungen auf die politische Zeitgeschichte des Dichters gefunden, wie z. B. in den französischen Gedichten und selbst in dem des Walther v. Chatillon; wohl aber einige Stellen, die einen merkwürdigen Beytrag zur lokalen Sittengeschichte liefern; wie z. B. den satyrischen Ausfall des Dichters auf die den verschiedenen Ständen eigenthümlichen Laster und Verkehrtheiten, worin er mit wahrem Humor seinen eigenen Stand (den geistlichen) eben so scharf züchtigt, als die übrigen (Copla 1655 — 1669). Ueberhaupt zeigt unser Dichter, abgesehen von einigen, in den Ansichten seiner Zeit begründeten irrigen Begriffen, ein gesundes Urtheil und eine tüchtige moralische Gesinnung, die er oft sehr naiv ausspricht.

Betrachtet man nun noch das »Poema de Alejandro« im Verhältniß zu den vorher erwähnten poetischen Schöpfungen der

*) In den morgenländischen Sagen von Iskender findet sich eine ähnliche, nur daß hier die Stelle der Juden das Volk Gog und Magog vertritt (s. v. Hammer's Rosenöl, Thl. I, S. 287 — 291). — Doch findet sich eine sehr verworrene und fast unverständliche Anspielung auf diese Sage auch in dem »Liber Alexandri magni« (Straßburg, 1494. Fol. Bl. f 2 recto) und in dem italienischen prosaischen Roman Alexander's (Venedig, 1477. 4. Fol. 12 verso); bey Seyfrit und Qualichino aber wird diese Sage ebenfalls umständlicher erwähnt, wiewohl der Juden nur nebenher als Stammverwandter des Volkes Gog und Magog gedacht wird (vgl. das Anzeigebl.). Eben so bezieht der Verfasser der englischen Alexandreis diese Sage nur auf die Völker »Magogas, Gogas, Taracountes« und andere erdichtete barbarische Nationen, ohne der Juden zu erwähnen, und bringt ihre Bezwingung mit einer anderen, ihm eigenthümlichen Sage in Verbindung (s. Weber, l. c., Vol. I, p. 248 — 259; und die Anmerkung, Vol III, p. 321 — 327, die weitere Nachweisung über die verschiedenen Behandlungen dieser Sage enthält).

Digitized by Google

spanischen Literatur insbesondere, so hat es allerdings nicht jene großartige Natürlichkeit, tief ergreifende, innere Wahrheit und Nationalität, wie das »Poema del Cid«; jene fromme, rührende Einfalt, die nur aus der Tiefe eines gläubig sich hingebenden Gemüthes hervorgehen konnte, wie die Legenden des Berceo; aber es ist nicht minder merkwürdig, durch den allen Nationen jener Zeiten gemeinsamen Geist der Chevalerie in besonderer, nationaler Nüancirung, durch die romantische Auffassung und Färbung eines das ganze Mittelalter mächtig erregenden Gegenstandes und die eigenthümliche Behandlung desselben vom lokalen Standpunkt aus. Erscheint im Cid vorzugsweise der Spanier als solcher, so spricht sich in Berceo der Spanier als römisch-katholischer Christ und im »Poema de Alejandro« als Glied der abenteuerlich-romantischen Ritterschaft aus; das ist aber auch überhaupt der dreyfache Entwicklungsgang des früheren Mittelalters: Volks-, Kirch- und Ritterthum, und die Poesie nur die geistige Abspieglung desselben. Ein Repräsentant der letzten Richtung, als des dritten, wesentlichen Theils des gothischen Spitzbogens, mußte daher nothwendigerweise auch in der spanischen Literatur sich einfinden, und der Alexandreis als solchem gebührt deßhalb allein schon eine bedeutende Stelle in derselben. Ueberdieß hat sie auch einen wissenschaftlichen Werth; denn da der Verfasser derselben ein für seine Zeit gewiß sehr gelehrter Mann war, und seine Kenntnisse, wie wir oben bemerkten, bey jeder Gelegenheit anbringt, so gibt sein Gedicht beachtenswerthe Aufschlüsse über den Zustand der Wissenschaften überhaupt und in Spanien insbesondere im dreyzehnten Jahrhundert *).

Haben wir bisher diese von Bouterwek, seinen Uebersetzern und Nachbetern gänzlich übersehenen, von Anderen nur obenhin berührten Verhältnisse des »Poema de Alejandro« zur übrigen Literatur des Mittelalters und Spaniens eben deßhalb ausführlicher besprechen müssen, so können wir uns die Beurtheilung desselben in Beziehung auf seinen poetischen Werth an und für sich, Sprache und metrischen Bau ersparen, da den ersteren Punkt Schubert (l. c., S. 135—142) hinlänglich erörtert und richtig gewürdigt hat, die beyden letzteren aber

*) Daher sagt Quintana (l. c., p. XX) mit Recht, indem er unsern Dichter mit Berceo vergleicht: »*Juan Lorenzo* al contrario, se eleva mas con su asunto, y manifiesta una instruccion tan extensa en historia, mitologia y filosofia moral, que hace de su obra *la mas importante de quantas se escribiéron en aquella época*.«

theils von Sanchez (l. c., p. XXXIII — XXXVIII) bereits erschöpfend behandelt worden sind, theils wir dasselbe, was wir in dieser Beziehung bey Berceo bemerkten, hier nur wiederholen müßten *). Hingegen können wir noch eine andere merkwürdige Eigenthümlichkeit dieser Alexandreis nicht mit Stillschweigen übergehen. Wir meinen die beyden Trostbriefe des sterbenden Alexander an seine Mutter Olympias, die in der Handschrift zwischen Copla 2468 und 2469 eingeschaltet sind, die aber Sanchez, da sie in Prosa geschrieben sind, hinter dem Gedichte abdrucken ließ. Diese Briefe sind nicht nur als eines der wenigen Denkmale spanischer Prosa aus so früher Zeit höchst merkwürdig, sie zeichnen sich auch durch Adel der Gesinnung, erhabene, treffende Bilder und durch Kraft und Zierlichkeit der Sprache sehr vortheilhaft aus. Sie allein wären hinreichend, den Beweis zu liefern, daß es Juan Lorenzo nicht an poetischer Auffassungs- und Darstellungsgabe fehlte, und ihm eine bleibende Stelle in der spanischen Literatur zu sichern. Damit man sich selbst überzeuge, daß wir bey dieser Behauptung nichts wagen, so mögen zur Probe ein paar Stellen aus dem zweyten dieser, von Bouterwek ganz unbeachteten Briefe hier stehen:

»Madre, oit la mi carta, é pensat de lo que hy á, é esforciatvos con el bon conorte é la bona sofrencia, é non semeiedes á las mugieres en flaqueza nin en miedo que an por las cosas que lles vienen, assi como non semeia vostro fijo á los omes en sus mannas, é en muchas de sus faciendas: y madre, se fallastes en este mundo algun regnado que fue ficado en algun estado durable? Non veedes que los arboles verdes é fremosos que facen muchas foias é espessas é lievan mucho fruto, en poco tiempo quebrantanse sus ramos, é caense sus fojas é sus frutos? Madre, non veedes las yerbas verdes é floridas que amanecen verdes é anochecen secas? Madre, non veedes la luna que quando ella es mas complida é mas luciente, estonce le vien el eclipsis? Madre, non veedes las estrellas que las encubre

*) Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß die Alexandriner ihren Namen weder von dieser spanischen Alexandreis insbesondere, noch von dem französischen Dichter Alexandre de Paris bekamen, wie Einige wollen; wohl aber läßt sich mit Zuversicht behaupten, daß sie ihn von ihrer Anwendung in den weitverbreiteten und vor allen berühmten Alexander-Gedichten überhaupt erhielten, obgleich diese Versart schon in älteren, epischen Gedichten (z. B. im »Roman du Rou« des Robert Wace, 1159) vorkömmt (vgl. *Hist. litt. de la France*, Tom. XV, p. 126 — 127, und Uhland, über das altfranz. Epos, l. c., S. 81).

la lobregura, é non veedes las llamas de los fuegos lucientes é ascondidos que tan aina se amatan? . . . . . Madre, se alguno por derecho oviesse de llorar, pues lloráse el cielo por sus estrellas, é los mares por sus pescados, é el aer por sus aves, é las tierras por sus yerbas, é por quanto en ella ha; é lloráse ome por si, que es mortal, é que es muerte, é que mengua su tiempo cada dia, é cada ora. Mas porque ha ome de llorar por pérdida? Fascas que era seguro que antes que la perdiesse de lo non perder, é vinol cosa porque non cuidasse« [1]).

Vielleicht von demſelben Verfaſſer, wenigſtens unbezweifelt zu demſelben Kreiſe gehörig iſt das Gedicht, welches der Marquis von Santillana in ſeinem berühmten Briefe unter dem Titel: »Los Votos del Pavon« anführt [2]). Denn auch im Franzöſiſchen bildet ein gleichnamiges Gedicht (Le Voeux du Paon) mit ſeinen Zweigen (branches) eine Fortſetzung der Alexandreis [3]), und der Marquis von Santillana nennt das ſpaniſche ebenfalls unmittelbar nach dem »Poema de Alejandro.« Dieſes iſt aber auch alles, was wir davon wiſſen; das Gedicht ſelbſt iſt bisher noch nicht aufgefunden worden. Nur iſt hier der Schluß um ſo gültiger, daß es eine Nachahmung des gleichnamigen franzöſiſchen ſey, da ſich in den griechiſch-lateiniſchen Bearbeitungen keine ähnliche Fortſetzung findet [4]).

---

[1]) Der zweyte dieſer Briefe iſt auch in *Capmany*, Teatro histórico-crítico de la Elocuencia esp. (Tom. I, p. 18—19) und in den Zuſätzen der ſpaniſchen Ueberſetzung Bouterwek's ganz abgedruckt. — Merkwürdig iſt auch, daß wohl in dem Iskendername Alexander ähnliche Schreiben, ja ſelbſt mit ähnlichen Gedanken und Worten, an ſeine Mutter kurz vor ſeinem Tode richtet (ſ. v. Hammer's Roſenöl, Thl. I, S. 286—287); während dieſer Umſtand in keinem der uns bekannten abendländiſchen Alexander-Gedichte, außer dieſem ſpaniſchen, vorkömmt. Auch in des Abulfaradſch »Geſchichte der Dynaſtien« wird dieſer Troſtſchreiben des ſterbenden Alexander's an ſeine Mutter ausdrücklich gedacht, und derſelbe Rath, den hier Alexander ſeiner Mutter ertheilt, um ſie zu tröſten (nämlich ein großes Gaſtmahl zu veranſtalten, dem aber nur vollkommen Glückliche beywohnen dürfen), wird mit demſelben Erfolge (daß ſich Niemand einfindet) auch bey unſerem Dichter am Ende des erſten Schreibens erwähnt (ſ. *Abul-Pharajius*, Hist. Dynastiarum . . . ed. Ed. Pocock, Oxoniae, 1663. 4. p. 62 der latein. Ueberſ.). Deutet dieſes nicht vielleicht auf unmittelbare Benützung orientaliſcher Quellen?

[2]) *Sanchez*, l. c., Tom. I, p. LVII und 99—100.

[3]) S. *Catalogue de la Vallière*, Tom. II, p. 161—164; — und »*Notices et Extraits*, Tom. V, p. 118.

[4]) Wir fanden außer dieſem ſpaniſchen und dem oben angeführten

Digitized by Google

Betrachten wir nun die spanische Kunstpoesie am Schlusse ihres ersten Jahrhunderts (d. i. nach den bisher erwähnten, auf uns gekommenen Denkmälern derselben von der Mitte des zwölften bis in die zweyte Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts), so stellt sich uns auch diese, im gleichen Entwicklungsgange mit allen übrigen abendländischen Literaturen im Mittelalter, bereits in einer dreyfachen epischen Richtung dar. Diese, wie wir glauben, durch unsere bisherige Darstellung hinlänglich erwiesene Thatsache widerlegt von selbst Bouterwek's Behauptung: »daß eine dokumentirte Geschichte der spanischen Poesie noch immer am schicklichsten mit der Erwähnung der literarischen Verdienste des Königs Alfons X. oder des Weisen anfange.« Denn es würde auf diese Weise die spanische Literatur von vorn herein in ein falsches Licht gestellt, und ein wesentlicher Abschnitt, ja die Grundlage ihres Entwicklungsganges, wozu es, wie wir gesehen haben, keineswegs an Dokumenten fehlt, unverantwortlich übersprungen werden, und wir würden daher ohne Noth gegen alle Natur und Analogie, also gewiß nicht am schicklichsten, ihre Geschichte mit einem Zeitraume beginnen, in dem sie bereits in ihr zweytes Stadium, das lyrisch-didaktische, eingetreten war. Dieser Wendepunkt, oder vielmehr das Hinzukommen dieser neuen Richtung, aber wird allerdings am schicklichsten durch Alfons X. bezeichnet. Allgemein bekannt, hinlänglich gewürdigt und wiederholt dargestellt sind die großen Verdienste dieses königlichen Gelehrten um die Literatur seines Vaterlandes; mit vielem Fleiße wurden von spanischen und ausländischen Literatoren seine zahlreichen eigenen oder doch auf seinen Befehl und unter seiner Leitung und Mitwirkung entstandenen Werke verzeichnet*); wir können uns daher hier auf die Erwähnung seines

schottischen Gedichte, das Weber ebenfalls für eine Nachahmung eines französischen hält, in keiner anderen neu-europäischen Sprache eine Bearbeitung dieses Gegenstandes auch nur dem Namen nach erwähnt.

*) Bouterwek (S. 33) führt nur einige derselben, und diese nicht ganz richtig, an; denn irrig ist die Angabe, daß er die Bibel in's Kastilische übersetzen, und eine Paraphrase der biblischen Geschichten hinzufügen ließ; nur die Letztere, und zwar als Anfang einer allgemeinen Geschichte, auf seinen Befehl unternommen, existirt in Handschriften. — Eine genauere und vollständigere Nachricht haben die spanischen Uebersetzer Bouterwek's (p. 122) gegeben. — Man vgl. übrigens außer den älteren bekannten Schriften des Nic. Antonio, Mondejar, José Vargas Ponce u. s. w., noch Sanchez (l. c., Tom. I, p. 148—170); — Rodriguez de

Digitized by Google

unmittelbaren Einflusses auf die Entwicklung der spanischen Kunstpoesie beschränken.

Alfons versuchte sich nämlich auch als Dichter im Lyrischen und Didaktischen. Damals war aber für den lyrischen Ausdruck die kastilische Sprache fast noch ganz ungebildet, denn was etwa in dieser Beziehung die Volkspoesie geleistet hatte, hielt Alfons gewiß unter seiner Würde, nachzuahmen. Die provenzalische Hofpoesie hingegen, die durch Heinrich von Burgund in Portugal eingeführt worden war, wurde gerade zu dieser Zeit auch im ganzen westlichen Theile der Halbinsel, wie schon früher in den östlichen Marken und in Aragonien, die herrschende, wodurch das galicische Romanzo, gleich dem limosinisch-katalonischen (beyde ohnedieß dem provenzalischen näher verwandt, als das kastilische), sich bey weitem mehr, ja vorzugsweise für die Formen der Lyrik, des eigentlichen Elements der Provenzalpoesie, ausgebildet hatte. Galicien war aber seit geraumer Zeit schon mit Kastilien zu einem politischen Ganzen vereint. Wenn man daher diese Verhältnisse richtig ins Auge gefaßt hat, so wird die Erscheinung minder auffallend seyn, daß selbst die kastilischen Dichter jener Zeit ihre lyrischen Gedichte in der galicischen Mundart abfaßten*). In

---

Castro (Biblioteca esp.; Tom. II, p. 625—689); — Mendibil y Silvela (Bibl. selecta de Lit. esp.; Tom. IV, p. 615—624); Ocios de Españoles emigrados (Tom. V, p. 84—94) und Repertorio americano (Londres, 1827. 8. Tom. III, p. 67 sg.).

*) So scheint uns wenigstens die Stelle in dem berühmten Briefe des Marquis de Santillana (bey Sanchez, l. c., Tom. I, p. LVII) erklärt werden zu müssen, in welcher er von der kastilischen Poesie Nachricht gibt, und nachdem er die epischen und didaktischen Gedichte in kastilischer Mundart aufgezählt hat, also fortfährt: »E *despues* fallaron esta arte *que mayor* se llama, é el *arte comun*, creo, en los Reynos de Galicia é Portugal; donde non es de dubdar que el exercicio destas sciencias mas que en ningunas otras regiones ni provincias de la España se acostumbró; en tanto grado que *non ha mucho tiempo qualesquier decidores é trovadores* destas partes, agora *fuesen Castellanos, Andaluces, ó de la Estremadura todas sus obras componian en lengua Gallega ó Portuguesa.*« Vorzüglich wenn man die nachfolgende Ausführung damit vergleicht, wo er von den galicischen, portugiesischen und kastilischen Dichtern von Alfons dem Weisen bis auf seine Zeit spricht, die aber sämmtlich vorzugsweise lyrische Dichter im Geschmacke der Troubadoure waren, während er den Erzpriester Hita und Ayala (aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert) gleich neben dem »Libro de Alexandre« und den »Votos del Pavon« aus dem dreyzehnten Jahrhundert) genannt hatte. So scheint sich auch

Digitized by Google

der That sind auch die lyrischen Gedichte, von denen man mit Gewißheit sagen kann, daß sie Alfons selbst verfaßt habe, in der galicischen Mundart geschrieben [1]).

Bey weitem wichtiger für die Geschichte der kastilischen Poesie wäre ein anderes Werk dieser Gattung, das unter dem Titel: »el Libro de las Querellas«, bekannt ist, und wovon man insgemein ebenfalls Alfons für den Verfasser hält, wenn sich nur mehr als zwey Oktaven davon erhalten hätten, und wenn sich überhaupt für Alfonso's Autorschaft eine zuverlässigere Quelle finden ließe, als die vage Notiz bey D. José Pellicer (in dessen »Informacion de la casa de Sarmiento«, Fol. 22), die doch alle Anderen nur nachschrieben.

Dieses Klaggedicht des alten, verlassenen Königs über die Untreue seiner Vasallen ist in kastilischer Sprache und in jenem Versmaße, das die Spanier »Coplas de arte mayor« nennen, geschrieben. Aber eben die innere Vortrefflichkeit der Sprache und des Versbaues, und der große Unterschied zwischen diesem und anderen, unbezweifelt aus dieser Zeit stammenden Gedichten machen die Annahme Alfonso's als Verfassers höchst verdächtig [2]).

---

der Streit zwischen Sanchez und Sarmiento über das höhere Alter der galicischen oder kastilischen Poesie am besten ausgleichen zu lassen (s. Sanchez, l. c., p. 132 sg. und p. 192 sg.).

[1]) Nämlich seine »Cántigas«, die Nic. Antonio unter dem Titel anführt: De los loores y milagros de nuestra Señora. Mehrere Handschriften davon haben sich erhalten (s. *Rodriguez de Castro*, l. c., p. 631 sg., woselbst auch, so wie in: *Papebroch*, acta vitae S. Ferdinandi. Antverpiae, 1684. 4. p. 321 sqq.; — *Terreros y Pando*, Paleografia esp., p. 72 sg.; — und *Ortiz de Zuñiga*, Anales de Sevilla; p. 116 sg., ansehnliche Proben davon mitgetheilt sind) In der spanischen Uebersetzung Bouterwek's ist (Kupfertafel 2) ein Facsimile des toledanischen Codex dieser »Cántigas« gegeben. Daß Alfons aber früher auch andere, weltliche Gedichte verfaßt habe, geht aus einer Stelle des Prologs zu diesen »Cántigas« hervor, indem er sagt:

. . . . . é ar
Querreime leixar de trobar de si
Por outra dona, *é cuid á cobrar*
Por esta quant en as outras perdi.

Diese scheinen aber verloren gegangen zu seyn.

[2]) Quintana (Poesias sel. castell.; Introd., p. XXV) sagt davon im Vergleiche mit anderen Gedichten derselben Zeit: »Parece que hay la diferencia de un siglo entre versos y versos, entre lengua y lengua y lo mas raro es que para encontrar coplas de arte mayor que tengan igual merito asi en la diccion como en la cadencia, es preciso saltar casi otros dos siglos, y buscarlas en Juan de Mena.« Fast in

Digitized by Google

Mit etwas mehr Wahrscheinlichkeit wird diesem Könige ein didaktisches Gedicht über die Kunst, Gold zu machen, unter dem Titel: »Libro del Tesoro ó del Candado«, beygelegt [1]). Es ist ebenfalls in der kastilischen Mundart und zum Theil in demselben Versmaße, wie das vorhergehende, zum Theil in achtsylbigen Versen abgefaßt, übrigens durch Bouterwek schon bekannt und beurtheilt.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß der unmittelbare Einfluß Alfonso's durch seine eigenen Dichtungen auf die Entwicklung der kastilischen Poesie nicht allzuhoch anzuschlagen sey; daß ihm aber dennoch höchst wahrscheinlich das Verdienst gebühre, einer der Ersten durch die Einführung und den bestimmteren und regelmäßigeren Gebrauch kürzerer Versmaße, neben dem bis dahin fast allein herrschenden, schwerfälligen Alexandriner, die kastilische Dichtkunst bereichert, und ihre Tauglichkeit zum lyrischen Ausdruck vorbereitet zu haben [2]). Ueberhaupt wird man ihn als Dichter nur dann richtig würdigen und im Verhältnisse zur Dichtkunst Kastilien's ihm die rechte Stelle anweisen, wenn man ihn als Vorläufer jener Periode betrachtet, in welcher unter Johann II. die provenzalische Hofpoesie auch in Kastilien die herrschende wurde, für die er, außer den oben berührten örtlichen und zeitlichen Verhältnissen, schon durch seinen hohen Standpunkt eine besondere Vorliebe bekommen mußte, und daher nicht nur durch seine eigenen Gesänge in galicischer Mundart ihr Eingang in seinem Vaterlande zu verschaffen suchte, sondern auch durch die vielen an seinen Hof berufenen und von ihm besonders begünstigten Troubadoure dahin zu wirken strebte, weßhalb er auch von diesen als einer ihrer vorzüglichsten Gönner vielfach gefeyert wurde [3]).

---

allen Sammlungen spanischer Gedichte sind die beyden, einzig bekannten Strophen dieses Gedichtes abgedruckt.

[1]) Zuerst ganz herausgegeben von Sanchez (l. c., Tom. I, p. 152—159), und nach diesem in Schubert's Bibliotheca castell.; Tom. I, p. LVII—LXIII, und auch in der span. Uebers. Bouterwek's, p. 124—129.

[2]) Vgl. *Martinez de la Rosa*, obras lit.; Tom. I, p. 162—163. — In dem diesem Könige gewidmeten Artikel der Erschen Encyklopädie wird er gar schlechtweg »der erste Dichter in kastilischer Sprache« genannt. — Auch wird ihm da noch das »Poema de Alejandro« zugeschrieben u. s. w., wie denn überhaupt der Theil dieses Artikels, in welchem von der literarischen Wirksamkeit Alfonso's gehandelt wird, noch nach älteren, unkritischen Hülfsmitteln gearbeitet, und daher fast ganz unbrauchbar ist.

[3]) Vgl. Sanchez, l. c., p. 168—170; — Diez, die Poesie

Doch fanden dieſe Beſtrebungen und ſelbſt das eigene Beyſpiel des Königs in jener Zeit noch wenig Anerkennung und Nachahmung in Kaſtilien, und es verfloß noch über ein Jahrhundert, bis die lyriſche Richtung, nach dem Muſter der provenzaliſchen Hofpoeſie, auch hier die vorherrſchende wurde, theils weil eben damals die kaſtiliſche Sprache noch zu wenig dazu vorbereitet war, und die Dichter dieſes Kreiſes ſich noch lange Zeit einer fremden Mundart nothgedrungen bedienten, daher ihr Geſang für das Volk immer etwas Fremdartiges blieb, ja vielleicht ſogar den eiferſüchtigen Stolz des in Bezug auf Galicien politiſch höher geſtellten Kaſtiliers beleidigte; theils weil dieſe Richtung weder in dem überwiegenden Genius eines Einzelnen, noch in dem tonangebenden Beyſpiel eines glänzenden Hofes bisher einen Mittelpunkt gefunden hatte; denn weder als Dichter noch als König konnte Alfons dafür gelten *). Aber in anderer Beziehung ſcheint das Beyſpiel dieſes Königs erfolgreicher geworden zu ſeyn, indem nämlich von dieſer Zeit an kaſtiliſche Könige, Prinzen aus königlichem Geblüte und Große des Reiches es nicht unter ihrer Würde hielten, ſich als Schriftſteller zu ver-

der Troubadours, S. 61 u. 75 ff.; und deſſen: Leben und Werke der Troubadours. Zwickau, 1829. 8. S. 331, 482, 518, 572, 581 und 591.

*) Daher kann man zwar durch Alfons die erſten Anklänge jener erſt ſpäter ſich entwickelnden lyriſchen Kunſt- und Hofpoeſie in der Geſchichte der kaſtiliſchen Dichtkunſt bezeichnen; aber für einen Dichter, durch deſſen Wirkſamkeit eine neue Epoche begründet wurde, kann er durchaus nicht gelten. Wir können eben ſo wenig Maury's Abtheilung billigen, der mit Alfons die erſte Epoche der älteren kaſtiliſchen Poeſie ſchließt (Espagne poëtique. Paris, 1826. 8 Tom. I, p. 49—50); denn der Geiſt derſelben blieb bis auf die Zeiten Johann's II. im weſentlichen derſelbe, wenn auch ſchon früher einzelne Verſuche die erſt in dieſer Zeit wirklich eintretende Umgeſtaltung desſelben vorbereiteten und andeuteten. — Die ſpaniſchen Ueberſetzer Bouterwek's ſuchen hier die Behauptung des Letzteren, »daß die Geſchichte der ſpaniſchen (richtiger: kaſtiliſchen) Poeſie bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts arm an Dichternamen ſey«, in einer eigenen Anmerkung (J) zu widerlegen, in welcher ſie die kataloniſchen und aragoniſchen Troubadoure aufzählen, die im dreyzehnten Jahrhundert blühten; allein da von dieſer in einer Geſchichte der kaſtiliſchen Poeſie nur in ſo ferne die Rede ſeyn kann, als ſie einen mittelbaren Einfluß auf die Umgeſtaltung derſelben übten, dieſer ſich aber erſt in den Zeiten Johann's II. in ſeiner vollen Wirkung zeigt, ſo hielten wir es für zweckmäßiger, die Erwähnung dieſer von Bouterwek ganz mit Stillſchweigen übergangenen Dichter als Einleitung zur zweyten Epoche aufzuſparen.

Digitized by Google

ſuchen, und öffentlich als Dichter aufzutreten. Schon Alfonſo's Sohn und unmittelbarer Nachfolger, der kriegeriſche Sancho IV., el Bravo, ſonſt ganz das Gegentheil ſeines Vaters und deſſen ärgſter Feind, ahmte doch hierin denſelben nach, daß auch er als Schriftſteller ſich verſuchte. Er vollendete i. J. 1293 (era de 1331), alſo zwey Jahre vor ſeinem Tode, ein moral-philoſophiſches Werk, das in 49 Kapiteln Lebensregeln für ſeinen Sohn, König Ferdinand IV., el Emplazado, enthält [1]). Den Sohn des Letzteren, Alfons XI., el Bueno, hält man insgemein für den Verfaſſer einer Reimchronik in ſpaniſcher Sprache; wenn aber auch dieſe Annahme ſehr zu bezweifeln iſt [2]), ſo gebührt ihm doch unſtreitig das Verdienſt, die Abfaſſung mehrerer Werke in kaſtiliſcher Proſa veranlaßt, und ſo zur Ausbildung der Landesſprache beygetragen zu haben. Auch jener Juan de la Cerda, den der Marques de Santillana in ſeinem berühmten Briefe unter den kaſtiliſchen Dichtern, die auf Alfons den Weiſen folgten, zuerſt nennt, dürfte nach Sanchez (l. c., Tom. I, p. 177—178) wahrſcheinlicher Annahme ein Abkömmling dieſes Königs von deſſen

---

1) S. *Rodriguez de Castro*, Bibliot. esp., Tom. II, p. 725—729. Dieſes Werk, das nur handſchriftlich exiſtirt, hat den Titel: Castigos para bien vivir ó documentos que dió el Rey D. Sancho el Bravo á su hijo el Rey D. Fernando el IV. — In dem erſt angeführten Werke hat de Caſtro, nach einer Handſchrift der Eſcurial-Bibliothek, den Inhalt ſämmtlicher Kapitel verzeichnet, und eines ganz zur Probe mitgetheilt. Er urtheilt davon alſo: »Es obra de filosofia moral: está escrita en estilo sencillo, y confirmada toda su dotrina con textos de la sagrada Escritura, y autoridades de los SS. Padres y Doctores de la Iglesia, y las de filósofos antiguos.«

2) Vgl. Sanchez. l. c., Tom. I, p. 171—177, der, weit kritiſcher als Nic. Antonio und Sarmiento, den Urſprung dieſer falſchen Annahme ſehr wahrſcheinlich macht. Eben da, ſo wie in Schubert's Biblioth. castell., Tom. I, p. LXVIII—LXXIII, und in der ſpaniſchen Ueberſ. Bouterwek's (Nota K, p. 131—134), ſind die allein davon bekannten und zuerſt von Argote de Molina in ſeiner »Nobleza de Andalucia« (Lib. 2, c 74) mitgetheilten 34 Coplas, die eine Beſchreibung eines von den Truppen Alfonſo's XI. gegen die Mauren erfochtenen Sieges enthalten, abgedruckt. Sollte aber nicht gerade der Versbau derſelben (vierzeilige Strophen »de Redondilla mayor« mit Wechſelreimen) und der ungekünſtelte, anmuthigleichte Vortrag ſie eher als ein Bruchſtück eines Romanzen-Cyclus charakteriſiren? — Doch hält auch Sanchez ſie vor dem funfzehnten Jahrhundert abgefaßt, und deßhalb allein ſchon für ſehr beachtenswerth. — Ueber die auf Alfonſo's XI. Befehl verfaßten proſaiſchen Werke vgl. Bouterwek, S. 35—36.

Digitized by Google

älterem Sohne, Don Fernando de la Cerda, seyn, und um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gelebt haben, wiewohl sich keine weitere Nachricht über ihn sonst irgendwo findet. Bey weitem aber überragt sie alle durch seine schriftstellerische Thätigkeit und seinen literarischen Einfluß der Infant D. Juan Manuel (st. 1347), ebenfalls ein Abkömmling Ferdinand III. (des Heiligen) von Kastilien. Leider ist nur ein einziges Werk desselben, und zwar erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, durch den Druck bekannt gemacht worden, aber eben in der diesem Werke vorgesetzten Biographie dieses Prinzen gibt uns der gelehrte und selbst als Dichter bekannte Herausgeber, Argote de Molina, Nachricht von den übrigen zahlreichen Werken desselben in gebundener und ungebundener Rede, die nur um so mehr bedauern läßt, daß für die Sittengeschichte und Literatur Spanien's so kostbare Denkmäler, wie so viele andere, durch eine unbegreifliche Vernachlässigung noch bis jetzt verschlossene Schätze geblieben, ja vielleicht gänzlich untergegangen sind. Dieses einzige uns erhaltene Werk ist der »Conde Lucanor« [1]), und obwohl es durch Bouterwek, Sismondi und erst jüngst noch durch Hrn. Langerhans [2]) auch unter uns bekannter geworden ist, so dürfte es doch nicht ganz überflüssig seyn, ein paar ergänzende und berichtigende Bemerkungen hinzuzufügen. Bouterwek scheint uns überhaupt den Charakter und das Verhältniß dieses Buches zu der nationalen und übrigen gleichzeitigen Literatur nicht gehörig gewürdigt zu haben. Denn wenn er (S. 37) sagt: »So viel gesunden praktischen Verstand, und eine so anspruchlose Charakterwürde, eingekleidet in eine so einfache, zwar altfränkische, aber nichts weniger als geistlose Form, sollte man in einem spanischen Buche aus dem vierzehnten Jahrhunderte nicht suchen.... Aber auch nicht eine Spur von romanesker Exaltation zeigt sich in dem Grafen Lucanor. In jedem Zuge verräth das Buch den ritterlichen Weltmann und

[1]) Sevilla 1575 und Madrid 1642. 4. Beyde Ausgaben gehören selbst in Spanien unter die Seltenheiten. Wir haben ein der k. k. Hofbibliothek gehöriges Exemplar der letzteren Ausgabe vor uns.

[2]) In dessen: Blumenlese aus der klassischen span. Lit. des Mittelalters. Wien, 1829. 8. S. 172 ff. — Wegen biographisch-literarischen Nachrichten über den Infanten D. Juan Manuel und dessen Werke verweisen wir auf dieses Buch und die obengenannten Gelehrten diejenigen unserer Leser, denen die Quelle selbst, die Ausgabe des »Conde Lucanor« vom Argote de Molina nicht zugänglich seyn sollte. — Vgl. auch *Capmany*, Teatro hist.-crit. de la Elocuencia esp., Tom. I, p. 33—49, und *Mendibil* y *Silvela*, Biblioteca selecta de lit. esp., T. I, p. XCIII, und Tom. III, p. XXXVI—XXXIX.

Digitized by Google

Menſchenkenner ohne Schwärmerey«, ſo ſtimmen wir zwar dem letzteren Urtheile vollkommen bey; aber den Ausdruck: »altfränkiſche Form«, können wir in keiner Beziehung gelten laſſen, da dadurch die Entſtehung und die Verbindung dieſes Werkes mit der Zeitrichtung ganz irrig bezeichnet würde. Etwas näher iſt Sismondi (S. 91 der deutſchen Ueberſetzung) dem richtigen Standpunkte gekommen, wenn er den Grafen Lucanor mit dem Decameron in Parallele bringt, wiewohl auch er den gemeinſamen Urſprung beyder Werke und ihr faſt gleichzeitiges Erſcheinen als den Ausdruck einer beſtimmt ausgeſprochenen Richtung der Zeit nicht einmal andeutet. Wir meinen nämlich jenes allmälige Eindringen und Aufnehmen orientaliſcher Stoffe und Formen in die abendländiſche Literatur. Denn ſchon ein paar Jahrhunderte früher hatte ſich jene morgenländiſche Form: eine Reihe von Apologen, Mährchen und Erzählungen in einen Rahmen zuſammenzufaſſen und zur Einkleidung von abſtrakten Klugheits- oder Weisheitsregeln zu benützen, durch Vermittlung der vorderaſiatiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Sprachen aus ihrem Stammlande Indien einen Weg nach Europa gebahnt (Pantscha-Tantra; Sendebar) [1]). Die Kreuzzüge hatten natürlich viel zur weiteren Verbreitung in den Landesſprachen beygetragen, und wir ſehen Einzelnes häufig benützt und nachgeahmt von den Trouverren. Schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ſchrieb ein getaufter Jude in Spanien (Petrus Alfonsi, Disciplina clericalis. 1106) eine ähnliche Sammlung, dem Inhalt und der Form nach ganz nach orientaliſchen (zunächſt arabiſchen) Muſtern, die etwa ein Jahrhundert ſpäter zweymal in das Nordfranzöſiſche überſetzt wurde (Le Castoiement d'un père à son fils). Um dieſelbe Zeit, oder noch früher, und ebenfalls bey den Nordfranzoſen erſchien der berühmteſte abendländiſche Fabel-Cyclus: »Le Roman du Renard,« offenbar, was die Form betrifft, den Fabeln des Bidpai nachgebildet [2]). Im vierzehnten Jahrhundert wurde ſogar auf der

[1]) Vgl. Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters, Thl IV, S. 185—221; — Görres, die deutſchen Volksbücher, S. 134 ff.; — *Weber*, metrical Romances. Edinburgh, 1810. 8. Vol. I, Introduction, p. LVII; — *Ellis*, Specimens of early engl. metrical Romances. London, 1811. 8. Vol. III, p. 3 sqq.; — und Göttinger Anz., 1830, St. 170—172, S. 1700 ff.

[2]) Vgl. über dieſes Gedicht und die zahlreichen ſpäteren Bearbeitungen und Nachbildungen deſſelben: Fables inédites des XIIe, XIIIe et XIVe siècles.... par *Robert*. Paris, 1825. 8. Tom. I, p. CXX—CLII.

Digitized by Google

Kanzel von dieſer Lehrweiſe häufig Gebrauch gemacht, und es entſtanden eigene Sammlungen zu dieſem Behufe (eine der früheſten die bekannten Gesta Romanorum) in lateiniſcher Sprache. Es war daher nur eine natürliche Wirkung dieſes beſtimmt ausgeſprochenen Zeitgeſchmackes und eine wahre Befriedigung eines allgemeinen Bedürfniſſes, wenn noch in demſelben Jahrhundert, kurz nach einander und in verſchiedenen Ländern Männer von Geiſt und Talent auch in den Landesſprachen und zur Erreichung moraliſch-politiſcher Zwecke, ja ſelbſt zur bloßen Unterhaltung und oft frivolen Kurzweil der Hörluſtigen, ſich in dieſer urſprünglich morgenländiſchen Form verſuchten, und ſo eine eigene, noch bis auf den heutigen Tag beliebte Gattung belehrender Unterhaltungsſchriften der abendländiſchen Literatur einbürgerten. Dieß ſcheint uns der gemeinſame Urſprung des »Conde Lucanor«, des »Decamerone« und der »Canterbury Tales« zu ſeyn. Mit welchem Beyfall und Erfolge dieſe Werke aufgenommen wurden und fortgewirkt haben, zeigt die zahlloſe Reihe von Nachahmungen in allen Sprachen des gebildeten Europa, deren doch keine je die Berühmtheit und bleibende Anerkennung von Boccaccio's oder Chaucer's Werk erreichte. Daß der Conde Lucanor, wahrſcheinlich früher verfaßt als der Decamerone, nicht dieſelbe Berühmtheit außerhalb Spanien, und ſelbſt nicht einmal im Vaterlande erlangte, davon dürfte außer der Verſchiedenheit des Inhaltes beyder Werke auch in äußeren Umſtänden die Urſache zu ſuchen ſeyn. In Spanien ſelbſt nämlich mochte nachtheilig auf die weitere Verbreitung und Nachahmung dieſes Werkes die faſt gleichzeitige Erſcheinung des Ahnherrn von dem jüngſten Cyclus der Ritterromane, der Amadisse, wirken, welche bald die ausſchließenden Lieblingsbücher des leſenden Theils der Nation wurden, und alle andern Formen der Unterhaltungslectüre in den Hintergrund drängten, während in Italien die älteren Ritterromane aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen bereits den Reiz der Neuheit und in der veränderten Sitte und Denkweiſe den entſprechenden Anklang verloren hatten. Im Auslande wurde aber der Graf Lucanor theils eben deßhalb, als eine vereinzelte Erſcheinung, minder bekannt, theils war auch gerade auf die Erzeugniſſe Italiens die Aufmerkſamkeit aller übrigen Nationen vorzugsweiſe gerichtet, in welchem, außer dem neu erwachten Studium der wieder aufgefundenen Schätze des klaſſiſchen Alterthums, auch die nationale Literatur durch drey der ausgezeichnetſten Geiſter aller Zeiten in ihrer ganzen Glorie ſich entfaltet hatte. Uns aber ſcheint der Graf Lucanor ein für die Literärgeſchichte nicht minder beachtenswerthes Buch zu ſeyn, als der Decameron, welches erſt ſeine

Digitized by Google

rechte Würdigung erhält, wenn man es in Beziehung auf seinen Ursprung und im Verhältnisse zu den übrigen Werken derselben Form betrachtet. Unläugbar schließt es sich durch Ernst und Würde des Vortrages, Unterordnung der unterhaltenden Einkleidung zu Gunsten des Hauptzweckes der Belehrung, sententiöse Wendung und streng moralische Tendenz am nächsten aus allen den orientalischen Mustern, und insbesondere den schon sehr früh in's Spanische übersetzten »Fabeln des Bidpai« (Hitopadesa) [1]) an. Wer konnte auch unmittelbarer aus den Quellen schöpfen, als D. Juan Manuel, der, in vielfacher Berührung mit den spanischen Arabern und ihrer Sprache vollkommen mächtig, Form und Geist des Orients aus lebendiger Anschauung kennen lernte? — Daß wir hier keine bloß plausible Vermuthung äußern, beweist, abgesehen von der Form, auch der Stoff der Erzählungen, wovon ein großer Theil unmittelbar aus maurischen Sagen [2]) oder aus den Schriften der Orientalen [3]) entlehnt ist. Aber nicht bloß in Stoff und Form, selbst im Styl und in der Wortfügung ist der Graf Lucanor nach dem Urtheile des gelehrten Conde [4]) den Schriften der Araber nachgebildet. —

[1]) S. *Sarmiento*, Memor. para la hist. de la Poesia y Poetas Esp., p. 339 sg.; — *J. A. Pellicer*, Ensayo de una Bibliot. de Traduct. Esp. Madrid, 1778. 4. p. 156 sg.; — und *Rodr. de Castro*, Biblioteca Esp. Tom. I, p. 636 — 638.

[2]) Z. B. Cap. 1, 11, 14, 19, 39, 45.

[3]) Von diesen führen wir, außer den Fabeln, nur die an, deren Quellen wir bestimmt nachweisen können, als: Cap. 13 (vgl. 1001 Nacht übers. v. Habicht, v. d. Hagen u. Schall. Breslau, 1825. 12. Thl. I, S. 121 ff. N. 14, Gesch. des Scheich Schahabeddin, nach den türk. sieben weisen Meistern); — Cap. 24 (vgl. eben da, S. 145 ff., der Gärtner, sein Sohn u. der Esel, nach den türk. sieben weisen Meistern); — Cap. 29 (vgl. eben da, Thl. 4, S. 51 ff., Geschichte des fünften Bruders des Barbiers; und *Calila et Dimna*... publ. par *Silvestre de Sacy*. Paris, 1816. 4. Chap. X, le Moine et la Belette, p. 216 — 219 des arabischen Textes. Auch die Vorbilder von Lafontaine's berühmter Fabel: La Laitière et le Pot au lait); — Cap. 37 (vgl. *Cardonne*, Mélanges de lit. orient. Tom. I, p. 78 sqq., nach dem Arab. des Ahmed Ben Arabschah; und *Petrus Alfonsi*, disciplina clericalis; ed. F. W. V. *Schmidt*. Berlin, 1827. 4. Nr. II u. III, nebst den trefflichen Anm. des gelehrten Herausgebers); — Cap. 40 (vgl. Cardonne, l. c., p. 68 nach Ibn Arabschah; und Schmidt's Rec. von Dunlop's hist. of fiction in diesen Jahrbüchern, Bd. 26, S. 41); — Cap. 46 (vgl. Schmidt's Anm. zur Disciplina cler., XIX, S. 141 — 142). Von vielen anderen ist derselbe Ursprung höchst wahrscheinlich.

[4]) Historia de la dominacion de los Arabes en España. Tom. I, Prólogo, p. XX.

Digitized by Google

Andererseits sind in diesem Buche mehrere Erzählungen, die sich schon in älteren oder gleichzeitigen Dichtungen des Abendlandes finden, und auf eine gemeinsame Quelle hinweisen, und manche gingen unmittelbar aus demselben in spätere abendländische Werke der Art über *); es bildet daher recht eigentlich das Mittelglied zwischen den morgen- und abendländischen, und nimmt schon deßhalb eine bedeutendere Stelle und eine größere Beachtung der Literatoren in Anspruch, als ihm bisher geworden zu seyn scheint. Wir übergehen Don Juan Manuel's große Verdienste um die Ausbildung des kastilischen Idioms, dessen Graf Lucanor Männer, wie Argote de Molina, Capmany u. s. w. in Rücksicht auf Reinheit und Zierlichkeit der Sprache für eines der vorzüglichsten Werke jener Zeit erklärt haben; wir müssen es Anderen überlassen, ihm das verdiente Lob zu spenden, daß, wenn er nachgeahmt, er immer auch verbessert habe, da die Belegung dieses Urtheils uns hier zu sehr ins Einzelne führen würde; aber über ihn als Dichter in gebundener Rede müssen wir noch ein paar Worte hinzufügen, theils um einen so merkwürdigen Beytrag zur Geschichte der spanischen Metrik nicht unbeachtet zu lassen; theils um einen von Bouterwek und dessen Uebersetzern, so wie von den meisten übrigen, selbst spanischen, Literatoren begangenen Irrthum zu berichtigen. Leider sind die Gedichte dieses Prinzen (el Libro de los Cantares), die zur

*) Vgl. z. B. Langerhans, l. c., S. 172 und 204; Cap. 7, mit Stricker's Pfaffen Amys (im Kolocsaer Codex altdeutscher Gedichte. Pesth, 1817), Vers 509—804; — Cap. 48 (dieselbe Erzählung findet sich auch in dem altdeutschen Gedichte: Salomon und Morolf, in Hagen und Büsching, deutsche Ged. des Mittelalters, Thl. I, S. 55—56, V. 917—1008, und S. 95. Vielleicht schopfte auch unser Spanier aus derselben Quelle) mit: La vida y fabulas del clarisimo y sabio fabulador *Ysopo* etc. — Anvers, en casa de Juan Steelsio. S. A. 12mo fabulas colectas, del diablo, y de la mala vieja. XVII, fol. 128 vo (eine ähnliche Bearbeitung, wie unsere Steinhöwel'sche, der im Mittelalter unter dem Namen des Aesop beliebten lateinischen Fabelsammlungen, in welche, wie Schmidt in seiner Ausgabe der »Disciplina clericalis« ganz richtig vermuthet, auch mehrere Erzählungen aus dem Petrus Alfonsi aufgenommen sind. In der oben angeführten Ausgabe befindet sich auch u. d. T.: Exemplario, eine spanische Nachbildung der Fabeln des Bidpai. Vgl. auch: Fables inédites des XIIe, XIIIe et XIVe siècles... par *Robert*. Paris, 1825. 8. Tom. I, p. CLIX und CCVII) und mit Herolt (Discipulus), Sermo 96 de tempore u. s. w. — Daß Calderons Schauspiel: El Conde Lucanor, nichts als den Namen mit unserem Buche gemein habe, hat schon Schmidt bemerkt (in diesen Jahrbüchern, Bd. 17, Anzeigebl. S. 27).

Digitized by Google

Zeit des Argote de Molina noch im Kloster zu Peñafiel handschriftlich aufbewahrt wurden, seitdem verloren gegangen, was um so mehr zu bedauern ist, da sich, wie Bouterwek ganz richtig bemerkt, aus den Worten des Argote de Molina [1]), der sie herauszugeben Willens war, vermuthen läßt, daß sie nicht bloß in Alexandrinern, sondern auch in verschiedenen kürzeren Versarten abgefaßt waren, und daher gewiß sehr interessante Aufschlüsse über die kastilische Lyrik und Metrik jener Zeit gewähren würden. So sind wir denn freylich in dieser Rücksicht allein auf die versifizirten Sprüche im Grafen Lucanor selbst angewiesen, als die einzigen uns erhaltenen Ueberreste in gebundener Rede aus der Feder dieses Prinzen. Allerdings ein schwacher Ersatz! denn sie bestehen meist nur aus zwey, höchstens aus vier Versen; aber doch gewähren sie, zusammengehalten mit der oben ausgesprochenen Vermuthung, das für die Geschichte der spanischen Metrik nicht unwichtige Resultat: daß schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts neben dem herrschenden Gebrauch des Alexandriners auch kastilische Kunstdichter sich in kürzeren, verschiedenartigen Versmaßen versuchten, nicht ohne wahrscheinlichen Einfluß der Volkspoesie auf die Kunstpoesie und vorbereitend die zweyte, vorzugsweise lyrische Epoche der kastilischen Dichtkunst [2]). Wir haben diese Sprüche die einzigen,

[1]) In dem schätzbaren Anhange zu seiner Ausgabe des »Conde Lucanor« (Discurso sobre la Poesia Castellana contenida en este libro, p. 127 sg.), sagt er nämlich davon: .... »en el libro que Don Juan Manuel escrivió *en Coplas y Rimas* de aquel tiempo-«

[2]) Diese Sprüche sind nämlich, außer in Alexandrinern, auch in eilfsylbigen (endecasilabos; wohl das früheste, höchst merkwürdige Beyspiel dieser erst im sechzehnten Jahrhundert nach italienischen Mustern als neu eingeführten und vorherrschend gebrauchten Versart) und zwölfsylbigen (versos de arte mayor) Versen und in Redondilien abgefaßt (vgl *Argote de Molina*, l. c.; und *Martinez de la Rosa*, obras lit., Tom. I, p. 166 — 167). Der Gebrauch dieser letzteren, recht eigentlich volksmäßigen Versart und die analoge Bildung dieser Sprüche nach den im Munde des Volkes gangbaren Sprichwörtern (daher Sanchez, l. c., Tom. IV, prólogo, p. XI, sogar davon sagt: »apenas pueden llamarse poesias, *sino sentencias rimadas á manera de refranes*«) beweisen doch wohl unläugbar den Einfluß der Volkspoesie auf die Kunstdichter, und geben einen merkwürdigen Beleg zu der schon einmal berührten Behauptung Sarmiento's und eines neueren spanischen Kritikers, die in den Sprichwörtern den Ursprung der spanischen Metrik entdeckt haben wollen (s. *Sarmiento*, l. c., p. 171 — 178 et passim; — und *Ocios de Españoles emigrados*, Tom. IV, p. 208 — 219).

Digitized by Google

unbezweifelt ächten, auf uns gekommenen Ueberreste von den Gedichten des Infanten D. Juan Manuel genannt; denn die von Bouterwek und den meisten übrigen, selbst spanischen Literatoren ihm beygeschriebenen Romanzen und kleineren Gedichte im Cancionero general und Cancionero de Romances sind nicht von diesem Prinzen, sondern, wie schon die Sprache zeigt, von einem portugiesischen Dichter aus dem letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts, gleichfalls mit Namen D. Juan Manuel, und ebenfalls aus königlichem Geblüte stammend [1]). Wir können daher die Behauptung, daß der Verfasser des Grafen Lucanor auch auf die Ausbildung der lyrischen Kunstpoesie einen bedeutenden Einfluß geübt, und zu ihrer eigenthümlichen Entwicklung unter der Regierung König Johann's II. als Hofpoesie unmittelbar beygetragen habe [2]), bey dem Mangel an Dokumenten nur als eine höchst wahrscheinliche Vermuthung gutheißen.

Zum Theil werden wir für den Verlust der Gedichte des Infanten D. Juan Manuel durch den Besitz des Werkes eines seiner Zeitgenossen und mit ihm in mehr als einer Rücksicht durch gleiche Richtung, Form und Inhalt verwandten Dichters entschädigt, dessen Erhaltung und Bekanntmachung wir abermals dem unermüdlichen Eifer des trefflichen Sanchez verdanken.

---

1) S. über diesen Letzteren: *Barbosa Machado*, Bibliotheca Lusitana. Lisboa, 1747. Fol. Vol. II, p. 688, und *Ferreras*, hist. générale d'Espagne, trad. par d'*Hermilly*. Paris, 1751. 4. Tom. VIII, p. 182, 191 — 192 und 199; — vgl. auch: *Böhl de Faber*, Floresta de rimas antiguas castellanas; Tom. I, S. 1 der deutsch. Anm. — Selbst der gelehrte Clemencin verwechselt diesen Dichter in seiner trefflichen Denkschrift auf die Königin Isabella und ihr Zeitalter mit einem späteren D. Juan Manuel, dem bekannten Günstlinge Philipp's I. von Kastilien und Erzherzogs von Oesterreich (s. Memorias de la real Academia de la Historia. Tom VI, p. 404). — Wie frühzeitig derley Verwechslungen geschahen und um wie viel schwerer es daher den Späteren ist, sich vor Irrthümern zu bewahren, zeigt z. B. eben die von Bouterwek angeführte und irrig dem Infanten D. Juan Manuel beygeschriebene Romanze des oben genannten portugiesischen Dichters (bey Böhl de Faber, l. c., Nr. 131), die schon i. J. 1516 in die Gedichtsammlung des Juan del Enzina fälschlich aufgenommen wurde (Cancionero de J. del Enzina. Zaragoza, 1516. fol. Fol. XCI v°, nebst einer anderen Romanze; beyde aber finden sich nicht in der älteren Ausgabe: Salamanca, 1509. Fol), was selbst einen so gelehrten und umsichtigen Kritiker, wie Martinez de la Rosa, irre geführt hat (l. c., Tom. I, p. 203).

2) *Mendibil* y *Silvela*, l. c., Tom. III, Discurso preliminar, p. XXXVI — XXXVII.

Dieser höchst merkwürdige Mann hieß Juan Ruiz, bekannter unter dem Namen des Erzpriesters von Hita (Joan Rois, Arcipreste de Fita, wie er sich selbst nennt). Das Wenige, was der gelehrte Sanchez über dessen Lebensumstände herausbringen konnte, beschränkt sich darauf, daß er wahrscheinlich zu Guadalajara oder Alcalá de Henares gegen den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts geboren wurde, bereits Erzpriester in dem Flecken Hita (fünf Meilen von Guadalajara) war, als er auf Befehl des Kardinals D. Gil de Albornoz, damals Erzbischofs von Toledo, in letzterer Stadt zwischen 1337 und 1350 wegen Verläumdungen und falschen Zeugnissen, wie er wenigstens behauptet, in gefänglicher Haft gehalten wurde, wie Cervantes, während dieser Zeit seine Gedichte verfaßte (1343, era de 1381 nach der Handschrift von Salamanca), und etwa um das Jahr 1351 starb *). So hat die spanische Literatur demselben Zufalle, der die erste Veranlassung zur Abfassung des unvergleichlichen Don Quixote wurde, ein für seine Zeit nicht minder merkwürdiges Werk zu danken; welche Vielen gewagt scheinende Behauptung wir am besten zu rechtfertigen glauben, wenn wir einen möglichst gedrängten und doch vollständigen Auszug aus den Dichtungen unseres Erzpriesters, nebst Nachweisung der von ihm wahrscheinlich benützten Quellen, hiehersetzen; um so mehr, da diese Dichtungen offenbar ein, wenn auch oft nur lose zusammenhängendes Ganzes bilden, und nur von diesem Standpunkte aus erst ihre richtige Würdigung erhalten, die ihnen weder Bouterwek, der nicht einmal die vollständige Ausgabe von Sanchez kannte, und nur nach dem von Velazquez im Auszuge mitgetheilten Bruchstück

*) Das Werk dieses Dichters füllt den ganzen vierten Band von Sanchez oft angeführter Sammlung (Poesias del Arcipreste de Hita), der es nach drey Handschriften herausgab, die es aber leider nicht vollständig enthielten, und was noch mehr zu bedauern ist, unterdrückte der Herausgeber aus zu großer Aengstlichkeit mehrere Stellen, die, wie er selbst sagt, gerade zu den anziehendsten und ergötzlichsten gehörten (»hemos suprimido una poesia entera, y varios pasages, no los menos festivos é ingeniosos«). — Wir haben zwar im Texte das Jahr der Abfassung nach der Annahme des Sanchez angegeben, der hierin der Handschrift von Salamanca folgt, die überhaupt seiner Ausgabe zum Grunde liegt; müssen aber gestehen, daß wir von seinen Gründen nicht ganz überzeugt sind, vielmehr die Angabe der beyden anderen, offenbar älteren Handschriften (Cod. de Toledo, von welchem die span. Uebersetzer Bouterwek's ein Facsimile geben, und Cod. de Gayoso), nämlich das Jahr 1330, era de 1368, für die richtigere halten.

urtheilte, noch viel weniger seine Nachfolger, und selbst nicht einmal die spanischen Uebersetzer desselben, die sich begnügten, einige Stellen aus Sanchez Einleitung abzuschreiben, haben angedeihen lassen *).

(Der Schluß folgt.)

Art. X. 1) Bayerns alte Grafschaften und Gebiete, als Fortsetzung von Bayerns Gauen urkundlich und geschichtlich nachgewiesen von Karl Heinrich Ritter von Lang. Nürnberg, bey Riegel und Wießner, 1831.

2) Herzog Luitpold. Gedächtnißrede zum zwey und siebenzigsten Stiftungstage der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, gelesen am 28. März 1831 durch Joseph Freyherrn von Hormayr zu Hortenburg ꝛc. München, bey Georg Franz, 1831.

3) *Monumentorum Boicorum collectio nova.* Edidit academia scientiarum boica. Volumen II. Pars I. Monachii. Typis, F. G. Cotta, MDCCCXXX. Auf dem zweyten Titel: Volumen XXIX, pars I.

Als Zugabe zu dem im LII. Bande dieser Jahrbücher S. 135 — 165 recensirten Paßauer Codex des Bischofs Otto von Lonsdorf erschien nachträglich:

4) *Commentarius diplomatico-criticus super duplex privilegium austriacum Friderici I. et II. imperatorum, utrumque brevius et longius;* occasione notae, numero CVII codicis pataviensis vol. XXVIII. mon. boic. sect. II. additae, conscriptus; consentiente academia scientiarum boica vulgatus. Monachii, sumptibus academicis, 1831.

5) Der Oberdonaukreis unter den Römern, von Dr. J. N. von Raiser, königl. bayer. Regierungsdirector, Ritter des Civilverdienstordens der bayerischen Krone und korrespondirendem Mitgliede der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in München.

1. »Es kann nicht fehlen, man wird endlich einsehen, daß die Kunde des Ländervereines die Grundlage unserer Lan-

---

*) Bouterwek ist zu entschuldigen, da, wie es scheint, der vierte Band von Sanchez Sammlung sich damals noch nicht auf der Göttinger Bibliothek befand; aber auch sein getreuer Nachbeter, Sismondi, der sich hier von seinem Führer verlassen sieht, jedoch selbst gesteht, daß ihm die Ausgabe von Sanchez zur Hand war, und sich mit einem vornehm absprechenden Urtheile durchzuhelfen sucht? — Freylich fordert ein Werk, wie das unseres Dichters, das, seiner oft dunkeln Sprache, satyrischen Anspielungen, vielfachen Nachahmungen, Einschaltungen und Sprünge wegen, im Zusammenhange aufzufassen keine leichte Arbeit ist, etwas mehr, als »Durchsehen« (S. 97 d. deutsch. Uebers. Anm.)! — Auch an den span. Uebersetzern müssen wir die Unterlassung einer gänzlichen Ueberarbeitung dieses Artikels tadeln.

Digitized by Google

desgeschichten seyn muß,« — sagt der gründliche Wedekind in seinen Noten — und eine solche Grundlage versuchte mit vielem Erfolge der gelehrte Ritter von Lang den Geschichten Bayerns zu unterlegen, folgernd aus der meist auffallenden Aehnlichkeit der spätern Grafschaften mit den ältern Gauen und (manchmal etwas zu starr und zu eigensinnig) nach den Spuren der Bisthumö- und Capitelgränzen. — In der ersten Abtheilung seiner verdienstvollen Arbeit wies er nach, wie der dreyfach verschiedene Stamm des Königreichs, Bayern, Franken und Alemannen (mitten unter ihnen auch große Slaven-Ansiedlungen), sich in Gauen gebildet. — Die gegenwärtige zweyte Abtheilung soll zeigen, wie aus den Grafengeschlechtern dieser Gauen gebietende Häuser mit Erbrecht sich emporhoben, und in welchem Umfange sie bestanden 1180 bey der Aechtung Heinrichs des Löwen und als Otto, der Pfalzgraf von Wittelsbach, das alte Erbherzogthum der Schyren wieder erhielt?

Er beginnt auch mit dieser, wohl der ältesten und glänzendsten Dynastie und deren Besitzthümern. — Aus den Hauptbestandtheilen des Oberdonaugaues (die Besitzungen der Lechsgemünde abgerechnet) ging die Pfalz und Grafschaft Scheyern hervor, aus den gaugräflichen Gütern des Eisengaus die Grafschaft Dachau und die Schirmvogtey Freising; die später erworbenen Güter der gaugräflichen Familie von Semt im Erdinggau bildeten die wittelsbachische Grafschaft Wartemberg; der Güterantheil von der nämlichen Semtischen Familie im Sondergau und Südgau war mit Ebersberg und Fallai das Loos einer Dachauer Nebenlinie zu Grub und Fallai; und im untern Donaugau bestand aus den Bezirken von Straubing und Plattling eine eigene große Grafschaft, genannt an der Aitrach. Sämmtliche diese einzelnen Grafschaften stellten den Umfang der wittelsbachischen Besitzungen dar. — Die Pfalz und Grafschaft Scheyern, vom Lech bey Friedberg bis an die Ilm und Ammer herunterlaufend, — Ingolstadt und Gerolfing wohl schon von den alten Frankenkönigen merowingischen und karlowingischen Blutes für den Seitenzweig der Agilolfinger ausersehen, — Neuburg, der vorzüglichste Platz und auch ein Comitat, 1007: Zell in comitatu Neuburg, und 1006: dum resideret Henricus rex in castello *hereditatis sue* in Neuburg. — Arnulf, des bösen Arnulfs Sohn, sagt die gemeine Meinung, habe Scheyern erbaut 940 (das ist, erweitert, zur Veste erhoben?) — 1113 machten die Schyren, nach dem Beyspiele so vieler Fürsten, ihr Ahnenhaus zum Kloster, 1124 die geistliche Gemeinde von Ufenhofen dahin verlegend, und eine neue Burg erwählend in Wittelsbach bey Aichach in der

Digitized by Google

Donaumark. — Kelheim ist auch ein alter Sitz. — Die Art, die scheyren'schen Ottone zu zählen, ist verdrießlich wegen der Ungleichheit, wie bey den steyrischen Ottokaren. Hund und Lipowsky zählen nur vier, Aventin fünf, Scholliner aber mit vieler Kritik sogar acht. In dem dachauischen Nebenzweige war der Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meran 1181 auf Andechs übergehend. — Zur Grafschaft Dachau gehörte auch das alte Freysinger Bisthum, gegründet auf einer Feste der Agilolfinger Tetrarchen. Zur Ausbreitung und Befestigung des Glaubens haben die Bayerfürsten von jeher großmuthvoll gewirkt, und die Hinneigung zu weltlicher Ausstattung des Clerus ist ihnen theuer genug zu stehen gekommen, die Abreißung von Paßau, Regensburg, Eichstädt, Freysing, Salzburg wirkte auf mehr als ein Jahrtausend nachtheilig für Ausbreitung und Consolidation. Doch blieb Freysing inniger als die andern Stifter Bayern einverwachsen. — Erst 1300 kaufte Bischof Emicho sich los von der Schirmvogtey und Territorialjurisdiction der Herzoge. Als Kanzler und Kapläne der Kaiser erwarben die Freysinger Bischöfe ansehnliches Gut in Oesterreich: Waidhofen an der Yps (bayerisch Waidhofen im Gegensatze des böhmischen), Ulmerfeld, Hollenburg bey Krems, Enzersdorf bey Wien, Rottenfels und Oberwölz in Steyermark, Bischofslack in Krain, Innichen im tyrolischen Pusterthale, eine Missionsanstalt Tassilos für die Carentanerslaven, — den Freysingerhof in Wien mit der uralten Georgenkapelle am Graben, jetzt Trattnerhof, — die wichtige Grafschaft Werdenfels an der Tyrolergränze von den Eschenloher Grafen erkauft. — Häufige Verfälschung in den Freysinger Urkunden und nachlässige Herausgabe durch Meichelbeck. — Haß gegen die Wittelsbacher als unsanfte Schirmvögte. — Otto der Große und seine Witwe Agnes oft auf Wartenberg hausend. — Dieses sowohl als Fallai ein Erbe der Ungerhelden von Semt und Ebersberg. Daß die Gemahlin des ersten Fallaier Otto, Stifters von Bernried, eine Gräfin von Görz gewesen, ist durchaus unerweislich. — Die Fallaier waren nicht nur im Innthal und Pusterthal begütert, sondern auch auf dem Nons (Hormayrs Tyrolergeschichte, Urk.). Arnold von Greifenstein und Mareith, Vogt von Briren, Innichen und Neustift, vom Haus Eppan, hinterließ seinen Schwägern Otto und Conrad von Fallai unläugbar verschiedenes Gut deutscher und welscher Zunge tief im Gebirg. — Die Grafschaft an der Aitrach, der südöstliche Theil des alten Unterdonaugaues (meist am rechten, aber auch am linken Donauufer), war das Besitzthum österreichischer Markgrafen, aus denen Engildeo und Wilhelm unter König Arnulf tragische Geschicke hatten. — Den östlichsten, größern Theil findet

Digitized by Google

man in den Händen der Babenberger, namentlich ihres Ahnen Leopolds des Erlauchten, Plattling am Einfluß der Thar der Hauptsitz, Straubing annoch Kammergut — Arnulfs des Bösen Tochter Judith war die Großmutter Heinrichs des Heiligen und seines Bruders, des Augsburger Bischofs Bruno. — Wohl aus dieser Verwandtschaft besaß der Bischof Straubing mit seiner Umgegend, und reklamirte das von Judith nach S. Emmeran vermachte Aiterhofen. — 1028 schenkte Bruno Straubing seinem Augsburger Domkapitel. — Babenberger und Schyren gränzten hier in einander. — Ganz gewiß geschah hier eine Abtheilung bey der Errichtung des neuen Herzogthums Oesterreich 1156. Seltsam genug, daß weder das größere noch kleinere fridericianische Diplom eine Meldung von den Gränzen des alten und des neuen Herzogthumes macht, und Konrad von Weissenberg, Abt zu Melk, Otto von Freysing und die Oesterreicher Chronik Angaben hierüber liefern, die bereits zwischen Westenrieder und Gemeiner zu lebhafter Entgegnung führten, und in diesen Jahrbüchern (LII. 189—200 und 201), so wie jüngst im Anzeigeblatt unter den Perlen aus den urkundlichen und Handschriftenschätzen Münchens erörtert worden sind.

Erworbener Herzogsdistrikt, altes herzogliches Sondergut mit München als festem Punkt an der Isar, Zoll, Münze und Salzstapel am rechten Isarufer, auch wegen des Zusammenhanges wichtig zwischen den, aus andern Titeln errungenen Grafschaften Ebersberg und Wartenberg westwärts, dann Dachau und Wittelsbach ostwärts.

In der alten Haupt- und Herzogsstadt Regensburg alte Municipalrechte, ein fürstenmäßiger, weitbegüterter Burggraf und ein vielvermögender Bischof. — Die Kaiser ließen das Herzogshaus nie mehr festen Fuß dort gewinnen. Hof halten mochten sie dort, den Judenschutz, die Lehensherrlichkeit über das Burggrafengebiet und die Gerichtsbarkeit üben. Gleich heftige Ungnade gegen die Bischöfe und gegen den Herzog gab der Stadt 1230 den großen Freyheitsbrief. — Babo von Abensberg, als Vater der dreyßig Söhne und äußerst bequemer (allen verlegenen Genealogen marktschuhähnlich gerechter) Stammvater aller dunkeln Geschlechter, kömmt zwar schon in Nekrologen aus dem zwölften Jahrhundert, z. B. in jenem von Weltenburg als pater triginta filiorum vor. Dennoch läßt sich nicht läugnen, daß der Ritter von Lang dem Köhlerglauben an diese, schon an sich unwahrscheinliche und mit mehreren Widersprüchen ringende Sage einen starken Stoß beygebracht hat. — Er nennt sie eine bloße Dichtung und schulmäßige Nachbildung von den dreyßig Thürmen der Borcigoner aus den Weissagungen der Cassandra,

Digitized by Google

den dreyßig Frischlingen im Traume des Aeneas, den dreyßig Städten der priscorum Latinorum, den dreyßig Curien, den dreyßig Centurien der Cohorten, den dreyßig Zeitkreisen des Askanius, den dreyßig Schiffen, den dreyßig Männern des Dietrichs von Bern, den dreyßig Wintern seiner Jugend, den dreyßig Fürstenländern, welche auch hier der König Etzel vorgibt (Nibelungen Noth. 1175), den dreyßig Männern, die im Nibelungen-Kampfe entkommen (Niebuhr röm. Gesch. I. 118, 130, und Virgil I. 267, VIII. 47, X. 213, und Grimm deutsche Heldensage n. a. m.). Ein altes Spiel mit der, in den genealogischen Legenden nichts mehr noch weniger, als einen Stamm, ein Geschlecht, einen Haushalt bezeichnenden Zahl dreyßig! — Der Held der Fabel ist ihm aber kein Schyre, noch ein Bayer, kein Abensberger, sondern ein Graf von Abenberg in Franken (Ldg. Pleinfeld). Von ihm als einen Ahnherrn des Salzburger Erzbischofs Konrad entnahm die Legende diese Sage, gleichwie auch das Gemälde davon mit der heiligen Stilla, einer Tochter des Grafen Babo von Abenberg, aus eben dieser Grafschaft und dem von dieser heiligen Stella angeblich gestifteten Kloster Marienburg ursprünglich entnommen ist. — Abensberg im Unterdonaugau bestand aus den Grafschaften Abensberg und Rotheneck und aus den Gebieten von Attmannstein und Randeck. Kelheim und Wohburg waren alte, eximirte Pfalzgrafengüter. — Der letzte Abensberg war der berühmte Feind des Bayerherzogs Christoph (Jahrb. VI. 71 — 77), der diesen einst seinem Bruder Albrecht gefangen überliefert, aber von ihm in der Folge auf den Angern vor Freysing erstochen wurde. — Wegen der Sage gleichen Ursprungs nahmen die österreichischen Herren von Traun (jedoch mit feyerlicher Begebung aller sonstigen Ansprüche) den Beynamen Grafen von Abensberg und Traun an. — Die Grafen von Moosburg, Gesippte der von Semt und Ebersberg, die sie gleichwohl nicht anerbten, erloschen 1287. All ihr Gut im tyrolischen Unterinnthal kam an Bayern, von welchem damals Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel noch nicht abgerissen waren. — Ihre Vintschgauer Güter verliehen die Freysinger Bischöfe dem Herzoge Mainhard.

Die Grafen von Krenzberg, zwischen Ammer und Glon, Ahnen der Grafen von Hirschberg, Keeglingen und Tollenstein, Stifter von Eichstädt, — die Grafen von Neuburg und Falkenstein, Vögte von Aibling, Herrn zu Weyarn, Hadmarsberg am Chiemsee und Herrantstein in Oesterreich mit ihren großen Vogteyen, insonderheit im Leukenthale (die nordöstliche Spitze Tyrols), im Zillerthale und Pinzgau — der Peissenberg und

Digitized by Google

ein sehr großer Lehenshof von geistlichen und weltlichen Herren empfangen, und als Afterlehen wieder vergeben von Paßau, Regensburg, Freysing, Trident, Tegernsee, von den Welfen, von den Grafen von Burghausen, Beilstein, Wasserburg und Sulzbach, von dem Markgrafen in Steyer Güter an der Fischa und am Hartberge, vom Herzog von Oesterreich die Marchmutten und Scharwerke auf den österreichischen Gütern der Grafen, die den Herzogen selbst gebührten. — Auch von Trident hatten die Hadmarsberge beträchtliche Lehen. — Als Sibotho, der Letzte dieses Hauses, zu Neuburg von einem seiner eigenen Vasallen erstochen ward, belehnte Bischof Egno von Trient 1263 Ludwig den Strengen damit. — Klöster in ihrem Gebiete waren: Tegernsee, Weyarn, St. Peter (nebst Ilmünster mit unser Liebenfrauenkirche zu München vereinigt) — unter den Gütern, welche als von ihrer Mutter Mechtilde Witthum ererbt, die Brüder Ludwig der Bayer und Rudolph unter sich theilten, war: das Guet in der Wachaw zu Oesterreich, mit Leuten, Gueten, Gerichten und allem dem, was darzu gehört, besuecht vnd unbesuecht — (von Tyrol): »Ebse, die Purck Kufstein, die Purck und Marckht Werberg, die Puck Ratenberg Purck vnd Marckht Kitzbühel.« — Die Aufzählung von Werberg ist darum merkwürdig, weil deßhalb die bisher bestandene, durch so viele Urkunden bestätigte Meinung von der damaligen Gränze Tyrols mit Bayern und Salzburg an der Ciler-Brücke neu untersucht werden muß. — Das Brixenthal ist hier von der ältesten Zeit aus den von Hormayr redigirten Dokumenten beleuchtet. — Der Pfalzgraf Rapotho von Ortenburg versprach 1240 die Vogtey des ganzen Brixenthales nebst der Stadt Itter dem seit der Karolingenzeit hier begüterten Hochstifte Regensburg zurückzustellen, Kufstein nicht zu befestigen, die kleineren Vesten Sperten und Schnidelberg aber bey Rattenberg und Kitzbühel lehensweise zu empfangen. — 1205 erhält Herzog Ludwig in Ansehung seiner, dem Hochstifte bewiesenen Gunst, die eben damals (von wem? ist nicht ausgedrückt) erledigte Landgrafschaft im Gebirge. — Die Burg Kufstein wollen sie entweder gemeinschaftlich besitzen oder schleifen und ihre Wiederaufbauung verhindern. — 1224 versprach Bischof Konrad Ludwig dem Kehlheimer durch ein anderes hochstiftisches Lehen die Schirmvogtey zu ersetzen, die er sich vorbehalten hatte, als er jüngsthin die offenen Lehen des Grafen Eberhard von Dornberg verlieh.

Die Freundsberge erhielten hier von Regensburg und Salzburg schöne Lehen. Von ihnen gedieh Kufstein wahrscheinlich unmittelbar an Bayern, so wie Rattenberg von den Ortenburgern. — 1286 tritt Salzburg seine Rechte im Brixerthal, Söll

Digitized by Google

und Rohrdorf an Regensburg ab gegen dessen Güter bey Monsee und Wildeneck. — 1380 verkaufte aber Regensburg das Brixenthal an Salzburg, bey dem es als Pflege Hopfgarten bis zur Säkularisation 1802 verblieb. — 1300 hatten die Bayerherzoge Rudolph und Ludwig Rattenberg am Inn und Hohenschwangau am Lech für 3000 Mark Silber den Grafen von Tyrol, Söhnen Mainhards verpfändet. — Auf die sich selbst geschlagene Wunde, der Excindirung der Hochstifter, auf die Losreißung des Landes ob der Enns, folgte 1504 im landshutischen Erbfolgekrieg, der Salzburg vollends abschneidende Verlust Kitzbühels, Kufsteins und Rattenbergs, und 1779 der Verlust des Innviertels.

Die großen Geschlechter im tieferen bayerischen Hochgebirge, das seit dem funfzehnten Jahrhundert allmälig das tyrolische hieß, Andechs, Eppan, Tyrol sind hier Zug für Zug nach Hormayr bearbeitet, mit Ausnahme der, aus eigenem Vorrath und trefflicher Local-Orientirung reich ausgestatteten Auseinandersetzung des meranischen Besitzes in Ostfranken und Voigtland bis ins heutige Obersachsen hinein. Wir kommen auf diese vielfach merkwürdigen Geschlechter noch einmal zurück in den weitläufigen Anmerkungen zur akademischen Rede über den Herzog Luitpold.

Die Dotation von Salzburg aus herzoglichen Domainen mit der wichtigen Erläuterung: daß dieses alles inzwischen noch nichts weniger war, als ein abgeschlossenes Erzstifts-Land, sondern nur ein Inbegriff von Höfen, Forsten, Zehnten, Kirchen, in Bayern sowohl als in den 791—799 eroberten Ostlanden, bis über Raab und Stein am Anger in Ungern hinaus, worüber den Herzogen, Mark- und Gaugrafen das Jus Districtus et Cometiae verblieb, von Gütern, welche wieder vielfältig verloren gingen, entweder durch die Kaiser selbst, oder durch die Familien der Gegenbischöfe, durch die Kastenvögte und übermüthigen Vasallen, so daß die alten Stiftungsbriefe aller Kirchen und Klöster überhaupt keinen unbedingten Beweis des spätern Besitzes geben. — Eigene, frühe Richtung dieses getreidarmen Berglandes, sich ins bayerische Flachland auszudehnen, — großer Besitz in Kärnthen und Steyer; — unter der Enns wiegt Paßau vor, doch behält Salzburg bis zum Untergange der Krummstabsherrschaft den tausendjährigen Besitz von Traismauer, Unterwölbling ꝛc.; — der alte, große Salzburgerhof in Wien ist das kaiserliche Zeughaus.

Berchtesgaden zur Zeit der Gauenverfassung noch eine, dem Hallgrafen Engelbert angehörige Waldwüste des Salzachgaues, mit seinem Salzberg am Tuval. — Unaufhörliche Versuche Salzburgs, sich Berchtoldsgadens zu bemächtigen oder es

Digitized by Google

gegen Mühldorf umzutauschen, — endlich durch oberste Reichsgerichte zur Ruhe gebracht. — Das Zillerthal auf dem westlichen Ufer der Ziller schon seit K. Arnulf 889 salzburgisch. Der Irrwahn, das Oberinnthal bis hieher auszudehnen, ist gar zu arg, und in diesen Jahrbüchern bereits LII. 198 — 199 berichtiget. — Erzbischof Konrad I. schenkte 1132 — 1147 Wald und Gut im Cillerthale nach Chiemsee. Eberhard gibt die Stummervogtey dem Helden Ekbert von Pütten in seinem Todesjahr 1158. Derselbe tauschte den Gerloswald von Chiemsee wieder ein (von dem salzburgischen Stifte nämlich, denn ein Hochstift Chiemsee erstand erst 1215 durch die Freygebigkeit Erzbischofs Eberhard); 1244 verlieh eben derselbe dem Bayerherzog Otto, Besitzer des nahen Rattenberg, die Vogtey der chiemseeischen Güter im Cillerthal. — 1281, 1. Sept. geschah zu Grünwald die Ausgleichung zwischen Erzbischof Friedrich und Ludwig dem Strengen. Letzterer stellte vallem et territorium Cylrstal cum attinentiis suis, das er longius retroactis temporibus assignante primum domino Philippo, tunc temporis Salzburgensis ecclesiae Electo in praejudicium des Erzstiftes besetzt gehalten hatte, zurück. Erzbischof Konrad bestätigte die Uebereinkunft 1292, — Herzog Rudolph bekannte 1294 und 1296 von ihm die Vogtey und Vertheidigung erhalten zu haben: castri Chropfsperch et vallis Cylrstal sibi et ecclesiae suae pertinentis tam in bonis quam in hominibus. Die damalige große Ausdehnung des Salzburgergutes zeigt auch ein alter Rodel: Item was die von Freundsperg habent von dem gotzhaus ze saltzpurk — worin nebst mehreren zu Grunde gegangenen Ortschaften auch das Eigen zu Ried, zu Uderns, in der Floiten (der letzten Heimat der Steinböcke), Güter am Haibach bis an die Tratzberger Clause, zu Wiesing, Rabfelden, Reit und Allbach vorkömmt. — »Item der zehent in dem Czilerstal yettwederthalben des Cylers. Item stumb, iir alt vogtey, von den Herzogen aus bayern.« — (Diese hatte nämlich den, in ihrem Erlöschen durch die Helden Georg und Kaspar so sehr verherrlichten Freundsbergen ihr Salzburgerlehen in Afterlehen verliehen.) — Wie seltsam aber die Vermischung der Unterthanen verschiedener Herren wurde, die sich in dieses wunderschöne Thal gezogen, zeigt unter andern das Rattenberger Saalbuch von 1416: — »Hainrich Ponzinger vnd abermahl Hainrich Ponzinger vnd Ulrich Spanner, sind der Herrschaft ze Baiern mit Leib und habend vier Süne vnd vier Töchter, so ist Hainz Ponzinger des von Pfaffenried mit dem Leib, so ist Christian Schroff des Gotteshaus von Zell, und hat einen Stenssee bey seinem Weib, die ist des von Salzburg vnd des ersten Weibs Töchter von

Digitized by Google

Uetter sind auch des von Salzburg und Simon Laimbauer sein Schwager der ist des von Freutsperch mit dem Leib.« — Aber selbst im Vertrage von 1281 behielt sich der Herzog ausdrücklich vor: »Judicium Comecie quod vulgo Lantgericht dicitur, quod nobis competit ex antiquo.« — Die plainische Grafschaft Mitterstill. — Erwünscht wäre nähere Bestimmung bey der Stelle: 1292 hätten die Grafen von Görz und Tyrol auf die, wegen ihrer Schwiegermutter an Stücke von Plain und Mitterstill zu machenden Ansprüche verzichtet. — Welche Grafen? Die alten, Mainhard († 1295) und Albert († 1304) oder Mainhards Söhne, Otto, Ludwig und Heinrich? Aber keine hatten eine gemeinschaftliche Schwiegermutter. Ist Mainhards Gemahlin Elisabeth, Ludwigs des Strengen Schwester, gemeint? — Die Grafschaften Saalfelden und Reichenhall, — die Comitia et provincia Gastein von Peilstein und Morlen, plainischen Stammes erbsweise an die Herzoge von Bayern gediehen, von ihnen an Salzburg 1241 pfandweise, 1297 durch Kauf. Auch das Pongau, Werfen Radstatt ꝛc. ꝛc. plainisch, obgleich Salzburg schon 1077 daselbst Güter hatte, so wie im carentanischen Lungau schon vor 890. — Heinrich der Heilige schenkte dazu die Besitzungen seiner Mutter Gisela. Noch 1181 schenkte der Herzog Hermann von Kärnthen in lecto aegrotationis suae dem Domstift Salzburg 20 mansos in Leugau. — Das weitverbreitete Geschlecht der Plaine (auch Peilstein, Morlen und Liebenau), Stifter von Michelbeuern und Högelwerth, verdienen, so wie die Hallgrafen, einer gründlichen Würdigung, insonderheit ihre Verwandtschaft mit den Burghausen und Schala, so wie mit Wasserburg und mit den alten Pfalzgrafen von Rot. Die Wasserburger hatten auch ansehnlichen Besitz von der Ziller hinauf bis Hall, das sammt dem Salzberg wahrscheinlich ihnen gehörte. Der letzte 1254 verstorbene und von Mainhard von Görz und Gebhard von Hirschberg aufgeerbte Graf Albrecht von Tyrol, dieser mächtige Gibelline hatte seinen Antheil an der Haller-Saline zuverlässig von seiner Gemahlin, der Hallgräfin Jutha von Wasserburg. — Eine Linie unter der Enns nannte sich von Greitzenstein (gegenüber dem paßauischen Greiffenstein, diese Dietriche und Konrade heißen in Paßauer und in österreichischen Klosterurkunden, noch öfter von Wiechtenstein). — Mühldorf am Inn, schon 954 ein Königshof, 1120 aber ein bedeutender salzburgischer Stapel. — Die in den Babenberger Urkunden, z. B. in Heinrichs Jasomirgott Stiftsbriefe der Wienerschotten 1153 — 1155, auftretenden Julbach und die ob der Enns gewaltigen Schaumberge, deren großes Gut nun starhembergisch ist, nannten sich bis ins vierzehnte Jahrhundert niemals

Digitized by Google

Grafen, wohl aber nobiles und de ordine liberorum. — Ob Bayern zwey Pfalzgrafschaften gehabt? Die westliche der Schyren und die östliche an den alten Königspfalzen Rantesdorf (Ranshofen), Mattighofen, Oetting, Osterhofen, — zwischen den großen Reichswäldern des Weilhart und Höhehart (so wie auch der große Scharnitzwald, der Thüringer-, der Böhmer- und der Schwarzwald als Gränzen gewisser Gerichtsbarkeiten, Zwinge und Banne angegeben werden), diese westliche Pfalz für die Dynasten von Rot, von Mögling, für den aus Kärnthen herüber verheirateten Zweig der Sponheim-Ortenburger, — in diesem Bezirke Brannau, Mattsee und Mondsee, dieses 739 von Odilo, jener 777 wie Kremsmünster durch Thassilo gestiftet, beyde durch die Ungern wüste gelegt.

Die Formbacher Grafen sind ein, auch für Oesterreich und Steyer hochwichtiges Geschlecht, als Erben von Wels und Lambach und der von ihnen verwalteten oberen karentanischen Mark (Hauptsitz Pütten) und Herren von Scharding. — Der Ritter von Lang nimmt zweyerley Windberge an, die einen aus dem Blute der Formbach, die anderen aus jenem der Bogen. — Ob der für S. Florian so wohlthätige Eppo von Windberg ein Formbach oder ein Bogen gewesen? ist schwer zu lösen. Schon Buchinger nahm ein zweyfaches Windberg an, das bogen'sche beym Kloster Windberg und eines, Vilshofen gegenüber. — Von dem Ratelinberge bey Göttweih und Krems ist uns nichts bekannt. — Eben so meint auch der Ritter von Lang, die dunkle Stelle in der Mölker Chronik über die Gränzen des neuen Herzogthums Oesterreich: »addito et Comitatu Bogen,« löse sich von selbst, wenn man unter diesem nicht Bogen bey Alteich, sondern das Boigen, Buigen, Boigreich im Viertel ob dem Manhardsberg in Niederösterreich verstehe, das einem plainischen Zweige der Grafen von Rebgau und Buigen angehörte, und worin sie 1144 das Kloster Altenburg gründeten. Aber dieses Boigreich gehörte längst zur Ostmark unter der Enns, und konnte ihr weder geographisch noch politisch erst neu beygezählt werden. — Aus der Chronik der Nonnen von S. Bernhard bey Horn wird beygebracht, wie der Habsburger Albrecht ihnen das Patronatsrecht geschenkt über die Pfarre Neunkirchen, Paßauer Sprengels, in districtu, qui *Pewchreich* dicitur, erat autem ecclesia Newnchirchen una de XII in Austria, quae pertinebant ad collationem Ducis Austriae et secundum aliquorum narrationem pertinuit ad *Comitiam Wiltperch*, et fuit pro tunc villa Newnchirchen forum ad eandem Comitiam spectans. — Merkwürdig sind die Stellen des Formbacher Saalbuches: Domina Liukart Comi-

tissa cum manu Friderici Ratisponensis Advocati filii sui ac filiae Adelhaidis de Wiltperge, a. 1139—40; — und die Jahrbücher von Kremsmünster sagen, jedoch auf 1132: huius tempore Alhaidis de Wiltperch, relicta Ernesti Comitis de Hochenburg, dedit nobis locum Ecclesiae Pehstal, et villam Pravmste, Item locum in monte S. Martini, ubi Ecclesias fabricavit: quas Reginbertus Episcopus confirmavit, et consecravit, et terminis consignavit. — Item Albertus Comes de Rebgaew dedit nobis praedia in Vichwanch, ut ibi Ecclesia fundaretur anno Domini MCLV.

Als die Erberte 1158 vor Mayland erloschen, erbten die Ottokare Pütten, Hartberg ꝛc., die Andechser ihr Eigen an der Ilz, am Inn und an der Donau. Schloß Greiffenstein war schon mit Otto's von Machland Tode paßauisch. Nach der Aechtung Herzog Otto's von Meran mit dem Grafen Konrad von Wasserburg, Widersachers Friedrichs II., verlieh der Kaiser im Juny 1248 vor Parma Neuburg, und Scharding dem Bayerherzog Otto, doch gelangte Bayern nicht eher zum Besitz, als durch den Brautschatz Katharina's, der Tochter Rudolphs, die sich Otto von Niederbayern, nachmaligem König von Ungern, vermählte. — Langsam, wie Salzburg, rundete und reinigte sich auch das weltliche Gebiet von Paßau. — Bischof Wivilo, 737 von Lorch nach Paßau flüchtig, war froh, als fromme Eheleute ihm ein Haus schenkten. Herzog Odilo begabte diesen Sitz freygebig. Karl der Große soll ihm (nach einer, wie sie dasteht, höchst verdächtigen und erst viel später aus dem Gedächtniß aufgesetzten Tradition) weitläufigen Besitz in dem neueroberten Hunnien und Avarien gegeben haben. — Schon unter Arnulf gelangte der Bischof zu bedeutenden Rechten in der Stadt Paßau, erhielt späterhin auch den Zoll und die Stifter Oetting, mit Mattsee, Kremsmünster, S Pölten, S. Florian, Niederburg, Zehenten in Oesterreich, noch unter dem Kahlengebirge bis an die March, kaufte den Ilzgau und Windberg, und glich sich endlich 1262 über die mit der Herzogsgewalt streitigen Rechte aus. — Paßau's Hauptbestandtheile waren die Stadt, das Land der Abtey, nämlich Niedernburg und eilf Herrschaften im Zusammenhange, dann bis 1802 zur großen Säkularisation 22 Herrschaften in Oesterreich ob und unter der Enns. — Ansehnlich waren die Paßauerhöfe in Wien, die Herrschaften Königsstetten, Mautern, Schwadorf, Ebersberg, Neuburg ansehnliche Körper. — Hartnäckig war der Widerstand der Paßauer gegen Friedrichs II. Hofbisthum Wien 1468—1471 und gegen Karls VI. Erzbisthum Wien 1722, dem das ältere Hofbisthum Neustadt als Suffragan untergeordnet wurde. — Noch in Jo-

Digitized by Google

sephs II. Tagen übte Paßau in Wien Diöcesanrechte im Umkreise seiner alten Vicariatskirche zu Mariastiegen. — Die 1375 mit Leopold erloschenen, auch für das Land ob der Enns höchst bedeutenden Dynasten, letztlich Grafen von Hals. — Die Grafen von Sponheim, unter deren Urväter Bayerns Apostel S. Rupert gezählt wird, schon unter Heinrich dem Heiligen in Carentanien angeheiratet, tapfere Glücksritter der ungrischen Feldzüge Heinrichs III., — von ihm Siegfried von Sponheim, durch kurze Zeit Markgraf in der Ostmark, auf beyden Ufern der Donau, als Stellvertreter des immerdar beym Heere beschäftigten Albrecht des Sieghaften, rasch ins Hochgebirg am Eisack, in das Pusterthal versetzt, von dort aus im Lavantthal durch Heirat und kaiserliche Ambacht mächtig, — Markgrafen in Istrien, Herzoge in Kärnthen schon unter den Hohenstauffen — und noch übrig in Bayern als Grafen von Ortenburg. — Sie sind Wittelsbach ebenbürtig, und von höherem Alter und Glanz, als Habsburg und Zollern, anderer Häuser zu geschweigen. — Graf Engelbert erheiratete Marquartstein, — Rapotho das sulzbachische Erbe in Bayern und Oesterreich und frontenhausisch-möglingische Güter, — Rapotho II. mit einer Erbtochter von Retz ansehnliches Gut in der Oberpfalz auf dem Nordgau. Der ältere Rapotho nannte zwey neu angelegte Sitze nach den alten, Kraiburg im Isengau, Ortenburg im Rottachgau. Die Verhältnisse mit Regensburg gaben den Rapothonen schönen Besitz im Brixenthal und im Mattichgau. — Ritter von Lang möchte auch wieder zweyerley Grafen von Sulzbach annehmen, die einen im Rotthal, die andern um Amberg. — Der kärnthnerische Herzogszweig, schon durch längere Zeit dem böhmischen Königshause durch Verwandtschaft, durch ansehnlichen Besitz in Mähren und vielfache Gunst verbunden, erlosch 1269 mit dem, einer Andechserin vermählten Ulrich. Die Vettern in Bayern folgten nicht, die an der Drau und Save zurückgebliebene gräfliche Linie von Ortenburg auch nicht. Diese, häufig dem görzischen Hause verschwägert, erlosch 1421, aufgeerbt von den Grafen von Cilly und Souneck, damals einflußreich durch die keusche Kaiserin Barbara. Als auch diese Grafen 1456 durch hunnyadisches Schwert blutigen Ausgang nahmen, kam Ortenburg in die Titel Oesterreichs. — Kärnthens, des Nachlasses der Sponheimer, bemächtigte sich 1269 Ottokar, wie er sich 1252 des Nachlasses der Babenberger bemächtigt, und 1260, nach der ersten Marchfeldsschlacht, das durch sechs Jahre von Ungern gewonnene Steyermark zurück ersiegt hatte. — Die Grafen von Bogen besaßen Güter bey Gurkfeld an der Save und in Obersteyer, vergabten davon nach Salzburg, Admont,

Digitized by Google

Viktring und Mosach, in der March Chambe, in Chambrich und am Kamp in Oesterreich ohnferne Krems. — Mit Grunde sagt der Ritter von Lang, die Herleitung der ursprünglich von Arco am Gardasee stammenden und gar nicht lange in Bayern ansäßigen Grafen von Arco, von den Grafen von Bogen (Scholliner Stemmatographia Comitum de Pogen, hodie ab Arcu?) sey eine, aus leerer Wortspielerey und Schmeicheley stammende Fabel, für die auch nicht die mindeste urkundliche Spur zu finden ist. — Der alte, ehrliche Hund spricht: »wahnsweis, ist nichts gewiß,« — Cuspinian und Aventin munkeln auf eine sehr vage Weise davon. Vor dem sechzehnten Jahrhundert fiel Niemanden etwas davon bey, noch auch als die Bogen erloschen, daß noch Stammesvettern von ihnen vorhanden und zum Erbe berechtiget seyen. — Das Schlimmste für diese Herleitung ist, daß man von den Arcos eine wirkliche Standeserhöhung besitzt: »als kämen sie wirklich von alten und uredeln Grafen her,« — ein Diplom, nur zwanzig Jahre älter, als (15. Jänner 1242) die ächten, alten Bogen erloschen mit dem unruhigen Grafen Albrecht dem IV, Herzog Otto des Erlauchten Stiefbruder, nämlich 1221, apud Brundusium Fridericus II. Imp. *nobilitat* amicos sibi Fridericum de Arco et nepotes ejus, Adelpretum et Riprandum honore et nobilitate Comitatus, *ac si ex antiquis et nobilioribus Comitibus originem protraxissent* — und verleiht ihnen das Territorium *Archi*, et villae de Turbules, Castri Dvenae et Spinedi. — Eben so hat man auch die Urkunde der Erhebung Arco's zu einer Grafschaft von 1413 durch K. Sigmund. Sie wurde aber bald unter die tyrolische Hoheit gebracht.

Die Regensburger Burggrafen, Landgrafen von Stefling und Riedenburg, sind in den Geschichten Oesterreichs nicht minder frequent, als die Domvögte von Regensburg. Eine Tochter Leopolds des Heiligen, Bertha, vermählte sich dem Burggrafen Heinrich, und die Steflingische Adelheid wurde des Ungernkönigs Stephans II. Gemahlin; ihr Vater, Feldherr der Ungern wider die Griechen, wie es Wencelin von Wasserburg in der Vesprimerschlacht gewesen war, welche Ungern seinem großen, wahrhaft apostolischen Könige Stephan, der abendländischen Kultur und der römischen Kirche für immer gewann, wie Wendelins Sohn, der Palatin Rado und dessen Enkel Bátor Opuó, der glorreiche Vorkämpfer wider Cumanen, Byssenen und Byzantiner, der Ahnherr des späterhin auf den Fürstenstuhl Siebenbürgens und auf den Thron Polens berufenen Hauses Bathory, dieses Wasserburger Blutes, das weiblicherseits im letzten

Digitized by Google

Fürsten Rakoczy erlosch. — Nach dem Erlöschen der Burggrafen: Dux Austriae plenarie obtinuit beneficium, quod cognatus suus Burggravius ab Episcopo Bambergensi tenuerat. — Des Hochstiftes Regensburg Hauptbesitz in Oesterreich war in »drey Lutze« getheilt; — an der Taja, — am böhmischen Gemärk zwischen der Nare und Aist — und an der Donau hinab über Yps, der Hauptsitz Pechlarn, das altrömische Arelape mit seiner Donauflottille — und aus den Zeiten der Völkerwanderung die Burg der Herlungen. — Auf diesen österreichischen Gütern waren eigene Regensburger Domvögte des Hauses Rechberg (bey Krems), früherhin Lengenbach, noch früher von Traisen, Traisma, aus dem Blute jenes Engelrich, dem Kaiser Otto 998 alles Gut zwischen dem Tulnerbach und Anzbach schenkte (woraus späterhin das Chorherrnstift S. Andrä an der Traisen entstand), daß er die Traisenklause gegen die Ungern bewahre. — Aribo von Traisen ist um 1065 Zeuge der berühmten Schenkung des Babenbergers Ernst an die Abtey Mölk mit dem Gute Weikendorf; — die Brüder Hartwig und Heinrich von Lengenbach sind Zeugen der, vom Paßauerbischof Ulrich vorgenommenen Einweihung der Traiskirchner Pfarre; — Otto von Lengenbach vermittelt neben seinem Herzog, Leopold dem Tugendhaften, 1178 den Streit über die Weinzehnten in den Pfarren Mödling und Traiskirchen. — Diese Rechberge treten schon in den Urkunden des Jasomirgott auf, als er noch nicht in Oesterreich, sondern in Bayern Herzog war. — Während der Jugend Herzog Ludwigs des Kelheimers waren die Regensburger Bischöfe stark mit dem kühnen Plane beschäftiget, das bayerische Herzogthum an sich zu bringen, wie Würzburg das fränkische, Cöln das westphälische, Chur das rhätische. Die Bischöfe waren um so freygebiger mit ihren Lehensauftragungen, um sich desto größern eventuellen Heimfall bedingen zu können. — Sie besaßen wohl Kufstein und Brixen am Inn, aber was eigentlich ihre »Landgrafschaft im Gebirg« umfaßte? ist noch nicht klar. — »Praeterea Dux decedens sine prole legitima, sicut donavit Ecclesiae praedia, ita etiam Episcopatui *Ducatum* condixit« — und der Hohenstauffe Philipp fand nichts angelegeneres, als dem Herzoge die Erlaubniß zu vergönnen: »Ducatum Episcopatui addicendi.« — 1027 zu Regensburg hatte Konrad II. um die streitigen Zehenten zu Prutz im Oberinnthale zwischen den Bischöfen Gebhard von Regensburg und Hartwig von Brixen gesprochen (die Urk. in Hormayr's Tyrolergeschichte). — Späterhin verkaufte Regensburg selbe den Hohenstauffen zu anderem altwelfischen Gut vom Scharnitzerwald über S. Petersberg ins Oetzthal und hinauf gegen Imst über Landeck

Digitized by Google

und Pruß bis an die Quellen der Etsch. — So sehr war Philipp für den Bischof Konrad, daß er auf alle Reichsrechte verzichtete, wenn mit dem jungen Herzoge sein Mannsstamm abginge: »quamvis jure imperii omnia ad nos pertinere debeant, si eum decedere contigerit, nihil tamen ex omnibus, quae reliquerit, nobis volumus vindicare.« — Er erlaubte ihm auch, das hochstiftische Eigen in Pruß einzulösen, das Philipp an den Markgrafen Gottfried von Romsberg und Yrsee versetzt hatte: — »ut possessiones in *provinciola Bruts*, quas ab Ecclesia Ratisponensi in beneficio tenemus, quas nos pro centum marcis obligavimus Gotfrido Comiti, ipse redimat.« — Wildeneck bey Mondsee wurde 1286, das Brixenthal oder die Pflege Itter ein volles Jahrhundert später von Regensburg an Salzburg verkauft.

Die Markgrafschaft Chamb, Chambrich (so wie die Grafschaft Boigen das Boigreich und wie selbst Kärnthen Charinthriche), vohburgisch, nicht ohne Zusammenhang mit den alten Pfalzgrafen von Rot, fiel bereits 1204 an Bayern. — Wegen dieses und ähnlichen Anfalles nannte sich auch Herzog Ludwig: »Dux *nunc* totius Bavariae« und »monarchiam provinciae noricae gubernans. — Die Vohburge sind seit Heinrich III. auch auf Ungerns Gränzmark mächtig, zwischen Fischa und Leitha, auf den Trümmern des alten Carnunt.

In das Haus Babenberg kömmt glückbringend eine Tochter K. Konrads I. — Alles um Banz, um Schweinfurt, im Rednitzgau und in Ostfranken, was aus altem Babenbergergut noch übrig war, wurde zur Gründung der neuen Versorgung für Berthold, Bruder Leopolds des Erlauchten, gesammelt. Dieser Zweig hieß von Ammerthal bey Amberg. — Der berühmte Erbfall Herzog Otto's und seine Töchter. — Wie die Vohburge zu dem Namen von Hohenburg gekommen, wird dadurch erklärt, daß, wie die Markgrafen von Cham, des Hauses Vohburg, ausgestorben, und ihr Gut an Bayern fiel, Mathilde, die Witwe Grafen Friedrichs von Hohenburg, eine geborne Otto Wasserburg, in zweyter Ehe den Markgrafen Diepold heiratete. — Ihre Söhne Berthold und Diepold und Ludwig spielten eine große Rolle unter Friedrich II., Konrad IV. und Manfred, in Neapel und Sicilien. Berthold war Minnesänger. Man hat von ihm eine lamentatio, dum teneretur in carcere per regem Manfredum.

Das Egerland, auch Slavia, Slavinia, war frühzeitig vohburgisch, und Morgengabe der, dem Barbarossa vermählten Adelheid, auch nach ihrer Scheidung noch hohenstauffisch. — Waldsassen 1133 von den Vohburgen gestiftet. — 1244 ließ

der Abt Eberhard ein Zeugniß aufnehmen inclyto Romanorum Electo Chunrado apud Egram judicio praesidente, gegen die Anfechtungen des, von Rapotho, Grafen von Ortenburg, unterstützten Ulrich von Lieberg. — 1275 bezeugte Henricus de Weida senior advocatus et judex provincialis in Egra, suo et burgensium in Egra sigillo, daß die Häuser und Hofstätten extra civitatem sub castro, welche Walther von Hof, Bürger von Eger, dem Kloster Waldsassen zum Seelgeräthe gab, von aller Abgabe und Steyer an die Stadt Eger befreyt seyn sollen. — 1260 zu Regensburg verzichtete Adelheid, des Revon Tochter, Erchanferts von Henfeld Ehefrau, um zwey Pfund Egrer Münze auf das Zins- und Eigenthumsrecht, das sie den Egrer Bürger Hartmann Teufel, seinen Bruder Siegfried, seine Schwestern und sein ganzes Haus hatte, nachdem ihr Vater dieses Recht an Waldsassen verkauft habe. — 1260 bezeugt der Regensburger Bischof Albrecht der Große und sein Kapitel, sie hätten vermittelt zwischen der Abtey Waldsassen und zwischen der Commende des deutschen Hauses in Eger, gelegenheitlich der Irrungen über das Begräbniß der Egerer Bürger, daß die Brüder deutschen Ordens künftig keinen Einspruch mehr erheben wollten, wenn Egerer Pfarrgenossen wünschten, in Waldsassen begraben zu werden.

Lichtvoll erläutert Lang die mancherley Glücksfälle der zuletzt tiefgesunkenen und am Ende des dreyßigjährigen Krieges erloschenen Landgrafen von Leuchtenberg. Sie erhielten 1316 von Ludwig dem Bayern das auch in den böhmischen Kronurkunden vielgenannte Floß und Parkstein, sohin 1332 das Geleit zwischen Nürnberg und Böhmen, und 1354 zwischen Regensburg und Eger.

Schon die erste Abtheilung des verdienstvollen Werkes (Jahrb. LII. 182 — 188) erörterte den alten Zwist: — »Franken, nicht Bayern« — insonderheit, wo Bamberg hingehörte? — Ueber den, bis 1752 dauernden, ausgebreiteten Besitz Bambergs in Carentanien hat im siebzehnten Jahrgange des Hormayr'schen Archives der Pfarrer Vonend umfassend geschrieben. — Eben dieses Archiv, die leider allzuschnell wieder eingegangenen »geöffneten Archive des Königreichs Bayern« und die »Zeitschrift von und für Bayern« erklärten auch den österreichischen Geschichten zu großem Nutzen jenen festen Fuß, den Bamberg im Attergau, Mattichgau und Salzburggau, an der Reichenhaller Saline gefaßt. — Die in diesen Jahrbüchern schon mehrmals gerühmte kirchliche Topographie Oesterreichs hat noch einen bedeutenden bambergischen Besitz aufzuklären, Haag ohnferne der Enns und Url, des durch Otto von Machland gestifteten Nonnenklosters

Digitized by Google

Erla und des tegernseeischen Strengberg, deren Kirchen 1032 vom Paßauer Bischofe Berengar geweiht wurden. — Ueberaus groß war die Masse des von Hochstiftern und Klöstern aus Bayerns Entschädigungsloos in Oesterreich besessenen Grundeigenthums, der Kapitalien zu geschweigen, welche insgesammt Kraft des landesherrlichen Heimfallsrechtes 1802 — 1806, incamerirt wurden. Ueber vierzig Herrschaften von Paßau, Salzburg, Freysing, Regensburg, ob und unter der Enns und in Steyer, die Freyhöfe von Paßau, Chiemsee, Aspach, Baumburg, S. Veit und Tegernsee, dann das Paßauer Schlüsselamt in Krems, Achleiten und Loiben von Tegernsee, in Weinzirl von Raitenbuch, in Landersdorf von Seon, in Weinzirl von S. Zeno, in Nußdorf von Alderspach, in Rohrendorf von Niedernburg, der Bertholdsgadnerhof in Kloster-Neuburg und die Herrschaft Eisenthur bey Krems, Aschbachische, Baumburgische und Fürstenzeller Realitäten in Nußdorf und am Kahlenberge, die Höfe von S. Nikola und Kloster-Neuburg und Mautern, das Freysinger oder S. Georgen Grundbuch in Wien, die Fürstenzeller Freyhöfe zu Kritzendorf und Imbach ꝛc. ꝛc.

Bamberg, Heinrichs des Heiligen und Kunigundens Lieblingsstiftung, mit Einwilligung von Eichstädt und Würzburg erstanden. — Die 1014 von K. Heinrich nach Bamberg geschenkten Cocolei. Neuzellici et Liubrodici erinnern gar sehr an jenes alte Verzeichniß, das in der gleich nachfolgend angezeigten akademischen Rede über den Herzog Luitpold näher berührt wird.

Bambergische Stiftung ist auch Spital am Pyrhn. — Eine andere Schöpfung von Bamberg, das Kloster Arnoldstein, mit seiner nahen Federauerklause, traf in der Josephinischen Klosteraufhebung, so wie die Urkunden des tausendjährigen Ossiach ein, den carentanischen Geschichten höchst nachtheiliges, vandalisches Geschick. — Erlangen wurde 1361 zur Bezahlung der Schlüsselberger Güter an Karl IV. verkauft. Durch seinen verrückten Sohn Wenzel gedieh es 1403 und 1416 an die Nürnberger Burggrafen, und wurde nie wieder ausgelöset. — Merkwürdig für jene, schon so weit gediehenen Plane Böhmens auf den ganzen Nordgau, sind auch die kaiserliche und herzogliche Landvogtey der seit 1098 in Franken fortan vorherrschenden Stauffen im Rednitzgau, späterer Hauptort Eger, die Landvogtey zu Rothenburg und der Landvogtey im Regnitzgau, gegenüber am linken Pegnitzufer, die Burggrafschaft Nürnberg, unter welcher der Reichsschultheiß und Forstmeister (Waldstromer) und die Butigler (Buticularii, Reichskastner) standen. Nürnberg selbst tritt urkundlich erst unter Heinrich IV. hervor. Die 1050, 16. July geschehene Freylassung der Hörigen Sigena

Digitized by Google

durch Heinrich III., und Heinrichs IV. Bestätigung des Münzrechtes für den Bischof Heinrich von Augsburg, wie in S. Ulrichs Tagen (7. März 1061) datiren von Nürnberg, und 1062, 19. July zu Mainz, verlieh derselbe junge Heinrich dem Bamberger Domkapitel den Markt in ihrem Orte Fürth auf dem Nordgau, in der Grafschaft Heinrichs, »a beate memorie patre nostro aliquando *Nuorenberc* translatum, cum theloneo et percussura proprii numismatis.« Lambert von Aschaffenburg gedenkt Nürnberg 1072 als einer berühmten Wallfahrt zu dem in ganz Frankreich hochverehrten H. Sebald, und der Babenberger Otto von Freysing (Chron. VII—VIII) kennt den Ort sehr gut aus dem erbitterten Zwiespalt seiner Stiefbrüder der Hohenstauffen mit Kaiser Lothar.

Die Umschreibung des alten Wirciburc in Herbipolis erscheint erst gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts. — Einfluß des Frankenkönigs Carlmann auf die Gründung, — Erwerbungen aus den Landen der Werthheime, Rieneck, Hohenlohe, Castell, Schlüsselfeld ꝛc.

Aschaffenburg und Rheinbayern, von welchem einst die Grafschaft Falkenstein lothringisch-österreichisch war. — Die Hohenlohe, die Truhendingen, die Vögte von Dornberg, das Geschlecht der, dem Sieger von Gammelsdorf und Ampfing verschwägerten Rindsmaul. Einer aus ihnen fing in der letzteren Schlacht Friedrich den Schönen, und ein Zweig kam wahrscheinlich schon unter Heinrich III. in die Steyermark, und soll eines Blutes seyn mit den ältesten Dienstmannen der Wittelsbacher, mit den Sandizellen.

Die mit den bayerischen Abensbergen oft vermischten fränkischen Abenberge, — die Grafen von Hirschberg, aus denen Gebhard Elsbethen, der Witwe des letzten Herzogs von Meran, Otto, und Tochter des letzten Grafen Albrecht von Tyrol, vermählt, großes Gut im nördlichen und mittleren Tyrol gewann, — die Grafen von Lechsgemünd und Graisbach, auch eines tyrolischen Comitates mächtig, vielmehr nur einer Comitia, eines subpagus am Eingange des windischen Carentanien, in wilder, abgelegener Gebirgsecke zwischen Pusterthal und Lurn, des nachhin an Salzburg gelangten Windisch-Matrey, der unwirthlichen Thäler Kals, Virgen und Teferecken. — Die vom Direktor Raiser und dem verewigten Placidus Braun trefflich bearbeiteten Grafen von Dillingen und Kyburg, Vögte von Ulm, und ihr Zweig von Donauwörd und Mangoldstein. Ihnen gehört S. Ulrich, ein Held der Deutschland auf immer befreyenden Lechfeldsschlacht, so gut wie Otto der Große, Konrad der Franke,

Digitized by Google

der Ebersberger und Ulrichs eigener Bruder und Neffe, Diepold und Reginbald.

Die Villa Maerdingen wurde 1077 dem feindseligen Welf durch den von Canossa heimkehrenden Heinrich den IV. abgenommen, und Kirche und Zehent dem Augsburger Bischof Seyfried geschenkt. Märdingen selbst war ein Erbgut des Paßauer Bischofs Ulrich, Stifters von Herzogenburg. Sein Haus ist noch nicht deutlich genug bestimmt, aber er war mutterseits ein Halbbruder des huosischen Udalschalk von Still und Hefft, der nach S. Veit in der Au an der Url Chorherrn gesetzt, und dann sein nahes Schloß Seitenstetten in eine Benediktinerabtey umgestaltet. Ulrich schenkte Märdingen nach Paßau. Heinrich V. bestätigte die Schenkung. — 1155 überließ sein Nachfolger, der Babenberger Konrad, dieses Märdingen seinem Stiefbruder Konrad III., der es dem nunmehr versöhnten Welf zurückgab. Paßau erhielt jedoch die versprochene Entschädigung nicht, und Bischof Konrad klagte deßhalb 1157 auf dem Tage zu Bamberg, kurz vor der polnischen Heerfahrt. — Paßau erhielt Märdingen wieder zurück, aber 1193 überließ es der Bischof Wolffer wiederum an Heinrich VI. gegen die Abtey Niedernburg. Seitdem blieb es hohenstauffisch, und kam mit den konradinischen Gütern an Bayern. — Die Grafen von Oettingen, — die von Kirchberg und Wullenstetten, aus denen Bruno, Bischof von Brixen, einer der beharrlichsten Widersacher seines Oheims, des gewaltigen Mainhards, gewesen. Bruno's Mutter, Bertha, war nämlich die Tochter des älteren Mainhards und Adelheids, der Erbtochter von Tyrol. — Auch die Neuffen und Marstetten kamen zu ansehnlichem Gut im Oberinnthal und Oetzthal aus Eppanisch-Ulten'schem Erbe (Ulten war immer Trientner, nicht, wie Lang meint, Churer Sprengels). — Jutta, Grafen Gottfrieds von Marstetten Tochter, war nämlich dem letzten Grafen von Ulten, Ulrich Markgrafen zu Romsberg, vermählt, nach seinem Tode aber in zweyter Ehe ihrem Vetter, Berthold von Neuffen. Alles brachte aber jener Bischof Bruno tausch- und kaufsweise an sein Hochstift Brixen. — K. Konrad belohnte noch 1251 Hugo's von Montalban treue Dienste mit dem zum hohenstauffischen Rentamt in Augsburg gehörigen Gut und Rechten auf der Scharnitz. — Die Marstetten waren auch Vögte von Ottobeuern und Yrsee. Sie hatten jene Vogteyen von den, in den früheren Romfahrten der Stauffen (gleich den Hohenburgen in den späteren) berühmten, von den Ulten und Marstetten aufgeerbten Markgrafen von Romsberg. — 1096 erscheint bey Zapf wohl der älteste bisher bekannte Comes de Ruomesberc Oudalricus, 1141 und

1155, dann 1158 Ruodolfus und Gotefridus de Ruomesberc. Auf dem Grabmale der Söhne des Stifters las man:

Hic generosorum feliciter ossa quiescunt
A Rumsperg Comitum Bertholdi et Godefredi,
Irmelgarde simul dilecta cumque sorore.
Huius Coenobii, qui primi rite fuerant
Auctores, vera commoti religione
Ergo Deo vivant aeterna pace fruentes.

1543 wurden diese Leichen von Ottobeuern nach Yrsee übersetzt, was gleichfalls eine Inschrift verewigt. — Alte Yrseer Handschriften melden auch den 1188 erfolgten Tod des Stifters Heinrich, der eben im Begriffe stand, sich in Neapel einzuschiffen, um dem großen Barbarossa voranzueilen ins heilige Land. — Seine Gemahlin Udilhilde gebar ihm zwey Söhne. Der ältere Gottfried, den Keim des Todes aus Italien mit sich tragend, in Augsburg unter fruchtlosen Heilungsversuchen verblichen. Der jüngere Berthold, ein Spiegel jeder Rittertugend, auch dem gebannten König Otto getreu. Ihn in sein braunschweigisches Erbland geleitend, fiel er in einem Treffen am Rhein auf dem Bette der Ehre.

Von Augsburgs Bischöfen waren mehrere mächtige Minister der Kaiser, Wittgar unter Ludwig dem Deutschen, — Adalbero ein Günstling Arnulfs und Erzieher Ludwigs, — S. Ulrich unter Otto dem Großen, Eberhard und Heinrich unter Heinrich III. und IV., — Bruno schon unter Heinrich dem Heiligen, seinem Bruder. — Das Hochstift besaß Geissenhausen, Ussenberg, Schwabmünchen, Günzburg, durch den Bischof Hartmann seine väterliche Grafschaft Dillingen. Die alten, großen Güter am Staffelsee wurden großentheils durch die Welfen, wohl auch durch die Kaiser selbst abgerissen. — Die glänzende Römerkolonie, als kleiner Bischofssitz sich wieder erhebend, unterstand wohl lange dem Bischofe mit seinem Vogt. — Daß die Kaiser selbst Vögte geworden, trug nicht wenig bey zur allmälichen Emancipation des Municipalwesens vom Krummstab. — Die mancherley starken Einwendungen gegen die Aechtheit des Stadtrechtes Heinrichs IV. von 1104 sind umständlich erörtert und beseitiget in der Note 12, S. 50 — 53 in Hormayrs akademischer Rede über die monumenta boica. — Konradin bestätigte 1264 als hohenstauffischer Schirmherr Augsburgs Freyheiten. Dieser Vogtey Vermächtniß an Ludwig den Strengen wurde lebhaft bestritten. Das Stadtbuch ist von Rudolph 1276. — Das Umgeld war 1270, die Münze 1277, der Brückenzoll 1282 vom Bischof an die Stadt überlassen. Schon 1389 war die alte Bischofspfalz eine Ruine. 1480 verlegte der Bischof die

Digitized by Google

Residenz nach Dillingen. Außer dem Vorsitze seines Burggrafen im Stadtgericht und außer seinen geistlichen Rechten und einigen Zollgefällen war ihm fast nichts übrig geblieben. — Die Stadt als Commune mußte vor den Reichsvögten belangt werden. — Seit 1426 durfte die Stadt diese selber wählen. Sie waren meist aus dem hohen Adel, Oettingen, Hohenlohe, Leuchtenberge, am längsten Pappenheime, — durchgehends das italienische Prinzip, der Reichsvogt müsse, wie dort der Podesta oder Gastalde oder Gonfaloniere, durchaus ein Fremder seyn.

Die Welfen waren gewaltig am rechten und am linken Ufer des Lech, über das bayerische wie über das schwäbische Lechfeld, bis über den Ammersee hinauf ins Gebirg und von Wessobrunn über Landsberg (Pfetten) bis Friedberg hinunter mit Möhring und dem Eybisch (so hieß das rechte Lechufer von Landsberg bis zum heutigen Friedberg hinauf, welches übrigens erst Ludwig der Strenge den Augsburgern entgegengesetzt haben soll?), Schwabeck, Schongau, Pittengau, Ammergau (Werdenfels war noch Eschenlohisch, dann freysingisch), Donauwörd und Tapfheim. — Nach Langs Ansicht hätte diesen Lechrain nicht der alte Welf, sondern sein Neffe Heinrich der Löwe besessen, und der Barbarossa selben gleich nach dessen wiederholter Aechtung 1179 — 1180 eingezogen, — des Welf aber seyen die Bezirke im Ammergau, Illergau, Allgäu, Keltenstein, Kaufbeuern, sein Hauptsitz Memmingen, bis zu den Ursitzen Altdorf (als Kloster, Weingarten) und Ravensburg gewesen bis an den Bodensee und Buchhorn nebst der Grafschaft Achalm und den erheirateten Kalbischen Erbbezirken. — Von seinen italienischen Landen nannte sich Welf Herzog von Spoleto, Markgraf in Tuscien, Fürst von Sardinien, Herr des Hauses der Markgräfin Mathilde. — Von seinem Neffen, Heinrich dem Löwen, vernachläßigt, dessen wehrlose und beraubte Jugend er doch so mannhaft vertheidigt, dabey mit zunehmendem Alter und den Beschwerden der Blindheit empfindlich und geizig, verkaufte Welf all sein herrliches Allod an den Kaiser Friedrich, und starb 76jährig erst anderthalb Jahre nach ihm (15. Dez. 1191). — 1266 und 1267 verpfändete Conradin seinem Oheim Ludwig die Vogtey über S. Magnus, Kloster in Füssen, und über den Berghof (Hohenschwangau). Zur Grabstätte seines einzigen, verlornen Sohnes bestimmte Welf das von ihm gestiftete Steingaden, bey welchem ein Tempelhof.

Kempten mit seinen verfälschten Urkunden aus der Carolingen- und Ottonen-Zeit. — Auch hier anfänglich die Stadt vom Stift abhängig, von dem sie sich aber bald mehr und mehr loslöste. — 1361 erklärte sie Karl IV. als eine mit Ulm,

Digitized by Google

Memmingen und Ravensburg gleichberechtigte, alte, freye Reichsstadt. — Memmingen, vorher Bestandtheil einer Villa, Grünenwörth oder Grünfurt, erhielt von den Königen Rudolph und Adolph 1286 — 1296 die Rechte von Uiberlingen und Ulm. — Welf gründete dort zur Buße seines Frevels am Augsburger Bischof ein Schottenkloster, wie jenes in Wien eine Colonie des Regensburger das reiche Hospital zum h. Geist, den von Rom und Vienne Antonienbrüdern zuständig, und mit jenen in Wien verbrüdert. Kaufbeuern wurde 1330 in allen Stücken Memmingen gleichgehalten, — Mindelheim, den Herrn von Mindel gehörig, kam nach ihrem Erlöschen 1365 an das Hochstift Augsburg. Aber die Herzoge von Teck bemächtigten sich dessen widerrechtlich. Der letzte Teck, Patriarch von Aquileja, ließ Mindelheim den Kindern seiner beyden Schwestern, vermählten Rechberg und Werthheim. — Die Rechberge, die das Ganze zusammengebracht, mußten es schuldenhalber den tyrolischen Freundsbergen, Herren von Schwatz und Sterzing, überlassen. Barbara von Rechberg war die Mutter und Großmutter der unvergleichlichen Helden, Georg und Kaspar von Freundsberg. — Diese ließen es den Maxelrein und Fugger. Von ihnen erwarb es Max I. von Bayern. — Während der Acht Max Emanuels wurde Mindelheim dem Herzoge von Marleborough, dem Sieger am Schellenberg und bey Blindheim, als ein Reichsfürstenthum zugetheilt. Aber Frankreich erzwang trotz seiner Erschöpfung 1714 die Restitution von Bayern und Cöln unter ernster Mitwirkung der Seemächte — die Grafen von Montfort (in den Sagen und Liedern auch Starkenfels und Fortifels) aus dem Wallgau, Rheingau und Argengau theilten sich in die Montforte rother Fahne zu Bregenz und Feldkirch, — schwarzer Fahne zu Werdenberg und Bludenz, — und weißer Fahne zu Sarchans und Sonnenberg; an ihrer Grenze Lindau im Bodensee. Das Damenstift daselbst behauptete kraft einer unächten Urkunde von 866 die Herrschaft über die Stadt; 1076 kaufte sie sich von den Grafen von Bregenz los, 1264 fraßen die Flammen alle ihre Urkunden. — Rudolph von Habsburg und Ludwig der Bayer thaten das Meiste für sie. — Die Bregenzer Grafen verwalteten auch mehr als einmal den oberen Comitat Churrhätiens an der Lanquart. — Marquard, des Gegenkönigs Rudolph Ulrich Heinrich IV. Verfechter, und Rudolph 1108, einer der Kampfhelden von Idungsheim, gehörten zum alten Geschlechte, das auch die Mehrerau gestiftet hatte, und mehrmals durch Heirat mit Welfen und Hohenstauffen verschwägert ward, — Blumeneck war ein altes, nach Weingarten vergabtes Welfengut, — S. Gerold

Digitized by Google

nach Einsiedeln gehörig, beyde durch den Entschädigungsrezeß Nassau-Oranisch, durch einen am 23. Juny 1804 zu Lindau zwischen Steinherr und Arnold geschlossenen Vertrag österreichisch. — Mit Feldkirch kam an Oesterreich das altberühmte kaiserlich freye Landgericht zu Rankweil in Mösien, nahe dem andern in Ober- und Niederschwaben auf der Leutkirchen-Haide und in der Gepürs. — Die Grenzen dieses bis auf die Carolingen hinaufreichenden Landgerichtes erstreckten sich vor dem von Rankweil aus durch Churwalden bis an den Septmer, in Pregell, gegen das Etschland bis auf den Arlberg, auf der andern Seite bis in das Rheinthal, und an den Wallenstädter See.

Vorarlberg ist eigentlich bloß ein geographisches Adjektiv, was vor dem Arlberge liegt. — »Unsre Lande enthalb des Arls und Verms« (des Passes Fern zwischen Nassereit und Lermoos), sagen die Urkunden der alten Herzoge von Oesterreich, — »vnsere lande zu schwaben,« von der Landvogtey ꝛc. — »vnsere lande enthalb des Boden- und wallensees,« — von ihrem Besitzthum im Rheinthal, im Thurgau, in Glarus und Appenzell, im rhätischen Gaster. — 8. Dez. 1439 geschah zu Zürch der Schiedspruch zwischen Friedrich Grafen zu Toggenburg und zwischen den Städten St. Gallen, Rheineck, Feldkirch, Pludenz, Altenstadt, dem Thal Montafon, der Grafschaft Wallgau und gemeinem Bund ob dem Bodensee. — Auch Rothenfels mit dem Allod Stauffen und Rittergute Werdenstein waren montfortisch, und wurden 1567 an Königsegg verkauft. Jene Rittergüter sind aber schon früher vom Hauptkörper abgekommen. — 1804 brachte Oesterreich Rothenfels, wie Lindau von Königsegg, von dem Fürsten von Bretzenheim an sich, und entschädigte beyde durch ungrische Herrschaften.

Den Kreis Vorarlberg, der bis jenseits der Bregenzerach zum großen alemannischen Herzogthume, südwärts zum Herzogthume Churrhätien gehörte, wie sich auch die Diöcesen Chur und Constanz theilen, bilden eigentlich die vier (nur mit sehr uneigentlicher Zurechnung sieben) Herrschaften: Bregenz, Feldkirch, Bludenz und Hohenems. — Unter den Grafen von Montfort bestand Bregenz aus den neun Gerichten: Hoheneck, Simmerberg, Grünenbach, Stadt Bregenz, Hofsteig, Lingenau, Alberschwende, Sulzberg, Hofrieden (Tannberg und Mittelberg und das Amt Weiler in unserm Sinn, nämlich: Altenburg und Kehlhof kamen erst später dazu, und machten die Zahl der dreyzehn Gerichte von Bregenz voll). Bey letzterem und im nahen Neu-Ravensburg war S. Gallen im alten Besitze. — Oesterreichs vorzüglichste Besitzestitel auf Bre-

Digitized by Google

genz waren der Verkaufsbrief der Gräfin Elisabeth von Montfort und ihres Gemahls, Markgrafen Wilhelm von Baden-Hochberg, auf die Herzoge Albrecht und Sigmund von Oesterreich, vom 6. Jänner 1449 und 12. July 1451, und die eine Hälfte der Stadt und der Herrschaft Bregenz, nämlich der Gerichte Hoheneck, Hofsteig, Lingenau und Alberschwinde (die andere Halbscheide von Bregenz verkaufte 5. Sept. 1523 Graf Hugo von Montfort. Ferdinand I. (nebst Simperberg, Grünenbach, Sulzberg, Hofrieden). — Der Bregenzer Wald stand meist im unmittelbaren Reichsverbande. — Rudolph von Habsburg verpfändete ihn 1290 am 30. May dem Grafen Hugo von Montfort, und verkaufte dagegen wieder am 4. Februar 1291 Grafen Rudolph seine Güter vor der Bregenzerklause. — Ludwig der Bayer belehnte 27. May 1331 den Grafen Hugo von Bregenz mit allen Wildschätzen und Bergwerken des Bregenzer Waldes, — K. Wenzel 1391 Grafen Rudolph zu Werdenberg-Rheineck nach Montforts Ableben mit Stauffen, Dornbirn und dem Bregenzer Walde ꝛc. — Eben dieser Rudolph compromittirte wegen dieser Besitzungen 29. July 1401 für sich seine Brüder Hugo und Heinrich und seine Vettern, auf Leopold den Stolzen, Leopolds des Frommen ältesten Sohn. — Kaiser Ruppert von der Pfalz verlieh dem Montforter Hugo (26. April 1404) die Stadekischen Reichslehen im Bregenzer Wald. — Die große Gefahr vor den Appenzellern nöthigte Grafen Wilhelm zu Montfort (17. März 1404), sich den österreichischen Herzogen, Söhnen des bey Sempach erschlagenen Leopold, zu verschreiben, wegen Pludenz, wegen lebenslänglicher Inhabung des Bregenzer Waldes und wegen Dornbirn. — Tannberg und Mittelberg waren auch Montfortisch. In einer, diesem Hause nur gar zu gewöhnlichen Geldnoth kamen sie an das ritterliche Geschlecht der Heimhofen. Nach ihrem Erlöschen ergaben sich diese Gemeinden 1453 dem Erzherzog Siegmund. Ein Jörg Haymenhofen zu Vischi, dessen Abkunft von diesem Hause und den ersten Erwerbern streitig war, hatte noch 23. März 1463 wegen Tannberg eine pekuniäre Auseinandersetzung mit Erzherzog Sigmunden. — Das Amt Weiler kam ungleich später an Oesterreich. Von seinen beyden Bestandtheilen wurde das Gericht Kehlhoef 1571 von Kaiser Maximilian II. von Abt Ottmar zu St. Gallen erkauft, — den andern, das Gericht Altenburg, erkaufte eben dieser Monarch 1570 von den beyden Erbtöchtern des Hauses Weiler, Hildegarden, verehelichten von Riedheim, und Sigwine, verehelichten Schenk von Stauffenberg. Schon 1379, 22. Nov., geschah wegen Kehlhoef ein Compromiß zwischen Montfort und St. Gallen.

Digitized by Google

Die Grafschaft Feldkirch umschloß, nebst der Stadt gleiches Namens, den innern Bregenzer Wald, die Gerichte Rankweil und Sulz, Höchst und Fußach, Jagdberg und Daniels, St. Johann, Dornbirn und Neuburg, eine Pfandschaft der Grafen von Wolkenstein.

Nachdem Graf Rudolph von Montfort am 23. April 1375 Feldkirch und Neu-Montfort seiner Schwester Sohn, Heinrich Grafen von Werdenberg, vermacht hatte, kehrte sich seine Gesinnung plötzlich zur Feindschaft. Erst 29. Juny 1395 endigte den Familienzwist im Hause Werdenberg gewaltsam der Bund der Linien von Sargans und Vaduz und des aus ihnen entsprossenen Bischofs Hartmann von Chur wider die Linien von Rheineck und Heiligenberg. — Am 22. May 1375 verkaufte Rudolph dem, neun Jahre darauf bey Sempach von den Eidgenossen erschlagenen Herzog Leopold die Grafschaft Feldkirch, Rankweil, Alt- und Neu-Montfort, Fuessach, Purgstall, Plassenberg, Tosters, Bregenzer Waldtheile ꝛc., Stauffen und Steyglingen ꝛc., mit vorbehaltener Inhabung auf seine Lebtage. — Am 24. Jänner 1377 erklärte der Wankelmüthige, daß er den Grafen von Werdenberg, genannt von Sargans, »die Herrschaften Veltkirch, Ranggwite und Fussach« vermacht habe ꝛc. — Von dem Herzog und von seinem Neffen zugleich gedrängt, verschrieb er sich Herzog Leopolden am 13. November 1377, daß er um die 30,000 fl., die ihm der Herzog um die Grafschaft Veltkirch ꝛc. bezahlen wird, dieselbe von seinen Vettern, Grafen Montfort von Bregenz und Grafen Heinrich von Werdenberg, einlösen und leibgedingweis inhaben will. — Er stellte ferners zwey Bekenntnißbriefe aus, vom 28. Oktober 1378 und 9. Jänner 1380, daß er von Herzog Leopolden den Bregenzer Wald, die Veste Stauffen, das Gut Langenegg, Torrenburen, Knüwen, Siglingen ꝛc. zu Lehen habe, — dann daß er des Herzogs Pfleger und Zinsinhaber der Landleute im Bregenzer Walde sey.

Am 29 März bewilligte Graf Rudolph Leopolden einen Aufschub der festgesetzten Zahlungsfristen, und schon am 30. April darauf übergab er dem Herzoge die verkauften Graf- und Herrschaften gänzlich und ohne allen Vorbehalt. Am 3. April 1385 befahl der Graf den Bürgern und Burgherrn zu Feldkirch, Leopolden zu huldigen. 1394 am 9. Sept. lohnte Leopold der Stolze Albrechts von Werdenberg Bereitwilligkeit beym Kaufe von Pludenz und Montafon mit der Burghut zu Feldkirch, zu Fussach und lebenslänglichen 400 Pf. Bernern. Während der großen Bewegungen auf dem Kirchenrathe zu Kostnitz, als Herzog Friedrich mit der leeren Tasche in den Bannfluch und in die Reichsacht fiel, gelangte Feldkirch 1417 pfandweise an den letzten

Digitized by Google

Grafen von Toggenburg, 1436 aber wieder an Oesterreich zurück, am 19. und 28. September 1436 stellte Elisabeth Gräfin von Toggenburg Witwe, einen feyerlichen Verzichtbrief aus, auf der Versammlung zu Telfs im Oberinnthale.

Ferdinand II. ertheilte übrigens auf Ansuchen des Grafen Hugo von Montfort am 15. May 1631 dem Hause Oesterreich eine förmliche Anwartschaft auf alle und jede Montfortische Reichslehen. Sie bestätigte Ferdinand III. am 30. Juny 1637 und Leopold I. am 29. November 1663.

Pludenz umfaßte die Stadt gleiches Namens, die Gerichte Montafon und Sonnenberg. — Pludenz und Montafon hatte Graf Albrecht von Werdenberg vom Hause Montfort inne. Er übergab sie aus Feindschaft gegen dasselbe 1384 Herzog Leopolden zu Oesterreich. Wie natürlich entstanden darüber Irrungen zwischen Oesterreich und Montfort. Am 5. April 1394 verkaufte Graf Albrecht von Werdenberg Pludenz und Montafon Herzog Albrechten von Oesterreich, Herzog Leopolds jüngster Sohn Friedrich mit der leeren Tasche wurde am 12. July 1433 durch Wilhelm Grafen zu Montfort um den vollständig bezahlten Kaufschilling wiederholt abquittirt. Auch machte der Graf zu Montfort sich anheischig, den Herzog schadlos zu halten, falls er durch Grafen Albrecht von Werdenberg wegen Pludenz und Montafon angefochten werden sollte. 1427 am 24. Juny verzichteten auch Grafen Albrechts fünf Töchter auf alle ihre Rechte.

Sonnenberg war während des Familienzwistes unter den verschiedenen Linien des Hauses Montfort rother, weißer und schwarzer Fahne gleichfalls an den Werdenbergischen Zweig gerathen. Es wurde vom Grafen von Werdenberg an den in der Nähe gewaltigen Truchsessen von Waldburg Eberhard verkauft, nachdem ihm Leopold der Fromme, Friedrich mit der leeren Tasche und Herzog Sigmund zur Ausründung ihrer Besitzthümer vor dem Arlberge lange vergeblich nachgetrachtet hatten. Nun erhielt es Oesterreich von Waldburg. Demselben Truchseß von Waldburg, seinem Vogt zu Feldkirch, verpfändete Erzherzog Sigmund 22. Oktober 1449 Stadt und Veste Pludenz nebst dem Thale Montafon um 5000 fl. auf bestimmte Jahre, nach deren Ablauf sie wieder eingelöst wurden.

Unter Leopold I. 1684 kam die vereinigte Herrschaft Pludenz, Montafon und Sonnenberg um 125,851 fl. pfandes-, und seit 10. Juny 1744 auch lehensweise an die Freyherrn von Sternbach, die sich durch den damals noch reichen Ertrag der tyrolischen Bergwerke, vorzüglich der Kupfergruben von Ahrn im Pusterthale, schnell zum bedeutenden Reichthume emporgeschwungen haben.

Der Montforte Heldenstamm währte, wiewohl sehr ge-

Digitized by Google

sunken, bis 1783; 1759 aber erloſch mit dem Grafen Franz Wilhelm von Hohenems der Mannesſtamm dieſes uralten, im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert durch drey aus ihm entſproſſene berühmte Feldherrn und durch ſeine Verbindungen mit Rom mächtig aufgeblühten, aber im Anbeginne des achtzehnten Jahrhunderts durch Schulden tief geſunkenen Hauſes. — Am 16. März 1626 errichtete Graf Caſpar von Hohenems den Fideicommiß- und Erbeinigungsbrief, worin Hohenems, Vaduz, Schellenberg und die italieniſche Beſitzung Galera auf ewig zu einem einigen, untrennbaren, unveräußerlichen Fideicommiß erhoben wurden, und worin er den Erzherzog Leopold von Tyrol, Bruder Ferdinands II., und nach deſſen Abgang den künftigen Herrn und Landesfürſten der oberöſterreichiſchen Lande (alter Kanzleyausdruck für Tyrol), als nächſt geſeſſenen Potentaten, und ohne alles Mittel rechtmäßigen Erben ſubſtituirte.

Leopolds Witwe, die Erzherzogin Regentin Claudia von Medicis, Witwe von Urbino, als Vormünderin ihrer Söhne Ferdinand Carl und Sigmund Franz und Ferdinand II., kraft obervormundſchaftlicher, reichsoberrichterlicher und kaiſerlicher Regierungsgewalt, beſtätigten 1637 dieſe Erbeinigungs- und Subſtitutionsurkunde.

Franz I. ertheilte nun dem Erzhauſe Oeſterreich als erledigtes Reichslehen das zur ſchwäbiſchen Reichsgrafenbank gehörige Hohenems, ſammt dem zur ſchwäbiſchen Reichsritterſchaft collectablen Reichshofe Luſtenau und den Höfen Haslach und Widnau, jenſeits des Rheins in der Schweiz, welche die Grafen von Werdenberg um 3500 Heller an ſich gekauft hatten.

Luſtenau, einſt ein karolingiſcher Königshof, war eine der älteren Werdenbergiſch-Montfortiſchen Beſitzungen, denn ſchon am 12. Jänner 1403 verzichteten die Grafen Albrecht, Rudolph und Hugo zu Gunſten Herzog Leopolds von Oeſterreich auf die Stadt und Veſte Reinek, Zwingenſtein, Bernang und Mahrbach im Rheinthale, Altſtetten auf dem Bregenzer Walde und Hof Luſtenau. 1526 wurde Luſtenau Ulrichen von Hohenems durch die Grafen Chriſtoph und Felix von Werdenberg zu Heiligenberg gänzlich verkauft. — Am 13. Juny 1765 nahm Oeſterreich Beſitz, affigirte das Oberamt Bregenz die Patente, wurden Hohenems und Luſtenau Vorarlberg einverleibt.

Galera war zur Rettung aus einer unerſchwinglichen Schuldenlaſt, — Vaduz und Schellenberg aber, mit Zuthun Oeſterreichs, als ſubſtituirten Fideicommißerben, abgekommen, um dem Fürſten von Lichtenſtein zur Erlangung einer Virilſtimme auf dem Reichstage verhülflich zu ſeyn.

Digitized by Google

Hiemit sind die vom Ritter von Lang gegebenen Aufschlüsse über diesen Bezirk möglichst vollständig ergänzt, über den die bisherigen Nachrichten sehr fragmentarisch und meist unrichtig waren.

Wir haben in dieser umständlichen Anzeige einer verdienstvollen Arbeit vorzugsweise nur dasjenige herausgehoben, was in der reichhaltigen Lang'schen Arbeit mittel- oder unmittelbar österreichische Lande berührt. — Des Verfassers vielseitiges Verdienst wurde in diesen Blättern zu oft anerkannt, um, hier neuerdings erwähnt, nicht einer bloßen Redensart und nutzlosen Wiederholung zu gleichen. Unbestreitbar ist, daß Lang und Mannert in der älteren bayerischen Geschichte bis zur Aechtung Heinrichs des Löwen, wo der Pfalzgraf Otto die Herzogsfahne Luitpolds, seines Ahns, wieder ergriff, und die Schyren auf den goldenen Stuhl ihrer Väter für immer wieder zurückkehrten, einen neuen Boden gelegt haben. — Langs Arbeiten berühren fast alle Theile der alten Verfassung. — Möchten wir doch die zweyte Auflage seiner bayerischen Jahrbücher von 1179 (wo Lori's chronologischer Auszug endet) bis 1294 erhalten, — möchte er doch diese Jahrbücher durch die glänzende Epoche Kaiser Ludwigs des Bayern bis in die Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts fortsetzen!

2. Die Rede über den Ahnherrn des bayerischen Königshauses, den Herzog Luitpold, bestimmt, das Andenken eines Begebnisses zu feyern, das trotz manchen späteren Sinkens doch immer in Bayerns Nationalbildung, ja in seinem Range unter den deutschen Völkerschaften als Wendepunkt dasteht, war offenbar nur Einkleidung, und die voluminösen Anmerkungen die Hauptsache. Ihr Zweck war offenbar, es dem Verfasser bey seinem großen Geschichtswerk über Bayern zu vergönnen, unaufhaltsam dem Strome der Darstellung zu folgen, selbe durch keinerley kritische Erörterungen zu unterbrechen, die Noten dem Buche selbst nicht über den Kopf wachsen zu lassen, sondern dem gelehrten Apparat, den vielfältigen Streitfragen, den neuentdeckten Quellen in einer Reihe akademischer Vorträge zu genügen. Die dreyzehn Schlußanmerkungen zu dieser Rede sind eben so viele abgesonderte Pavillons des nämlichen Hauptgebäudes. — Man hat über den allzukleinen Druck derselben vielfältig geklagt, aber er war unvermeidlich, es wäre sonst aus dieser Rede ein ansehnlicher Quartband geworden. — Sie beginnt mit Bayerns Unterjochung und Einverleibung in das unermeßliche Frankenreich Carls des Großen. Hierauf stellt sie Bayern unter seinen

Digitized by Google

bald entarteten Nachfolgern dar, und geht über auf ihren eigenthümlichen, beyläufig drey Jahrzehende nach Carls des Großen Ableben geborenen Helden wider die damaligen drey großen Gefahren des Abendlandes, wider Normannen, Slaven und Ungern, von den Königen als »ihr theuerster Blutsverwandter, ihr Vetter und Neffe« begrüßt. — Swatopluk, seit Samo wieder der erste gemeinsame Oberherr aller Westslaven. — Die sich unter seinen Marhanen begegnenden Bekehrungsversuche der lateinischen und der griechischen Kirche, von Rom und von Constantinopel her, — von Salzburg und Paßau und von den Bulgaren-Aposteln Cyrill und Methud. — Der innere Zwiespalt in der Dynastie der Moymaren, aus welcher die Herrscher das Christenthum hassen, als den Schlüssel der Deutschen zu ihrem Reich, als den meuchlerischen Hebel, Volk und Dynastie an einander zu brechen, und den Fremden als leichte Beute hinzuwerfen, — die Furchtsamen aber, oder die nach der höchsten Gewalt Strebenden, selbe durch die Franken suchend, ihnen Tribut und Unterwerfung entgegentragend. — Schon Ludwig der Deutsche kam auf den sehr natürlichen Gedanken, dem stolzen Altmähren ein Neumähren entgegen zu setzen, und jedem unruhigen moymarischen Herrscher in einem andern moymarischen Prinzen einen Nebenbuhler und Thronwerber zu zeigen, zugleich die Slaven in dem schönen Lande an der Drau, Saan und Save sich enger zu verbinden. — Luitpold als Freund der karlowingischen Prinzessin Hildegard, ein Hauptwerkzeug der Erhebung Arnulfs. — Der Bastard Carl Martell entschied das Uebergewicht seines Hauses. Der Bastard Arnulf hielt den gänzlichen Verfall desselben auf. — Luitpold war so einzig an Kriegsruhm in Bayern, daß er alle Marken Bayerns zu hüten hatte, die nordgauische wider die Moldauslaven, die Ostmark wider die Marchslaven, die carentanische Mark eben auch wider Swatopluk, aber leider allzubald sie und die Ostmark gegen die Ungern.

Diese hatte Arnulf wider den großen Swatopluk berufen. Bald überwog diese neue Gefahr bey weitem die alte. — Die Wehklagen Luitprands und die Schilderung Kaiser Leo's und der fränkischen Jahrbücher stimmen ganz damit überein, was noch dritthalb Jahrhunderte später Otto von Freysing und andere bayerische Chronisten von den Magyaren, von ihrer Lebensweise und von ihrer Streitesart melden. — Luitpolds Treue gegen den König scheint auch in den schlimmen Händeln der nach Chiemsee verwiesenen Prinzessin Hildegard makellos geblieben zu seyn, auch da sein Bruder Aribo, auch da sein Neffe Isanrich mehrmals sich den Marhanen verbanden. — Nach Swatopluks Tode und in

Digitized by Google

dem Bruderzwist seiner Söhne zerstörten die Markgrafen Luitpold und Aribo das noch vor Kurzem so sehr gefürchtete Reich, befreyten den, von dem älteren Bruder Moymar belagerten Swatopluk (windisch: Zwetboch), übersiedelten ihn nach Carentanien. — So lange König Arnulf lebte, gedachten die Ungern des Bundes, wütheten nur, wie sie gesollt und Er gewollt, wider die Marhanen an der Waag, March und oberen Oder. Nach Arnulfs Tode brachen sie in Bayern. Luitpold schlug sie, und warf ihnen Enns als Gränzveste entgegen. Der Ruhm dieses Tages blendete seine unbesonnenen Siegesgefährten, und brachte ihm selber den Tod in der dreytägigen Schlacht auf beyden Donauufern bey dem heutigen Preßburg; Bayern legten sie wüste, den Sieg mit Sturmeseile verfolgend. — »Von dem Kampfe der Heroen (sagt diese Rede) und der sie schützenden oder bedräuenden Götter vor Ilion, bis in unsere und hoffentlich in alle Zeiten, wo deutscher Muth und deutsche Treue gilt, war keine heiligere Schuld, als — die Rache der Nationalschmach und der sieglos gefallenen Helden. — Herrlich ist, daß die eigenen Söhne, daß Arnulf auf dem Oettinger Mordfelde, Berthold an der Drau und auf der Welserhaide, die Rache Luitpolds genommen, Inn und Traun mit Feindesblut gefärbt, mit Feindesleichen geschwellt haben. Doch es war Luitpold nicht bloß der Bayern Fürst (das ist in deutscher Zunge der Erste, der Höchste) — er war's der Deutschen — und darum seine Blutrache die Sache aller Deutschen. — Es währte ein halbes Jahrhundert weniger zwey Jahre, und dieselbe heiße Sonne des August brannte wieder in denselben Tagen, als die Ungern auf der unübersehbaren Ebene am Lech sich ausbreitend, das nur schwach befestigte Augsburg bedrängten. — Ulrich, der gottbegeisterte Bischof, der die Barbaren schon vor drey und zwanzig Jahren von denselben Wällen gesehen, gab seinen Muth allem Volk. Es nahte der große Otto zum Entsatz. — »Dawider vermögen Menschen nichts, da muß Gott uns helfen,« sprach er, von den Wertachhügeln herab der Feinde unermeßliches Heer zuerst überschauend — und der Gott im Innern half — und dieser S. Lorenztag erledigte Deutschland auf immer der ungrischen Schrecken, schleuderte sie auf Ungern selbst zurück. Der große Tag sühnte nicht nur Luitpolds Heldenschatten, er war auch der eigentliche Wendepunkt eines edelstolzen und kriegsberühmten Volkes zum Christenthume, zur Cultur, zu einer ruhmvollen Stelle unter den europäischen Nationen.«

Schon das Motto aus Curtius: »*in eadem domo familiaque* imperii vires remansuras gaudebant assueti nomen ipsum

colere venerarique« — zeigt das Streben, die Wechselwirkung des bayerischen Volkes und seiner Dynastie in ihren bedeutendsten historischen Momenten zu erproben. — »Nicht die Gewalt (heißt es darin) ist das Recht, das unsere Fürsten an uns haben. Vielmehr haben wir unser Recht an diese Fürsten, wo es immer galt, mit Gewalt behauptet wider jede fremde Gewalt. Dem gesunden Verstande des Volkes wollte es niemals einleuchten, daß es, um wahrhaft deutsch zu werden, aufhören müsse, bayerisch zu seyn!? Mehrere, die den goldenen Reif des großen Karl getragen, wagten's, und haben Bayern seine Simsonslocke, seiner Stärke Geheimniß, sie haben ihm die seit der Urzeit angeborenen Fürsten genommen. Das Bayervolk aber hat sie mit einem, selbst in der Niederlage furchtbaren Ingrimm, wie die Löwin ihr Junges, ruhelos aufgesucht, und selbst in weiter Ferne, selbst nach langen Jahren immer wieder gefunden!!« — Der Schluß erinnert, wie nach dem vorzugsweise historischen Charakter Bayerns auch die Namen aller königlichen Kinder große Erinnerungen auferwecken — und bewährt durch viele klassische Reminiscenzen, wie der Bestand der Dynastie und die Selbstständigkeit der Nation fort und fort unter den größten Drangsalen und Gefahren identisch geblieben, wie sonach »diese Nationalität und diese Legitimität eine Wahrheit seyen.«

Die erste der Schlußbemerkungen stellt aus den deutschen, ungrischen und italienischen Quellen der Ungern oder Magyaren Ankunft in Europa und ihre weiten Streifzüge von 884 bis 955 dar, die großen chronologischen Verschiedenheiten der Zeitbücher ausgleichend oder näher bestimmend. — Die fast gleichzeitigen ältesten einheimischen Geschichtschreiber der Ungern, der Böhmen und der Russen, der ungenannte Notar König Bela's, der Prager Domherr Cosmas und der Kiewer Mönch Nestor. — Die gerechten Zweifel gegen den anonymen Notar auch in diesen Jahrbüchern von seinem neuesten Herausgeber Endlicher und von dem unvergeßlichen Dobrowsky besprochen. — Der folgenreiche Zweifel, ob es in der Altaicher Chronik von 898 von Luitpold und Aribo wirklich heiße: »*fratres* (??) marchiones suos,« da die andern fränkischen Jahrbücher das fratres auslassen. — 899 die Ungerschlachten bey Leopach und im Krapfelde näher bestimmt, — die Fabel vom Gottfried von Meran berichtiget. — 900 der Bau von Enns und Ebersberg, — 907 die große Niederlage, in der auch Luitpold mit mehreren Bischöfen und vielen Großen umkömmt, — 913 die erste Rache Arnulfs auf dem Oettinger Mordfelde, — Rüdiger von Pechlarn; — 913 — 917 Einbrüche in Schwaben, König Konrad in Bayern

wider Arnulf. — Dieser flieht vor der Uebermacht ins Hochgebirg, nach Konrads Ableben rasch heimkehrend, Regensburg befestigend (der Arnoldswinkel) und seines Volkes Unabhängigkeit behauptend: »durch die Gnade Gottes Herzog (auch König) der Bayern und der angränzenden Länder.« — 920 Arnulfs Vertrag mit Heinrich dem Vogler zu Regensburg, — eben dort der Zweykampf des Dollinger mit dem heidnischen Riesen Craco; — 926 die Ungern in S. Gallen, — 928 Heinrich der Vogler und die Bayern in Prag, — 932 Arnulfs Synode zu Dingolfing, — 933 die Merseburgerschlacht mit allen ihren redenden und stummen Denkmalen. Auch Bayern fechten sie mit unter Arnulfs Bruder Berthold, ein Törring, ein Sandizell. — Fabel vom ersten Turnier in Magdeburg in Folge dieses Sieges. — Heinrichs des Voglers und Arnulfs Tod ermuthigt die Ungern, bis in die Schweiz, Aquitanien und Burgund zu streifen. — 944 Bertholds Sieg auf der Welserhaide, — 954 Aufruhr in Deutschland. Des Königs eigener Sohn Ludolf und viele mißvergnügte Große rufen die Ungern herbey. Ihr unermeßlicher Zug. Die Belagerung Augsburgs. Die Lechfeldsschlacht, aus der nur sieben Ungern entrinnen. Sie sind Deutschland nimmermehr furchtbar. Zwar werfen sie sich einen Augenblick auf den Osten, und Botond schlägt ein Loch in das Thor Constantinopels, aber die Niederlage bey Adrianopel beschließt vollends das alte Nomaden- und Räuberleben, und bahnt der vorzüglich von Paßau und Regensburg ausgehenden Christianisirung den erwünschten Weg.

Die zweyte Anmerkung sucht die slavischen Verwandtschaften und Verhältnisse Bayerns zu erörtern. Von Bayern aus wurde Carentanien erobert, und blieb bis 976 mit selbem vereiniget. — Die Gegenden an der Muhr, Raab und Drau erscheinen früher frey vom ungrischen Joch, als jene zwischen der Enns, dem comageuischen oder Kahlengebirge. — Die vorjährige Rede beleuchtete in chronologischem Ueberblicke den Conflict der römischen und der griechischen Missionen, den Conflict zwischen Paßau, Salzburg und Aquileja an der March, Raab, Drau und Donau, in der Christianisirung Ungerns und der mährisch-böhmischen Slaven. Die heurige Rede beschäftigt sich mit allen östlichen und südlichen Vorlanden Bayerns, zuvörderst mit dem alten, großen Carentanien, das vom cetischen oder comageuischen Gebirge längs dem heutigen Ungern hinunter bis zur adriatischen See fortlief.

Zuerst wird die Scheidelinie deutscher und slavischer Zunge und Abstammung angegeben, das tyrolische Pusterthal hinunter längs der Drau, durch das heutige Kärnthen und Oberesteyer nach der Muhr bis nach Ungern und Kroatien hinein. —

Krain, dessen Name selber im Slavischen ein Gränzland bedeutet, — deutsche Colonien in demselben, insonderheit auf dem großen Besitze von Freysing in dem wilden Gottschee. — Carl IV. schenkte dem Grafen von Ortenburg und Bischof von Freysing viele Nordgauer, die sich seinen Planen zur Vereinigung der Oberpfalz mit Böhmen hartnäckig widersetzt hatten, und die deßhalb hingerichtet und auf jede Weise ausgerottet werden sollten.

Ueber die Urzeit der Slaven, ihre erste Einwanderung und die ältesten Schicksale dieses, halb Europa und ein Drittheil Asiens bedeckenden Volkes werden hier die Meinungen neuer und großer Forscher zusammengestellt, wie Surowiecki in Warschau, Schaffarik in Neusatz, Pallacky in Prag und der verewigten, unvergeßlichen Männer Karamsin und Dobrowsky. — Leider spielt auch hier die Cholera der Assonanzen eine unverhältnißmäßig große Rolle. — Was in der schätzbaren steyermärkischen Zeitschrift Muchar über diesen Gegenstand durch mehrere Hefte zusammengestellt hat, und wo es an philologischem Nachhalt und Scharfsinn zu fehlen scheint, hat uns eben nicht viel weiter geführt, als wir vor einem Jahrhunderte durch Jordans origines Slavorum gewesen sind. — Wo aber jene Neuern, Surowiecki und Schaffarik, bey den Alten Venedi, Enedi, Winjdi finden, machen sie ohne alle weitere Untersuchung Slaven daraus, — und zwar viererley: Armorische Veneden in der Vendée (??), die als Schiffsleute berühmten belgischen Veneden (beyde Stämme in den Römerkriegen vertilgt) — die uns eigentlich ganz allein jetzt noch berührenden baltischen Wenden, von der Ostsee und Wolga bis gegen die Oder und Donau und — adriatische Veneden (von welchen noch Venetien und Venedig heißt), gens vetustissima (aus Medien oder Paphlagonien und vom trojanischen Brande hergeleitet) alia a Gallis utentes lingua. Von gleichem Namen wird ohne weiters auf gleiche Abkunft mit jenen Veneden geschlossen. Sowohl in Gallien als in Italien und an der Donau seyen die Bojer neben Veneden gesessen (wann? bleibt die Hauptfrage). — Istrier, Dalmaten, Salasser, Illyrier (jener Urzeit?), Noriker, Vindelizier, Vennonen seyen solche Veneder oder Slaven, und schon ihre Namen seyen slavisch gewesen (??), ja sogar manche in bona und dunum endigende Städte werden dieser slavischen Laute wegen (die sonst als celto-gallisch par excellence galten) alt urslavisch erklärt?? — Die schwarz- und braunhaarigen Völker seyen ältere Bewohner Europas, als die blonden. Im Beginne der christlichen Zeitrechnung hätten aber die Blonden

Digitized by Google

allerwärts das Uebergewicht, die Braun- und Schwarzhaarigen seyen die Unterdrückten. — Fänden sie sich noch im Besitze wahrhafter Wohnplätze, so konnten sie selbe nur durch das frühere Bewohnen gewonnen haben. — Den schlagendsten Beweis für ein sehr hohes Alter der Slovenen im Nordosten Europas gebe ihre Sprache, zwar indisch-asiatischen Ursprungs, aber im Baue dennoch der griech:schen, römischen und germanischen Sprache sehr ähnlich (wie zuletzt Alles irgend eine Aehnlichkeit hat!?). — Procop und Jornandes, die über alle neuen Völker und ihre Abkunft ziemlich umständlich zu seyn strebten, sagten deshalb kein Wort, wo die geradeswegs von den alten Veneden abstammenden Slaven früher gewohnt? weil sie aus den ehemals von den Wenden bewohnten Ländern hervorgetreten, — sie seyen ein Urvolk, im Westen der, Germanien endigenden Weichsel, nordwärts durch das venedische Meer, südwärts von undurchdringlichem Wald und Sumpf und von den Karpathen beschirmt, ostwärts im Rücken nur wenig bedeutende Nomadenhorden? — Schon vor dem Ende des fünften Jahrhunderts hätte den Slaven die Ohnmacht der Markomannen und Quaden, das Vordringen gegen die Elbe, Saale und über die Karpathen an der Donau erleichtert? (Jornandes sagt: Ermanaricus arma commovit in Venedos numerositate pollentes — — hi ab *una* stirpe exorti, tria nunc nomina edidere — Venedi, Antes, Slavi). — Derselbe versichert, neben den Hunnen hätten auch die von ihnen abhängigen Völker in Pannonien Sitze gefunden. — Cedrenus sagt sogar: *Hunni* qui et *Slavi* dicuntur, und Procopius: ingenium ipsis nec malignum nec fraudulentum et cum simplicitate mores hunnicos in multis retinent. — An einer andern Stelle seines Gothenkrieges: nomen quondam Slovenis, Antisque *unum* erat, nämlich Sporen, wegen ihrer zerstreuten Niederlassungen?? — ulterioris ripae Istri partem maximam habent, und IV. 4: ulteriora ad septentrionem habent populi Antarum infiniti? — Dieses Sporen, von Procop auf die sporadischen Wohnsitze, von den Neuern sehr unglücklich auf den Ackerbau und Säen gedeutet, soll das verhunzte Srb, Srbi, so wie das Triballi Srballi seyn, wie das Srpe König Alfreds? — Serbi, den ältesten Slavennamen, kennen Plinius und Ptolemäus bereits am Kaukasus und an der Wolga. — Bischof Salomo von Constanz sagt in seinem etymologischen Wörterbuche: *Sarmatae* nuncupati. — *Sirbi* tum dicti. — Dieser uralte Slavenname lebt noch südlich und nördlich in den Serbiern und unter den Lausitzer Wenden. Sermatae populi Sirbi, schrieb 1102 Wacerad, der böhmische Glossator jenes Werkes Bischof Salo-

Digitized by Google

mo's. — K Constantin sagt bey der Niederlassung der Avaren in Dalmatien: Crobati tunc habitabant *ultra Bagibaream*, ubi nunc sunt Belochrobati. Ceteri vero Chrobati versus *Franciam* commorabantur, et appellantur hodie Belochrobati, Chrobati Albi, qui proprio principi subjecti sunt. Parent autem Ottoni magno regi *Franciae*, quae et *Saxonia* baptismique expertes affinitatem et amicitiam cum *Turcis* contrahunt. Franken ist hier für Deutschland genommen, wie die Türken für Ungern, und Otto der Große war ein Sachsenkaiser. — Daß hier nicht: »über Bayern hinauswohnende Chrobaten« unter Bagibarea gemeint sind, sondern das babische Gebirge, »babje Gore, Slovenen jenseits der Karpathen,« haben schon Stritter und Banduri bemerkt. — Im siebenten Jahrhunderte vorübergehende Vereinigung unter Samo, der auch mit seinen 21 Söhnen dem polnischen Leschek auf ein Haar gleicht, und die Identität der Volkssage außer Zweifel setzt — und um die Mitte des neunten Jahrhunderts zwey bedeutende weststavische Staaten, der großmährische unter Swatopluk und der russische unter Rurik. — Ueber die Slaven in Inneröesterreich stehen folgende chronologische Daten beysammen: von 527 bis 551, wo sie wieder über die Donau nach Hause zogen, unaufhörliche Einfälle der Slaven ins byzantinische Reich. — Nach der Besiegung der Gepiden durch den Longobarden Alboin, ein mächtiges Drängen der Avaren und Slaven gegen Westen. — Als 568 Alboin, von Narses gerufen, nach Italien zog, nehmen die Avaren der Longobarden Sitze in Pannonien und im östlichen Theile des Ufernorikums, dessen ungeachtet Fortdauer der slavischen Einbrüche in das griechische Reich. Der Hof zu Konstantinopel versuchte alles, die Avaren durch Franken und Bojoarier im Westen zu beschäftigen. Dort kommen sie 592 — 593 schon an den julischen Alpen auch mit den Longobarden ins Gefecht. Es zeigen sich viele Slavenstämme mit den Avaren vermischt und ihrem Chane dienstbar. 595 stritten die Slaven als Vortrab der Avaren wider Bojoarier und Longobarden, westwärts und südwärts. — Gregor der Große spricht zu den Dalmatiern: de gente Slavorum, quae vobis valde imminet. — 591 klagte die Synode der Bischöfe Venetiens, Italiens und des zweyten Rhatiens dem byzantinischen Kaiser Mauritius über das Umsichgreifen der fränkischen Missionen und Bischöfe, und wie sie, namentlich in der (noch um 480 in S. Severins Legende sammt ihrem neuen Bischof Paulin vorkommenden) mittelnorischen Hauptstadt, späterhin dem carentanischen Tiburnia, Priester ordinirt und geistliche Gerichtsbarkeit geübt hätten. — In einem, zwar verdäch-

Digitized by Google

tigen Akt von 597 erscheint zum letzten Male ein Bischof von Tiburnia, das gleich darauf (wohl durch eine avarisch-slavische Verwüstung) plötzlich wie verschwindet. — Zwischen 592 und 610 fällt die Festsetzung der Slav-Avaren im heutigen Kärnthen und bis in die östliche Spitze Tyrols. 611—613 Fehde der Slaven unter und mit den Avaren wider die Longobarden und die ihnen politisch und verwandtschaftlich verbündeten Bojoarier. — Der Longobarde Paul Warnefried, der Diakon, sagt: his temporibus mortuo Tassilone duce Bojoariorum, filius eius Garibaldus in *Agunto* a Sclavis devictus est, et Bojoariorum termini depraedantur. Resumtis tamen Bojoariae viribus et praedas ab hostibus excutiunt et de *finibus suis expulerunt.* — Slaven sind auch aus dem südwestlichen Pannonien bis an und über die Drau, ja rings um Friaul seit dem Ausgange des sechsten Jahrhunderts. — Paul Diacon nennt mehrmals die *Carniola Sclavorum patria*, — — fugit in Carnuntum, quod corrupte vocitant Carentanum. — — Wectari dux Forojulianus, qui cum propinquasset pontem Natisonis fluminis, ubi *Slavi* resident, — — Ferdulfus dux *vicinos slavos* muneribus invitavit, ut cum exercitu in Forumjulium venirent — und noch 993 Heinricus dux *Sclavorum sive Carentanorum* atque ipsius Marchiae Veronensis.

Das römische Acelia oder vielmehr Azalia und das davon ganz verschiedene slavische Azelia des Paul Diacon. — Die Gränzmarken zwischen dem Patriarchate von Grado und dem Sprengel Friauls, zwischen den Longobarden und den Byzantinern, zwischen Carl dem Großen und der Kaiserin des Aufganges Irene. — In dem Spruche Gregors III. zwischen jenem Kirchenfürsten von 731 ein bisher ganz unbekannter Petrus Sabionensis episcopus, gleichzeitig S. Corbinian und dem ersten Apostolate des großen Bonifazius.

Den Befreyer der Slaven, den Schrecken der Avaren, Samo, schieben Valesius und Muchar aus Carentanien hinweg nach Böhmen, Pelzel hätte ihn gerne behalten, aber Dobrowsky und mehrere Neuere gönnen ihm dort kein Standlager — und so muß er noch immer, gleich dem ewigen Juden, von der Drau und Save an die Moldau und Elbe und wieder zurückwandern. — Samo's Landsmannschaft ausgenommen, aus welchem Fredegar einen Franken, der Anonymus einen Slaven macht, und beyde Recht haben können, wenn der Kaufherr Samo aus dem einen oder dem andern Volke ursprünglich zu dem andern flüchtig oder zu Geschäften und Waffen dort erwachsen war, stehen Fredegar und der Anonymus keineswegs in einem diametralen Widerspruche. Vielmehr begegnen

Digitized by Google

sich ihre Aussagen zum Theil in einer auffallenden Uebereinstimmung, selbst mit jenen Paul Diacons. — Nach dem Anonymus wurden die Carentanerslaven unterworfen. Auch nach Fredegar haben die, Dagoberten verbündeten Longobarden und die ihm gehorchenden Alemannen, auf ihrer Stelle vollständig gesiegt. — Nur auf der Thüringer Seite wurde das austrasische Heer aus Schuld seiner eigenen, übermüthigen Verblendung geschlagen, und seitdem dauerten die Einbrüche der Winden dort meist mit vielem Glücke fort. — Auch Paul Diacon feyert die Siege der Longobarden, und läßt diese IV. 40 den Landstrich Cellia, Acelia bis Medaria erobern, und durch viele Jahre behaupten. — Nirgend sagt (wie Muchar X. 36 behauptet) der Anonymus: »Samo's Hauptsitz sey durch so viele Jahre siegreich und unangetastet in Carentanien gewesen, welches Reich er gegen die übermüthigen Franken errettet und selbstständig erhalten hätte??« — Winidi nannten freylich die Slaven nie sich selber, aber die Fremden nannten sie Winidi. manchmal auch Wandali, wie in einer alten Legende des heil. Rupert und in jener der heil. Marinus und Anton. — Daß Bisulci synonym sey mit Wilzen, den Nordsee-Slaven, und daß die »urbischen Slaven, die schon längst zum Frankenreich gezählt worden,« und deren Herzog sich nach dem nationellen Siege wieder an Samo angeschlossen, die Soraben oder Sorben seyen, ist eine eben so neue als kühne Entdeckung. Die Bajoarier werden allerdings hiebey von Fredegar nicht ausdrücklich genannt, sondern nur die Siege der Longobarden und der Alemannen — aber daß die glücklichen Einfälle der Slaven nicht bloß Thüringen galten, und gegen die Longobarden entweder wenig vermochten oder sie sich auf dieser Seite ruhig verhielten, um nicht zwischen den stets eng alliirten Bojoarien und Longobarden unter Hammer und Amboß zu kommen, daß die Slowenen aber auch *reliquos pagos regni francorum* verheerten, das wiederholt Fredegar oft genug. Nicht der fernen Austrasier Sache war es, sondern der Sachsen (die davon Freyheit von Tribut ansprachen) auf der Thüringer Seite limitem et regnum Francorum contra *Winidos* utiliter defendere, — was beweist aber das? doch nicht mehr, als daß sie geographisch die nächsten waren, so wie die Ostmark und die carentanische Mark bayerische Marken waren, und weder schwäbische noch fränkische!? — Samo's vorherrschender Einfluß über alle Westslaven (in Thüringen und Franken, wie in Carentanien) scheint eben so unzweifelhaft, als das Ergebniß Muchars, daß die zu Ende des sechsten und im Beginne des siebenten Jahrhunderts als Vortrab der Avaren in den Südwest

Oberpannoniens und in den Süden des ehemaligen Mittelnorikums längs den julischen, carnischen und norischen Alpen bis an die Marken Bajoariens eingewanderten Slaven auch zeitweise an die Traun, die Salza und den Inn gedrungen seyen, und zerstreute Niederlassungen daselbst eingenommen haben.

Es werden nun aus einer, der Mitte des eilften Jahrhunderts angehörigen Emmeraner Handschrift die darin enthaltenen Namen von 58 Völkern und Stämmen auf der Nordseite der Donau, worunter erweislich über 30 slavische, durch einen 1828 von Dobrowsky an Hormayr geschriebenen Brief erörtert, frühere Erläuterungsversuche des Münchner Akademikers Grafen du Buat und des seinem edlen Werke allzufrüh entrissenen russischen Historiographen Karamsin ergänzt, berichtiget und bereichert.— Ueber die Slaven in Franken, von Baireuth und Bamberg bis gegen die Donau herab, enthielt die vorjährige akademische Rede viel interessante Daten aus Würzburger und Bamberger Urkunden.— Mit jenen merkwürdigen Namen slavischer Städte und Gemeinden verbindet sich zugleich auch eine Erläuterung der ältesten Formen des bayerischen Landes- und Volksnamens, zuerst nach dem Wörterbuche des gelehrten Custoden und Akademikers Schmeller, dann mit umständlichen und wichtigen Zugaben.— Seltsame, wohl scherzhafte Herleitung des bayerischen Namens in einer Wessobrunner Handschrift des achten und in einer Regensburger Handschrift des eilften Jahrhunderts: »*Baioueri* ex proprie ethimologie origo vocabulorum lingue nomen sumpserunt. *Baugu* enim apud illos corona dicitur. *Wer* autem vir. Hinc *Baucver*, *coronatus vir* appellatur. Et ideo illa progenies ex proprie lingue ethimologia coronati viri vocantur«— und hinwieder: »Suevi non sunt nati, sed *seminati*.— *Beiri* non dicuntur *baoarii* sed *boiarii* a boia fluvio.«— Das alte, schöne Lied des unter Heinrich dem Dritten und Vierten einflußreichen Erzbischofs Anno von Köln und König Alfreds Hormesta (die höchst merkwürdige, mit eigenen geographischen und ethnographischen Zuthaten versehene Uebersetzung des Orosius ins Angelsächsische) werden erörtert, so wie die merkwürdigen geographischen Namen der Wessobrunner Handschrift, die freylich mit einem: »Hieronymus ait« anfängt, wovon aber in seinen Werken nichts zu finden ist. Des bayerischen Namens älteste Erwähnung ist c. 55 de reb. Goth bey Jornandes: Regio Suevorum habet ab oriente Baioarios.— 564 sagt die Reise des Venantius Fortunatus: si vacat ire viam, neque te Baioarius obstat. Die Wessobrunner Handschrift nimmt Istria und Paigira, Bayern, gleichbedeutend.— Istrien ist hier nicht in

Digitized by Google

der heutigen, engsten Bedeutung ein Theil der adriatischen Küste, sondern in der Kanzleysprache der Päpste und der byzantinischen Kaiser, der Inbegriff der Kirchsprengel, südwärts des Ister, der Donau, bis ans adriatische Meer. — »Pannonia vocatur illa terra meridie Danobio, *Wandali* habent hoc. — *Ager Noricus, Peigirolant; Istria, Peigiria.* Sclavus et Avarus, Hunni et Winidi, Wandali aut Wandoli. — In dem Absatze: de civitatibus, heißt es: Norica, Reganespurc, Auofia, Radasponso; — Betfagia, Pazawe; — Valvicula, Salzpuruc.

Der schnelle Anwuchs der Colonisation im heutigen Innerösterreich, von der Schwarza und Raab bis über die Save und Culp hinaus, die immer wiederkehrende ungrische Gefahr, die unruhigen Bewegungen durch die Berengare und durch byzantinische Ränke, die Wiedervereinigung Italiens mit Deutschland durch Otto den Großen, die Aufstellung einer eigenen, bald dem carentanischen Herzogthume verbundenen, bald wieder von ihm abgetrennten Mark Verona, endlich die Losreißung des, durch geraume Zeit mit Bayern verbundenen Kärnthen von demselben, alle diese Ursachen wirkten zusammen, daß zwey carentanische Markgrafschaften erstanden, die nordöstliche, obere, an der Raab und Muhr, von den Grafen von Lambach und Wels auf die von Neuburg und Formbach und auf die chiem-traungauischen Ottokare vererbt, mit den Hauptsitzen Pütten und Steyer — und die südöstliche Mark an der Drau und Save, Hauptort Cilly und Pettau. — Großer Besitz von Freysing in Krain durch die Ottone gegründet; — Zusammenstellung aller wichtigen urkundlichen und quellengemäßen Stellen der merkwürdigsten Besitzeswechsel und staatsrechtlichen Veränderungen, von der Abreißung Carentaniens von Bayern, bis auf die Vereinigung der Steyermark mit Oesterreich durch den letzten Ottokar 1186—1192. — Wir finden hier auch mehrere noch unbekannte und wichtige Urkunden, z. B. 1053 eine Schenkurkunde Heinrichs III. für Eichstädt, beweisend, daß zwar Botho der Starke, der Stifter von Theres, in den Aufruhr des Bayerherzogs Konrad verwickelt gewesen, sein Bruder Aribo aber, wahrscheinlich nur verdächtigt, seiner Pfalzgrafenwürde nicht entsetzt worden ist, — 1073 eine Schenkung Marquards des Eppensteiners aus dem Mürzthale, Sohn des Kärnthner Herzogs Adalbero — und der Seinigen, mit allen ihren Zehenten im Salzburger Sprengel auf den Altar S. Ruperts. — Die großen carentanischen Allode der Schyren verwirkt und verloren in Folge viermaligen Auflehnens wider den beharrlichen Plan

Digitized by Google

der Kaiser, ihr Erbrecht und das Wahlrecht der Nation zu umgehen, die Herzogsmacht durch jene der Bischöfe und Grafen möglichst zu verkümmern und zu lähmen, und die Vorlande des alten, großen Herzogthumes, zumal in dem, zur Behauptung Italiens unentbehrlichen Alpengurt vom adriatischen zum ligurischen Meere (wenigstens factisch) aufzuheben, und lieber innern Zwiespalt daselbst zu begünstigen. — Die Sponheimer und die unterſteyerischen Markgrafen aus Thüringen oder von Weimar, mehrere wichtige Stellen über beyde aus dem Saalbuche der Abtey S. Paul im Lavantthale, — über den als eifrigen Ghibellinen und Widersacher des Salzburger Erzbischofs Thiemo vom Unglücke schwer verfolgten und in babenbergisches Land fliehenden Werigand, Weriand, auf den die Windisch-Gratze ihren Stamm zurückleiten. — Schöne urkundliche Aufschlüsse über Alter und Glanz der Dietrichsteine. — Verschiedenheit der Gränzen des alten und des heutigen Oesterreich und Steyer, an der Piesting und an dem Semmering. Die österreichisch-steyerische Fehde 1174 — 1175 wegen der Entführung eines Fräuleins. Enns der Zwischenplatz des nordischen Handels, vorzüglich von Regensburg betrieben. — Die berühmte Zusammenkunft Heinrichs Jasomirgott und Heinrich des Löwen, und des Letzteren Gerichtstag in Enns über Sachen des Klosters Reichersberg um das Gut Münster.

Die dritte Anmerkung weihet sich einer interessanten geographisch-publicistischen Aufgabe, nämlich wie weit sich der bayerische Herzogsambacht in das heutige Tyrol hinein erstreckt? wo er dort geendigt habe? wo er mit dem, zum alemannischen Herzogthume gehörigen Rhätien, Churrhätien, Churwalchen? — wo er mit Italien? wo er mit Carentanien oder Slavonien zusammengestoßen? Im Norden Bajuvariens ist die volle germanische Mischung von alter Allodialfreyheit und zunehmender Reichsministerialität. Im Süden Bayerns streckt sich in und außer dem celtogallischen Trident und in den Communen des Nons- und Sulzberges, der Judiciarien, des Enganeer-, Fleimser- und Lägerthales, eine mächtige Fingerspitze des lombardischen Städtebundes und des dortigen erzrepublikanischen Handels- und Bürgergeistes herein. — Eines Einzigen entschiedene Oberhand in den hohenrhätischen, tridentinischen und westnorischen Alpen würde den Romfahrten der Kaiser sehr bedenklich, sie würde der Vereinigung Italiens mit Deutschland ein unübersteigliches Hinderniß gewesen seyn, eben so in den karolingischen Familienzwisten, wie durch den Ehrgeiz der Berengare, Guidos, Lamberts und Harduins, wie als das bayerische Herzogthum, bey so reichem

Digitized by Google

schwäbischen Gut und bey der mathildischen Erbschaft in der Hand der Welfen lag? oder wenn früher die Schyren ihr, durch die Wahl des Volkes wie durch Erbrecht angefallenes Herzogthum mit größerem Glücke behauptet, wenn sie alles, wie aus einem Gusse, mit einer Richtung zu durchdringen die Zeit und die Macht gehabt hätten? Zwischen der an ihren Extremitäten durch Theilung und Zerstücklung mit Erfolg bekriegten bayerischen Nationalität und dem italienischen Republikengeist beabsichtigten die Kaiser ein Gleichgewicht durch die ihnen unverdächtigste Macht, durch die bischöfliche von Trient und Feltre, Chur und Brixen, Salzburg und Aquileja, Freysing, Augsburg und Regensburg.

Ostgothen nach Totila's Falle, byzantinischer Einfluß. Des Seebener Bischofs Ingenuin Sprengel greift noch tief ins zweyte Rhätien, in die nachmalige Augsburger Diöcese. Noch unter Karl dem Großen übte Seeben, nachmals Brixen, Diöcesanrechte bis Wessobrunn und Polling und bis an den Lech. — Die Longobarden, ihr Herzogthum Trient — Meta longobardica und Meta theotonica, deutsch und welsch Metz. — Oefters Verrückung dieser Gränzen. — Thassilo's Eroberung Carentaniens und der Untergang des Longobardenreichs 770—772. Der Bischof von Chur, Herzog in Churrhätien (774). Veltlin nach S. Denys vergebt, mit Bormio bey Italien gelassen, Chiavenna und Bellinzona bey Churrhätien, das mit Alemannien in einer Hand lag. — 788 Thassilo's Sturz, Bayern mit Karls des Großen Reiche vereiniget. — Otto der Große errichtet ostwärts die (Kärnthen und Bayern zugetheilte) Mark Verona, hielt nicht nur Cläsen und Bellenz fortan bey Churrhätien, sondern wies auch Veltln dahin, und that alles, den Bischof von Trident als deutschen Reichsfürsten zu qualifiziren, und auf die bayerischen Hofiage zu ziehen. — In der Zeit der Carolinger und Berengare stehen die Gränzen Deutschlands und Italiens fast eben so gegen einander, wie 1810—1814, vom Wiener Frieden bis zu den Ergebnissen des Befreyungskrieges. — Das Vintschgau war lange bayerisch, dann longobardisch, dann rhätisch und mit Rhätien alemannisch. Aber Heinrich der Vogler hatte sein Augenmerk scharf auf Vintschgau und Engadein gerichtet, ihre Klausen gegen Italien zu behaupten, und wie die Ungerngefahr vorüber wäre, zu benützen. Die romanische Sprache und rhätische oder wallisische Communen im Vintschgau, auch im Oberinnthal. — Es ist ein Irrthum des Ritters von Lang, daß sich im Vintschgau keine deutschen Geschlechter finden. — Die chronologisch zusammengereihten Stellen sind wichtig. Vom Ausgange der Sachsenkaiser an wird es immer schwerer, die in

Digitized by Google

Rhätien und Burgundien waltenden verschiedenen Zweige von Hunfrieds Geschlecht, den Stamm der Lenzburger Grafen und jene des alemannischen Rheingaues und des nordwestlichen Churrhätiens, die Grafen von Bregenz (Brigantium, nobilissimi Suevorum Marquardi oppidum, — Pfeffers in Curwallia in comitatu Udalrici comitis de Bregancia, — Bregancia castrum publicum), die Grafen des obern und untern Engadeins und Vintschgaues, die sich etwa seit 1129—1140 von Camertingen und von Tyrol nannten, untrüglich auszuscheiden. — Im Hochgebirge des Pusterthales schieden sich ehemals an den, durch ihre seltsame Sprache bekannten Thälern von Enneberg, Buchenstein, Fassa, Abtey, die Sprengel von Brixen, Trient, Feltre, Belluno, wie an dem, deutsch und windisch Pusterthal trennenden Anrasser Bache, die Sprengel von Brixen und Salzburg, die Gewässer von Passeyr und Alten, die Diöcesen Trient und Chur im Etschlande.

Nach dem Aufruhr des Welf, Herzog Ernsts und des Werner von Kyburg vergabte Konrad II. binnen eines Jahres Frist drey Grafschaften, Trident, Botzen und Vintschgau an seinen Kanzler, den Bischof Ulrich von Trident. Hiedurch seltsame Verwirrung der Verhältnisse des Vintschgaues, das größtentheils bayerisch, westwärts churrhätisch, nun an das italienische Trident kam. Mainhard von Görz, Gaugraf von Turn, Erbe von Tyrol und durch selbes auch von Andechs, mächtig dnrch die Vogteyen von Chur, Trient und Brixen, vieler salzburgischen, freysingischen, augsburgischen und Klostergüter, consolidirte zuletzt ein zusammenhängendes Gebiet von der Brenta bis zum Lech, von der Ciller bis an die Quellen des Inn und der Etsch und hinunter bis vor die Thore von Trient. — Seit geraumer Zeit war dies Gebirg unabhängig von Verona und Italien. Es war jenseits des Brenner unabhängig von dem, seit Heinrichs des Löwen Aechtung nimmermehr furchtbaren Bayern, von dem seit dem Sinken der Stauffen immer mehr zerbröckelnden Schwaben. — Dem also gerundeten Lande und ziemlich geschlossenen Gebiete säumte Mainhard nun nicht, auch einen publizistischen Mantel umzuhängen, und in dem willkommenen Schwanken allseitiger Schwäche für sich selber um so festeren Fuß zu fassen. — Er erhielt noch dazu das, sein görzisches Stammland mit dem tyrolischen Erbe verknüpfende Herzogthum Kärnthen, und ward ein mächtiger Fürst des Reiches.

In die Reihe der Grafen von Botzen kömmt eine große Lücke durch das Heraufrücken der Marken Italiens, von den Eingängen des Nonsberges und des Fleimser Thales bis an die Eingänge des

Digitized by Google

Eisackthales und des Vintschgaues unter den Carolingen. Die Ottonen und Salier drückten Italien wieder möglichst gegen das Vintschgau hinab. — Von einer Herzogsgewalt war keine Rede, seit die bischöfliche Immunität hier: »cum teneat omnes comitatus parrochiae suae, etiam ducatum provinciae gubernabat.« — Botzen ist ein alter Welfensitz, deren Gut die Etsch hinauf an den obersten Inn zieht, und von dort an ihre Hauptsitze gegen Füssen und den weiten Scharnitzer Wald.

Die Spuren der Brennen, Breonen, ziehen vom Brenner zur Innquelle hinauf und bis an den Gotthard.

Höchst wahrscheinliche Verwandtschaft der ursprünglichen Grafen von Görz mit den Schyren. Das Haus Ottwins, des Ahnherrn der Mainharde, verschwägert und gesippt mit den chiem- und traungauischen Ottokaren. — Ein Hauptgrund des langen Zurückbleibens der ohnehin genugsam verwickelten und verworrenen Geschichten Tyrols ist das lange Durcheinanderwerfen der Grafen von Görz mit den Häusern Andechs und Tyrol, welche bey ihrem Erlöschen 1248 und 1254 von den Görzern aufgeerbt worden sind. — Der norithalische und der innthalische Comitat der Andechser. Das untere Innthal von Hall bis Kufstein bleibt am längsten ächtbayerisch, trotz des freysingischen, regensburgischen und salzburgischen Krummstabes, welcher letztere sich doch meist auf das Cillerthal beschränkt. — Tempelritter im Leukenthale bey S. Johann und Kitzbühel. — Schwierigkeit, den Salzberg des tyrolischen Hall immer in dem Lakonism der alten Urkunden zu unterscheiden von Reichenhall, Hallein, Hall im Admontthal und Hall im Salzkammergute. — Die ganze Geographie des, vom Chiemsee und Würmsee bis zum Lago di Garda ausgebreiteten Hochgebirges, dürfte noch nirgend vollständiger und mit umständlicherer Beseitignng der zweifelhaften oder strittigen Gegenstände beleuchtet worden seyn. — Diese dritte Anmerkung beschließt ein Ueberblick der in diesen Bergen von der Agilolfinger Zeit an bis auf das große Zwischenreich gegründeten Klöster und der gleichzeitig mit den Kreuzfahrten erstandenen Hospitäler, bedient von den Brüdern des h. Kreuzes und des Tempels, von Johannitern und deutschen Herren, auch wohl von eigenen frommen Brüderschaften und Gemeinden.

Die fünfte Anmerkung reihet alle Stellen der Quellenschriftsteller zusammen, die das, der bayerischen Nation vorzugsweise zustehende Wahlrecht im regierenden Hause, nach dem Geiste und Wortlaute der leges Bajuvariorum, — den mit dem kaiserlichen Willen concurrirenden Einfluß der Großen auf die Ernennung zum Herzogsambacht beweisen, den Vertrag

Digitized by Google

zwischen Heinrich dem Vogler und Arnulf dem Bösen und die Gelangung Arnulfs zur herzoglichen Würde seines Vaters festzustellen — Ditmar von Merseburg, Regino und Adelbold geben mit Luitprand das wichtigste Zeugniß. — Die sechste Anmerkung hebt die Ortsverwechslung der drey verschiedenen Moosburgen (der bayerischen an der Isar, der niederpannonischen an der Sala und der kärnthnerischen ohnfern der Drau und Glan, zwischen dem Ossiacher und Klagenfurter See). — Die siebente Anmerkung enthält die entscheidenden Stellen über Luitpolds Abkunft, — über die beyden Erneste, seinen Vater und Ahn, seines Vaters Schwester Luithwinde, König Carlsmanns Gemahlin und König Arnulfs Mutter, — über Luitpold selbst und seine Heldenkämpfe wider Normannen, Marhanen und Ungern. — Das Streben, bereits Luitpolden als Erbherzog im Sinne der Agilolfinger zu zeigen, hat mehrere bayerische Akademiker zu manchen gewaltsamen Contorsionen verführt, eben so die Begierde, von Arnulfs Söhnen sowohl den ältern als den jüngern Arnulf, als wirkliche Herzoge zu bewähren. Die citirten Stellen aus dem Freysinger Saalbuche und aus der Monseer Chronik enthalten offenbar nicht, was sie daraus folgerten, und geben einen unliebsamen Beweis, wie wenig auch die besten jener ältern Untersuchungen einer strengeren kritischen Vergleichung mit den Urschriften und mit den neuern Entdeckungen entbehren können — Luitpold war Heeresfürst, Herzog des bayerischen Volkes, aber noch nicht wieder Herzog von Bayern, wie es die Agilolfinger gewesen, und wie es nach ihrem Erlöschen sein Sohn Arnulf ward. — In keiner Urkunde führt er den bayerischen Herzogstitel, ja nur in einer einzigen, in K. Ludwigs Wahlfreyheit für S. Gallen, den Titel: Herzog der Böhmengränze, dux Boemannorum, wie Thoakulf, Ratold, Poppo ꝛc. Herzoge der Sorbengränze heißen. Marchio heißt er nur in zwey Gurker Urkunden (898) und im gleichen Jahre, zugleich mit Aribo, in den Fuldaer und Altaicher Annalen, und 905 in einem Briefe K. Ludwigs für den Nordgauer Immo, sonst immer nur dilectus comes, gleiches Heerschildes und gleicher Zeugenstelle mit andern Grafen bis an seinen ruhmvollen Tod, und auch von Luitpolds Tode bis zu Ludwigs, des letzten Carlowingen, unrühmlichem Hinscheiden (907—911) noch keine förmliche Wiederherstellung des alten, nationalen Großherzogthums Bayern, obgleich durch Luitpold unstreitig der erste Schritt dazu geschehen war — »Mit Carl des Dicken Absetzung 887 war die Idee eines abendländischen Kaiserthums im altrömischen und im Sinne Carls des Gro-

ßen dahin. Erst Otto der Große nahm sie nach einem halben Jahrhunderte hinsichtlich Italiens wieder auf. Aber es galt nicht geringeren Streit, ob die unter sich so verschiedenen deutschen Hauptnationen im bisherigen Verbande unter einem gemeinsamen König, ob sie fortan auf derselben Stufe der Abhängigkeit bleiben sollten, in welche sie unter den Gründern der austrasischen Uebermacht, unter Theodebert, Dagobert, Carl Martell, den Pipinen und Carl dem Großen durch die Gewalt der Waffen, durch mehr oder weniger vortheilhafte Bundes- und Unterwerfungsverträge gediehen waren? In der langen Agonie der deutschen Reichsverwirrung, wo die Geschichte kaum mehr einen andern Zweck zu haben schien, als die Verfechtung kleinlicher Interessen des Augenblicks, ward auch die Lage Deutschlands nach dem traurigen Ausgange der Carlowinger und die unruhvolle Zeit König Konrads von den Anhängern einerseits der Kaisermacht, andererseits der Fürstenmacht in so scharfen Gegensätzen dargelegt, daß das widersprechende Bild der Zeit Konrads allein zureicht, den damaligen Zustand des historischen Studiums zu schildern. Während die Einen richtig wahrnehmen, daß Konrad nur mit der größten Mühe dem, schon bey Carls des Dicken Sturz und Arnulfs Wahl hervortretenden Streben der deutschen Hauptnationen nach der alten, selbstständigen Freyheit habe Herr werden können, feyern ihn die Gundlingianer als den unstreitigen Universalerben der Cäsarn und die Fürsten und Völker, die an seiner Wahl keinen Theil genommen, als Aufrührer. — Scharfe Würdigung des Verhältnisses zwischen Arnulf und diesem Konrad, dem er großentheils aus Abfall der Bischöfe weichen mußte, und zwischen Konrads Nachfolger Heinrich. Von Heinrich wie von Arnulf gilt das quellengemäße Wort: — *primus libera potestate* regnavit, *hereditatem* ex jure, maximam *beneficii* partem ex gratuito regis munere suscepit. — Wieder quellengemäß ist, daß nicht nur die Bayern, sondern auch die Ostfranken, der Carentaner zu geschweigen, die Arnulfs Asyl im Unglück gewesen, ihn mit Jubel empfangen, daß er sich *dux* und rex Baioariorum et etiam *adjacentium regionum* genannt, an alle episcopos, comites et universos regni sui principes geschrieben. — Alle diese Nuancen wurden zu sehr polemisch und publicistisch, zu wenig geschichtlich beurtheilt, die beständig wechselnden Macht- und That verhältnisse vom Rechtsbestande nie gehörig gesondert. — Das carlowingische Band war entzweygerissen. Kein allgemeiner Retter half. Jede Nation mußte sich selber helfen.« — Ob Rüdiger von Pechlarn bloß eine poetische oder auch eine historische Person sey?

Digitized by Google

Aus den verschiedenen, mehr oder minder wahrscheinlichen Hypothesen über die Abstammung des bayerischen Königshauses gehen vier, nur in verschiedener Weise, auf Karl den Großen zurück, — du Buat leitet Luitpolden sehr willkürlich von den Huosiern her, und verschwägert ihn nur mit den Carlowingen. — Daß diese erhabene Dynastie Bayern so gut als Franken angehöre, scheint unzweifelhaft, auch daß schon die Agilolfinger dort ansehnlich begütert gewesen — zweifelhafter ist dagegen Genslers Herleitung der Welfen und der Schyren von einem agilolfingischen Seitenzweige in Franken. Den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit behauptet Mederers, Schollineres und Feßmayers Meinung, welche Luitpolden von Thassilos Sohn Gebhard, Grafen in Franken und nobilissimus et fidelissimus dux, herleiten. Wenigstens erfreut sich keine der Herleitungen europäischer Fürstengeschlechter (bey deren keiner an Gewißheit zu denken ist) so großer und vieler Probabilitätsgründe.

Die plötzlich auftauchenden Bajoarier sind wohl eben so bestimmt ein Bundesname, wie Markomannen und Alemannen. Daß die Heruler und Schyren Odoakers unter ihnen gewesen, wird nicht bezweifelt. — Die Schyren kennt schon Plinius und noch besser Jornandes und Paul Diakon, *Scyrorum gentem supra Danubium considentem.* — Wie? wenn (was eine ächtdeutsche Sitte ist) Schyren nur der Name des ersten und edelsten Stammes des Schyren-Volkes wäre, aus welchem die Gothen: »pene omnes extinxerunt, nisi eos, *qui nomen ipsum ferrent*,« den Stamm der »par excellence,« Schyren hieß; — unter den *reliquiis Scyrorum* werden *Edico et Wulfo* (Urnamen der Welfen) als *primates* eorum genannt. — Daß Luitpold, der Kühnste (wie noch im Englischen), ächtdeutsch sey, thut die zwölfte Note dar, und erläutert auch die mehrfache Bedeutung von nepos und neptis im früheren Mittelalter. Luitpolds Name erlosch unter den Schyren mit jenem ihrem Ahnherrn, aber unter den Stammesvettern von Babenberg in der Ostmark trugen ihn sieben unvergeßliche Fürsten, jeder mit einem besondern Beynamen geziert, — der Erlauchte, — der starke Ritter, — der Schöne, — der Heilige, — der Freygebige, — der Tugendhafte, endlich der Glorreiche, Vater des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren. Die neunte Anmerkung spricht von der angeblichen Verschwörung der Prinzessin Hildegard und ihrem kurzen Exil nach Chiemsee durch Arnulf. Engildico, der östliche Markgraf, war in ihren Fall verwickelt, Luitpold vor und nach ihr getreuester Freund. — Die

Digitized by Google

zehnte Note gedenkt der Benediktiner-Abtey S. Hippolyt auf dem über Neutra gelegenen Berge Zobor und des alldort zu Grunde gegangenen Urkundenschatzes. — Die eilfte Note gibt die Regesten aller, Luitpolden und sein Haus, und namentlich seinen Bruder Aribo betreffenden Urkunden von 876 bis 908. Sehr merkwürdig sind darunter die ganz abgedruckten Kaiserbriefe Arnulfs von 895 über die Machinationen der Prinzessin Hildegard und des Grafen Engildico, — 901 Ludwigs Verleihung der gegen die Ungern erbauten Ennsburg nach S. Florian, auf die Bitte seines geliebten Verwandten, des erlauchten Grafen Luitpold, — 903 Ludwigs Bestätigung der Wahlfreyheit von S. Gallen unter der Gezeugschaft der ersten Fürsten des Reiches, insonderheit Luitpolds, Herzogs der Boemannen, — endlich kurze Zeit vor Luitpold in der Ungerschlacht umkam, die auf demselben Heerzuge zu S. Florian verwilligte Vereinigung von Oetting mit Paßau zu einigem Ersatze der ungrischen Verwüstung. — 908 Ludwigs Freybrief für den Eichstädter Bischof Erchanbald um Forst-, Münz-, Zoll- und Marktrecht und die Befugniß, seinem Hochstiftsboden auf dem Nordgau in der Grafschaft Arnulfs, des Sohnes Luitpolds, der noch nicht Herzog heißt, gegen die Einfälle der Ungern zu wahren. Dankenswerth ist auch der correcte Abdruck der auf K. Ludwigs Befehl von Aribo, dem Markgrafen der Ostmark, und Ottokar, Grafen des Traungaues, geschöpften Zollordnung für die Donauschiffahrt, für den Salzhandel und die Landfracht. — Oefele's äußerst fehlerhafte Ausgabe hatte selbst verdiente Gelehrte zu den erheblichsten Trugschlüssen verleitet.

(Der Schluß folgt.)

Art. XI. Max von Schenkendorfs poetischer Nachlaß. Berlin, bey Gustav Eichler, 1832. 8. S. 324.

Eine Sammlung so vorzüglicher lyrischer Gedichte, wie die vorliegende, ist in mehrfacher Beziehung ein erfreuliches Zeichen des gegenwärtigen Zustandes deutscher Dichtkunst. Von allen Dichtungsformen wurde in neuester Zeit die lyrische am mindesten gepflegt, weil sie am mindesten beliebt war. Dieser Zustand wurde halb durch den Mangel an guten lyrischen Dichtern, halb durch den Ueberfluß an schlechten herbeygeführt, und durch die Frivolität, wie durch den Hang des Publikums, der Mehrzahl nach, zum Sonderbaren, Mannigfaltigen und Sinnengefälligen genährt und unterhalten. So sah man den Roman, die Erzählung mit allen ihren Arten, und das Schau-

Digitized by Google

spiel mit den seinigen über die Gebühr anschwellen, deren stärkerer Körper den zarteren des lyrischen Gedichts bald erdrücken mußte.

Damit kam nun im Allgemeinen ein Schade über die Kunst, den wir, die Natur lyrischer Dichtkunst erwägend, einen bedeutenden nennen müssen. — Die lyrische Dichtkunst, als Ausdruck schöner und poetischer Empfindungen, hat noch zu jeder Zeit die anderen Dichtungsformen vorbereitet, und sie im Zustande ihrer Entwicklung weiter geführt. Mit ihrer Vernachlässigung bricht der Nachtheil für Epik und Dramatik, ja selbst für die Didaktik, die ohne lyrische Zuthat noch trockener erscheint, indeß Epik und Dramatik ohne sie zu sehr im Aeußerlichen sich ergehen, hervor.

Wir sind nicht geneigt, als Laudatores temporis acti, in den Wehruf derjenigen einzustimmen, welche gar kein ächt lyrisches Talent in der Gegenwart bemerken wollen. An Talenten, durch wahrhafte Größe ausgezeichnet, hat keine Zeit Ueberfluß gehabt, und über entschiedenen Mangel daran ist auch in der Gegenwart nicht zu klagen. Mehr ist die verlorne Lust des Publikums selbst an den besten lyrischen Erzeugnissen zu bedauern, da die Mehrzahl der Leser und Verleger sich vor Sammlungen lyrischer Gedichte wie die Raupe vor der Nadel wendet. Erfreulich muß uns demnach das Erscheinen eines durch und durch poetischen Gemüthes seyn, und eine Sammlung seiner Gesänge, an der nichts zu beklagen, als daß der Tod des Schweigens Siegel auf den Mund gedrückt hat, dem sie entquoll.

Die erste Sammlung der Gedichte Max von Schenkendorf's erschien im J. 1815 zu Tübingen. Die gegenwärtige Sammlung enthält solche Gedichte, die entweder im handschriftlichen Nachlasse des Verewigten vorhanden, oder bereits an andern Orten gedruckt, aber zerstreut waren. Sie zerfallen in drey Abtheilungen, deren erste unter der Ueberschrift: Leben und Liebe, Gedichte vermischten Inhalts; die zweyte unter der Ueberschrift: Vaterland, vaterländische, und deren dritte, unter der Ueberschrift: Glaube, religiöse Gefühle ausdrückt. Am Schlusse sind Trauergedichte auf den verblichenen Sänger, bezeichnet: Todtenkränze auf Schenkendorf's Grab, von E. M. Arndt, H. Friedländer, F. Baron de la Motte Fouqué und E. von Groote beygegeben.

Die erste Abtheilung enthält Gedichte, durch verschiedene Anlässe und Stimmungen hervorgerufen. Allenthalben spricht sich ein reiner, den Schönheiten der Natur und der Kunst empfänglich und aufrichtig zugewendeter Geist aus. Nirgends wird

Digitized by Google

Schwulst, Unnatur, Gedankenleerheit oder breite, langweilige Doctrin gefunden. Der eigentliche Charakter von Schenkendorf's Dichtungen ist Wahrheit des Gefühls und Einfachheit des Ausdrucks. Als besonders vorzüglich nennen wir die Gedichte Todes-Sehnen, Seite 7; An Goethe, Seite 19; An Heinrich Jung, genannt Stilling, zu dessen 77. Geburtstag, Seite 44; Als er in Frankenberg bey Aachen wohnte, Seite 57; Am ersten May 1816, Seite 70; und An das Herz, Seite 90.

Wir theilen als Probe mit das Gedicht

An Goethe.

1813.

Nun hab' ich Dich gesehen,
Du hohes Heldenhaupt,
In fernen, sel'gen Höhen
Von frischem Kranz umlaubt.

Apollo's goldner Bogen,
Der Stirne lichter Bau,
Ein Firmament, umzogen
Von ewig klarem Blau.

Das milde, weise Lächeln,
Das um die Lippe wallt,
Wie linder Weste Fächeln,
Zu mildern die Gewalt.

Wie traten aus dem Dunke
Die Formen klar und rein,
Die Blicke sah ich funkeln,
Wie goldner Sterne Schein.

Mit Worten Dich zu grüßen
Hat Stolz mich nie verführt,
Die Hand nur möcht' ich küssen,
Die so die Saiten rührt.

Du Herzog sonder Gleichen,
Du sel'ger Dichterfürst,
Der Du in Deinen Reichen
Doch ewig herrschen wirst.

O lass' Dir's noch gefallen
Hienieden gern und lang;
Auch in des Aethers Hallen
Tönt ja nur Dein Gesang.

Erscheint in der gedachten Abtheilung Schenkendorf als lyrischer Dichter im Allgemeinen vorzüglich, so erscheint er in der zweyten besonders ausgezeichnet durch das Vorherrschen echt patriotischer, wahrhaft deutscher Gesinnung, ohne Lug und Prunk, welche in jedem fühlenden deutschen Herzen mächtigen Anklang und Erwiederung findet. Hier ist keine Spur von Af-

Digitized by Google

fektation, von Uebertriebenheit oder Heucheley; die Gedichte entstehen aus den Gefühlen, und diese aus der glühenden männlichen Liebe des Dichters zum deutschen Vaterlande, das er mit der Leyer und mit dem Schwerte vertheidiget, und dem er die edelsten Kräfte seines Lebens und sein Blut zum Opfer brachte. Als besonders ausgezeichnet stellen sich dar: Andreas Hofer, S. 100; Das Eisen, S. 101, Gebet, S. 105; Auf den Tod der Kaiserin Maria Ludovika Beatrix, S. 115; und Muttersprache, S. 128.

Wir theilen das letzte als Probe mit:

Muttersprache.

1814.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort;
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längst verscholl'nes, altes Lied!
Leb' auf's Neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht.

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund!

Die dritte Abtheilung, religiöse Gedichte enthaltend, ist im Vergleich mit den andern die mindest ausgezeichnete. Die Empfindung selbst ist zwar echt poetischer Natur, aber in Rücksicht des Ausdrucks wird hin und wieder etwas Precioses und Gesuch-

Digitized by Google

tes bemerkt, welches sich mit der Innigkeit und Tiefe religiöser Empfindungen nicht wohl verträgt, und mit den in den anderen Abtheilungen enthaltenen Gedichten unfreundlich kontrastirt. Z. B. Seite 153:

Maria, süßes Bild,
Wir können's nie vergessen,
Wie du so fromm und mild
Am Krippelein gesessen.

Oder Seite 183:

Patrona mit Gebeten
Wollst uns im Licht vertreten.

Oder Seite 175:

Habt ihr nimmer noch erfahren,
Wie er ist so reich und gut,
Wie er seit viel tausend Jahren
Alle Wesen lieben thut.

Das ist denn doch ein wenig zu altdeutsch. Manchmal wird auch durch Gewöhnlichkeit des Ausdrucks oder Bildes Störendes bemerkt; als S. 147:

Dann stieg er in die Erde,
Dann stieg er wieder auf,
Mit himmlischer Geberde
Zum Vater ging sein Lauf.

Doch werden auch in dieser Abtheilung Gedichte gefunden, welche aus echter Frommheit des Sängers hervorgegangen sind, und sich durch Gefühl und Ausdruck den vorzüglichsten der Sammlung anreihen. Dahin gehören: Pfingsten, Seite 162; und Bey Beerdigung einer jungen Nonne, S. 195.

Deinhardstein.

Art. XII. Todtenkränze. Canzone von Joseph Christian Baron von Zedlitz. Zweyte, vermehrte Auflage. Wien, Druck und Verlag von J. B. Wallishausser. 1831. 8. 142 S.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses durch echt poetischen Gehalt, wie durch Musterhaftigkeit technischer Vollendung gleich bedeutenden Werkes, sind bey vieler Anerkennung zugleich manche Zweifel über die gänzliche Vollkommenheit desselben und manche Rügen laut geworden, von denen als die wichtigsten: die der Willkür des Dichters in der Wahl der vorübergeführten Erscheinungen, des Mangels einer durchgreifenden Hauptidee, und der, durch das Ganze erzeugten, einer vom Dichter beabsichtigten Erhebung entgegengesetzten Niederdrückung der Empfindung bey Betrachtung der Hinfälligkeit aller Größe, angesehen werden müssen.

Digitized by Google

Diese, theils aus unrichtigen, theils aus absichtlich übelwollenden kritischen Bestrebungen hervorgegangenen Ansichten stellen sich, obschon die Bescheidenheit des Verfassers in der Vorrede zur zweyten Ausgabe selbst einer derselben beypflichtet, als grundlos dar.

Zuerst müssen wir gerade in der Wahl der vorübergeführten Charaktere die Kunstweisheit des Verfassers erkennen. Er hat das, was er seinem großartigen Plane nach wollte und konnte, auf eine poetische und anschauliche Weise dargestellt. Die Arten der Größen, welche sich in verschiedenen, der Geschichte angehörigen Individuen kund gaben, hat er geschildert, und die Verbindung derselben mit dem Glücke des Individuums und seiner Umgebung gezeigt. So erscheinen also die gewählten Gestalten nur als Mittel zur Beleuchtung der Hauptidee, und die Willkür, welche allerdings, wenn sie da wäre, strengen Tadel verdiente, wird nicht bemerkt, da die Größe der menschlichen Natur nach allen ihren Theilen gezeigt ist, und jeder Theil in einem unmittelbaren und nothwendigen Verhältnisse zum Ganzen steht. Die Frage, warum der Dichter gerade die von ihm gewählten Charaktere und keine anderen nahm? läßt sich also eben so befriedigend als die beantworten, warum er nicht mehr wählte, als er gethan? Er wählte die in seinem Gedichte vorkommenden Charaktere, weil er sie als nothwendige Mittel zur Beleuchtung der Hauptidee erkannte; er wählte nicht mehr, weil sein Zweck mit obigen Mitteln erreicht war, und von allen Künstlern vielleicht gerade der Poet am meisten in der Wahl der Mittel vorsichtig seyn muß, um sich nicht, wenn derselben zu viele sind, ins Breite zu verlieren. Dem Vorwurfe, daß der Dichter statt der von ihm gewählten Gestalten andere und mehr hätte wählen können, konnte er nie entgehen, da er unmöglich alle großen geschichtlichen Erscheinungen vorüberführen konnte, und so immer noch die Anforderung bestand, andere und mehr, als die von ihm gebrauchten Charaktere, aufgenommen zu haben. Der Tadel hätte also nur dann als ein gültiger erscheinen können, wenn dem Dichter vorzuwerfen war, daß er eine besser e Wahl hätte treffen können. Dieser Tadel aber würde bey Berücksichtigung der Natur seiner Helden als völlig grundlos erscheinen; denn gerade darin gibt sich, wie wir wiederholen müssen, die echt poetische Natur des Verfassers unbezweifelbar kund, der aus den tausend Gestalten, welche sich ihm zur Darstellung aufdrangen, mit sicherer Hand nur die herausnahm, die seine poetische Intention in das hellste Licht setzten.

Eben so wenig ist der Vorwurf derjenigen gegründet, welche eine durchgehende Grundidee im Gedichte vermissen wollen. Fast

Digitized by Google

jede Strophe steht mit jener Behauptung im direktesten Widerspruch, da jede nur auf den Zweck hinarbeitet, die in dem, dem Gedichte vorstehenden Motto ausgedrückte Idee auf eine poetische Weise zu beleuchten. Dieser Zusammenhang ist freylich nicht der einfachsten Betrachtung hingestellt, aber er geht aus der Gesammtwirkung des Gedichtes ästhetisch hervor, und kann bey feinerer Prüfung nachgewiesen werden. Daß es aber auf keine andere Art geschehen, erscheint bey Betrachtung der Natur dichterischer Weise, die sich nicht in ein langes doctrinirendes Detail einlassen darf, nothwendig.

Rufen wir uns den Effekt jener Gesammtwirkung des Gedichtes ins Bewußtseyn, so findet sich auch der dritte, unlängst von einem achtbaren Kritiker ausgesprochene Zweifel beseitigt, daß das Gefühl, welches durch das Gedicht angeregt wird, eher ein niederdrückendes, als ein erhebendes zu nennen sey. Die Wehmuth und Trauer, welche durch die Betrachtung des irdisch Vergänglichen in uns aufstehen, geben dem Grundgefühle eine höchst interessante Mischung, und dienen nur dazu, das Vorherrschen des Geistigen um desto lebendiger zu zeigen. Der Dichter ist darin mißverstanden worden, daß man ihm die Absicht untergelegt hat, den nothwendigen Verfall jeder Größe anschaulich zu machen. Er wollte zeigen, daß dieses Verfalls ungeachtet die Segnungen des Werks, wenn ihm Begeisterung die Seele gab, fortdauern, und daß selbst da, wo das Auge nur Zerstörung oder Ruinen wahrnimmt, die Hoffnung sich erheben dürfe.

132. Strophe.

»Und was gewannst Du denn, daß Kalebs Traube
Du sahst und nicht gekostet? muß ich fragen:
Daß Du für Traum die Wirklichkeit gegeben??« —
Den festen Muth, die Wirklichkeit zu tragen! —
Ich kann es seh'n, wie das Verdienst im Staube;
Den Dünkel kann ich sehen, glanzumgeben,
Das hohle Haupt erheben;
Die Narren sitzen an der Weisen Stelle;
Die Tugend schmachten, elend und verlassen,
Indeß das Laster und der Unwerth prassen,
Und weg sie scheuchen von des Glückes Schwelle;
Den schlechten Baum gedeih'n, vom Blitz getroffen
Den edlen Stamm — ich kann es seh'n und — hoffen! —

Waren nun schon in der ersten, im Jahre 1828, Wien, bey J. B. Wallishausser, erschienenen Ausgabe die bedeutenden Vorzüge dieses höchst ausgezeichneten lyrischen Werkes allgemein anzuerkennen, und dabey Adel der Gesinnung, Vorr[illegible] des sittlichen Gefühles, Beziehung des Vorübergehenden

Digitized by Google

auf das Ewige, des Zufälligen auf das Nothwendige, und eine fast musterhafte technische Vollendung höchlich zu loben, so finden wir all diese Vollkommenheiten in gegenwärtiger zweyter Ausgabe noch glänzender hervorgetreten. Die zahlreichen neuen Strophen fügen sich organisch zum Ganzen, was allerdings bey dem gegliederten Zusammenhange des Gedichts in der ersten Ausgabe schwer zu erwarten stand.

Wir theilen die drey Strophen, in welchen Cannings, des Siegers bey Aspern, und Joseph II. gedacht wird, mit:

100te Strophe.

Die, weil er lebte sich von ihm gewendet,
— Monde der Nacht, indeß er Tagessonne! —
Sieh nun sie selbst sein hohes Wort verbreiten!
Ist es kein Glück, ist es nicht edle Wonne,
Wenn unsre Werke, ob wir selbst geendet,
Heilbringend durch die allerfernsten Zeiten
Im Licht des Ruhmes schreiten? —
Sieh, wie die Blätter, seinem Kranz entfallen,
Noch gnügen, um die Erben zu bekränzen
Mit Bürgerkronen! — Ihre Häupter glänzen
Von Strahlen, die von seinem Antlitz wallen! —
Unlösbar steht sein Zauber — denn sie haben
Das Siegel mit dem Zauberer begraben! —

108te Strophe.

Und wenn auf andern Feldern tapf're Scharen
Um Kronenrecht, um alte Gränzen stritten,
Um künft'ges Glück, um schöner Hoffnung Blüthen:
Du strittst um lange Schmach, die wir erlitten,
Zu rächen, um den deutschen Ruhm zu wahren!
Und keinen bessern gab es ihn zu hüten!
Aus rauher Stürme Wüthen
Hast du ihn rein und unversehrt getragen!
Für andre Güter sah man alle Fahnen
Aus Nord und Süd sich blut'ge Wege bahnen;
Du hast um nackte Ehre dich geschlagen;
Du gingst als sie erfochten war zufrieden
Mit dem glorreichen Theil, der dir beschieden! — —

113te Strophe.

Da wirst Du stehn, die ew'ge Memnons-Säule,
Die freudig schallt, wenn Licht Aurora bringet,
Doch wenn zurück in's Meer die Sonne kehret,
In schmerzlich bangen Trauertönen klinget,
Von Nacht geängstigt, und dem Flug der Eule! —
So wirst Du stehn, ein Schutzgott, der, verkläret,
Vom Sonnenquell genähret,
Die Hand ausstrecket über Oestreichs Fluren,
Die segnend, die Dein großes Werk erhalten,

Digitized by Google

Die segnend, die in Deinem Geiste walten,
Die sich, wie Du, dem Dienst der Göttin schwuren,
Die, oft verkannt, gehöhnt, geschmäht, doch immer
Glanzvoller strahlt, in immer reinerm Schimmer.

So müssen wir denn unbedenklich dieses Gedicht, nach allen Richtungen poetisch und bedeutend, den vorzüglichsten lyrischen Erzeugnissen deutscher und jeder Kunst beysetzen, wobey zugleich die Grundlosigkeit der Klage über den poetischen Zustand der gegenwärtigen Zeit auffallen, und in Berücksichtigung der edlen Freymüthigkeit, welche durchgehends bemerkt wird, hier und dort laut gewordene Meinungen über die Censur-Verhältnisse in Oesterreich faktisch gewürdigt werden dürften.

Art. XIII. Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. In zwey Theilen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1831. 8. Erster Theil 470, zweyter Theil 440 S.

Die Herausgeber dieses Briefwechsels, Karl und August Baggesen, behaupten Seite VII der Vorrede mit Recht, daß sowohl der Freund einer scherzenden, als der einer ernsteren Muse, sowohl der Philosoph als der Dichter, dadurch eine vielseitige Unterhaltung gewinnen werde.

Deutscher Kunst sowohl als deutscher Wissenschaft muß ein Zeitraum, in welchem Goethe, Kant, Schiller, Wieland, Jacobi, Reinhold, Fichte, Herder, Klopstock, Voß, Lavater, Pestalozzi lebten und wirkten, in jeder Beziehung höchst merkwürdig erscheinen. Die vorliegenden Briefe werfen durch die literarischen Verbindungen, in welchen Jens Baggesen zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit stand, Strahlen in dieselbe.

Eben so merkwürdig erscheint uns dieser Briefwechsel in psychologischer Hinsicht, da er erkennen macht, wie ein aufrichtiges, von den edelsten Gefühlen durchdrungenes Gemüth und ein verständiger, der Wahrheit aufrichtig zugewendeter Geist durch Excentrizität im Fühlen und Handeln und durch ein Vergreifen im Mittel sich selbst um die Ruhe bringen, die sie beständig suchen, und dadurch sich die Qual unbefriedigten Forschens und Strebens bereiten.

Was zum Verstehen mancher Beziehungen dieser Briefe von biographischen Notizen zu wissen nothwendig seyn dürfte, wäre ungefähr Folgendes:

Bis zum Jahre 1789 war Baggesen nur als junger dänischer Dichter bekannt. In jenem Jahre lernte er auf einer

Digitized by Google

Reise, mit seinem Freunde, dem Grafen Adam von Moltke, die Enkelin Albrecht von Haller's, Sophie, kennen, und kehrte mit ihr, als seiner Frau, 1790 über Weimar nach Kopenhagen zurück. In Weimar machte er die Bekanntschaft Wieland's und dessen Schwiegersohns Reinhold, mit dem er in Jena einen Freundschaftsbund fürs Leben schloß. In die Zeit seiner Zurückkunft nach Kopenhagen fällt der Anfang des hier erscheinenden Briefwechsels mit Reinhold. Im Frühjahre 1793 reiste Baggesen mit seiner Frau und einem Kinde über Weimar nach der Schweiz, wohin ihm eine Tochter von Wieland anvertraut wurde. Bald darauf ward Reinhold als Professor der Philosophie nach Kiel berufen. Im Dezember desselben Jahres unternahm Baggesen von Bern aus mit Fernow eine Reise über München nach Wien, und von da über Venedig und Mailand in die Schweiz zurück. Im Anfange des Jahres 1795 ging Baggesen mit seiner Frau nach Weimar, und machte von da einen Ausflug nach Paris, worauf er im Julius über Weimar nach Dänemark wiederkehrte. Den übrigen Sommer verlebte er auf dem Schlosse des Prinzen in Augustenburg, den Herbst in Eutin bey Voß, wo die Bekanntschaft mit Jacobi zur Freundschaft wurde, und den Winter in Kiel bey Reinhold.

Bis dahin wird sein Leben meistens durch die Gefühle der Freundschaft, durch Kant's Kritik der reinen Vernunft und durch die französische Revolution übermäßig bewegt. Im Frühjahre 1796 kam er wieder nach Kopenhagen, und verlor im künftigen Jahre seine Frau, womit eine neue, dunklere Periode in seinem Leben anfängt.

In der Schweiz findet er seine Heiterkeit wieder. Seinen philosophischen Briefwechsel richtet er von nun an vorzugsweise an den ihm geistesverwandten Jacobi, da zu derselben Zeit bey Reinhold eine totale Revolution in der wissenschaftlichen Form seiner philosophischen Ueberzeugung durch Fichte veranlaßt worden war.

Nachdem er den Herbst und Winter von 1797 und 1798 theils an den Ufern des Genfersees, theils in wiederholten Alpenwanderungen verlebt hatte, kehrte er im Frühlinge 1798 über Paris nach Eutin und von da nach Kopenhagen zurück, von wo er aber schon im Sommer des folgenden Jahres über Amsterdam nach Paris ging, um seine zweyte Frau, welche er in Paris kennen gelernt hatte, abzuholen, und nach dem Vaterlande zu bringen. Dahin zurückgekehrt, reiste er im Oktober 1800 aufs Neue mit Frau und Kindern nach Paris, um sich dort bleibend niederzulassen. Mit diesem Jahre, in

Digitized by Google

welchem er mit Jacobi in Paris zusammentraf, schließt diese Sammlung von Briefen, obgleich der Verfasser noch 25 Jahre darnach lebte.

Der erste Band enthält 84 Briefe, sämmtlich zwischen Baggesen und Reinhold gewechselt, aus den Jahren 1791 und 1794, und vierzehn Beylagen, Briefe aus jener Zeit von Baggesen an seine Frau, an den Grafen von Bernstorf, an den Grafen von Schimmelmann und an Wieland, und von Lavater, Schiller, Wieland an Baggesen geschrieben. Auch ist ein Brief von Wieland an Reinhold beygegeben.

Die dem Jahre 1791 angehörigen Briefe an Reinhold zeigen, der Hauptsache nach, das Entstehen der Freundschaft zwischen beyden Schriftstellern, welche bis zum Tode währte. Von Seite Baggesens erscheint das Gefühl als Leidenschaft, und zwar den Ausdrücken zu Folge von einer Ueberspannung, welche nicht auf die lange Dauer, dessen sich das gedachte Freundschaftsverhältniß wirklich erfreute, rechnen ließ. Oder wie anders als Ueberspannung soll man es nennen, wenn Baggesen Seite 90 schreibt: »O mein Reinhold, ich bin in dem Moment des Empfanges jedes Ihrer Briefe nichts als Empfänglichkeit; mein ganzes Wesen wird nicht bloß durchströmt, sondern im Strome des seligsten Genusses aufgelöst, und alles, was ich in diesen wonnevollen Augenblicken äußern kann, ist konvulsivischer Dank, in beynahe tödtender Freude.« Und der Grund dieses Entzückens ist nicht etwa bloß der Inhalt der Briefe, denn weiter unten heißt es: »Warum entzücken mich Deine Briefe mehr als irgend etwas anderes auf der Erde, noch bevor ich sie erbrochen habe? warum greift die Entzückung über jede Sylbe von Dir selbst meinen Kopf an, so daß er eben so wenig sprechen kann, als mein Herz?« Das Excentrische dieses Gefühls, in welchem Baggesen sichtlich sich selbst gefiel, ist um so mehr ins Auge zu nehmen, als es das ganze Wesen des in vielen Beziehungen ausgezeichneten Mannes charakterisirt, und mit dem Forschen nach Wahrheit, welchem Baggesen den größten Theil seines Lebens unablässig zuwandte, sich unmöglich vertragen konnte.

Das Band, welches das Freundschaftsverhältniß zwischen beyden Schriftstellern knüpfte, war die Philosophie. Kant's Kritik der reinen Vernunft wirkte mächtig auf Baggesen, scheint aber in ihm mehr Ahnungen als Erkenntnisse aufgeregt zu haben. Durch Reinhold, deutlicher als Kant, erhielt Baggesen die hauptsächlichsten praktischen Resultate der kanti-

Digitized by Google

schen Kritik, und so verstärkten Hochachtung und Dankbarkeit das Gefühl der Freundschaft, welches Baggesen schon früher Reinholden zugewendet hatte. Wie sehr in jener Zeit jener noch am Objektiven klebte, sehen wir aus einer Stelle seines ersten Briefes Nr. 5: »Allzusehr, das fühle ich wohl, bin ich noch mit allen Wurzeln meiner Seele an den Boden der Erfahrung und des Menschenlebens festgewachsen, um mich ohne alle Beziehung auf praktische Resultate sowohl für mein eigenes Herz, als für die Bedürfnisse der Menschheit mit rein theoretischem Enthusiasmus für eine philosophische Forschung interessiren zu können.«

Von diesem objektiven Standpunkte geht Baggesen bald ab, und verliert sich, von einem nie gesättigten Durste nach Erkenntniß gequält, aber in einseitiger Richtung, die ihn nicht selten im Urtheile über verdienstvolle Gelehrte anderer Ansichten, wie z. B. über Platner und Herder, unbillig macht, in die Gebiete der Spekulation.

Eigenthümliche Richtung und das Beyspiel des von ihm hochverehrten Schiller, über den er nur manchmal sonderbare Urtheile fällt, wie z. B. Seite 50, wo er Schiller's Talent als Geschichtschreiber dem als Dichter vorsetzt, und Schiller'n Deutschlands ersten und vielleicht aller künftigen ersten Geschichtschreiber nennt, lassen ihn in den Gebieten der Philosophie und der Dichtkunst sich mit gleicher Vorliebe bewegen. »Wer,« sagt er Seite 43, »von allen den echten Philosophen, die Sie kennen, ist nicht Dichter gewesen? wer nicht Dichter, ehe er Philosoph wurde, und genoß nicht seine Philosophie als Dichter? Kant etwa? O! seine allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels würde dann schwerlich so unallgemein geworden seyn. Der Philosoph sucht wach, mit offenen Augen die Wahrheit, welche der Dichter schon lange im Traume fand; jenem gehört die Analysis, immerhin! aber diesem die eigentliche Synthesis.« Dabey finden sich eigenthümliche und richtige Ansichten über die Natur und Philosophie und ihre Theile. Z. B Seite 59: »Philosoph in engster Bedeutung ist der, der findet; in weiterer Bedeutung, der das schon Gefundene zergliedert; in weitester Bedeutung der, der das schon Gefundene und Zergliederte systematisch aufstellt; der, welcher dieß alles vereint, ein gänzlich die Benennung erschöpfender Philosoph.«

Was seine Person betrifft, so versucht er, ihre innere Beschaffenheit nach allen Theilen, Richtungen und Anlagen zu erforschen, und wir müssen die Bemühungen, unlautere Triebe in sich nicht aufkommen zu lassen, oder die vorhandenen zu ersticken, wie z. B. den Egoismus, über den er Seite 121

Digitized by Google

spricht, als die eines edlen, moralisch höchst achtungswerthen Mannes erkennen.

Der Schluß des Briefwechsels dieses Jahres zeigt uns die beyden Freunde auf das innigste verbunden, welches Verhältniß von Baggesen eingeleitet und von Reinhold mit bereitwilligem Vergnügen angenommen wurde.

Die im J. 1792 geschriebenen Briefe Baggesen's beginnen in demselben schwärmerischen Tone, in welchem die des vergangenen Jahres endeten. Es wird in allem ein Fortschreiten in den, durch die kritische Philosophie angeregten Zweifeln bemerkt, und ein Drang nach Erkenntniß, dem aber, weil sich ihm zu viel von der Thätigkeit der Phantasie beymischt, nicht Befriedigung wird. Bey manchen richtig erkannten und ausgesprochenen Wahrheiten findet sich manches Unsichere und Unbestimmte. Zuweilen wird der Verfasser auch durch Berücksichtigungen der Zeitverhältnisse, zu politischen Digressionen verleitet, wobey aber meistens halb träumerische, halb unrichtige Ansichten zum Vorschein kommen.

Interessant zur Kenntniß des Verfassers, woraus sich auch manches in seiner sonstigen Handlungsweise erklären läßt, ist eine Selbstschilderung Baggesen's im 32sten Briefe: »Ich kenne keine größere Qual, als körperliches Arbeiten; es sey mit den Händen, mit den Füßen oder mit sonst welchen von meinen verdorrten Gliedern, die noch nicht ganz von der reißenden Gicht, woran ich jetzt sieben Jahre leide, befreyt sind; und keine größere Seligkeit, als still sitzen oder still liegen, totalen Mangel an körperlicher Bewegung. Ich glaube schwerlich, daß es irgend ein Wesen gebe, das besonders in diesem Betracht mehr den Kontrast seiner geistigen und animalischen Natur fühlt. Bey mir scheint die Seele nur da zu seyn, um ewig mit dem Körper zu streiten, und umgekehrt, es ist nie das geringste gute Verständniß unter ihnen; immer sind sie einander schnurgerade entgegen, und zanken sich wie Wasser und Feuer. So langsam, schwer und träge mein Fleisch ist, so lebhaft, blitzschnell und thätig ist mein Geist. Aus dieser verunglückten Heirat, aus dieser oft verfluchten Ehe meines Menschen-Ichs quillt mein größtes, vielleicht einziges Seelenleiden, wenigstens fließt alles übrige daraus, daß mein Körper nie meiner Seele gehorcht, daß ich nie thue, was ich will, und mein Wollen also nie in Handlung übergeht. Mein Geist wurde zum ewigen Wachen erschaffen, dieß glaube ich; aber mein Körper wurde zum unaufhörlichen Schlafen geboren, das fühle ich. Wenn ich einmal im Bette liege, möchte ich immer liegen bleiben; wenn ich einmal sitze, ewig sitzen bleiben. Noch nie besinne ich mich, Lust zur bloßen

Digitized by Google

Ausstreckung meines Arms gespürt zu haben, wenn nicht irgend ein Schmerz mich dazu trieb. Mein Ideal von Wollust wäre, irgendwo, selbst inmitten in einer ägyptischen Pyramide, unter Büchern, ohne Schreibzeug, ohne Zunge sogar, um bloß zu lesen, zu denken, zu dichten und zu phantasiren, ewig zu sitzen.«

Seite 191 erblicken wir ihn in mißlichen, von den quälendsten Sorgen für Nahrung und Erhaltung seiner Familie erfüllten Verhältnissen. Der 41ste Brief, einer der schönsten der ganzen Sammlung, zeigt uns das tiefe Gefühl Baggesen's und seine echt religiöse Ergebung im wüthendsten Leid. Eindringender und inniger fromm kann die Ergebung in den göttlichen Willen wohl schwerlich geschildert werden, als Seite 205, 210 und 211. Auch ist dieser Brief dadurch erfreulich, daß wir Seite 207 den edlen Grafen Ernst Schimmelmann in seinem menschenfreundlichen Wirken kennen lernen, wie er dem schwer von Kummer gebeugten, der Verzweiflung nahen Manne, im Augenblicke der höchsten Noth, unaufgefordert Geld zu einer Reise, wie weit sie seyn möge, und die Bestreitung der bedeutendsten Kosten zur Herstellung seines Glücksstandes auf die edelste und zarteste Weise anträgt, welchen Antrag Baggesen unter der Bedingung der Uebernahme eines Geschäftes, welches das Interesse seines Vaterlandes und seiner Wohlthäter mit dem seinigen verbinden sollte, annimmt.

Am Schlusse der Briefe dieses Jahres erwacht die kaum gedämpfte Schwärmerey des Verfassers aufs Neue. Die Achtung, welche er für Kant's Persönlichkeit laut werden läßt, ist von der leidenschaftlichsten Art. »Zwar,« schreibt er S. 222 an Reinhold, »werde ich nicht in den einzig möglichen Himmel auf dieser Erde, Kant von Angesicht zu Angesicht in deinem Hause zu sehen, zu hören, anzubeten eintreten, dazu bin ich Stäubchen noch zu profan. Zwar werde ich nicht in jene echt simeonsche Lage kommen, mit strömendem Dank und Wonnethränen ausrufen zu müssen: Herr! ich habe ihn mit diesen Augen gesehen, mit diesen Ohren gehört, jetzt will mein genießendes sinnliches Ich gerne sterben; denn so unbeschreiblich verehre ich den Verfasser der vier Kritiken, den Messias der Philosophie, daß ich für den Genuß, ihn persönlich kennen zu lernen, jeden mir bevorstehenden sinnlichen Genuß, so jung ich auch bin, kaltblütig hingeben würde. Zwar werde ich also nicht den Wunsch aller meiner Wünsche erfüllt sehen, aber freue dich doch für mich.« Was die Urtheile in den Briefen dieses Jahres über Lavater betrifft, so sind die Baggesen's richtiger, als jene Reinhold's, wie sehr auch die Mehrzahl der übrigen dieses

großen Wahrheitsfreundes durch Ernst und Ruhe vor denen Baggesen's sich auszeichnen.

Nach einigen unbedeutenden, dem Jahre 1793 angehörigen Briefen, in welchen wieder jugendlich unreife politische Ansichten, die übrigens mehr aus der Phantasie, als der Ueberzeugung des Verfassers hervorgehen, ausgesprochen werden, werden die Briefe Baggesen's an Reinhold, in jenem Jahre auf seinen Reisen geschrieben, aus Braunschweig, Halberstadt, Nürnberg, Bern und Salzburg, mitgetheilt. Aus den ersteren Briefen verdient die Stelle Seite 363 in mehrfacher Beziehung mitgetheilt zu werden. »Hunderte lesen Deine Bücher nicht, Millionen lesen nicht die meinigen. Es ist schlimm für die armen Bücher, aber es ist sehr gut für uns! Hast Du bemerkt, wie krank die Verfasser am Ende werden, deren Bücher so entsetzlich gelesen und gelobt werden? Ach! über die Voltaire'sche Unsterblichkeit! Zum Teufel damit! Lieber will ich nur von einem Einzigen gelesen werden, und es von Allen verdienen, als von Allen gepriesen, und es (wie sehr es oft der Fall ist) von keinem Einzigen verdienen. Kann ich es dahin bringen, von mir selber mit vollkommenem Beyfall gelesen zu werden, o! dann Triumph! wenn auch alle übrigen Exemplare in die Bibliotheken, die Gewürzbuden, die Küchen und die Arianischen Sterbebetten gehen!«

Von den übrigen Briefen ist der 55ste durch die Schilderung der Zusammenkunft Baggesen's mit Klopstock und der 58ste durch eine anschauliche Schilderung eines Reiseabenteuers, wodurch Baggesen's Frau gezwungen wird, bey heftigem Regen allein durch den Thüringer Wald zu gehen, wo sie einen Wahnsinnigen trifft, der ihr den Weg zeigt, wie durch sein späteres Zusammentreffen mit Schiller und Erhard ausgezeichnet.

Der Briefwechsel vom Jahre 1794 beginnt von Seite Baggesen's aus Wien. Der erste Brief interessirt durch eine schöne und wahre Reflexion über den Tod, Seite 314 und 315. Im 74sten finden wir Seite 331 einige Aeußerungen über Wiener Schriftsteller der damaligen Zeit, wobey bemerkt werden muß, daß statt Laon, wie es auch in einem früheren Briefe Reinhold's heißt, Leon zu lesen ist. Die Gutmüthigkeit dieses Mannes wirkte eben so freundlich auf Baggesen, als er sich von Blumauer durch seine Schriften abgestoßen fühlte. »Ich konnte,« schreibt er, »mich nicht überreden, Blumauer zu besuchen. Kein Mensch hat einen widrigern Eindruck auf mich gemacht. Er ist als komischer Schriftsteller zu sehr ein Mensch, dem nichts als sein Bauch und was noch darunter ist

Digitized by Google

(um mich Blumauerisch auszudrücken) heilig zu seyn scheint.« Ueber Denis fällt er Anfangs ein hartes und ungerechtes Urtheil, welches er aber gleich darauf zurücknimmt.

Nach seiner näheren Bekanntschaft mit Fichte tritt Baggesen's Hang zur Spekulation, alles Sträubens dagegen, entschieden hervor, so daß Fichte ihn leicht ganz und gar gewonnen haben würde, wäre er ihm nicht zu sehr abstrus gewesen. Er fängt später sogar an, Fichte neben Reinhold zu stellen. »Kant,« sagt er S. 371, »der ewig herrliche, funkelt schon tief unten am Horizonte. Dieser Sirius wird bald untergehen. Es strahlen uns dann am Himmel der Philosophie nur Wega und Arcturus, Reinhold und Fichte. Wer von diesen beyden Firsternen erster Größe und höchsten Glanzes die wahre Centralsonne des Systemes sey, jener mit dem bläulichen oder dieser mit dem röthlichen Scheine, wird vielleicht erst die Nachwelt ausmachen können.« — Fichte's Bekanntschaft regt eine Menge von Zweifeln in ihm auf, die ihm früher nicht bekannt waren. Zuweilen folgt er den Fichte'schen Erkenntnissen ganz, zuweilen ist er im Mißverständniß befangen, wie z B. S. 337, wo er Fichte vorwirft, daß sein erster Satz: »Ich bin weil Ich bin,« ein göttlicher und kein menschlicher Grundsatz sey, da ihn nur das reine Ich ausrufen kann, das reine Ich aber Gott sey, welches nur der Fall seyn würde, wenn der Satz hieße: »Ich bin der Ich bin, weil dann darunter eine Größe verstanden seyn könnte, die sich nur selber gleich ist, mit keiner andern zu vergleichen wäre, also eine absolute.

Das Unschädliche der in früheren Briefen manchmal geäußerten politischen Ansichten geht aus dem 77ſten Briefe hervor, in welchem er S. 359 sagt: »Ich bin de facto Monarchist, praktischer Monarchist, und der dänische Monarch hat zuverlässig keinen treueren Unterthan, die dänischen Regierer keinen ergebeneren Bewunderer, der dänische Staat keinen besser gesinnten Bürger als mich. Bey gegebener Gelegenheit würde ich mit Freuden für Friedrich und das königliche Haus sterben. Und das nicht bloß, weil ich dieser und jener Person in der königlichen Familie und in der Regierung durch Liebe, Bewunderung und Dankbarkeit herzlich angeknüpft bin, sondern zugleich weil es meine Vernunft für Recht erkennt, für heilige Pflicht hält, und mein Verstand durch Erfahrung berichtigt, eine monarchische Verfassung als die heilsamste, zweckmäßigste, wünschenswertheste aller bisherigen und aller vorhandenen beurtheilt. Ich lebe hier (der Brief ist aus Bello vue) in einer Aristokratie (die vollkommenste in ihrer Art, die je existirte), und ich bin vertraut worden mit den ebenfalls bis dato

Digitized by Google

vollkommensten Demokratien, und ich empfinde tief, daß beyde diese Regierungsformen in jeder humanen Rücksicht tief unter der monarchischen stehen.«

Die folgenden Briefe dieses Jahres handeln meistens von den Ergebnissen und der Beschaffenheit seiner Reise und von Betrachtungen seiner Individualität. Die ersteren klingen nicht sehr erfreulich. Er erklärt Seite 378, wie er die Uebernahme dieser Reise für den dümmsten Streich seines Lebens halte, den er fürchterlich theuer büßen müssen; wie er, einzelne selige Momente abgerechnet, nichts als Mühe, Aerger, Gram, Verzweiflung, Verlust, Krankheit, Tod und alle Arten von Unruhe darauf eingeerntet habe. Die schon früher mehrmal geäußerte Klage über seinen Mangel an Kraft, sich gehörig in deutscher Sprache auszudrücken, die, da sie ungegründet ist, eine Marotte genannt werden muß, läßt sich auch hier wieder hören. Seite 405 findet sich die sonderbare Bemerkung, »es ließe sich zwar weiter ahnen, aber nicht weiter denken, als die Sprache reicht, da doch die Sprache als Dolmetsch der Begriffe sich aus diesen, und nicht der Begriff sich aus der Sprache entwickelt.

Die Beylagen enthalten nichts von besonderem Belange.

Der zweyte Band enthält Briefe von den Jahren 1795 bis 1801 und vierzehn Beylagen, in welchen sich Briefe von Fernow, Lavater, Graf von Schimmelmann, Voß, Niebuhr, Graf Adam von Moltke an Baggesen; Briefe von diesem an Lavater, an seine Frau, an Grönland und an Grafen von Schimmelmann, an Voß und an Gräfin Anna von Holk, dann von Reinhold an Wieland und an Frau von Haller befinden.

Die Briefe vom Jahre 1795 lassen, wie die Mehrzahl der später folgenden, dieselben Ansichten Baggesen's vom Leben, dieselben Zweifel, nur eine etwas geminderte Excentrizität wahrnehmen. Von nun an treten die Ereignisse seines Lebens in mannigfaltigeren, nur leider meist unglücklichen Mischungen hervor. Der dritte Brief zeigt uns den Verfasser mit Fichte wieder zerfallen, mit dem er sich jedoch in späterer Zeit aufs Neue versöhnt. Die Krankheiten seiner Frau und seines Sohnes bereiten ihm neues Leid. In Göttingen verwundet er sich auf einer Promenade gefährlich, setzt demungeachtet die Reise bis Hamburg fort, und muß dort, selbst krank, Krankenwärtersstelle bey den Seinigen vertreten. In einem Wirthshause, in einem kleinen Zimmer eingeschlossen, liegt seine Frau, die nie die Blattern gehabt hat, mit dem blatternden Kinde im Arme, ohne Magd. Im Hause ist solcher Lärm, daß man keine Nacht ruhig schlafen kann. Zuletzt müssen alle, obschon

Digitized by Google

Frau und Kind täglich kränker werden, da die Kinder der Wirthin keine Blattern gehabt haben, fort. Dem Tode nahe, fahren sie, um nur bleibende Ruhe zu finden, über Plön nach Kiel. In Gravenstein, wo er Präpositus bey der Kommunität und Sekretär bey der Schuldirektion wird, findet er durch die freundliche Güte der herzoglichen Familie, von denen sich besonders die Prinzessin Louise am Krankenbette seiner Frau als weiblicher Engel zeigt, Trost und Kraft. Die Art des Zusammenlebens mit seinen Beschützern wird Seite 76 geschildert: »Das Diner, das nicht unmäßig lange dauert, wird ziemlich sokratisch gehalten. Die Herzogin, die Prinzessin Louise, der Herzog und ich streiten gemeinschaftlich über irgend einen Punkt der Philosophie, wobey die Rollen ungefähr diese sind: Louise reizt, belebt und nährt die Unterhaltung durch schneidende Widersprüche, lebhafte Aeußerungen, scharfe, reine, strenge Sätze, starke Ausdrücke und prompte Repliken; der Herzog leugnet oder modificirt ihre Behauptungen, belehrt und kritisirt; die Herzogin spricht leider am wenigsten, aber was sie spricht, ist wahre ruhige Weisheit, es ist wirklich Athene in eigener Gestalt, und auch wenn sie schweigt, ist sie die unterhaltendste Person in jeder geschcidten Gesellschaft. Ich mische gute Laune in das Ganze, und suche die streitenden Parteyen zu vereinigen. Vom Tische geht es in die Kaffeestube, wo man sich in kleine Haufen theilt, die die Herzogin nach und nach besucht, und mit irgend einem Zuspruche beglückt. Man geht aus einander, ich hinauf mit Sophien. Nach einer Stunde machen gewöhnlich der Herzog, die Herzogin, Louise, meine Frau und die zwey Damen der Herzogin eine Nachmittagspromenade, wovon man zum Thee zurückkommt. Nach dem Thee um sieben Uhr spiele ich mit dem Herzoge eine Partie Schach, und gleich darauf gehe ich in das Kabinett der Herzogin, wo ich ihr, der Prinzessin Louise, ihren Damen und meiner Frau als Priester der Grazien bis zum Abendessen vorlese. Seit meiner Rückkunft aus Kopenhagen habe ich in diesem Tempel der Charitinnen Oberon, Zadig, Nathan den Weisen gelesen. Bisweilen spielt die himmlische Venus während einer halben Stunde bey dieser Gelegenheit ein wenig auf ihrem Klaviere und singt dazu, daß ich mich in den dritten Himmel verzückt finde. Das Souper wird durchgeplaudert, wie das Diner; man geht endlich aus einander und zu Bette, und wie ein Tag, so verstreichen alle.«

Die Briefe des Jahres 1796 sind wieder größtentheils von Baggesen an Reinhold und von diesen an Baggesen geschrieben; doch finden sich auch einige Briefe von Jakobi

Digitized by Google

darunter. Die meisten derselben sind mit Erzählungen häuslicher Leiden angefüllt, großentheils durch die immer zunehmende Krankheit von Baggesen's Gattin entstanden. Im Julius finden wir Baggesen als Propst bey der Kommunität mit einem Gehalte jährlicher 500 Thaler, welche der Herzog durch eine besondere Verschreibung auf 1000 Thaler erhöht. Im Oktober hilft er, trotz des unerträglichen Wirrwars, der ihn umgibt, eine scandinavische Literaturgesellschaft errichten, deren Hauptzweck die Vereinigung der dänischen und schwedischen Literatur ist, wozu sich zwölf der um die Literatur verdientesten Männer, sämmtlich Dänen, verbinden. Im heftigsten Leid, am Krankenbette seiner dem Sterben nahen Gattin erwacht der Gedanke in ihm, den Homer ins Dänische zu übersetzen, und zwar in Hexametern, die, dem Versmaße der Alten nachgebildet, früher nicht in dänischer Sprache existirten. Er vollendet den ersten Gesang der Iliade unmittelbar nach dem Griechischen, und arbeitet nebenher an einer dänischen Sprachlehre und Prosodie, wobey sich das Resultat ergibt, daß die dänische Sprache der reichhaltigste Zweig der alten cimbrischen ist, die der griechischen am ähnlichsten kommt. Die (falsche) Nachricht, daß Voß, dem er den ersten gefeilten und vollendeten Gesang zuschicken will, den Verstand verloren habe, läßt ihn diese Arbeit vor der Hand wieder aufgeben.

Die Briefe des Jahres 1797 sind mehr noch als die vorhergehenden der Klagen und des Leides voll. Baggesen betrauert darin den Verlust Sophiens auf eine Weise, welche durch Wahrheit und Tiefe des Gefühls lebhaften Eindruck macht. Die Empfindungen der Freundschaft, an Reinhold und Jakobi geäußert, werden durch den Schmerz über jenen Verlust nicht gemäßigt, sie gewinnen im Gegentheil noch an Bedeutung und Würde, wie wir denn überhaupt auch in dieser, für Baggesen so entscheidenden Lage die Reinheit seiner Natur bemerken müssen, in welcher sich die edelsten Kräfte zu einem löblichen Ziele bewegen. Vom Einzelnen ist das Urtheil des Verfassers über Jean Paul Seite 174 zu bemerken.

Auch philosophischen Untersuchungen ergibt er sich wieder, durch die Stimmung des Verfassers aber werden dabey religiöse Anschauungen und Erkenntnisse veranlaßt, wobey er die Kraft des Glaubens als die vorherrschende und die einzige, die uns zum Wissen führt, anerkennt. In dem religiösen Glaubensbekenntnisse Jakobi's, mitgetheilt Seite 218 bis 227, dürfte als vorzüglich die Stelle zu bemerken seyn: »Gott hat mich beschränkt, damit ich mich selbst erweitere.«

Vom Jahre 1798 sind nur drey Briefe vorhanden; die er-

Digitized by Google

sten zwey von Baggesen an Graf Moltke und Reinhold, der letzte von Jakobi an Baggesen. Auch in ihnen strömt der Verfasser seine Klagen über Krankheiten, die ihn und seine Kinder treffen, und über Verfolgungen aller Art aus. Durch den Anblick der im May zaubervoll entwickelten Natur, von der Höhe des großen Bernhard aus, geht sein Schmerz in Wehmuth, seine Wehmuth in Hoffnung über. Lebenslust und Thatkraft erwachen wieder in ihm; er bestimmt sich nach Paris zu gehen.

Vom Jahre 1799 sind nur zwey Briefe Baggesen's übrig, beyde an Jakobi geschrieben. Baggesen ist wieder in Kopenhagen, in der Eigenschaft eines Regentspropstes, Theaterdirektors, Schauspielcensors und Sekretärs der scandinavischen Literaturgesellschaft. Unzufrieden mit seinen Verhältnissen, die ihm viel zu schaffen machen und wenig Ertrag bringen, spottet er über seine Stellung im bürgerlichen Leben und die prosaische Nüchternheit derselben. Eine Bekanntschaft in Paris hat den Entschluß zu einer zweyten Heirat in ihm erregt. Er ordnet an der Parthenais, und schickt sich an, der Philosophie den Scheidebrief zu geben, wobey aber die alte Lust immer wieder durchschlägt.

Im Jahre 1800 finden wir Baggesen neu verheiratet, und in neuer Verlegenheit. Die Briefe dieses Jahres, meistens zwischen ihm und Jakobi gewechselt, betreffen meistens Familienangelegenheiten. Der Genius des Dichters geht im häuslichen Jammer unter. Die wenigen poetischen Arbeiten, mit denen er sich beschäftigt, werden nur unternommen, um sich mit dem Betrage, den er dafür erhält, durchs Leben zu helfen, welches ihn immer peinlicher umdrängt.

Da die Liebe zu den Erzeugnissen der Literatur fortwährend geringer wird, die Theuerung in Kopenhagen und sein Schuldenstand sich aber täglich vermehren, so beschließt er, sein Vaterland zu verlassen, und nach Paris zu gehen, wo er die Neuigkeiten des französischen Theaters für die dänische Bühne bearbeiten, seine sämmtlichen bis zu ungefähr funfzehn Bänden erwachsenen Schriften im Dänischen herausgeben, und ihnen Versuche in deutscher Sprache anreihen will.

Von philosophischen Excursionen zieht er sich zurück, und liest nur Fichte's Werk über die Bestimmung des Menschen, das ihm von allen Schriften jenes Philosophen am meisten zusagt. An Reinhold wird wenig geschrieben (von diesem Jahre findet sich nur ein Brief vom 24. April vor, kurz, und ohne besondere Bedeutung), was in dem Zurücktreten Baggesen's vom Felde der Philosophie, welches dem Briefwechsel beyder

Digitized by Google

Männer die meiste Nahrung gegeben, und dem ernsten, vom hellen Lichte des Verstandes überleuchteten Charakter Reinholds, dem Baggesen in der Stimmung, die ihn mehr zum gefühlsreichen Jakobi zog, gern ausweichen wollte, seinen Grund haben mag. Das Ende der Briefe dieses Jahres schildert uns die Erdennoth Baggesen's, in dem, um sie zu beenden, der Gedanke des Selbstmordes erwacht, den später religiöse Erkenntnisse wieder unterdrücken, immer stärker und stärker.

Vom Jahre 1801 sind nur zwey Briefe Baggesen's vorhanden, einer an Reinhold, der andere an Jakobi; beyde aus Paris. Der Verfasser hat sich mit seiner Familie dort häuslich niedergelassen, und ist in jener Stadt eben so unglücklich, als er es in Kopenhagen und überall gewesen. Paris macht auf ihn, wie es vorauszusehen war, einen für seine Gemüthslage und Denkweise höchst ungünstigen Eindruck. Alles ist ihm zu oberflächlich, zu geräuschvoll, die Hauptsache, wie er sich ausdrückt, nur Spiel. Von den Wissenschaften, sagt er, hätten die Franzosen alle eine Stufe höher hinaufgeschoben, als bey uns, und die unterste Rubrik leer gelassen. Ihre Physik liege demnach im Fache der Naturgeschichte, ihre Metaphysik, die ihnen eigentlich als solche ganz fehle, im Fache der Physik. Es ginge ihnen damit, meint er, wie mit ihren Damen, seitdem es keine Demoiselles oder Jungfrauen mehr gibt. Die filles seyen nämlich zu femmes, die catins zu filles, die gueuses zu catins nicht so sehr erhoben, als gehoben worden. Eine kleine Probe von einem französisch-deutschen Dictionnaire Seite 337 und 338 macht auf eine witzige Art seine Ansichten anschaulich.

Arts (beaux); Fabriken und Handwerke.
Connaissance; Freundschaft.
Célèbre; bekannt in Paris.
Citoyen français; Weltbürger.
Dame; Weibsbild, Mädel.
Divin; artig.
Dieu; Natur.
Dieux; die berühmtesten Franzosen.
Demi-dieux; fast alle Franzosen.
Esprit; Genie.
Femme; Buhle.
Fille; Gassenmädchen.
Français; Mensch.
Gloire; Ruf.
Héros; französischer Soldat.
Histoire universelle; Geschichte der französischen Revolution.
Immortel; bekannt, sogar im Auslande.
Kant; Jakob Böhm.

Digitized by Google

Loi; Anordnung, Tagesordnung.
Mari; Hahnrey.
Mille; drey, vier bis fünf.
Merveilleux; eigen.
Nature, Kunst.
au Naturel; gar künstlich (bey den Restaurateurs), künstlich gar.
Peuple français; kultivirte Menschheit.
Poésie; Reime.

Im Ganzen verhalten sich die beyden letzten Briefe, wie sich die Herausgeber in der Vorrede richtig ausdrücken, zum Ganzen, wie in einem Drama der letzte Akt, der die Verhältnisse aufklärt, und ihren Knoten löst. Unbefriedigt im Forschen und im Fühlen, in sofern er das Letzte zu sehr nach außen wendet, kehrt Baggesen nach vielen traurigen Erfahrungen und unglücklichen Ergebnissen in sich selbst zurück. Von der Heimat fern, strebt er sich durch Erinnerungen an das ihm dort Liebgewordene wieder mit ihr zu verbinden. Durch Ausschweifungen der Phantasie irregeführt und betrogen, sucht er traurige Erfahrungen günstig zu benützen, und im Forschen und Handeln sich der Mäßigung und der Ruhe zu erfreuen. Mit Jakobi persönlich verbunden, knüpft er mit Reinhold das, durch einen längeren Zeitraum getrennt gewesene Freundschaftsverhältniß wieder an. Die dem Freunde eigene Klarheit gefällt aufs Neue seinem nach Wahrheit ehrlich und lebendig gerichteten Forschungsdrange. Er zieht gegen Fichte zu Felde, obgleich im Innern ihm beständig zugethan. In den aphoristischen Sätzen, welche er dem Freunde am Schlusse des Briefes mittheilt, ist viel Wahres und Lobenswerthes, wobey wir vorzüglich auf die Stelle S. 360 aufmerksam machen:

»Selbst unsere Verzweiflung an der Erreichung der Vollkommenheit beweist die Realität ihrer Existenz; und das Zweifeln des Skeptikers an der Wahrheit sollte ihn, wenn er konsequent wäre, zum Glauben führen. Der Gottesleugner predigt die Existenz des ewigen, unendlichen, höchsten Wesens, indem er spricht: es ist kein Gott, wenn er nicht gedankenlose Worte hinathmet. Er drückt nur die ewige Behauptung seines Innern (seiner Vernunft) negativ aus, und setzt der Idee, der Möglichkeit, in »Gott« und in der Wirklichkeit, im »ist,« nur ein ÷ statt eines + vor. So wie aber das Plus der Einheit und Allheit nichts hinzufügen kann, vermag auch kein Minus derselben etwas zu rauben. Der Atheist behauptet Gottes Daseyn wie der Theist mit seiner Vernunft (welcher die Idee gehört), und leugnet es nur mit seinem bösen Willen, oder mit seinem verschrobenen Verstande,

wovon der Eine oder der Andere die der Vernunft widersprechende Verneinung hinzusetzt.«

Den Herausgebern ist insbesondere dafür zu danken, daß sie Baggesen's in mehrfacher Beziehung interessante Individualität so getreu als möglich, und nicht durch Weglassungen oder Veränderungen verschönert, dargestellt haben; nur wäre zu wünschen gewesen, daß sie uns die Nachrichten über die letzteren Jahre seines Lebens und schriftstellerischen Wirkens nicht vorenthalten hätten.

Deinhardstein.

Digitized by Google

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LVII.

Ueber einige noch unedirte Gedichte des Mittelalters von Alexander dem Großen.

Aus den Handschriften der k. k. Hofbibliothek und der St. Marcus-Bibliothek zu Venedig.

Als Unterzeichneter sich wegen Juan Lorenzo's spanischer Alexandreis mit den Gedichten dieses Kreises überhaupt beschäftigen mußte, wandte er sich an Herrn Hofrath von Hammer und seinen Collegen, Herrn Endlicher, um Auskunft und Belehrung, welche ihm nicht nur diese reichlich ertheilten, sondern ihm auch Auszüge aus hieher-gehörigen handschriftlichen Gedichten zu beliebigem Gebrauche gefälligst überließen. Da diese aber zu einer bloß bruchstückweisen Benützung viel zu wichtig und interessant waren, so glaubte er den Dank aller Freunde der Literatur des Mittelalters zu verdienen, wenn er die beyden Herren selbst zu ihrer vollständigen Bekanntmachung vermochte. Sie gewährten auch diese Bitte, und Unterzeichneter wünscht nur, daß sein eigener Aufsatz über Seyfrit's Alexander-Leben nicht unwürdig solchen Vorgängern sich anreihen möge. Ferd. Wolf.

* * *

I.

Vom Iskendername Ahmedi's ist auf den europäischen Bibliotheken nur ein Exemplar, nämlich auf der Marcusbibliothek (Nr. XC) aus der vorigen Manischen Sammlung (Nr. XL), und dieses ein Prachtexemplar von 282 Blättern des größten Quarts mit dem breitesten Rande, jede Seite zu 15 Zeilen in zwey Säulen, mit doppeltem Goldreife, einem breiten und schmalen, und 57 sehr schönen Gemälden. Wiewohl das Jahr der Abschrift nicht beygesetzt ist, so zeigen doch Papier und die sehr schöne Schrift, wie die schönste aus der Zeit Suleiman's, daß das Alter derselben zwar nicht unter die Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts herunter, aber auch nicht über den Beginn desselben hinausgesetzt werden darf. Nicht nur die Seltenheit und Pracht dieser Handschrift, sondern auch der Inhalt selbst dieses ältesten romantischen Epos osmanischer Poesie verpflichten zu umständlicherer Inhaltsanzeige derselben. Ahmedi war keineswegs ein blinder Nachbeter des großen Nisami, von dessen Iskendername der Inhalt aus der Geschichte persischer Redekünste und aus den mit gelehrten Commentaren ausgestatteten Auszügen Hrn. Charmoy's als bekannt vorausgesetzt wird. Es ist kein reines historisches Epos in dem Sinne des Schahname Firdewsi's, kein rein romantisches, wie Chosrew und Schirin, oder mit mystischem allegorischen Anfluge, wie Jusuf und Suleicha, sondern ein Pantheon der Poesie, welches nicht nur die Geschichte Alexanders, sondern die des ganzen Morgenlandes vor und nach Alexander, mit

Digitized by Google

Rückblick bis zum ersten Könige Persiens, mit Vorblick bis zur Zeit des Verfassers, die ganze Philosophie und Theologie des Islams in großartigen Umrissen nicht ohne dichterische Farbe enthält. Zugleich historisch und philosophisch ist das Iskendername Ahmedi's das Werk des türkischen Lukan's und Lukretius in Einem Gusse, Epos und Lehrgedicht stets mit einander verschmolzen, doch ohne eingemischte Kaßidet und Ghaselen, dergleichen sich später romantische Dichter erlaubt haben, und ohne Berührung der Dogmen des Islams von den ersten und letzten Dingen der Welt, welche uns als Hauptgegenstand des späteren größten Gedichtes dieses Zeitraums begegnen wird, ein cyklisches Gedicht im weitesten Sinne des Wortes, indem dasselbe nicht nur den Cyklus der Thaten Alexanders umfaßt, sondern in demselben auch den Cyklus der Weltgeschichte, morgenländischer Philosophie und Mystik verschmelzt: ein poetischer Aequator der Weltgeschichte, ein mystischer Meridian des Universums der Philosophie, dessen Pole die äußere und innere Welt, der weite unendliche Himmelskreis, das erhabenste Bild, unter dem sich schon die alten Perser die Gottheit am würdigsten dachten, der erhabenste Inbegriff aller Poesie. Wenn auch die Ausführung weit hinter der hohen Idee, welche dem Dichter vorschwebte, zurückbleibt, so ist diese doch so großartig, und der Inhalt dieses eben so seltenen als gehaltvollen Werkes so merkwürdig, daß wir denselben Schritt für Schritt durch alle 369 Absätze mit ihrem Titel und Inhalt verfolgen, und im Vorbeygehen zugleich der beygegebenen schönen Gemalde, womit dieses Prachtexemplar ausgestattet ist, erwähnen wollen. Die Verflechtung der einzelnen Gesänge (Dasitan), die Abbrechung und Wiederaufnehmung des Fadens der Geschichte erinnert an die Manier Arioſto's und seiner Vorgänger; diese anscheinende Verwirrung ist keine zufällige, sondern eine geflissentliche, eine wohlbedachte Anordnung des poetischen und philosophischen Panorama der Geschichte und der Natur.

1) Im Namen Gottes kündet der Dichter sein großes Unternehmen dichterisch an:

Als Nachtigall will singen ich ein Lied,
Als Papagey aussprechen Zuckerwort.
Ein Wort, das süß und doch auch stark
Den Geist durchwurzet und das Mark;
Ich will euch ein Gemalde malen,
Vor welchem Smas Maler niederfallen,
Ein aufgeblühtes volles Gulistan,
Das mit Entzücken schauete Nuschwan 1);
Den heil'gen Geist will aus der Brust ich holen,
Mit Jesus Ems in geist'gem Athemholen 2);
Wortperlen anzureih'n soll es mir glücken,
Mit denen sich Huris den Nacken schmucken,
Es übertreff' die Zauberey von meinem Kiel
Die Zauberey von Babylon 3) um viel,
Ich ziehe solche Töne aus den Saiten,
Die Davids Harfe gerne wird begleiten.
Ich will euch zeigen eine Mosesband,
Die Wunder wirket wie sein Stab im Land,
Wie Aloe brenn' ich der Schmerzvertraute,

1) Der Hüter des Paradieses.

2) Nach der Lehre des Islams lag die Prophetenkraft des Herrn Jesus in seinem wunderthatigen Hauche.

3) Wie Harut und Marut, die Meister aller Zauberey, im Brunnen bey den Füßen aufgehangen sind.

Digitized by Google

Was Wunder, wenn ich seufze wie die Laute 1);
Der Aloe brennt und hauchet süßen Duft,
Der Herz und Seelen in das Leben ruft.
Es rühret das Herz der schmerzbegabten Stöhnen,
Wer duften will, muß sich an Gluth gewöhnen;
Nur weil sie brennet, rührt der Flote Schall,
Glaub' nicht ihr Seufzer sey nur luft'ger Hall;
Es kommt mein Wort aus Innerstem der Seele,
Indem wie Rauchfaß ich aushauch' die Seele.
Lebendig wird durch Feuer mein Gedicht,
Nur durch das Feuer gibt die Kerze Licht.
Mein Name deßhalb süße Düfte haucht,
Weil wie das Rauchfaß er vom Inn'ren raucht.

Das Bild der Kerze und des Rauchfasses gibt den Uebergang zu den folgenden Absätzen, welche mit ihren Titeln ganz übersetzt folgen.

2) Streit der Kerze und des Schmetterlings über Liebe und Freundschaft.

Der Schmetterling sprach Abends zu der Kerze:
Ich brenne und du schwelgest im Genusse,
Du bist verbunden mit dem Licht, dem Freund,
Indeß die Trennung mir die Hölle scheint.
Da sagt die Kerze: Liebender bin ich,
Denn bis zur Morgenszeit verzehr' ich mich;
Ein einz'ges Fünkchen bringt dich in die Flucht,
Indeß ich stehe fest trotz aller Wucht;
Die Dauer gab ich hin, nahm das Verderben,
Und warf der Seele Faden in das Feuer.
Ich bin dahin gelangt, mich aufzuopfern, mich,
Dieß weißt du nicht, weil du nur kennest dich.

3) Streit der Kerze mit dem Rauchfasse:

Zum Rauchfaß sprach die Kerze wohl und gut:
Ich brenne auch wie du von Liebesgluth,
Ich brenne wie du siehst mich ganz zusammen,
Und werfe jede Nacht mich in die Flammen,
Ich gebe Licht und nicht wie du bloß Rauch,
Und dennoch dienen dir die Seelen auch.
Ich lebe so wie du in steterm Feuer
Zwenhauchig nicht und deßhalb so getreuer,
Und dennoch kam dir vom Geliebten Duft,
Der aller Herzen Neigung zu dir ruft.
Da beyde wir von gleichem Feuer brennen,
Warum kann ich nicht Wohlgeruch bekennen?

4) Antwort des Rauchfasses an die Kerze:

Das Rauchfaß sprach: Du brennst bey äuß'rem Schmerz,
Indeß von innen brennet mir das Herz,
Das Feuer hat von außen dich gebrannt,
Und einen Faden 2) hältst du in der Hand,
Wie Jesus einst genommen einen Faden 3),
Und dieser bringet dir nothwendig Schaden.
Und weil bey mir von solchem keine Spur,
Deßhalben hauch' ich süße Düfte nur.

---

1) Unübersetzbares Wortspiel zwischen Ud, die Aloe, und Ud, die Laute.

2) Den Docht.

3) Der Faden Jesus und die Nadel Marias sind eine stehende Allegorie der Morgenländer, die erste auf die Sage gegründet, daß als Jesus ins Paradies kam, er nicht gleich eingelassen ward, weil er einen Faden mitgebracht, d. i. von der Anhänglichkeit an alle irdische Dinge nicht ganz rein anlangte.

Digitized by Google

So lange du den Faden bey dir führst,
Du nicht genehm dem Herzensfreunde wirst,
So lang' du nicht zerstörst in dir das Ich,
Kann nicht der Flamme Schein verew'gen dich.
Verzicht' auf Habe, daß du freyer bauchest,
Und rette dich, indem du untertauchest.
Sey krank; es fragt der Freund dann, was dir sey,
Es gibt der Arzt dem Kranken Arzeney.
Die Aloe duftet nicht, bis sie nicht brennt;
Kein Pflaster dem, der nicht die Wunde kennt.
Wer seine Seele läutert, kennt den Schmerz,
Und wer den Schmerz nicht kennet, hat kein Herz.
Sey schmerzbegabt, um Ruhe zu ertheilen,
Damit du Seelenschmerzen mögest heilen.
Für Seelengold ist Schmerz der Probestein,
Denn durch denselben werden Herzen rein.
Durch Schmerz das Herz sich mit der Einheit eint,
Von Erde wird das Gold durch Glut gereint.
Es fülle Schmerz mit Thränen deine Augen,
Um aus dem Kopf die Feuchtigkeit zu saugen.
Wer wie der Himmel frisch in grünem Flor [1]),
Dem öffnet sich der ew'gen Milde Thor.
Es ist der Schmerz mit seinem Thränengießen
Ein Eden, unter welchem Ströme fließen [2]).
Der Schmerz vor vielen guten Werken gebt,
Ein kaltes Ach! gilt mehr als warm Gebet.
Das Ach! erhebt als Wort sich aus der Brust,
Und in dem Herzen ruht der Wahrheit Lust.
Nur wer sein Herz verwüstet, wird bebauet,
Und mit der Offenbarung Licht betauet.
Nur weil Ahmedi brennt in reiner Glut,
Ist auch sein Wort von Hefen rein und gut.
Ein Ocean, der voll von Perlen hellen,
Er füllet an die Welt mit Wortinwelen,
Und da sein Herz von allem Zusatz rein,
Bestraft er nicht der Tadler Spötterey'n,
Da er ein Schmerzbegabter selbst erscheint,
So wird durch ihn das Wort für's Herz gereint.
Und weil Ahmedi schmerzvoll neigt sich Ihm,
Er, der die Milde selber, Ibrahim [3]),
Weil Er mit Schmerzbegabten Umgang pflegt,
Wird ihm der Name Gonner [4]) beygelegt.
O schmäh' mich nicht, daß ich mich selber lobe,
Ich preise nur das Wort in meinem Lobe.
Es liegt der Menschen Unterschied im Worte,
Das Wort ist Schmuck der beyden Weltenhorte,
Das Wort ist Stamm, die Dinge sind nur Ast,
Von Adel ist, wer diesen Stamm umfasst.
Die Ordnung wird erhalten durch das Wort
In dieser Welt, und lebt in jener fort.
Vom Himmel kam's zur Erd als Gnadentisch,
Als eine Gnadenflor, die grünet frisch.
Das Wunderbare wird durch's Wort gelehret,
Und innere Bedeutung aufgeklaret.

Dieser Eingang spricht besser als alles, was der Uebersetzer sagen kann, den hohen Geist und die mystische Stimmung des Dichters aus, ohne welche das gleich Eingangs gegebene Gespräch der Kerze und des Rauchfasses gar nicht verständlich seyn würde. Nun erst beginnt:

---

1) Sersebf, grünen Haupts.

2) Koranstert.

3) Inne Ibrahime awahu halimin, Koranstert, auf Ibrahim Dschendereli, den Großwesir von 1411—1418, angewendet.

4) Kiamolabd, der den Dienern Gnadige.

Digitized by Google

5) Das erste Buch (Makale) von der Vereinheitung (Tewhid); 6) Vollendung des Einheitslobes des Schöpfers; 7) Lobpreis Gottes (Munadschat); 8) das zweyte Buch der Vereinheitung; 9) der Name der Wesenheit (Gottes); 10) Eigenschaft dieser Namen; 11) Eigenschaft der Namen der Göttlichkeit; 12) die Namen der Eigenschaften Gottes (Esmai Ssifat); 13) die Namen der Handlungen Gottes (Esmai efaal); 14) die sieben Imame der Namen Gottes:

Imame sind die Eigenschaften sieben.
Der erste der Imame ist das Leben,
Die Wissenschaft alsdann und dann der Wille,
Die Macht, Gehör, Gesicht und dann das Wort.
Und vier der Eigenschaften sind die Mütter,
Wiewohl im Aeußeren sie alle gleich.
Zwey Mütter sind: der Erste und der Letzte,
Der Aeußere und Innere alsdann.
Sie sammeln alle sich in Gottes Huld,
Sie werde dem, der leset mit Geduld.

15 u. 16) Die Vollendung des vorhergehenden Absatzes; 17) von den schönen Namen Gottes (Esmai husna); 18) von den äußeren Gegenständen (den sichtbaren Himmeln); 19) Wortwechsel über die äußeren Gegenstände; 20) von dem Gegenstande der Namen Gottes; 21) Ermahnung und Aufmunterung zum Erwerb ewiger Glückseligkeit; 22) von der Weisheit und Ermahnung; 23) von der Wahrheit und Verwandlung des Seyns; 24) von den Eigenschaften des Menschengeistes, welches die größte und heilige Geist; 25) Hymnus des Propheten [1]) (Naat); 26) Lob des Propheten; 27) von der Fürsprache des Propheten; 28) von dem Beynamen des Dichters [2]); 29) wahre Bedeutung dieses Beynamens.

Nach diesen 29 Abschnitten beginnt erst mit dem dreyßigsten die Geschichte Iskenders. 30) Beginn der Erzählung (Dasitan) Sulkarnein's, d. i. des Zweygehörnten; 31) Aufgangsort der Erzählung (oder vielmehr des Gesangs); 32) guter Rath; 33) der Kaiser sammelt ein Heer, dieser Kaiser ist Philipp von Macedonien, der mit Darius Krieg führt [3]), jener ist der Kaiser (Kaißar), dieser der Chosroes (Kesra); 34) Schimpf auf die Welt; 35) von der Veränderlichkeit derselben; 36) Lob der Einheit Gottes; 37) Reflexion des Dichters auf sich selbst und Suchen des Ruhms in wahrer Tugend; 38) Vorwort des Iskendername; 39) von der Geburt Alexanders; 40) Philipp (Filkos) erhält die Freudenkunde von der Geburt eines Sohnes [4]); 41) von der Weisheit des Lernens; 42) Philipps Tod und Schimpf auf die Welt; 43) Alexanders Lage nach seines Vaters Tode; 44) Gleichniß (Temsil), d. i. allegorische Anwendung der Lehrjahre Alexanders (Iskenders) und seines Lehrers (Aristo) Aristoteles auf die Leser:

Die Seel' ist Iskender, Aristo Vernunft,
Des Menschen Geist das wahre Griechenland.
Beherrsche deine Seele mit Vernunft,
Mit Wissenschaft schmück' aus der Sitte Land u. s. w.

---

1) Erstes Bild, die Himmelfahrt des Propheten auf dem Borak, ganz so, wie derselbe in Mouradjea d'Ohsson's Werk gegeben ist.

2) Tachalluss Ahmedi, d. i. die Ahmedische.

3) Zweytes und drittes Bild prachtiger Schlachtgemalde, 17 und 18.

4) Viertes und funftes Bild, Blatt 23 und 24, wie Philipp die Freudenkunde empfangt.

Digitized by Google

45) Alexander sucht Rath bey den Weisen Griechenlands; deren sind nicht sieben, sondern nur vier, nämlich: Aristoteles, Plato, Sokrates (Sokrat) und Hippokrates (Bokrat); 46) Alexander frägt die vier Weltweisen, was der Ursprung der Welt; 47) Aristoteles spricht von dem ersten Stoff (Hejulai) [1]; 48) Hippokrates erklärt als den ersten Stoff die Luft; 49) Plato das Wasser; 50) Sokrates die Erde; 51) Chisr (der Hüter des Lebensquelles) opponirt ihnen, daß kein Element von ewig her, daß Gott alles erschaffen; 52) Vernunftbeweis der Einheit Gottes; 53) die vier Weltweisen fallen der Meinung Chisrs bey [2]; 54) Plato's Buch des Rathes; 55) Buch des Rathes des Aristoteles; 56) Buch des Rathes des Hippokrates; 57) Buch des Rathes des Sokrates; 58) Ende des Philosophenrathes; 59) Nutzanwendung im Gleichnisse (Temsil), wodurch durch Aristoteles die Vernunft, durch Plato die Phantasie, durch Hippokrates die Urtheilskraft, durch Sokrates das Gedächtniß, durch Chisr die innere Stimme göttlicher Erleuchtung vorgestellt wurden.

60) Alexanders Herrschaft und dessen Feindschaft mit Darius:

Sprich Nachtigall, nun sind der Rosen Tage,
Nun schweige nicht mit deiner süßen Klage,
Mit Must und Ambra ist durchwürzt die Luft,
Von jedem Zweige suße Stimme ruft.
Die Wolke gibt von Moses Wundern Kunde,
Es geht der Wind als Heiland in die Runde,
Thautropfen glänzen auf dem Wiesenrain,
Wie auf smarag'nen Tafeln Elfenbein,
Die Rosen strahlen in Rubinentinten,
Und Ambra kraus ist Haar der Hyacinthen 3).

61) Beginn des (zweyten) Gesanges; 62) vom Schlafe und Träumen, den wahren und falschen; 63) Gesandtschaft des Darab (Darius) an Alexander 4), um den Tribut der Goldeyer (besans d'or) zu fordern 5); 64) Zweyter Botschafter des Darius an Alexander 6), der Botschafter gießt einen Sack Hirse vor Alexander aus, zu sagen, so zahlreich sind die Heere des großen Königs, und Alexander läßt den Hirse durch einen Hahn auffressen; 65) Nutzanwendung des Gleichnisses: die begehrliche Seele (Nefs) ist Darius, der Geist ist Alexander, diesem muß jener unterthan seyn, die Fehler und Gebrechen sind der Hirse, welchen der Hahn der Reue auffrißt; 66) Rüstung zur Schlacht; 67) Darius und Alexander bekriegen sich einander 7); Darius, von seinen beyden Feldherren Schehrijar und Mahijar verrathen, stirbt; Alexander bestraft die Verräther, Schehrijar wird gespalten und Mahijar ge-

1) Sechstes Bild, B. 28, Alexander auf dem Throne, hinter ihm zwey höchst aufmerksame Gesichter, vor ihm die vier Weisen, Aristoteles und Plato sitzen, Sokrates und Hippokrates stehen hinter denselben, alle vier mit erzgelehrten Gesichtern und hoch aufgezogenen Augenbraunen, hinter ihnen Chisr.

2) Siebentes Bild, B. 31, stellt dasselbe vor.

3) Achtes Bild; hier ist die Schrift durch das Bild (B. 40) unterbrochen, welches ein Frühlingsfest von Scherbet, Granatäpfeln und Haldtrommel vorstellt.

4) Neuntes Bild (B. 43), wie der Gesandte vor Alexander das Schreiben des Darius ablieft.

5) Fabel, entstanden aus dem Wortspiele von Beidha, ein Ey, und den byzantinischen Goldmünzen.

6) Zehntes Bild (B. 44), der Botschafter vor Alexander.

7) Eilftes und zwölftes Bild, Schlachtgemälde (B. 50).

Digitized by Google

henkt [1]); 68) Nutzanwendung des Gleichnisses: die Begierde ist Darius, der Geist Alexander, nur wer die Begier dem Geiste unterwirft, ist Herrscher des Ostens und Westens, d. i. zweygehörnt, wie Alexander; 69) Schimpf auf die Welt; 70) Beginn des (dritten) Gesanges; 71) von den Massen der Weltkörper; die Erde hat 6800 Farsangen im Umfange, 2164 im Durchmesser, der Himmel der Erde ist 3300 Farsangen dick, die Erde hat 60 Theile, der Himmel des Merkur hat 4014 Farsangen in der Dicke u. s. w. [2]); 72) von den Geschöpfen, welche den Schöpfer beweisen; 73) von den Gelehrten, welche ihrer Wissenschaft zuwider handeln; 74) von der Erkenntniß des Menschen [3]); 75) von der Erkenntniß des Geistes; 76) von den Urstoffen des Körpers; 77) von den Theilen des Körpers; der Leib des Menschen hat 248 Säulen, 720 Bänder, 360 Quellen, 12 Thore, 8 Hüter; 78) Würdigung der Geheimnisse dieser Theile; die 9 Quellen sind: Adern, Fleisch, Blut, Nägel, Nerven, Haut, Fett, Haare, Knorpel; die 248 Säulen die Beiner, die 720 Bänder die Nerven, die 360 Quellen die Adern, die 12 Thore: 2 Ohren, 2 Lippen, 2 Augen, 2 Nasenlöcher, Nabel, Mund und 2 Ausscheidungswege; die acht Hüter: die anziehende Kraft, die abstoßende, zurückhaltende, die verdauende, die nährende, die erzeugende, wachsende, bildende; durch diese acht Kräfte wird die Stadt des Körpers gehütet; 79) von der Erkenntniß des Geistes im Leibe; der Geist ist dreyfach: der thierische, der begierliche und der vernünftige, der begierliche ist zweyfach, der fassende (Mudrik) und bewegende (Muteharrik), der erste der äußere und innere, der äußere zerfällt in die 5 Sinne u. s. w. [4]); 80) Alexander schmeichelt dem Gesandten Keid's, und gibt ihm als Gegengeschenk einen Becher Schmalz, der Gesandte (ein Philosoph) steckt viele Nadeln in das Fett, Alexander läßt die Nadeln in eine Masse zusammenschmelzen, der Philosoph macht daraus einen Spiegel, den er dem Schah überreicht; 81) Enthüllung dieser Geheimnisse; das mit Schmalz gefüllte Glas heißt: die Seele ist voll von Gold- und Herrschbegier, sie kann nichts anderes mehr fassen, der Philosoph zeigt, daß noch Worte der Weisheit (die Nadeln) eindringen können, dieselben zusammengeschmolzen sind der Inbegriff der Lebensphilosophie, die aber nichts nützt, wenn sie nicht zu einem Spiegel geglättet wird, worin sich der Mensch selbst erkennt; 82) Anwendung dieser Allegorie auf die Erkenntniß der Einheit Gottes; 83) von der Erschaffung der Welt; 84) von dem Talismane der Vereinheitung; 85) Schluß der Nutzanwendung des obigen Gleichnisses; 86) Beginn des (vierten) Gesanges: Beschreibung eines Festes [5]); 87) Alexander zieht nach Indien und jagt in dem indischen Gebirge [6]); 88) Nutzanwendung: die zornige Seele des Menschen ist der Löwe; 89) Schimpf auf den Zorn; 90) Hymnus (Munadschat),

1) Dreyzehntes Bild, wie Mahiar gehenkt wird (B. 51).

2) Vierzehntes Bild (B. 58), die zwölf Himmelszeichen und die sieben Planeten einem Kreise eingemalt.

3) Funfzehntes Bild (B. 60), die vier Philosophen vor dem Throne Alexanders.

4) Zwischen dem 65sten und 66sten Blatte ist eine Lücke im Manuskripte, denn die letzte Zeile von jenen spricht noch vom Sensus communis, und die erste von 66 handelt schon von einer Gesandtschaft Keids, des indischen Königs, welcher den Alexander zu einem Zuge nach Indien einladet.

5) Sechzehntes Bild (B. 17), Musik, Scherbetflasche, die vier Philosophen und der indische vor Alexander.

6) Siebzehntes und achtzehntes Bild der Jagd (B. 78 und 79).

Digitized by Google

Lobpreis Gottes; 91) Alexander rüstet Krieg wider Porus; 92) Beginn des (fünften) Gesanges; 93) Alexander rüstet sich zur Schlacht mit Porus [1]); 94) vom Zustande der Welt; 95) Nutzanwendung des Gleichnisses: der indische Porus ist die begierliche Seele (Nefsi Amarre), die Elephanten sind die Kräfte der Seele, die Vernunft ist Alexander; 96) Alexander tödtet einen Drachen; 97) Beginn des (sechsten) Gesanges; 98) Beschreibung des Frühlings und eines Drachen [2]); 99) Nutzanwendung: der Drache ist der Teufel; 100) Eintheilung der Philosophie in theoretische und praktische; 101) von der Tapferkeit; 102) von der Schamhaftigkeit; 103) von der Gerechtigkeit; 104) Aufmunterung zur Tugend; 105) Flehen zu Gott (Munadschat); 106) Alexander geht nach China; 107) Beginn des (siebenten) Gesanges; 108) Alexander verfügt sich nach der Insel der Sendschen (Zanguebar) [3]); 109) Alexander kömmt zum Schlangenberg [4]); 110) Beschreibung des indischen Zugs; 111) das Kampferland; 112) Alexander kömmt zum Eiland Radhi; 113) zum Eiland Wakwak (wo die Früchte der Bäume Vögel, die Wakwak schreyen); 114) er kömmt auf das Eiland Alwarib, dessen Bewohner Hundsköpfe haben; 115) Beschreibung der Krebse; 116) Schluß auf den Schöpfer aus den Geschöpfen; 117) Beschreibung des Moschusrehes; 118) des in einen Vogel verlarvten Lichtes; 119) Aufmunterung zur Betrachtung der Werke der Welt; 120) Beschreibung der Menschen mit Fischköpfen; 121) der Fische mit Menschenköpfen; 122) des Thieres Gischt, das bey Tag schwimmt, Nachts fliegt; 123) des geflügelten Fisches [5]); 124) Aufmunterung zur Betrachtung; 125) Alexander kömmt nach Dschaba (Java); 126) Alexander baut die Stadt Serendib (auf Ceylon); 127) Alexander kömmt nach der Insel Tinin (der Drachen) [6]); 128) Alexander kömmt nach der Insel Sulamit; 129) von den Wundern; 130) Nutzanwendung des Gleichnisses der Wunder; 131) Alexander kömmt ins Diamantenthal; 132) Alexander kömmt in den indischen Archipel; 133) Alexander kömmt zu einem großen Wunderberg; 134) zum Krystallpallast, der mit Talismanen gefeyet ist [7]); 135) Alexander geht zum zweyten Male nach China, um die Wunder desselben zu besehen; 136) er kömmt nach der Hauptstadt China's (Schadkiam, sonst die Hauptstadt des Feenlandes); 137) Alexander läßt sich mit den Philosophen China's in Fragen ein über die Wesenheit der Dinge [8]); 138) Antwort der Philosophen; 139) von der Erkenntniß des Schöpfers durch Vernunftschlüsse; 140) Nutzanwendung und Schluß des Gesanges; 141) Beginn des (achten) Gesanges; 142)

1) Neunzehntes und zwanzigstes Bild, Schlachtgemälde (B. 85 und 86).

2) 21stes Bild (B. 90) stellt den Drachen vor, der ein Paar Pferde sammt dem Wagen verschlingt; der Wagen ist ein vollkommener Kobelwagen, eine Kutsche (das ungrische Wort, das türkische Kodschi und deutsche Kutsche sind eins).

3) Das 22ste und 23ste Bild stellt die geflügelten Menschen und Thiere von Zanguebar vor.

4) Das 24ste Bild des Schlangenbergs (B. 95).

5) Das 25ste und 26ste kleine Bild (B. 99) stellt den Fisch mit Menschenkopf und den geflugelten vor.

6) 27stes Bild, ein einen Büffel verschlingender Drache (B. 102).

7) 28stes Bild des Krystallpallastes mit dem von Gemen bewohnten und durch Talismane gefeyeten Thors (B. 106).

8) 29stes und 30stes Bild stellt ein Freudenfest in der Hauptstadt China vor (B. 107 und 108).

Digitized by Google

Alexander begibt sich auf den Weg; 143) Beschreibung eines Felsens, an welchem eine Peri gebannt ist; 144) von der Zusammensetzung der Juwelen und Metalle; 145) Beschreibung des indischen Metalles Charschini (Zink); 146) Unterredung Alexanders mit einem chinesischen Philosophen; 147) von der Einheit und der Macht des Schöpfers; 148) von dem Beweise des Schöpfers durch Vernunftschlüsse; 149) Alexander zieht nach Kischmir [1]; 150) Beschreibung des Festes Alexander in Kischmir [2]; 151) Alexander baut den Damm von Gog und Magog; 152) Nutzanwendung des Gleichnisses des Dammes von Gog und Magog zur Zähmung der Begierden; 153) die Wunder Aegyptens; 154) Alexander besichtigt den Vogeldamm; 155) das Gewölbe Ahriman's; 156) Beschreibung des Nils; 157) Erbauung Alexandrias; 158) Zerstörung des Talismans Alexanders; 159) Nutzanwendung des Spiegels (des Pharao) Alexanders, welcher ein Sinnbild der Vernunft; 160) Schluß des Gesanges mit Gebet: 161) Gesang (neunter), Alexanders Verhältniß mit Kaidafa (der Amazonenkönigin); 162) des Verfassers philosophische Unterredung mit einem Freund [3]; 163) Frage um den Merkur [4]) und Beantwortung; 164) Frage um die Venus und Beantwortung [5]); 165) Frage um den Mars und Beantwortung [6]); 166) Frage um den Jupiter [7]) und Beantwortung; 167) Frage um den Saturn [8]) und Beantwortung; 168) Beschluß des Gesanges; 169) Gesang (zehnter); 170) Krieg zwischen Alexander und Kaidafa, 171) Alexander sammelt ein Heer, und geht selbst als sein Gesandter verkleidet an Kaidafa's Hof [9]; 172) Kaidafa erkennt Alexandern und geht mit ihm Vertrag ein; 173) Nutzanwendung und guter Rath; 174) Beschluß des Gesanges; 175) Alexander sucht ein anderes Reich (zu erobern); 176) Beginn des (eilften) Gesanges; 177) Ermahnung; 178) Ermahnung [10]); 179) Ermunterung zum Erwerb von Tugenden; 180) Nutzanwendung; 181) Flehen zu Gott; 182) Alexander erkundigt sich um den Zustand der Welt; 183) Ermahnung; 184) Alexander erkundigt sich bey seinen Philosophen um den Zustand vergangener Zeiten und Herrscher; 185) die Antwort des Aristoteles [11]); 186) Ermahnung. Hier beginnt der historische Theil des Iskendername, welcher fast die ganze zweyte Hälfte desselben füllt, und als historisches Gemälde besonders merkwürdig, weil daraus ersichtlich, welches die Hauptgestalten vorderasiatischer Weltgeschichte: 187) die Herrschaft von Kejumers (dem ersten altpersischen Könige); 188) die Herrschaft Huschengs; 189) Dschemschids; 190) Idris, der Prophet, erscheint [12]); 191) Sohak der Araber besteigt den Thron; 192) Dschemschid flieht aus Furcht Sohaks; 193) der

1) 31stes und 32stes Bild (B. 118 und 119), Schlachtgemälde.

2) 33stes Bild, Festgemälde mit Affen- und Barentreibern (B. 121).

3) 34ste Bild, der Verfasser und sein Freund bey einander auf dem Soffa sitzend (B. 131).

4) 35ste Abbildung des Merkurs (B. 132).

5) 36ste Abbildung der Venus (eben da).

6) 37ste Abbildung des Mars (B. 133).

7) 38ste Abbildung des Jupiter (eben da).

8) 39ste Abbildung des Saturns (eben da).

9) 40stes Bild, Alexander als Gesandter von Kaidafa bewirthet (B. 139).

10) 41stes Bild, Alexander im Gespräche mit zwey Philosophen unter Musik (B. 148).

11) 42stes Bild, Aristoteles mit weißem Barte vor Alexander sitzend (B. 153).

12) 43stes Bild, Idris erscheint vor Dschemschid.

Digitized by Google

Teufel küßt die Schultern Sohak's; 194) die Regierung Sohak's [1]; 195) Feridunς Geburt; 196) Feridunς Herrschaft; 197) Sohak wird gebändigt nach dem Berge Elwend gesendet [2]; 198) Herrschaft Minotschehrs; 199) Herrschaft Keikosrews [3]; 200) Lob der Frangis [4]; 201) die Erzählung von Efrasiab; 202) Kiawus besitzt einen Geyer, um gegen Himmel zu fliegen; 203) Tahmuraß besteigt den Thron [5]; 204) Vollendung des Werkes; 205) das Licht Mohammeds erscheint; 206) über die Untreue der Welt; 207) die Herrschaft Keikawusschahs; 208) Keikawus sperrt den weißen Diw ein [6]; 209) Alexander zieht in den Krieg wider die Dschinnen [7] (zur Abwechslung seiner historischen Unterhaltungen); 210) Anwendung des Gleichnisses auf die begierliche Seele, welche der wahre Diw im Menschen; 211) Alexanders Krieg mit den Diwen; 212) Herrschaft des Keikawus [8]; 213) Erzählung von Siawusch; 214) Siawusch sitzt, und seines Vaters Weib steht vor ihm, ihn zur Liebe zu bereden [9], die ihn dann, wie das Weib des Putifar, der Verführung beym Vater anklagt [10]; 215) die Herrschaft von Hormuf; 216) von Jesdeschid; 217) Erscheinung Soroasters; 218) Isfendiar geht auf den Zug der sieben Abenteuer (Heftchuan) aus. 219) Erscheinen des Mani (Manes); 220) Herrschaft des Lohrasb; 221) des Behramgur; 222) Behrams, des Sohnes Behrams; 223) Weisheitsspruch (Mesel); 224) Herrschaft Schapur's; 225) von Piruf; 226) von Balasch; 227) Kobad; 228) Masdek der Irrlehrer; 229) Herrschaft Nuschirwan's; 230) Geburt des Propheten; 231) Herrschaft von Hormuf; 232) die Prophetenschaft Mohammeds geoffenbart [11]; 233) Unverschämtheit des Chosrew Perwif (der das Einladungsschreiben Mohammeds zum Islam nicht annahm); 234) der Tod von Perwif durch Schiruje, der zum Throne gelangt; 235) Herrschaft der Turantocht; 236) der Afermtocht; 237) des Ferruch; 238) des Jesdedschird.

Hier endet die, wie man aus dem Vorhergehenden gesehen, in willkürlicher Unordnung durch einander geworfene Geschichte der Herrscher der vier ersten persischen Dynastien, und es folgt nun die des Islams, von welcher die Philosophen Alexandern als einer zukünftigen belehren; diese Vorausſagung geht, wie bey allen derley Gesichten in

---

1) 44stes Bild, Sohak auf dem Throne mit den aus den Schultern sich aufbäumenden Schlangen (B. 158).

2) 45stes Bild, Sohak wird in der Höhle des Elweid eingekerkert (B. 160).

3) 46stes Bild, Schlachtgemälde (B. 163), und 47stes Siawusch vor dem Throne Keikobad's (eben da).

4) 48stes Bild, Schlafgemachsscene mit Frangis (B. 164), und 49stes Bild, Solak vor dem Throne Feridunς (B. 165).

5) 50stes Bild, Tahmuraß tödtet ein Diw (B. 168).

6) 51stes Bild, der angekettete weiße Diw (B. 173).

7) 52stes und 53stes Bild, Schlachtgemälde mit den Dschinnen (B. 176 und 177); 54stes Bild (B. 179), Alexander reitet mit einem Diw, der ihm zum Wegweiser dienen muß, davon; 55stes Bild, andere Diwenschlacht (B. 180).

8) 56stes Bild, Kerkawus auf dem Throne (B. 181).

9) 57stes Bild, Siawusch sitzt und seines Vaters Weib vor ihm stehend, ihn zu versuchen als Phaidra (B. 182).

10) 58stes Bild, Siarusch sucht vor dem Vater sich zu rechtfertigen.

11) 59stes Bild, Mohammeds nächtliche Himmelfahrt, der Borak ihm zu Fuß (B. 193).

Digitized by Google

epischen Gedichten, natürlich nicht weiter, als bis auf die Zeit des Verfassers.

239) Die Chalifenschaft Ebubekr's [1]); 240) Omar's; 241) Osman's [2]); 242) Ali's [3]); 243) Moawia und Jesid; 244) Moawia II., der Sohn Jesids; 245) Herrschaft Abdolmeliks, des Sohnes Merwans; 246) Welids, des Sohnes Abdalmeliks; 247) Suleiman's, des Sohnes Welid's; 248) Jesid's, des Sohnes Abdolmelik's; 249) Hischam's; 250) Welid's II., des Sohnes Jesid's; 251) Jesid's, des Sohnes Welid's; 252) Ibrahim's, des Sohnes Welid's; 253) Merwan's, des Enkels des letzten Herrschers aus der Familie Ommeje; 254) Erscheinen Abu Moslim's, des Werbers für die Familie Abbas [5]); 255) die Chalifenschaft Abbas des Blutvergießers; 256) das Chalifenthum Dschaafer's (Manßur's); 257) Mehdi's, des Sohnes Dschaafer's; 258) Hedschadsch, des Sohnes Jusuf's; 259) Hadi's; 260) Harun Er-Reschid's; 261) Emin's; 262) Ibrahims; 263) Mamun's; 264) Ibn Ishak's; 265) Waßik's; 266) Motewekkil's; 267) Monteßar's; 268) Ahmed's; 269) Motaasbillah's; 270) Mohtedi's; 271) Motamed's; 272) Motadhed's; 273) Moktefi's; 274) Moktader's; 275) Kahir's; 276) Radhi-linemrillah's; 277) Mostekfi's; 278) Motiis; 279) Taii's; 280) Kadir's, 281) Kaim's, 282) Moktedir's, 283) Mostahir's; 284) Mosterschid's; 285) Mostenschid's; 286) Raschid's; 287) Mostadhi's; 288) Naßir's; 289) Munßif's (entweder Dhahir billah oder Mostanßar billah, welche zwischen dem vorhergehenden und folgenden herrschten); 290) Moteaßem's, mit dem die Herrschaft der Chalifen endet; 291) Herrschaft Dschengischan's; 292) Keichatuchan's; 293) Abakachan's; 294) Ahmedchan's [6]); 295) Arghunchan sendet ein Heer nach Gurdschistan; 296) Herrschaft Sultan Mahmud Kasan's; 297) Chodabende's; 298) Oldschatiu's; 299) Ebu Said's; 300) die Herrschaft der Dynastie Tschoban (der Hirten); 301) Scheich Hasan's; 302) von Timurtasch; 303) Eschref's, des Bruders von Timurtasch; 304) Dschanik's, der sich mit der Tochter Eschref's vermählt; 305) Herrschaft Architschuk's; 306) die Herrschaft des Sultans Oweis; 307) letzte Anordnung Sultan Oweis; 308) Herrschaft Scheichs Hasan's; 309) Sultan Ahmeds. Hier endet die Mongolenherrschaft, und der (zwölfte) Gesang beginnt mit der Herrschaft der Osmanen; 310) Entschuldigung, warum diese Geschichte die letzte erzählet worden (Mohammed sey auch der letzte der Propheten); 311) Beginn der Erzählung von S. Alaeddin dem Seldschuken; 312) Herrschaft Osman's [7]); 313) Urchan's; 314) Suleiman'b, seines Sohnes [8]); 315) Murad's I.; 316) Schlacht der Karamanen mit Murad I. [9]); 317) Murad I. zieht nach Servien; 318) über das Verderben, herbeygeführt durch Mangel

1) 60stes Bild, Ebubekr (B. 196).

2) 61stes und 62stes Bild, Omar's und Osman's (B. 197).

3) 63stes, Ali's Bild (B. 197).

4) 64stes, das Morawwana's (eben da).

5) 65stes Bild, Abu Moslim (B. 202), und 66stes, Schlachtgemälde (B. 203), 67stes detto (B. 204), Abu Moslim auf ganz geharnischtem Pferde.

6) 67stes Bild, das Gemälde Ahmed's (Nikudars), des Sohnes Abaka Chans (B. 218).

7) 68stes Bild, Einnahme einer Stadt durch Osman (B. 232).

8) 69stes Gemälde, ein Hoffest (B. 234).

9) 70stes Bild, Schlachtgemälde (B. 237).

Digitized by Google

an Aufrichtigkeit; 319) Murad I. schlägt den Lazar (zu Kosowa); 320) Tod Murad's I. und Thronbesteigung Bajesid's I. [1]); 321) Herrschaft S. Bajesid's I.; 322) Bajesid erhält die Nachricht vom Tode Sultan Berkok's in Aegypten (1399); 323) Herrschaft S. Suleiman's (nach dem Tode Bajesid's).

Hier endet der große historische Abstecher, und der Dichter kehrt zum Helden seines Buches, zu Alexandern, zurück: 324) Rückkehr zu Alexander; 325) von der Rückkehr der Verachteten; 326) Beschluß dieser Rede; 327) Rede des Verfassers an sich selbst, der sich eine ethische Vorlesung hält; 328) Diatribe wider die Weiber, unter der Ueberschrift: der Verfasser spottet seines alten Kopfes; 329) Alexander begibt sich auf die Wallfahrt (zur Kaaba); 330) Beginn des (dreyzehnten) Gesanges; 331) Fabel vom Spatzen, der, als die Sonne in seinen Federn spielte, sich für einen Pfau hielt; 332) Alexander pilgert nach Hadschaf; 333) kömmt zum Kloster (Sinai's); 334) zu dem Gezelte Arad's; 335) zur Kaaba; 336) Alexander erkundigt sich um den Zustand von Hedschaf [2]); 337) Alexander besucht die Stätte Abrahams; 338) er besucht den Tempel in Jerusalem (Mesdschidol-akßa); 339) den Pol der Heiligkeit (den heiligsten Mann seiner Zeit) in der Moschee Al-akßa; 340) geht nach der Hauptstadt Aegyptens; 341) Ahmedi spricht zu sich selbst über sein Werk; 342) Alexanders Glück hat den Gipfel erreicht; 343) er kömmt ins Land der Brahmanen; 344) kömmt zum Kloster des ersten Sulkarnein (Sesostris); 345) zur Stadt Schadkam; 346) ins Land der Finsterniß; 347) sein Heer geht zu Grund in der Wüste; 348) Alexander legt sich im Felde nieder [3]); 349) Alexander schreibt einen Brief der Frau Rakia; 350) Alexanders Tod und Ankunft seines Sarges bey seiner Mutter [4]); 351) Todesklagen von 15 Philosophen; 352) des Hippokrates; 353) des Plato; 354) des Matrim; 355) des Rustus; 356) des Bertas; 357) des Balos; 358) des Philos; 359) des Emiros; 360) des Sokrates; 361) des Pythagoras; 362) des Zeno; 363) des Mirawas; 364) des Mainos; 365) des Bidagoras; 366) des Solon; 367) Ende der Todesklagen; 368) Datum der Composition des Iskendername i. J. 702 und vollendet i. J. 704 (1302 und 1304); 369) Schluß des Buches:

Das ist ein Gülistan mit offnen Blumen,
Mit frischen Tulpen und mit Hyacinthen,
Ein Kästchen von Weisheitskleinodien,
Die alle tiefen Sinnes sind vollgestopft,
Und jedes Wort, das ich darin gesprochen,
Und jeden Vers, den ich hier angefädelt,
Hab' ich mit einem Gegenstand verglichen,
Damit mein Wort nie untergehen möge.
Es haben Andere vor mir erzählt
Der Sagen viele schon in dieser Welt;
Geh' alle durch und schau, ob deren eine
So viel Verdienst besitze, wie hier meine.

---

1) 71stes Bild, Sultan Bajesid auf dem Throne empfängt Huldigung und Tribut (B. 247), und 72stes Bild, Gastmahl im Diwan, oben die Herren im Diwan sitzend, die Wachen, unten das Gastmahl (B. 241).

2) 73stes Bild, Alexander durchreitet Arabien (B. 256).

3) 74stes Bild, Alexander liegt unter einer goldenen, über seinem Haupte gehaltenen Kuppel (B. 268).

4) 75stes Gemälde, der Sarg Alexanders wird seiner Mutter gebracht (B. 272).

Digitized by Google

Wenn du mit Billigkeit es willst betrachten,
Wirst du die Edelsteine nicht verachten.
Du lernst daraus des Himmels Stand zu schätzen
Und auf der Erde frey dich zu ergötzen;
Du lernst was Anfang und was Ende sey,
Was Herrschaft und was Kronenträgerey;
Die Herrscherregeln werden dir bekannt,
Du lernst zu regieren in dem Land.
Da ich durch Sinn so viel für dich gethan,
So nehme dankbar meine Mühe an.
Da mir's gefiel, dich reichlich zu beschenken,
Sollst meiner auch im Guten du gedenken.
Im Guten soll sich hier und dort erfreuen,
Wer dem Ahmedi gutes Wort will weihen.

Das Ganze hat 7200 Distichen.

* * *

II. Die Alexandreis des Qualichino von Arezzo.

Meister Wilkin von Arezzo, oder nach anderen Qualichin oder Wilchin, ein Bürger oder Richter von Spoleto im dreyzehnten Jahrhunderte, wird in den literarisch-historischen Compendien häufig als der Verfasser eines in lateinischen Distichen geschriebenen Romanes von Alexander dem Großen genannt. P. Labbé war der erste, der in seiner Nova Bibliotheca Manuscriptorum (Parisiis 1653, p. 68) dieses Gedichtes erwähnt, und nebst dem ersten Vers auch die Schlußschrift der ihm vorliegenden Handschrift, die Verfasser und Zeit der Abfassung (das Jahr 1236) bezeichnet, anführt. Diese mageren Angaben sind bisher die alleinige Quelle für alle späteren Geschichtschreiber geblieben, und der einzige Quadrio, der (Storia d'ogni Poesia, tom. IV, pag 478) sich einiges Verdienst um unsern Autor dadurch erworben hat, daß er den unter dem Namen des »Libri Alexandri de preliis,« bekannten Auszug aus dem Julius Valerius als die Quelle des Qualichino angibt, ist in neuester Zeit von Ebert (Bibliographisches Lexicon, Nr. 412) so schlecht verstanden worden, daß er ihn als Gewährsmann anführt, als sey die im funfzehnten Jahrhunderte öfters gedruckte italienische »Istoria de Alexandro Magno« eine Uebersetzung, nicht des vorerwähnten Auszuges, sondern unseres Gedichtes; eine Behauptung, die nicht nur ganz falsch ist, sondern auch gar nicht im Sinne von Quadrio's Worten liegt.

Eine aus der ehemaligen Capitular-Bibliothek von Trient (m. s. Monumenta Tridentina, tom. 3, p. 376) herstammende Papierhandschrift der k. k Hofbibliothek, die im Jahre 1432 zu Rom vollendet, nebst der Alexandreis des Qualichino, noch den Flavius Vegetius, die trojanische Geschichte des Guido von Colonna, dann die goldene Bulle Carls IV., den Narrenspiegel des Nigellus Wirecker, und zum Schlusse den Tractat »de insigniis et armis,« von dem berühmten »Monarcha Juris,« wie ihn seine Zeitgenossen nannten: Bartolo de Sasso Ferrato, enthält, gibt uns die erwünschte Gelegenheit, über diese Bearbeitung der Alexander-Sage nähere Notizen mitzutheilen.

Das Gedicht beginnt in unserem Codex mit folgender Einleitung:

Post Abrahae legem, qua circumcisus habetur,
Quatuor in mundo regna fuisse ferunt.
Aegypti primum, post id fuit Assyriorum,
Hinc Graecum sequitur; Roma fit inde caput.

Digitized by Google

Assyrio regno Persas Babylonaque iungo,
Quamvis haec tria sint, et tria regna noto;
Primum namque voco primum quod pressit Hebraeos,
Ordine sic tali singula regna noto,
Sub primo regno stravit Moyses mare rubrum,
Quo Pharao moritur; inde Maria canit.
Assyrius princeps, regno durante secundo,
Bis quinas traxit ad sua regna tribus.
Hii nunquam post redierunt ad sua tecta,
Quos tenet inclusos Caspia muro suo.
Ex denis tribus si pars fuit ulla superstes,
Beniamin inde post sociata fuit.
Qui reliqui fuerant migrarunt in Babylona,
Et nunc sola sedens, urbs populosa fuit.
Propterea multum ploravit tunc Jeremias.
Praeteritum memorans, excidiumque sequens,
Post hoc Persarum princeps laxavit eosdem,
Atque domus domini tunc reparata fuit,
Et ducibus Persis solvit Judaea tributum,
Donec rex Darius mortuus esse fuit.
Assyris victis cum Persis et Babylone,
Graecus Alexander summus in orbe fuit.
Ipsius pugiles pugnarunt cum Machabaeis,
Romanus populus tunc fuit iunctus eis.
Expulsis Graecis tenuerunt sceptra Quirites,
Et quartum regnum Roma regina tenet,
Quod non deficiet donec mundana peribunt,
Ut tradunt quidem, qui sacra scripta legunt.
Sub quarto regno pugnat cum Caesare nullus,
Inde sub Augusto, virgo Maria parit.
Post haec Jerusalem pro Christi morte subacta,
Hebraeus populus exul in orbe manet.
Et quamvis plures fuerunt et sint modo reges,
In reliquis horum maximus unus erat.
De gestis primi regni quartique secundi,
Quum siut nota satis non docet iste liber.
De regno graeco modicum sacra pagina tractat,
Ipsius idcirco carmine gesta loquor,
Ad Machabaeorum scripturae subticuerunt
De Macedum rege prosequor ipse modo.

Dann beginnt das Gedicht mit der Geschichte von Alexanders Geburt und der Fabel vom Nectanebus, ganz nach dem Liber Alexandri, wie folgt:

I. *Incipit historia de scientia Aegyptiorum et de Nectanabo rege eorum, qui fuit pater Alexandri.*

Stellarum curis Aegyptus dedita quondam,
Doctrinae cupida dogmata plura sciens,
Pondera, mensuras, numeros discebat et artes
Quas homini scire philosophia dedit.
Ut rex philosophus Aegypti regna teneret,
Nectanabum regno praeficit ipsa sibi.
Qui novit magicas artes et sidera coeli,
Venturos casus indicat ipse suis.
Praesens historia non narrat singula metro,
Quae de Nectanabo scripta referre solent,
Regis Alexandri tantum volo scribere gesta,
Ac hiis annexa carmine pando tibi.

II. *De Artaxerxe Rege Persarum, qui ivit contra Nectanabum et de fuga Nectanabi in Macedoniam.*

Tunc Artaxerxes Persarum rex veniebat,
Contra Nectanabum, ut superaret eum
Nectanabus fugiens Macedum tunc regna petivit,
Ignotus mansit et vagus hospes ibi.

Digitized by Google

More peregrini incognitus ipse manebat,
Doctrinis magicis quaecunque futura docens.
Et quia Nectanabus liquit sua regna latenter,
Aegypti populus undique quaerit eum.
Dum nequit scire in qua mundi parte lateret,
Responsum Serapis regia turba petit.
Respondet Serapis Aegypti regna reliquit,
Post modicum tempus is sua regna petet.
Namque senectutem debet deponere totam,
Et invenis veniet ad sua regna cito
Hinc ingens statua fabricatur in eius honorem,
Responsum Serapis scribitur in statua. u. s. w.

Das zweyte Buch beginnt mit der Thronbesteigung Alexanders:

Inde sequenti die collectis indique turbis
Sedit Alexander sceptra paterna tenens,
Alloquitur populos Grates (Thraces) Tessalonicenses
Et gentes reliquas quas sua regna tenent etc. etc.

Vor dem italienischen Feldzuge wird eine, dem Liber Alexandri fremde Geschichte von einem Feldzuge gegen die Albanesen, die auch in deutsche und englische Bearbeitungen, freylich in einem ganz anderen Zusammenhange, übergegangen ist, eingeschaltet.

Alexander devicit Albanos, qui pugnant cum adiutorio canum.

Albanus populus nolens submittere colla
Cum canibus multis proelia dira parat.
Gens Albanorum canibus puguare solebat,
Ac aeie prima ponere saepe canes.
Inde fatigata fiebant agmina prima,
Vinceret ut citius proelia turba recens.
Fortis Alexander in bellis ipse peritus,
Fraudem cum fraude pellere iure studet,
Mandat militibus cunctos acquirere porcos,
Ut porcis superet proelia dira canum.
His ita dispositis consurgunt undique partes
Et poreos equites post sua terga tenent,
Pars regis porcos stridentes laxat in illos,
Ipsos insequitur illico quisque canis,
Sic pulsis canibus Albani terga dederunt
Et regi tradunt, dando tributa sibi.
Tunc coram rege canis unus ducitur altus,
Maximus atque ferox, fortis ad instar equi.

Im Uebrigen hält sich auch das zweyte Buch beynahe Schritt für Schritt an die Quelle. Die kurze Beschreibung der Schlacht gegen die Juden im Thale Josaphat verdient mit der weitläufigen Erzählung des Liber Alexandri verglichen zu werden.

De pugna vallis Jozaphat.

Quingentos equites direxit cum Meleagro,
In vallem Jozaphat, quae nimis ampla manet.
Tunc cives Gadis puguarunt cum Meleagro
Ex regis parte multa caterva cadit.
Inter quos Judas qui conducebat eosdem *)
Pugnando cecidit, rex dolet inde nimis.
Audit Alexander quod victus sit Meleager
Illi succurrit conentiens undique Gadir.

Man sieht, daß dem Dichter des dreyzehnten Jahrhunderts der Anachronismus, der den Samson gegen Alexander streiten läßt, doch etwas zu stark war.

*) Die Juden?

Digitized by Google

Das zweyte Buch schließt mit dem Tode des Darius.

Das dritte Buch fängt mit folgender Beschreibung des Thrones des Cyrus an:

Tyrus 1) Persarum rex magnus struxerat olim
Regalem sedem, quae fabricata fuit
Miris sculpturis, gemmis splendebat et auro
Quae septem cubitis eminet alta satis.
Et septem gradibus altis ibatur ad ipsum
Quorum materies sic vocitata fuit:
Primus Amethisti species, secunda Smaragdi,
Atque Thopasius est tertius ex gradibus
Quartus Granatus, quintus manet ex adamante,
Ex auro sextus, sed septimus luteus exstat.
Ex variis gradibus sedes regalis aditur,
Virtutes varias regibus esse notat.
Pellitur ebrietas primi virtute lapilli,
Si regnare velis sobrius esse stude.

Und so werden die Kräfte der übrigen Steine mit beygefügter Moral, wie im Liber Alexandri, durchgegangen.

Der Kampf mit den Schweinen gegen die Elephanten wird übergangen, vielleicht weil schon etwas Aehnliches früher im Kriege gegen die Albanesen erwähnt wurde.

Das kurze Kapitel, welches im Liber Alexandri überschrieben ist: Quomodo Alexander devicit duodecim regis 2): ist von Qualichino so ausgesponnen:

Alexander inclusit arte magica quasdam gentes immundas, cum quibus, ut quidam dicunt sunt inclusae novem tribus et dimidia filiorum Israel.

»Gentes immundas quae tartara turba vocantur
»Post haec rex magnus clausit in arta loca.
»Horum viginti reges erantque catervae
»Binis adjunctis, ut docet historia.
»Per magicas artes rex magnus clausit eosdem,
»Ne mundi regna contaminata forent.
»Haec sunt Og sunt atque Magog nec omnia illa
»Expedit ut narrent carmina nostra tibi.
»Aspicias prosam, quae narrat omnia plane
»Versus non patitur singula verba loqui.

Haec est prosa:

Apodinae, Gamarcae, Grimardi, Og et Magog, Junii, Habelli, Amafzogi qui dicuntur Wincefay, Agethan, Lubi, Camarnani, Irabe, Megeth, Raniceri, Cachomi, Archmei, Phileni, Oleathar, Dedem, Amade, Sartuney, Alani, Saltarii. Praeterea inclusit decem tribus filiorum Israel, sed Judam et Benyamyn non inclusit. Quidam etiam dicunt quod inclusit novem tribus et mediam tribum Manassem.

---

1) Soll Cyrus heißen.

2) Zur Vergleichung möge hier der Text nach der Straßburger Ausgabe von 1494 stehen:

»Post hec abiit Alexander et inclusit duodecim reges cum eorum exer»citibus, qui et tartarin dicebantur, idem Gog et Magog, Agatan, Mage»hon, Alegthor, Appelmai, limith, Junii, Rothe, Redem, eemarre, cabel»lea, camarciant, Cathomi, amarde, getimadi, Anafag, Candorem, Rinoce»phali, Thirbei, Alonis Accimei, Philonis Salzamei et Soltani.«

Digitized by Google

Est locus ad partes orientis undique clausus,
Ex magnis ripis sed patet una via.
Iutroitus talis vocatur Caspia porta,
Illic rex magnus arte reclusit eos.
Illic sunt oppida, sunt villae, sunt quoque castra,
Gentibus his tellus illa repleta manet.
Sed cur hae gentes immundae sunt vocitatae
Forsan narrabunt carmina nostra tibi.
Credo quod hae gentes comedebant omnia cruda,
Et pecorum more vivere virtus erat,
Hinc gens immunda sic quoque dicta fuit *).
Et quia rex timuit ne gens ea cresceat in orbe
Huc magnus princeps illico traxit eos.
Tradunt Judaei, nec ab his sacra pagina distat,
Quod gens hebraea multa reclusa fuit.
Nam Rex Salmanazar captivos duxit Hebraeos,
Qui Rex Assyriae tunc quoque magnus erat.
Namque tribus denas cepit Rex Assyriorum,
Judas et Benyamen tunc tenuere lares.
Post longum tempus Macedum Rex clausit eosdem,
Qui sunt inclusi jugiter usque modo.
Hos Antechristus post ad sua tecta reducet,
Ut traduut quidam qui sacra scripta legunt.

Man erinnert sich hiebey jener Sagen, welche die hunnischen Stämme, die so oft von den erschrockenen Klein-Asiaten und selbst in späterer Zeit von den Abendländern als der Antichrist verschrieen wurden, aus den kaukasischen Engpässen hervorbrechen lassen, und einer Erzählung des tatarischen Geschichtschreibers Abulgassi Hist. des Tatars. a Leyde, 1726, p. 74, 75.

Die Sage des Libri Alexandri, als sey bey dem Tode des Königs die Sonne verfinstert worden, übergeht der christliche Dichter, wie billig. Der Schreiber des Testaments wird Symon genannt, wovon die Quelle nichts weiß. Vielleicht ist dieser Zusatz bloße Bequemlichkeit wegen des Verses, der trotz dieser Hülfe nicht fehlerfrey ist:

Dum Symon scriptor scripsit haec rege jubente,
Fit tonitru magnum totaque terra tremit.

Ueber das Grabmal des Alexander hat Qualichinus einen eigenthümlichen Zusatz:

Omne genus lapidum format regale sepulchrum
Quos manus artificis texuit arte sua.
Ex auro statuae triginta sunt ibi fixae,
Quas opifex sapiens undique sculpit ibi
Sic erat excellens regis structura sepulchri
Ut quis eum cernit mira videre potest.

Dafür fehlt aber in unserem Gedichte die Herzählung der verschiedenen Grabschriften auf Alexander, die im Liber Alexandri den Schluß macht.

Qualichinus endet mit den vorletzten Kapiteln seiner Quelle:

De statura Alexandri, moribus et nativitate et quod in vita sua construxit XII Civitates quarum quaelibet suo nomine appellatur.

Staturae mediae fuit hic rex magnus in orbe
Cervicis longae, membraque pulchra gerens.
Ac oculos laetos nimium frons ejus habebat,
Unus erat glaucus et niger alter erat.

*) Hier fehlt der Herameter, gleichwie an anderen Stellen des Gedichtes, und nicht immer aus Schuld des Abschreibers, wie es scheint.

Digitized by Google

Victor ubique fuit, sed tamen victus ab ira,
Nec non luxuria maxime vicit eum.
Per triginta duos annos hic vixit in orbe
Anno bisseno cepit committere pugnas,
Per menses septem post proelia multa quievit
Barbaricas gentes supposuitque sibi.
Atque die sexto transeunte Halendas Septembris (sic!)
Magnus Alexander natus in orbe fuit
Atque die quarta quae praecedebat Aprilem
Regem praedictum dira venena necant.
Is quoque dum vixit duodenas condidit urbes,
Nomine regali quaeque vocata fuit.
Versus non patitur illarum nomina scribi
Sed memor est prosa nomina quaeque docens
Si cupis o Lector illorum nomina scire
Litera quae sequitur nomina cuncta docet.

Darauf folgt das prosaische Verzeichniß der zwölf von Alexander gegründeten Städte.

Zum Schlusse steht noch eine, vom Gedichte ganz unabhängige Herzensergießung des Dichters über die Wandelbarkeit der irdischen Dinge, und Trostgrunde, die dem Schopfer selbst in den Mund gelegt werden, zusammen 35 Distichen.

»Completa historia quaerit dictator hujus operis cur deus fecit »omnia mutabilia et inconstantia, cum ipse sit constans et »immutabilis, et inter cetera exempla quae ponit, inducit »exemplum de Alexandro qui fuit potentissimus et tamen »non potuit stare in fermo statu, nec potuit se defendere a »mortali gutta veneni.«

»O Deus alme potens cui nullus dicere audet
»Cur ita facis cuncta creata movens,
»Naturae causam nulla creata tenent *),
»Sed de natura manat de corpore corpus
»Et sequitur germen plantula quaeque suum u. s. w.

Das Ende:

»Ut me factorem vereantur quaeque creata
»Atque recognoscant quis dominetur eis,
»Ex his quae dixi mea sit sententia firma.
»Ammodo ne dubites, sit tibi firma fides.«

Explicit Alexander magnus Romae finitus anno domini M.CCCC°XXXII° die Sabbati prima mensis Martii.

So viel von unserer Handschrift. Die von l'abbé citirte endet:

»Historiam dictam dictavit nomine quidam,
Qui Qualichinus nomine dictus erat.
»Post natum Christum sunt anni mille ducenti
Terque duodeni quando fit istud opus.

Eine andere Handschrift dieses Gedichtes besitzt die königl. Bibliothek zu Paris (Nr. 8501. Catalog. Bibl. reg. Paris. tom. IV. p. 532), eine dritte hat Schöttgen nach dem Zeugnisse des Fabricius (Biblioth. lat. med. et infim. aetat. edit. Mansi. tom. VI. p 325) zu Frankfurt an der Oder in der Bibliothek des Prof. Nic. Westermann gesehen; eine vierte endlich aus dem vierzehnten Jahrhundert und gleich unserer auf Papier geschrieben, befindet sich nach Bandini (Catalog. Codd. Latt. Bibl. Medic. Laurent. tom. III. p. 410) in der Mediceischen Bibliothek zu Florenz.

Stephan Endlicher.

*) Es fehlt der Hexameter.

Digitized by Google

III. Seyfrit's Alexander-Leben.

Von diesem Gedichte hat, außer der vatikanischen Bibliothek, auch die hiesige k. k. Hofbibliothek zwey Handschriften (s. Hagen und Büsching, Grundriß; S. 223) [1]). Beyder Existenz wurde zwar schon von Anderen erwähnt (s. Museum für altd. Lit. u. Kunst, Bd. I, S. 553, und Graff, Diutiska, Bd. III, S. 360 u. 368), aber weder von dem Gedichte überhaupt, noch von diesen Wiener Handschriften insbesondere findet sich irgendwo eine ausführlichere Nachricht [2]). Es dürfte daher den Freunden der altdeutschen Literatur nicht unerwünscht seyn, etwas Näheres darüber zu erfahren; doch müssen wir zur Vermeidung eines etwanigen Vorwurfes der Oberflächlichkeit ins Voraus bemerken, daß wir die nachstehende Anzeige absichtlich nur von einem allgemeineren, literarhistorischen Standpunkt aus unternehmen, und das Gedicht vorzugsweise nur als einen Theil jenes, den ganzen Orient und Occident umschließenden Sagenkreises von Alexander dem Großen betrachten wollten. Die speciellere Würdigung und philologische Untersuchung desselben in Beziehung auf deutsche Literatur- und Sprachgeschichte insbesondere lag nicht in unserer Absicht.

Beyde Wiener Handschriften sind auf Papier und aus dem funfzehnten Jahrhunderte; doch ist Cod. Univ. Nro. 233 in Quart (169 Bl. in Absätzen und theilweise mit Ueberschriften und größeren Anfangsbuchstaben der Absätze mit rother Tinte; man sieht noch hin und wieder die halbverwischten, mit Reißbley gezogenen Linien, eine senkrechte nämlich am linken Rande der abgesetzten Reimzeilen und oben und unten eine horizontale von dem einen Ende der Seite zu dem anderen) bedeutend älter als Cod. recens Nro. 2256 in Fol. v Bl. 94 r. — 234 r. (ebenfalls in Absätzen mit rothen Initialen der Absätze und roth durchstrichenen Anfangsbuchstaben jeder Reimzeile bis Bl. 106 v., von da an ist der Raum für die Anfangsbuchstaben der Absätze leer gelassen; links und rechts am Rande sind senkrechte und oben und unten, so wie nach jeder abgesetzten Reimzeile, horizontale Linien mit Tinte gezogen). Leider ist aber die erstere und bey weitem vorzüglichere Handschrift nicht vollständig, denn es fehlen nicht nur zu Anfang, sondern auch in der Mitte einige Blätter. Die andere ist zwar vollständig, unterscheidet sich aber nicht nur durch bedeutend neuere Sprach- und Schreibformen von der

---

1) Noch ist uns eine dritte in Wien befindliche Handschrift bekannt geworden, die uns von ihrem dermaligen Besitzer, Hrn. Goldhan, gütigst mitgetheilt wurde. S. 1 — 279 derselben nimmt Seyfrit's Gedicht ein. Es ist auf Papier, in Absätzen, mit Initialen und Ueberschriften mit rother Tinte, übrigens wie Prosa geschrieben, doch ist der Anfangsbuchstabe jeder Reimzeile roth durchstrichen. Anfangs und in der Mitte fehlen ein paar Blätter. Im Epilog hat der Abschreiber statt des Jahres der Abfassung (1352) das der Abschrift (1464) eingeschoben; er nennt sich am Ende: Johannes Rorenberga. Der Epilog ist noch, außer der erst bemerkten Verstümmlung, über die Hälfte verkürzt, und es fehlt namentlich die ganze Stelle, in welcher der Dichter von sich spricht und sich nennt. Diese Handschrift scheint zu derselben Familie zu gehören, und noch jünger zu seyn, wie Cod. rec. Nro. 2256 der Hofbibliothek; es gilt daher noch in erhöhtem Maße von ihr, was wir über letztere bemerken werden.

2) Massmann (Denkmäler deutscher Sprache und Lit., Heft 1, S. 4 und 15) hat sein Versprechen, über die übrigen deutschen Bearbeitungen der Alexander-Sage, außer der von Lamprecht, zu berichten, bis jetzt noch unerfüllt gelassen.

Digitized by Google

ersteren, sondern enthält auch offenbar spätere Zusätze und Einschiebungen; sie ist also von viel geringerem Werthe [1]).

Das Gedicht ist übrigens in den gewöhnlichen kurzen Reimpaaren abgefaßt.

Die Einleitung lautet nach Cod. rec. Nro. 2256 also:

Got vater Her ihesu crist
Wen dein gnad vnczergacklich ist
Vnnd dein gruntlasze mynne
Nw verleich mir Herre dy syn
Das ich guttenn lewten
Bin (diu) red mug bedewtenn
Vnnd zw dewtsch thu bekannt
Dye ich in *lateyn* geschriben vannt
In dem puech *Havoniha* (Havonika)
Ewsebius der schreib sy da
Der weys auch der heilig man
Der han ich mich genomen an
In dewtsch wart zw thichten
Vnnd zw Beim richten
Wie der mild vnnd herr (her)
Chunigk Allexandrr
Mit seiner mandlicher tat
Alle die welt betwungen hat
Wie er es an gevie
Vnnd wie es yn czu jungst ergio
Als es sagt *sein hystoria*
Die wunder grosz vnnd gloria
Die er hye in kurczen iaren
Hat begangen vnnd erfaren
Das mach ich mynner noch mer
Als eyner getrewer ausszleger
Wen als dort geschribenn stat
Vnnd es dye heiligk kirch hat
Verrannten pey eyner warhayt
Vnnd die *bibell* von ym sayt
Man sol es haben nicht vor ein mer
Wann ich es hy mit bewer
Wer es wil vnnd kan es suechenn
In alten vnnd in newen puchern (sic)
Da (zu) latein vnnd ebraysch
Da die hystorie sind geschribenn
Vnnd sind hinez her beliben
Dye tragen geleich all gemayn
An dyszer red vber ain
Das es alles sey geschehenn
Des hör wir auch die maister iehenn
Dy die pesten sind geweszen
Der pucher wir noch hewt leszen
Aristotiles vnnd *virgilius*
Senica vnnd *Bohetius*
Augustinus vnnd *ambrosius*
Josephus vnnd *ewsebius*
Vnnd ander hoher maister vil
Der ich alter nicht nennen wil
Ich wil auch mit spruchen sprechen
Mein red all hie nicht verwehen
Ich wil nichtz dar zwe legen
Nuer aines slechten trechtes phlegen
Hie mit wil ich die vorred lan
Vnnd diez puch heben an.

In der Schlußrede läßt sich der Dichter abermals über sich und seine Arbeit also vernehmen (Cod. Univ. Nro. 233, Fol. 168 r. ad finem).

Nv han ich volendet
Vnd in dewtsch sprach gewendet
Ditz puech alsus
Als vns der *virgilius*
In seinem puech berichtet dez
Daz do hairzet *Alexandries* [2])
Nach der zeit gelaubt daz
Daz got mensch worden waz
Über dreyzehen hundert iar
Vnd über zway vnd fünftzig furbar
An sand merten nacht
Ward daz puech gar volpracht
Daz vns die rechten warhait
Die er vnd auch die wirdichait
Chünig Allexander hat gesait
Lob vnd er sey dir gesait

---

1) Unsere Auszüge sind daher, wenn wir es nicht besonders bemerken, aus der älteren Handschrift gemacht; denn zu der jüngeren nahmen wir nur dann, wenn die erstere Lücken hatte, unsere Zuflucht. Doch werden wir beyde genau kopiren, außer daß wir die wenigen Abkürzungen auflösen. So glaubten wir auch den Nebenzweck, den Charakter beyder Handschriften zu veranschaulichen, am besten zu erreichen, da uns hier ohnehin nicht die Pflichten eines kritischen Herausgebers oblagen.

2) In der anderen Handschrift sind zwischen dieser und der folgenden Zeile nachstehende Verse eingeschoben (Fol. 233 r. — 233 v.):

(Das da Alexanndrides)
Genannt ist zw latein
Ich auch geseczt dar ein
Wasz sannt Ewsebius (sie) allda
Inn seiner kanonicka
Von im hatt geschriben gar
Das han ich euch geschrieben dar
Vand wasz der gut Augustein
Von im an dem puch sein
Das da haiset dy gotes stat
Gesagt vnnd geschriben hat
Vnnd wasz dy historie
Von seiner Er vnnd glorie
Geschriben vnnd gesagt hatt
Vergleich ich an sein rechte stat
Geseczt vnnd geschriben hatt.

Digitized by Google

Got herr vatter in dein ewichait
Wann du in der drinaltichait
Ainualtig pist vnd (an) vnderschait
Vnd in der fron maigestat
Da wunn vnd frewd nicht czergat
Die in hohen wirden stat
Vnd nymmer mer chain end hat
Got vater sun heiliger geist
Den genaden drin aller maist
Danken wann du die hertz waist 1)
Ditz puech han ich volpracht
Als ich mir dez het gedacht
Mit chranchen sinn mit chlainer macht
Wo ich mich dar an han vergacht
Daz ich nicht han gemaistert eben
Die reim vor vnd neben
Welich daz lesen vnd nu leben
Die sullen mir daz vergeben
Wann vngeluk vnd armuet
Vnd sorg vnd weltleich guet
Habent verirret mir den muet
Vnd als ez noch manigen tut
Darczu grozzew wirtschafft

Vnd vngunst meiner herschafft
Habent mir die maisterschafft
Benomen vnd dez sinnez chraft
Ich pit wer daz puech les
Daz er mir wol wunsch des
Daz mir got genedig wes
Vnd daz ich an der sel genes
Welich ez hörn ich dez pit
Daz si *mir arm Seyfrit*
Ir gepet tailen mit
Daz meiner sünden werd quit
Got herre durch sein trew gemend
Deinen heiligen geist vns send
Daz er vns an vnszin end
Wehuet vor aller missewend
Vnd daz wir all geleich
Nach disem leben fröleich
In deinez vater reich
Mit dir leben ewichleich
Vnd daz vns der engel schar
Vor allem übel hie bewar
Daz vns daz alles wideruar
Sprecht alle amen gar.

Wir haben diese beyden Stellen ganz mitgetheilt, da sie die einzigen sind, die einigen Aufschluß über den Verfasser, über die Zeit der Abfassung des Gedichtes, die demselben zu Grunde liegenden Quellen und die Art der Behandlung derselben geben.

Was die ersten beyden Punkte betrifft, so erfahren wir freylich nur wenig über den Verfasser, und auch sonst haben wir uns vergeblich um weitere Auskunft über ihn umgesehen; aber wenigstens geht daraus, daß auch unsere beyden Wiener Handschriften, gleich der vatikanischen, das Jahr 1352 bestimmt als das Jahr der Abfassung des Gedichtes angeben, so viel hervor, daß sich van der Hagen's Vermuthung (Museum f. altd. Lit. u. Kunst, Thl. I, S. 583, Anm.), daß unser Seyfrit mit dem österreichischen Dichter Seifrid Helbling, der zur Zeit Kaiser Albrecht I. (st. 1308) lebte, eine und dieselbe Person sey, nicht bestätige. Wohl aber dürfte man aus sprachlichen Gründen allerdings zu der Annahme berechtigt seyn, Oesterreich auch für das Vaterland unseres Dichters zu halten.

Was die Quellen des Gedichtes anbelangt, so sollte man freylich nach der eigenen Angabe des Dichters in der Vorrede glauben, er habe die Bibel, die Kirchenväter, vorzüglich das Chronicon des Eusebius und die Schriftsteller des klassischen Alterthums benützt. Allein wenn man auch nicht wußte, daß es ein gewöhnlicher Kunstgriff der Dichter des Mittelalters war, allgemein anerkannte und verehrte Autoritäten anzuführen, um ihren Werken den Stempel der Glaubwürdigkeit aufzudrücken, und so leichteren Eingang zu verschaffen, so müssen bey unserem Dichter insbesondere schon die unbestimmte Art der Anführung und eben die vielen und etwas sonderbar gewählten und an einander gereihten Autoritäten, von denen er ein Paar wohl nur auf die Vermuthung hin, daß auch bey ihnen etwas über Alexander vorkomme, genannt haben mochte, seine Angabe sehr verdächtig machen 2). Beson-

1) Hier fehlt eine Zeile, die nach der anderen Handschrift so lautet:
Das ich mit deiner volleist.

2) Da wir wegen Unvollständigkeit der älteren, besseren Handschrift die Einleitung nach der jüngeren und oft offenbar interpolirten mitgetheilt haben, so konnten leicht auch hier Einschiebungen eines späteren Abschrei-

Digitized by Google

ders auffallend ist wohl die Stelle im Epilog, in der er von einer »Alexandries« des Virgilius spricht, und, wie es scheint, gerade dieses Buch als seine Hauptquelle angibt, die er nur uebersetzt habe. Doch glauben wir, hat er gerade da wahr gesprochen, wenn man nur statt Virgilius, Valerius setzt, welche Verwechslung bey einem Dichter des Mittelalters eben nicht außerordentlich wäre, der den Namen des letzteren, ihm ganz unbekannten Schriftstellers in der vielleicht noch überdieß schwer zu lesenden Handschrift seines lateinischen Originals vorfindend, statt dessen den ihm wohl bekannten Virgilius für den Verfasser hielt, und ohne kritische Zweifel also zu lesen und anführen zu müssen glaubte, oder es auch wohl geflissentlich that, damit ein Theil des Glanzes, der von einem so allgemein bekannten und berühmten Namen ausging, auf sein Werk zurückfiele. Dieß wird um so wahrscheinlicher, da sein Gedicht wirklich nichts als eine bloße Paraphrase einer jener bekannten lateinischen Bearbeitungen dieses Gegenstandes ist, die unter dem Titel »Liber« oder »Historia Alexandri magni regis Macedonie de prelijs« in so vielen Handschriften und in mehrfachen Drucken des funfzehnten Jahrhunderts auf uns gekommen sind, und die, wie wir schon anderswo bemerkten, sämmtlich aus des Julius Valerius res gestae Alexandri geflossen sind. Ja unser deutsches Gedicht stammt nicht nur seinem ganzen Inhalte nach, sondern auch großentheils im Gange der Erzählung und selbst in den Einzelnheiten so sehr mit dem »Liber Alexandri« überein, daß wir uns ersparen können, weiter etwas darüber zu sagen, indem wir deßhalb auf diese lateinische Bearbeitung verweisen. Es gehört daher in die Reihe jener Alexander-Gedichte, die sich vermittelst des falschen Kallisthenes zuletzt auf ägyptisch-persische Sagen gründen.

Was endlich die Art und Weise betrifft, wie unser Dichter sein Vorbild bey dessen Verpflanzung auf deutschen Boden behandelt habe, so ist es nicht übertriebene Bescheidenheit, wenn er selbst sich »einen getreuen Ausleger, der weder minder noch mehr gibt, als er vorfand,« nennt; denn wenigstens was das »Mehr« anbelangt, so können wir ihn von dem Vorwurfe des Hinzudichtens und eigener Erfindungen mit gutem Gewissen freysprechen. Daß er übrigens kein Ueberfetzer im heutigen Sinne des Wortes sey, sondern alles in der Weise des Mittelalters nach den Ansichten und in dem Kostüme seiner Zeit dargestellt habe, versteht sich von selbst. Der poetische Werth des Gedichtes ist daher äußerst gering. Der chronikenartige Vortrag hat allerdings eine gewisse treuherzige Einfachheit, aber nur selten erhebt sich die Darstellung zu dichterischer Anschaulichkeit oder die Sprache zu rhythmischem Wohlklang.

Auch hat dieses Gedicht gar keine, für die Geschichte der deutschen Literatur einigermaßen wichtige Stelle aufzuweisen, denn die einzige Stelle, in welcher eines andern deutschen Dichters erwähnt wird, kommt bey der Beschreibung der Heere des Alexander und Darius vor, die, so unbedeutend sie auch ist, wir dennoch hieherfetzen wollen (fol. 53 v.):

---

bers, der dem Werke dadurch größeres Ansehen zu verschaffen glaubte, Statt gefunden haben; was um so wahrscheinlicher wird, wenn man die aus ähnlicher Veranlassung und in auffallender Uebereinstimmung mit der Einleitung oben angeführte Einschiebung der jüngeren Handschrift in der Schlussrede mit dem Texte der älteren Handschrift vergleicht. — Sonst wird in dem ganzen Gedichte nur noch einmal eine »Historia scolastica« als Quelle der Erzählung erwähnt (Cod. Univ. 333, fol. 41 r.), wahrscheinlich die des Petrus Comestor.

Digitized by Google

Daz ich vil sagt von der diet
Wie vil schar ygleicher hiet
Wie sich ygleicher berait
Oder wer die schar lait
Als *wolfram* têt von *Eschelbach*
Da prich ich mich nicht nach u. s. w.

Damit wir es aber nicht ganz an Proben fehlen lassen, so heben wir folgende zwey Stellen aus, da sie Sagen enthalten, die wenigstens in dem gedruckten »Liber Alexandriæ theils nur angedeutet, theils gar nicht zu finden sind.

1) Alexander kömmt zu den Völkern Gog und Magog (fol. 84 v. — 86 r.) [1]).

Mit dem her er fürbas zoch
Ueber ein gepirg hoch
Do er über daz gepirg cham
Er vand ein diet fraissam
Die waz vrain vnd schewtzleich
Vnd an schussen fraisleich
Zawber vnd nygromancey
Vnd alle poshait wont in pey
Di warn pos vnd gar verzait
An tugent vnd an beschaidenhait
Si azzen hunt vnd allez viech
Ez wêr gesunt oder siech
Ez wêr roch oder gesoten
Si azzen natern vnd chroten
In waz nichtz widerezaem
Ez waz in allez guot vnd genaem
Wann die leût stürben
Oder wi si aust verdurben
Oder von welherlay geschicht
Der begrubens chaine nicht
Si frassen si gantz vnd gar
Waz ich ew sag daz ist war
Gok vnd *Magok* sind si genant
Geporen von der *Juden* lant
Der chunikch Salamander
Von nyniue sant si dar
Geuangen vor vier hundert iarn
Wann si got vngerecht waru
Also sind si in der poshait
Beliben vnd so gar verezait
Got hat in selber verfluecht
Daz er ir nymmer nier geruecht
Do der chaiser daz er chant
Vnd ir poshait recht der vant
Er vorcht vnd gedacht im zu hant
Ob si chaemen in daz lant
Daz si die welt vermainten
Vnd die lewt vnrainten
Allexander in gepot
Daz si sich sampten all drot
Mit weiben vnd mit chinden
Dez wolt er nicht erwinden
Er furt si furbaz an ein stat
Den hochsten got er tewr pat
Daz er im hulf beslierzen
Vnd liezz in dez genyessen
Daz er mynniehleich paet
Vnd daz der welt zw nutz têt
Got ist so milt vnd so gut
Wez man in pit mit rechten muet
Vnd wez man in andacht von im gest
Daz er daz gar dikch gewert
Also têt er auch alhie
Ain wunder er geschehen lie
Zwain hohen pergen er gepot
Daz si zusamen giengen drot
Daz er gepot daz geschach
Die perg man an einander sach
Gen vnd wacharn alzu hant
Vnd verslierzzen lewt vnd lant
Daz gepirg chain end nyndter hat
Sein hoch durch die wolchen gat
Allexander pawt da vor
Zway grozzew yrene tor
Er bestraichs mit Assyntiton
Do wurdens starkch vnd vest von
Daz si mit fewr nyeman
Noch mit eysen gewinnen chan
Assyntiton hat die chrafft
Vnd ist also werhafft
Daz aller stahel eysen
Mussen vor im presten vnd reisen
Ez leschet alle fewr gar
Waz ich ew sag daz ist war
Si sind verslozzen also ser
Si mugen her aws nymmer mer
Nyemant auch zu in mag
Von hintz vntz an den jungsten tag
Vdoch hab wir vernomen
Daz si sollen her aws chomen
Noch vor dez jungsten tag vrist
Vnd solleu mit dem Aentcrchrist
Erchriegen die christenhait
Wer daz geleb dem sey ez lait.

2) Eigenthümliche Sitte der Albaneser, Krieg zu führen (fol. 86 v. — 87 v.) [2]).

Die lewt heten einen sit
Do si dikch gesigten mit
Vnd zu maniger stund
Si heten *Rüden* vnd *hund*

1) Vergl über diese Sage unsere Anmerkung zu derselben Stelle des »Poema de Alejandro« und Herrn Endlicher's vorstehende Anzeige der Alexandreis von Quaftchino.

2) Daß übrigens diese Sage nicht von der Erfindung unseres Dichters sey,

Digitized by Google

Gros vnd starkch vil aldo
Die heten si gelert also
Wann si wolten streiten
So liezzens vor enczeiten
Die hund gegen den veinten dar
Die namen rozz vnd lewt war
Si vorchten weder spiezz noch swert
Si rissens zu in auf die erd
Darnach liezzen si dar gan
Also gesigten si an
Daz ward Alexandro chund
Do gepot er an der stund
Daz yeder naem ain swein
Fur sich auf den satl sein
Vnd wann sie die schar verwurren
Daz si dann machten daz si churren
Vnd würffen si dann ze stunde
Also cherund für die lunde
Die ritter warnten sich also
Nu was auch chomen do
Daz her awa *Albanía*
Mit iren hunden all sa
Do si die rüden lauffen liezzen
Ee die schar zu samen styezzen
Do si di hund sahen
Gegen in so töbleich gahen
Si machten cherren di swin
Vnd wurffen si den hunden hin
Die Rüden vnd die scharffen hunden
Pielen an den selben stunden
Nur allain die swein an
Vnd liezzen ros vnd lewt gan u. s. w.

Ferd. Wolf.

Geist und Leben der brittischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Chr. Kuffner.

Der Geist der brittischen Poesie zeigt in drey Hauptperioden eine bedeutende Verschiedenheit und Modification in Bezug auf Kunstbildung und künstlerische Darstellung. Die älteste Periode, von Chaucer und Spenser an, wird mit Recht die brittische oder romantische genannt; die mittlere aber, welche in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts anfing, heißt, im Gegensatze zu jener, die französische oder klassische. Im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts ging endlich die neue Dichterschule, die sogenannte School of Lakes, hervor. Fehlte es den Dichtern der beyden älteren Schulen nicht an Gemüthstiefe und Geisteskraft, an Schwung, Gedankenfülle und Bilderschmuck, so verherrlichte sich die neue Schule durch die schöpferische Kraft der blühendsten Phantasie, und durch eine Reinheit und Heiligkeit, welche den materiellen Charakter der früheren Poesie so vergeistigte, daß er durch Idealisirung der so zu sagen sublimirten Stoffe eine ihm vorzugsweise eigenthümliche Art von Schönheit und Verklärung erhielt.

Die Morgenröthe der brittischen Poesie begann im vierzehnten Jahrhundert mit dem alten Chaucer, welcher vom Jahre 1328 bis 1400 lebte, und sich vorzüglich durch sein Gedicht: »Der Hof der Liebe« (the court of love) und durch poetische Erzählungen (Canterbury-Tales) den Namen des Vaters der englischen Poesie erwarb. Diese schöne Morgenröthe erlosch jedoch bald wieder; erst nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten brach der volle Tag an mit Spenser (geboren 1550 oder 1553, gestorben 1596), dem genialen Verfasser des allegorisch-moralischen Rittergedichtes: »Die Feenkönigin«

Endlich ging die Sonne selbst auf mit Shakspeare (geboren am 23. April 1564, gestorben am gleichen Monatstage im Jahre 1616), dem Geisterkönig im Reiche der dramatischen, epischen und lyrischen Poesie.

---

beweist schon, daß sie auch bey anderen vorkömmt, z. B. bey Quatichino (s. den vorhergehenden Aufsatz des Herrn Endlicher), und eine Anspielung darauf bey dem Verfasser der englischen Alexandreis (s. Weber, metrical romances. Vol. I, p. 219). Die meisten erzählen aber dieselbe List, die hier Alexander gegen die Hunde anwendet, bey Gelegenheit seines Kampfes gegen die Elephanten des Porus.

Digitized by Google

Der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gehörte der liebliche Lyriker Waller (geboren 1605, gest. 1687), Cowley (geb. 1618, gest. 1667), gleich ausgezeichnet in scherzhaften, zärtlichen und erhabenen Gedichten, und Milton (geb. 1608, gest. 1673), dessen verlornes Paradies, sowohl der Zeit als dem Werthe nach, die erste Epopee ernsthafter Gattung in England war, und bisher nicht übertroffen worden ist, obschon des noch lebenden Dichters James Montgomery episches Gedicht: »Die Welt vor der Sündfluth« (The World before the flood) sich demselben in jeder Hinsicht an die Seite stellen darf.

Die ersten bedeutenden Dichter jener Periode, nächst Milton, waren Dryden (geb. 1631, gest. 1701) und Pope (geb. 1668, gest. 1744). — Beyde zeigten ein schönes Talent, dem jedoch die geniale Erfindungskraft fehlte. Dryden glänzt mehr durch Naturgaben, Pope mehr durch Kunstbildung daher in den Werken des Letztern wohl mehr Correctheit, aber auch weniger Wärme und natürliche Leichtigkeit erscheint. Am meisten gelang ihm die poetische Ausschmückung philosophischer Stoffe; seine Lehrgedichte behaupten, nächst der schönen Heroide: »Eloise an Abelard,« unter seinen Dichtungen den ersten Rang. Für Dryden möchte wohl schon dieß eine nicht geringe Empfehlung verdienen, daß Walter Scott sich bewogen fand, eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke in achtzehn Bänden herauszugeben, welche nicht nur die dramatischen Dichtungen, sondern auch die lyrischen und erzählenden, Satyren, poetische Episteln u. a. enthält.

In der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebten Addison, Gay, Thomson, Swift und Young.

Addison, dessen frostiges Trauerspiel Cato eine unverdient gute Aufnahme fand, erwarb sich als Prosaiker durch sein Wochenblatt: »Der Zuschauer,« ein humoristisches Zeit- und Sittengemälde, mit Recht den allgemeinsten Beyfall, welchen auch Gay als Lieder-, Fabel- und Idyllendichter erhielt.

Höher als beyde steht Thomson, dessen Naturgemälde sowohl durch Wahrheit und Schönheit der Darstellung, als auch durch Gemüthstiefe und Wärme der Empfindung gefallen, oft auch entzücken. Noch höher steht Young, dessen nächtliche Klagen, so wie seine Dichtungen: »Der jüngste Tag, Die Macht der Religion, Satyren über die Ruhmbegierde« ꝛc., uns durch eine Fülle von erhabenen Bildern und kräftigen Gedanken zu dem Heiligen und Unvergänglichen emporheben. Klopstock's Ode: »Stirb, prophetischer Greis!« ꝛc. charakterisirt Young's düstern, aber gewaltigen Geist treffender, als irgend ein breites, kunstrichterliches Urtheil es zu thun vermöchte.

Die humoristischen Satyriker Butler und Swift; Butler durch sein burleskes Heldengedicht Hudibras nur in England beliebt, weil seine Satyre nur die politischen und Religionsparteyen und die Schwärmer seiner Zeit und seines Vaterlandes traf; Swift aber durch die Allgemeinheit seiner Satyre und seines treffenden Witzes auch in Europa und bey der Nachwelt.

Das achtzehnte Jahrhundert brachte eine Fülle poetischer Früchte und Blüthen hervor, insbesondere in der lyrischen, didaktischen, beschreibenden und malerischen Dichtungsart. Zu diesen zählt man vorzugsweise Priors philosophische Lehrgedichte: Alma, Salomo ꝛc.; Glover's Leonidas; Dyer's Lehrgedicht über die Zubereitung der Wolle; Grainger's Zuckerrohr; Akenside's Vergnügungen der

Digitized by Google

Einbildungskraft; Armstrong's Kunst, die Gesundheit zu erhalten; Ogilvie's Vorsehung; Dodsley's Schöpfung; Mason's englischer Garten; Darwin's Liebe der Pflanzen, und dessen Tempel der Natur; Falkoner's Schiffbruch; Blumfield's Pächterknabe; Somerville's Jagd; Hayley's Triumphe des Frohsinns ꝛc.; nebstbey die ausgezeichneten Lyriker Gray, Bruce, Goldsmith, Collins, Langhorne, Scheastone, Beattie, Blacklok, Burns, Congreve, Lovibond, Gräme, Logan, Smart, Hammond, Mallet, Wolcott (bekannter unter dem Namen Peter Pindar), Whitehead, Warton, Chatterton, Hervey u. A.

Diese schöne Dichterreihe des achtzehnten Jahrhunderts schloß William Cowper, geboren im Jahre 1732, gestorben 1800. Er gehörte durch Geist und Originalität der Dichtungsweise schon dem neunzehnten Jahrhunderte und der neuen Dichterschule an, welche den Namen Lake-School (Seeschule) deßhalb erhielt, weil einige der ersten und vorzüglichsten Dichter, welche dieselbe gewissermaßen gründeten, wie Wordsworthy, Southey, Coleridge und Wilson, in den an Seen reichen Landschaften Westmoreland und Cumberland lebten, und, von den Naturschönheiten jener Gegenden begeistert, die Schwingen ihres poetischen Genies daselbst entfalteten.

Und so rühmt sich denn England im neunzehnten Jahrhundert nicht nur des großen Dichterdreygestirns Byron, Walter Scott und Thomas Moore, sondern noch vieler anderer, außer England nicht genug gekannter, aber nicht minder vortrefflicher Dichter und Dichterinnen, unter welchen, nebst den schon genannten, noch Campbell, Rogers, Crabbe, Cornwall, Milman, Montgomery, Sotheby, Hog, Mathurin, Bowles, Barton, Lamb, Schelley, Hunt, White, Keats, Miß Landon, Johanna Baillie und Lady Morgan besonders hervorragen.

Die Dichter der sogenannten Seeschule (the lakists) sind, wie die englischen Kunstrichter sie charakterisiren, Bewunderer der Dichter aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth, und hegen für die altenglische Poesie überhaupt eine solche Vorliebe, daß ihnen Percy's alte Balladensammlung als ein rühmlicher Versuch zur Wiederherstellung des echten Geschmackes in der Poesie gilt; dagegen aber sprechen sie dem Zeitraume der schönen Literatur von Milton bis zu Cowper allen Werth ab. Zu dieser Vorliebe für die alte vaterländische Poesie gesellt sich eine vorzugsweise Hinneigung zur Metaphysik und eine hohe Begeisterung für die Schönheiten der Natur. Im Schooße stiller Einsamkeit, am Ufer romantischer Seen und im Schatten anmuthiger Haine scheinen ihre Seelen sich mit dem Geiste der Natur gleichsam zu verschmelzen, indem sie einen unsichtbaren und unaussprechlichen Einfluß fühlen, welcher sie erhebt, ihr Gemüth entzückt und läutert. In ihren Empfindungen herrscht daher ein Mystizismus, ähnlich dem Pantheismus des Pythagoras. Die Feinde dieser neuen Schule nennen daher die Dichter derselben die Quäker und Methodisten der brittischen Poesie. Sie erblicken in jedem Naturgegenstand den Ausdruck einer geistigen Macht, und schreiben jedem Objekte der Schöpfung, dem geringfügigsten wie dem grandiosesten, nicht nur eine physische, sondern auch eine moralische Kraft zu. Der Ozean ist ihnen mit Empfindung und Leben begabt; der Mond hat seine Launen; Wolken und Sterne werden von innern Impulsen getrieben. Sie erheben die häuslichen, holden und sanften

Digitized by Google

Tugenden über den schimmernden und gefährlichen Heroismus. Mutter, Tochter, Gattin und Schwester erhalten von ihnen Huldigung für den Reiz, welchen sie über das gesellige Leben ausströmen. Sie wollen, daß man die Muse der sittlichen Poesie mitten im Weltgetümmel anrufe, gleich der Stimme einer Schwester oder Freundin, die uns zu den unschuldigen Freuden der Kindheit und Häuslichkeit zurückruft.

* * *

Von diesem Ueberblick des ganzen Gebietes der brittischen Poesie wenden wir das Auge nun auf die einzelnen Dichter der neuen Schule, um die Hauptmomente ihres Lebens und den Geist ihrer Werke darzustellen.

Einer der vorzüglichsten derselben ist Robert Southey, geboren im Jahre 1774 zu Bristol, einer blühenden Handelsstadt in der Grafschaft Sommerset, wo sein Vater als Leinwaaren-Großhändler lebte.

Robert Southey schloß mit den Dichtern Coleridge und Wordsworth schon während der Studienjahre eine innige Freundschaft. Im Jahre 1795 heiratete er die schöne Miß Edith Fricker, deren jüngere Schwester sich nachher mit dem Dichter Coleridge verehlichte. Die Romantik säumte nicht, in dem Lebensdrama ihres Lieblings Southey schon früh eine Rolle zu übernehmen. Er mußte sich, da mehrere seiner Verwandten diese Heirat nicht zugeben wollten, heimlich trauen lassen. Bestimmt, seinen Oheim auf sechs Monate nach Portugal zu begleiten, trennte er sich, so wie die Trauung vollzogen war, schon am Kirchenthore von der Neuvermählten, die vor der Welt fortan als Mädchen lebte, und den Ehering an einem Bande um den Hals verborgen trug. Daß Southey am Schlusse der sechs Monate pünktlich zurückkam, bedarf wohl keiner Bestätigung. Die jungen Eheleute lebten nun einige Jahre in Bristol, wo Southey sich eifrig und ausschließend mit literarischen Arbeiten beschäftigte, insbesondere auch mit Beyträgen für die Zeitschrift: Monthly Magazin.

Im Jahre 1801 erhielt er bey dem Schatzmeister der irländischen Finanzkammer in Dublin die Stelle eines Sekretärs mit dem Jahresgehalt von fünfhundert Pfund Sterling. Im folgenden Jahre begab er sich wieder nach England, wo er sich zu Keswick in Cumberland ansiedelte. Hier besitzt er ein Haus am Ufer der Greta in der Nähe des malerisch schönen Derwentwater. Gattin und blühende Kinder vollenden das Glück des trefflichen Dichters, der, geliebt als Freund und Nachbar, gefällig und zugänglich für Alle lebt, und durch seinen Ruhm viele Fremde nach Keswick lockt. Er besitzt eine ausgezeichnete Kenntniß der neueren Sprachen. Seine Bibliothek, obschon nicht bändereich, liefert einen Beweis für seine Kenntniß der klassischen Literatur. Sein Einkommen beruht fast ausschließend auf seinen literarischen Arbeiten. Als stabiler Mitarbeiter am Quarterly Review und Foreign Quarterly wird er für jeden Beytrag mit hundert Pfund Sterling honorirt.

Southey ist ein Mann von vorherrschend sanguinischem Temperamente, der immer Gutes hofft, es mit Herzlichkeit umfaßt, und dem entflohenen sehnsuchtsvoll nachblickt. Es ist ihm unmöglich, den Gedanken an das Glück aufzugeben, und er vertraut auf seine Mitmenschen selbst da noch, wo alle Andern verzweifeln würden. Augenblicklicher Eindruck wirkt auf ihn stärker, als alles Nachdenken, daher in ihm wenig Permanentes obwaltet. Widerspruch kann er durchaus nicht vertragen.

Digitized by Google

In seiner Jugend war er ein eifriger Verehrer der politischen Freyheit, nachher huldigte er der Legitimität. Zum Hofdichter will man ihn nicht für geeignet halten; ein Kranz von Feldblumen, sagt man, läßt ihm besser, als eine Lorberkrone; wenn er nicht fantastisch seyn kann, ist er nichts. Seine Gestalt, so wie seine Bewegungen und Empfindungen, haben etwas Scharfes und Eckiges, etwas Bizarres und Excentrisches, so wie er selbst wild und ungeregelt ist, nach keinem Modelle gebildet, und sich keiner fremden Ansicht oder Autorität schmiegt.

Denselben Charakter tragen auch Southey's poetische Werke. In seinen romantisch-epischen Dichtungen: »Die Verwünschung des Kehama, Thalaba der Zerstörer, Madoc in Wales, und Roderich, der Letzte der Gothen« — herrscht ein Feuerglanz der reichsten Einbildungskraft und ein rasch vorwärts schreitendes, hinreißendes Interesse der Handlung. Sie sind Schöpfungen eines kräftigen, selbstständigen, kühnen Geistes, doch nicht ohne wilde Auswüchse einer zu üppigen Phantasie. In der Schönheit und Harmonie des Versbaues ist Southey ein Meister; dabey ist seine Prosa in natürlicher Kraft und anmuthiger Fülle so vortrefflich, daß man ihn für den besten Prosaiker unter den neuern Dichtern erklärt.

Ueber Southey's Art zu arbeiten und über seinen rastlosen Fleiß haben wir folgende Nachrichten: Er steht früh auf, schreibt und liest bis zum Frühstuck, dann wieder bis zum Mittagsmahl, nach diesem wieder bis zur Theezeit, dann bis er zu Bette geht. Zu seinem Lieblingssitze hat er sich ein Plätzchen am Ufer des Derwentwater am Fuße des Skiddaw gewählt. Das Studieren ist seine Beschäftigung, zugleich seine Geistes- und Leibesübung und seine Erholung, indem er von Versen zur Prosa übergeht, von der Geschichte zur Poesie, vom Schreiben zum Lesen. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher er produzirt, soll kaum ihres Gleichen finden. Man sagt, er habe in dem Dezennium zwischen seinem zwanzigsten und dreyßigsten Lebensjahre mehr Verse verbrannt, als irgend ein Dichter unsers Jahrhunderts während seines ganzen Lebens geschrieben habe. Nebstdem wird auch die Gewandtheit und Vielseitigkeit seines Talents bewundert. Seine Zeit ist auf das Genoueste eingetheilt; jede Stunde hat ihre bestimmte Beschäftigung. Er arbeitet gewöhnlich an mehreren Werken zugleich; sobald die zu Einer Arbeit bestimmte Stunde verflossen ist, wendet er sich mit genialer Leichtigkeit zu einer andern, der er sogleich seine volle Aufmerksamkeit widmet. Was er liest, haftet fest, und verwandelt sich in sein Eigenthum. Er pflegt sich auch während des Lesens Auszüge zu machen. In größern und gemischten Gesellschaften ist er mehr Zuhörer als Sprecher, ganz das Gegentheil der Dichter Wordsworth und Coleridge, berühmt wegen ihrer hinreißenden Beredsamkeit. Um Southey vollkommen würdigen und schätzen zu können, muß man ihn im häuslichen und freundschaftlichen Kreise gesehen haben, wo er die Anwesenden zu entzücken weiß.

Southey's poetische Werke, nebst den genannten vier Dichtungen, sind: Johanna d'Ark, ein Epos in zehn Gesängen. — Die Visionen der Jungfrau von Orleans, in drey Gesängen. — Des Dichters Pilgerreise nach dem Schlachtfelde von Waterloo. — Eine größere poetische Erzählung: »A tale of Paraguay,« deren Stoff aus Dobrizhofers Geschichte der Abiponer genommen ist. — Kleinere poetische Erzählungen, Balladen, Oden, Lieder, Sonette, Botanybay-Eklogen u. a.

Digitized by Google

Prosaische Werke: Briefe, welche er während seines Aufenthalts in Portugall an seine Braut schrieb; Briefe aus England; Geschichte Brasiliens; Nelsons Leben u. a.

Uebersetzungen und Nachbildungen aus fremden Sprachen: Bion und Moschus; Amadis von Gallien, aus dem Spanischen; Palmerin von England, aus dem Portugiesischen; Cid Rodrigo de Bivar, aus dem Spanischen ꝛc.

Southey gab den englischen Kunstrichtern mehr als irgend ein Dichter seiner Nation zu schaffen. Die Kühnheit seiner Flüge setzten diejenigen, deren Blicke ihm nicht folgen konnten, in Erstaunen; da sie ihn zu einer Höhe steigen sahen, welche die Grenzen ihres Gesichtskreises und ihrer Fassungskraft überstieg, trösteten sie sich selbst damit, daß sie erklärten, Southey sey von der Bahn der Regeln exzentrisch abgewichen.

Southey hat in den meisten Dichtungsarten Vorzügliches geleistet. Wenige Dichter unserer Zeit haben so viel geschrieben, noch wenigere so Vortreffliches wie er. Begabt mit einer genialen Phantasie wie Wenige, an Rechtlichkeit und Edelsinn von Keinem übertroffen, und im Besitze der umfassendsten und reichhaltigsten Kenntnisse, vereinigt er hiermit auch die Meisterschaft der Sprache. Die strengsten englischen Kunstrichter gestehen ihm eine Stärke der Phantasie und eine Darstellungskraft zu, deren kaum Ein Dichter unseres Jahrhunderts sich rühmen könne; auch behaupten sie, daß in der Darstellung zärtlicher, sanfter und liebevoller Gemüthsbewegungen nur wenige Dichter mit ihm rivalisiren können. Dagegen aber beschuldigen sie ihn, manchmal in einen kindischen Geschmack und in eine affectirte Manier zu fallen, zwey Fehler, welche der Glorie des Genies Eintrag thun.

Die vollste geniale Kraft seiner dichterischen Kunst hat Southey vorzugsweise in den Gedichten »Thalaba, der Zerstörer,« und »die Verwünschungen des Kehama« bewährt. Er mag nun seinen Stoff aus den unerschöpflichen Quellen seiner Phantasie genommen, und sowohl seine Personen, als die Welt, welche er sie bewohnen läßt, selbst geschaffen haben, oder Gemälde veredelter Menschheit aus dem wirklichen Leben darstellen, so bleibt er doch immer der Natur getreu, selbst in den wildesten seiner Dichtungen. Haben andere Dichter Götter herabgezogen, und sie in die Handlung ihrer Gedichte eingeflochten, so pflanzt Southey eine Gottheit in jede Menschenbrust, welche er durch die Triebfedern der Leidenschaften naturgemäßer und mächtiger, als irgend ein mythisches Wesen es vermochte, zu bewegen weiß.

Seine Ansichten über die epische Poesie spricht Southey selbst in der Vorrede zur Johanna d'Arc mit der ihm eigenen Bestimmtheit aus. Ich theile sie hier mit, da sie den Maßstab zur Beurtheilung seiner fünf epischen Dichtungen geben, zugleich auch sehr richtige Grundsätze darstellen.

»Es ist ein gewöhnlicher Fehler der epischen Gedichte, daß sie uns für die in denselben gefeyerten Helden zu wenig Interesse einflößen. Der Ruhm des Achilles oder Aeneas mag wohl dem Nationalstolze der Griechen und Römer geschmeichelt haben; um aber die Theilnahme eines unbefangenen Lesers zu erregen, wird mehr rein menschliches Gefühl erfordert, als dasjenige, welches man in dem Charakter eines Helden gewöhnlich findet. Von diesem Fehler macht nur die Odyssee eine Ausnahme, indem Odysseus, als Gatte und Vater erscheinend, die Empfin-

Digitized by Google

dung anspricht. Der Verstand muß der guten Anlage des Planes und der herrlichen Ausführung der Ilias den vollkommensten Beyfall zollen, das Gemüth wird aber gewiß der Odyssee den Vorzug geben, denn sie ist das Gedicht der Natur, und die in derselben handelnden Personen sind von der Art, daß sie mehr Liebe als Bewunderung einflößen. Der gute Hirt Eumaos ist mehr werth, als tausend Helden, und Homer ist furwahr der größte aller Dichter, denn er ist zugleich edel und einfach; Pope hat ihn mit Flitterstaat geschmückt, Cowper ihn ganz entkleidet. Es wird wohl wenige Leser geben, welche den Turnus nicht dem Aeneas vorziehen, einem der Verrätherey verdächtigen Fluchtling, welcher sein Weib fahrlässig aufgab, die Dido verführte und verließ, und sich mit der Lavinia, die er ihrem Verlobten wegnahm, vermählte Was frommt dem Manne alle seine Gotterverehrung, wenn er sich gegen die Menschen als ein Schurke beträgt? Stellt der Dichter die Gottheit selbst als eine schlechte That gebietend dar, so heißt dieß nicht den Menschen entschuldigen, sondern die Gottheit beschuldigen. Den Lucan und Statius hinderte die übel getroffene Wahl des Stoffes, jene Popularität zu gewinnen, welche sie verdient hätten. Den Erstern hat in einzelnen Theilen seiner Pharsalia vielleicht kein anderer römischer Dichter erreicht, übertroffen gewiß nicht. Ich trage kein Bedenken, den Statius dem Virgil vorzuziehen, denn jener scheint mir bey einem weniger feinen Geschmack eine stärkere und reichere Einbildungskraft zu besitzen; seine Bilder sind kräftig und klar, und seine Darstellung zeigt, indem sie das Gefühl des Lesers aufregt, daß der Dichter selbst von Gefühl durchdrungen war. — Von der Macht des historischen Stoffes liefern die italienischen Dichter den sprechendsten Beweis. Ihre epischen Gedichte gefallen allgemein, selbst in Uebersetzungen, wo außer dem Interesse der geschichtlichen Handlung wenig Reiz übrig bleibt. Tasso hat bey seinen Charakteren das Verhältniß und die Abstufung verfehlt; Gottfried ist der Held des Gedichtes, Rinaldo der Held des Dichters, Tancred der Held des Lesers. Charaktere vom zweyten Range, wie Gyas und Cloanth, sollen in einem Gedichte weder bloß deßhalb eingeführt seyn, um die Gruppe auszufüllen, noch auch so weit vorragen, daß sie einen Schatten auf den Hauptcharakter werfen. Ariosi's regellose Magie, so wie Miltons Stoff und Genie, beyde in ihrer Art einzig machen es unmöglich, aus den Werken dieser Dichter Regeln für die epische Poesie abzuleiten. Eben dasselbe gilt von Spenser, dem Liebling meiner Kindheit, dessen wiederholte Lecture ein immer steigendes Vergnugen gewährt. Der Maschinerie des Camoens fallen noch ärgere Fehler, als jener der Unschicklichkeit und der Entheiligung des christlichen Stoffes durch Einmischung heidnischer Götter zur Last. Sein schwimmendes Eiland ist nur ein schwimmendes Bordell, und keine poetische Schönheit kann fur die verletzte Sittlichkeit schadlos halten. Das Gedicht: »Die Portugiesen« (Os Lusiadas), ist zwar in einigen Stellen vortrefflich, als ein Ganzes aber uninteressant; es bewirkt im Lesen wenig Gemüthsaufregung und in der Erinnerung wenig Vergnügen. Camoens arbeitete an diesem Epos unter den Leiden getäuschter Hoffnungen, unter den Mühseligkeiten des Krieges, und in einem Lande, fern von Allem, was ihm lieb und werth war. Man darf daher nicht vergessen, daß der portugiesische Dichter nicht nur einer der unglücklichsten Menschen war, sondern auch einer der achtungswurdigsten. Weder Spanien noch sein Vaterland haben einen

Digitized by Google

an Werth ihm gleichkommenden Dichter *) aufzuzeigen. Ich habe die gewöhnlichen Fehler epischer Gedichte zu vermeiden, und die Jungfrau von Orleans interessant darzustellen gesucht. Ich gab ihr daher nicht die Glut der Liebe, sondern die Erinnerung an eine besiegte Leidenschaft, einen leise hinschmachtenden Nachklang rein menschlicher Gefühle, welche mit dem Enthusiasmus der Heiligkeit ihres Charakters allerdings bestehen konnen. Viele epische Dichter ahmen ihre alten Vorbilder sklavisch nach. Kommt ein Gewitter, so muß ein Gott der Stürme oder des Meeres dasselbe erregen; wird eine Stadt belagert, so werden dem Helden plötzlich die Augen geöffnet, und er sieht die Himmelsmächte bereit, ihm, dem Angreifenden, beyzustehen; ein Engel ist zur Hand, seine Wunden zu heilen, und der Führer des feindlichen Heeres wird in seinem letzten Kampfe plotzlich von einer ihm sonst nicht eigenen Feigheit befallen. Selbst Tasso ist zu oft Nachahmer; er wird aber, ungeachtet ihn der bittere Tadel eines Satyrikers traf, dennoch immerzu einen Rang unter den vorzüglichsten heroischen Dichtern einnehmen. Boileau verdammte ihn vielleicht nur des Gegensatzes wegen, denn es verhält sich mit solchen Schriftstellern eben so, wie mit denjenigen Menschen, welche, weil sie in Gesellschaften durch ihren Witz glänzen wollen, die Wahrheit ihrer Eitelkeit zum Opfer bringen. Ich habe Alles vermieden, was mir in andern Heldengedichten unnutz oder ermüdend schien: der Leser wird daher in meinem Gedichte keine Beschreibungen von Waffenrüstungen, keine Heerschau, keine geographischen Verzeichnisse, weder Löwen und Tiger, noch Stiere und Eber, auch keine Gemälde der Morgenröthe und des Sonnenaufganges finden; und habe ich den Tod irgend eines Einzelnen etwas umständlicher beschrieben, so ist es wenigstens, wie ich glaube, nicht im Tone poetischer Zeitungsnachrichten von Todten und Verwundeten geschehen «

So spricht Southey von seinem epischen Gedichte, welches, weil es heftige Ausfälle gegen die Härte und Grausamkeit der Engländer jener Zeit enthalt, anfangs in England nicht günstig aufgenommen wurde, später aber den verdienten Beyfall erhielt, und mehrere Auflagen erlebte. Dieses vortreffliche Epos ist in reimlosen fünffüßigen Jamben in einem einfachen und edeln Tone voll Kraft und Wurde geschrieben, und mit vielen sehr reichhaltigen historischen Anmerkungen zum Beweise und zur Erläuterung der historischen Charaktere und Thatsachen versehen.

Den Charakter der Johanna hat Southey, eben so wie Schiller, dessen Tragodie er nicht kannte, schön und grandios gezeichnet. Sie erscheint durchgehends als eine gottbegeisterte, gottgesendete Jungfrau. Der Dichter verschmäht alle phantastische Maschinerie, und läßt die edle Johanna selbst, fern von allem Wortpomp, dem Dunois die Zeichen ihrer gottlichen Sendung und ihre mysteriosen Träume im einsamen Jugendleben erzählen, nachdem er vorher ihre Gestalt mit wenigen Pinselstrichen anschaulich und lebendig vor uns hingestellt hat:

— Indem er sprach, maß jedes Aug' die Jungfrau,
Im Alter, wie es schien, von achtzehn Jahren;
Auf ihren Wangen blühte nicht das Roth
Der Jugend, aber selbst die blühendste
Gesundheitsfarbe hätte weniger
Den Schauenden bezaubert. Sie war blaß

*) Southey spricht hier nur von den epischen Dichtern, sonst dürften wohl Calderon, Cervantes und Lope de Vega gegen dieses Urtheil allerdings einen gewaltigen Einspruch thun.

Digitized by Google

Wie eine Heilige, und in dem Reiz
Der ernsten Züge ihres Angesichts
Schien etwas Ueberirdisches zu wohnen.

Eben so spricht sie auch gleich anfangs ihr Innerstes mit wenigen Worten aus, da der Ritter Robert von Vaucouleur sie für eine Wahnsinnige halten will, dem sie kühn und kräftig erwiedert:

— — Nicht toll
Bin ich, besessen nicht vom bösen Geist!
Schwer ruht auf meiner Seele Gottes Hand.
Vergebens hab' ich mit dem Herrn gerungen;
Nicht länger wag' ich ihm zu widerstehn.
Wißt! Frankreich kann ich retten und befrey'n,
Ja, retten muß ich es. Gott ist mit mir,
Und was ich spreche, denk' und fühle, kommt
Nicht von mir selbst Geheiligt hat mich Gott,
Eh ich geboren ward, den Volkern mich
Bestimmt. Gehn muß ich, wohin Er mich sendet,
Und was sein Wille ist, muß ich vollziehn,
Muß von mir werfen alle Menschenfurcht,
Daß Er mich nicht verwerf in seinem Zorn.

Einfach und ergreifend ist das Gemälde ihres Jugendlebens und ihrer göttlichen Sendung, welches sie dem Grafen Dunois entwirft, indem sie mit ihm die Reise antritt, um dem König Karl in Chinon vorgestellt zu werden:

Als auf des Bergpfads Windungen sie nun
Langsamen Schrittes höher zogen, hielt
Das Paar, und überblickte in der Tiefe
Die Ebene von Vaucouleur mit ihren
Stattlichen Thürmen, die aus weiter Ferne
In dunkelnden Umrissen sich erhoben.
Tief unter den beburgten Hohen glitt
Die Maas durch reiche Fluren schimmerhell;
In ihrer Nah' erhob Domremi sich
Mit seinen weißen Hütten sonnenlicht,
Die in des Abendwandrers düsterm Geist
Gedanken an die süße Heimat weckten,
Bis sehnsuchtsvoll das Herz nach Ruhe schlug.
Nun aber haftete der Jungfrau Blick
Auf einem Punkt, auf einem kleinen Punkt,
Dem lieben heimatlichen Dörfchen Arc,
Das, dichtumlaubt, am Waldesbusen lag,
Deß alter Baume Mannigfaltigkeit
Rings eine Schattenmasse bildete.
Am Horizont erhob die Fläche sich
Mit Hainen und Weingärten, Frühlingsgrün,
Und mit Gewässer, das sich schlängelnd bald
Verbarg und bald in vollem Licht erschien.
Die Jungfrau schaute unverwandten Blicks,
Bis ihr's vor'm Auge dunkelnd schwindelte.

Johanna zeigt dem Grafen ihren Geburtsort und das Vaterhaus:

— — Siehst du dort am Waldesrand
Die Maas, ob deren vielen Krümmungen
Die Burg von Vaucouleur mit ihren Thürmen
Wie am jenseit'gen Ufer erst erscheint?
Dort steht im Dorfchen Arc mein Vaterhaus,
Zwar klein und niedrig, aber darbend nicht
An einem der Bedürfnisse des Lebens,
Denn in dem ganzen Lothringen lebt nicht
Ein Herr, so gut wie unser edler Graf.
Mein Vater war an schönen Herden reich,
Ein arbeitsamer Mann und stets erpicht
Auf irdischen Gewinn; doch ach! sein Herz
Blieb jeder innigen Empfindung fremd.

Digitized by Google

Die Elternliebe kannt' ich nie, denn hart
War meine Mutter, und die Sorge für
Die Kinder dünkt' ihr schlechtbelohnte Last
Rauh waren beyde, und sie hatten mich
Mit Furcht erfüllt, lag nicht in mir der Keim
Starkmuth'ger Festigkeit, die mich mit Trotz
Erdulden lehrt' ihr Schelten und ihr Strafen;
Doch um so süßer klang die holde Stimme
Der Zärtlichkeit, die mir zum Herzen sprach;
Es pochte vor Entzücken, wenn mein Ohm
Erschien, der mich auf seine Knie nahm,
Und wunderbare Mährchen mir, wie sie
Die Kindheit liebt, erzählte. Gläubig und
Aufmerksam horchte ich dem guten Mann
Mit unverwandtem Blick und offnem Mund.
Stieg jemals ein Gebet aus meiner Brust,
Das nicht von Dankgefühl für ihn erglühte,
Die Winde würden's in gerechtem Zorn
Verwehn, denn Er war Vater mir, sein Haus
Das meinige, wenn ich in reifern Jahren
Im Vaterhaus nicht Trost noch Frieden fand.
Am Tage weidet' ich des Vaters Herde,
Die Abendstunden kost' ich mit dem Ohm,
Und das war meinem Herzen Seligkeit.
In diesen Wildnissen der Berge trieb
Im Sommer ich die Herden auf die Weide;
Wohl kenn' ich sie, und lieb und theuer wird
Mir die Erinnerung an jenes Thal,
An jenen Strom im Thale ewig bleiben.
Ich legte mich an's Ufer jenes Stroms,
Deß Rauschen kaum zu unsrer Höhe reicht,
Besah die Fluthen, schimmernd in dem Glanz
Der Mittagssonn', und horchte dem Gemurmel,
Bis meine Seele still und ruhig ward,
Voll eines dunkeln, freudigen Gefühls,
Das mein Gemüth durchflog, wie Sommerwolken
Hingleiten über einen Wasserspiegel;
Der Wand'rer hält ihr flücht'ges Farbenspiel
Nicht fest im Aug' der Phantasie, doch bleibt
Ihm unaufhörlich die Erinnerung,
Wie hold, wie lieblich die Erscheinung war.
So ward denn mein Gemüth in Einsamkeit
Und Frieden unter den Umgebungen
Der reinsten, lieblichsten Natur genährt.
Wie schön war's, wenn des Morgens weiße Nebel
Hinschwanden und des Waldgebirges Höh'
Erst dunkel in der Dämmerung erschien,
Und dann der Morgensonne erster Strahl
Auf seines Abhangs goldne Blumenfülle
Des Lichtes tiefen Purpurglanz ergoß.
Wie lieblich war's da, Mittags mich zu lagern
An des geschwätz'gen Baches kühlen Rand,
Zu schau'n der flücht'gen Wolken Zug und ihre
Stets wechselnden Gestalten auszubilden,
Wie meine Phantasie es sich ersann!
Und ach, wie schön, am Abend meine Herde
Zurückzuführen in der Hürde Schutz,
Zu unsrer kleinen Hütte dann zu eilen,
Und des Willkommens Gruß zu hören!

Beym Einbruche der Nacht kehrt ein Krieger in ihrer Hütte ein. Seine Erzählung von den Gräueln des Krieges, von der Grausamkeit der siegreichen Engländer, von der Schmach und den Verheerungen, welche Frankreich erdulde, entflammt die Jungfrau zur höchsten Begeisterung. Sie bringt, in ihrem Innersten aufgeregt, eine schlaflose Nacht zu; wunderbare Traumgesichte zeigen ihr eine hochgethürmte Stadt, von

Digitized by Google

Feinden eingeschlossen, den Hunger, von Raben umgeben, auf einem Leichenhügel sitzend, und die feindlichen Heerführer, in frechem Uebermuth das Todeswerk berathend. Da blickt sie anklagend zum Himmel auf; aus den Wolken streckt sich ein Arm des Rache-Engels, und, gleich dem Blitze, fällt ein Schwert aus seiner Hand:

Von dieser Nacht an fühlt' ich meine Seele
Schwer ringend mit der auf ihr ruh'nden Gottheit.
Stumm saß ich, dachte nur die Tage, die
Da kommen sollten, sah und hörte nicht,
Was mich umgab, in jene Träumerey
Versenkt, da jeder Sinn zu schlummern scheint,
Und nur die Seele wacht. Im Abendlüftchen
Vernahm ich fremder Stimmen Klang, und fremde
Gestalten drängten sich, halbsichtbar nur
Im Dämmerlicht. Die Nachbarn alle staunten
Ob dieser plötzlichen Veränderung,
Und nannten mich wahnsinnig. —

Endlich erfuhr Johanna, daß Orleans vom Feinde rings eingeschlossen, und von Menschenhülfe keine Rettung mehr zu erwarten sey. —

Nun (so fährt sie in ihrer Erzählung fort):
Nun stieg die Unruh' meiner bangen Seele
Zum höchsten Grad. Die Menschen meidend, barg
Ich mich in unsers Waldes tiefste Nacht.
Dort brütete ich über große Thaten,
So dunkel und gewaltig, daß mein Herz
Mir hörbar pochte in beklommner Brust.
Dann hielt ich wieder inne, athemlos,
Und horchte, wie erwartend, nach dem Wind.

Nun folgt die schöne Erzählung von der schauerlichen Erscheinung beym alten Elfenbaum:

In einem dichten Walde springt ein Quell,
Den man den Quell der Feen nennt. Als Kind
Vernahm ich oft, erstaunend und entzückt,
Was man erzählte von den Elfen hier,
Die an der Quelle Rand um Mitternacht
Ihr Fest begehn mit Lustgelag und Tanz.
Dem Quell nah', steht ein alter Eichenbaum,
Der herrlichste von allen in dem Hain.
Er steht allein auf grünem Rasenplatz,
Umgeben, wie ein Eiland, vom Gebüsch.
Die Eiche ist der Elfen Lieblingsbaum,
Sie ruhn auf ihren Blättern, wiegen sich,
Und freu'n sich gaukelnd hier im Mondenschein.
Oft führt der Weidmann seinen Sohn dahin,
Zeigt auf dem Rasen manchen dunkeln Kreis
Vom Elfen-Reigentanz um Mitternacht,
Und warnet ernst, den Baum nicht zu verletzen.
Die Phantasie hat diesen stillen Ort
Durch ihren Zaubersegen eingeweiht,
Dem, wie das Landvolk sagt, kein böses Ding
Sich straflos naht. Die graunvermischte Lust,
Die mich als Kind bey diesem Quell befiel,
Verlor sich mit den reifern Jahren nicht;
Jetzt aber regte sie noch höh're Lust
Und ein geheimnißvolles Grauen auf.
Einsam der Quell; ein Felsenhügel hebt
Sich nebenan; ein alter Eibenbaum
Drängt sich aus dem gespaltenen Gestipp,
Das auf die eingehöhlten Wasser schaut,
Die langsam quellen, leis' und ungesehn.
Der Natterzungen glänzend helles Grün
Senkt abwärts seine Blatter, lang und schmal,

Digitized by Google

Von deren wallendem Hinstreifen sich
Des Wassers stille Spiegelfläche bricht.
Des Ortes stillen Reiz umfaßt ein altes
Gehölz; die Stille stört kein andrer Laut,
Als nur ein solcher, der das Schweigen liebt:
Das Luftgesäusel oder Stromgemurmel,
Das, dumpf hingleitend, kaum vernommen wird.
O holder Ort! Wie freute sich mein Geist
In deiner Ruhe stillem Heiligthum!
Mit welcher Lust floh ich das Weltgewirr
Und eilte in den Schooß der Einsamkeit!
An einem Frühlingsabend ging ich einst
Dahin, und schaute sitzend zum Gewölk,
Das in dem Lufthauch dunkelroth verschmolz.
Sieh! da erhob ein Wind sich; jeder Stoß,
Der eine stärker als der andre stets,
Erschütterte betäubend meine Sinne.
Plötzlich verdunkelt Nacht den Himmelsraum,
Und Regentropfen fallen groß und schwer,
Und Stürme toben heulend durch den Wald.
Der schwere Regen fiel, so schien es mir,
Mit angenehmer Kühlung auf mein Haupt.
Das Windgebraus, der heisch're Wassersturz,
Sich mischend mit dem dumpfen Waldgebrüll,
Verschmolz in eine wilde Harmonie.
Ich saß auf einem Fels; die Herrlichkeit
Des Ungewitters füllte mir den Geist;
Und wie der Donner rollte, und der Blitz
Verweilend am entglühten Himmel hing,
Und sich der graue Wald vor mir bindehnte,
Schwand mir Gedanke und Bewußtseyn hin,
Und in das Schauspiel schien ich aufgelöst.
Nun endlich nahte sich dem Quell ein Licht,
Und ich erblickte meinen guten Ohm,
Die grauen Locken von dem Nachtsturm triefend.
Er kam, schloß mich in seinen Arm, und rief:
»Gott sey gedankt! Mein Kind ist unverletzt.« —
Tief drangen seine Worte mir ins Herz;
Ich fiel ihm um den Hals, und sagt' ihm Alles.
Gott war in mir; ich sprach, wie ich empfand.
Er glaubte mir. Bald wird nun auch die Welt
An meine Sendung glauben, denn der Herr,
Er wird erheben sich in seinem Grimm,
Er wird ausströmen seinen Zorn, und sie,
Die Unterdrücker, werden untergehn. —

Die Liebe zeigt sich in diesem Gedichte drey Mal in ihrer edelsten Gestalt: als besiegte Leidenschaft, als Entsagung und gleichsam ätherischer Nachklang. Auf solche Weise liebt Johanna einen ländlichen Jugendgefährten; auf solche Weise liebt der edle Kämpfer Konrad die Agnes Sorel, und die Königin ihren Gemahl, Karl den Siebenten.

Von besonderer Schönheit sind mehrere Schlachtgemälde, nebst der Selbstvertheidigung der gottgesendeten Jungfrau in der Domkirche gegen die versammelten Bischöfe und Doctoren der Theologie, da man sie der Zauberey beschuldigt hat.

Grandios schließt das Gedicht, indem Johanna unversehrt erscheint, ohne zu sterben. Der feyerliche Krönungszug wallt durch die Straßen von Rheims. Johanna schreitet in ihrem schönsten Waffenschmuck unmittelbar vor dem König einher. Sie trägt das heilige Panier, stellt es auf den Altar, salbt das Haupt des Königs, setzt ihm die Krone auf, und spricht:

Als mein erhelltes Aug' dich, Frankreichs König,
Zu Chinon auch in der Verkleidung kannte,

Da sprach ich, wie der Geist es mir gebot,
Verkündend: Ich, mit Gottes Schwert umgürtet,
Ich würde Englands Wolf aus Orleans
Vertreiben, und in Rheims dir auf das Haupt
Die Krone setzen. Alles ist erfüllt. — — —

Dann wirft sie sich vor dem König nieder, umfaßt seine Knie, und ruft, laut weinend:

O König, ich beschwöre dich
Bey all den Millionen, deren Wohl
Und Weh von dir abhängt! Bedenke, wer
Du bist, erkenne deine Pflicht!
Wenn du die Deinen unterdrückst, wenn du,
Dich zu vergrößern, ihrer Heimat sie
Entreißest und sie selbst zur Schlachtbank führst;
Wenn du, indessen Waisʼ und Witwe jammern
In Noth und Elend, du dich kalt abwendest,
Zu horchen der Musik der Schmeichlerzunge;
Wenn du den Tod von Tausenden erfährst
Und sagst: »Ich bin ein König; es geziemt,
Daß Tausende für mich zu Grunde gehn!«
Wenn unter deiner Herrschaft Weh und Noth
Dein Reich durchzieht, des Hungers Klagelaut
Auf allen Straßen stöhnt, indessen du
Im königlichen Purpurkleide froh
An reichbedeckter Tafel schwelgend sitzest, —
Dann wolle, Gott, dem Manne gnädig seyn,
Wenn das Geschrey schuldlos Erschlagener
Empor zu deinem Richterthrone steigt! —
O Frankreichs König! Sey des Niedern Schutz,
Des Waisen Vater, des Nothleidenden
Erhalter! So wirst du der Stellvertreter
Des Himmels seyn auf Erden; Dankbarkeit
Und Liebe werden stützen deinen Thron.
O glaubʼ mir, König! Würger-Miethlinge,
So grausam sie auch schlachten, sind zu schwach,
Den blutbefleckten Thron, der unter dem
Tyrannen einstürzt, aufrecht zu erhalten! « —

Almanach de Carlsbad, ou mélanges médicaux, scientifiques et littéraires relatifs à ces thermes et au pays, par le Chevalier Jean de Carro, docteur en médecine d'Edinbourg, de Vienne et de Prague, et praticien à Carlsbad pendant la saison des eaux. Prague, 1831. Duodez, 224 Seiten.

Herr Ritter de Carro macht sich durch diesen Almanach neuerdings nicht nur um Karlsbad, sondern auch um geschichtliche und vaterländische Literatur durch den vielfach interessanten Gehalt desselben verdient. Nicht weniger als 28 Aufsätze des mannigfaltigsten Inhaltes sprechen das Interesse nicht nur der Badegäste, sondern aller gebildeten Leser an, die sich mit Karlsbad und seinen Merkwürdigkeiten näher befreunden wollen. 1) Renom de Carlsbad, von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis auf die heutige Zeit, worin gleich Eingangs die homoopathischen Aerzte hart angelassen werden: Cette méthode n'a eu de sectateurs médecins (parmi lesquels on compte même de nombreux *utraquistes* ou amphibies) que dans fort peu d'endroits, ne devant son existence qu'à l'avantage, pécuniairement très-grand sans doute, de racourcir les *comptes d'apothicaire*, et de prendre sans répugnance de prétendus remèdes en doses *infinitésimales*, dont l'efficacité gît uniquement dans le régime et la foi qu'on y

Digitized by Google

ajoute. 2) Sur le siége des passions placé dans le foie, mit klassischen Stellen belegt, wie: Fervens difficili bile tumet jecur (Hor. I. 13); saevit circa jecur ulcerosum (Hor I. 25); si torrere jecur quaeres idoneum (Hor. IV. 1) u. s. w. 3) Sur le mercure dans ses rapports avec Carlsbad, wider den Mißbrauch der Merkurialmittel. 4) Histoires de maladies, verzweifelte, durch den Gebrauch der Karlsbader Brunnen geheilte Krankheitsfälle. 5) Renseignement sur l'eau acidulée de Giesshübel ou Buch-Säuerling, die chemische Analyse desselben; 6) Anecdote sur la crainte de l'incrustation des intestins, woraus erhellet, daß sogar in den Köpfen von Aerzten noch die Idee spukt, daß das Karlsbader Wasser die Eingeweide mit Steinrinde überziehen könne. 7) Anecdotes sur la crainte de l'effet nuisible des eaux sur l'émail des dents, et sur l'antiquité de l'usage de la sauge, das letzte nach dem Ausspruche der Schule von Salerno: cur moriatur homo, cui salvia crescit in horto? 8) Michel de Montaigne sur la manière dont on faisait, de son temps, usage des eaux minérales, eine Stelle aus den essais vol. VII. L. 2. ch. 37. 9) Écrivain du seizième siècle sur Carlsbad, jamais cité ni connu comme tel; Thomas Jordan, geboren zu Klausenburg im J. 1539, erwähnt Karlsbads in seinem im J. 1580 zu Olmütz über die mährischen Bäder gedruckten Werke. 10) Enflure des pieds observée, il y a plus de deux siècles à Carlsbad, par un grand seigneur; aus einem Briefe Karls von Zierotin, Statthalters in Mähren, vom 5. Februar 1629 an seine Tochter Bohunka, Gemahlin Hyneĉ's von Wrbna. 11) *Considérations antigastronomiques*, Carlsbad, situé dans une vallée étroite et stérile, n'est rien moins qu'un pays de bonne chère; et, au lieu d'y vivre pour manger, on n'y mange que pour vivre. Die Engländer finden höchstens nur die Preuselsbeere zu ihren cramberry-tarts. 12) Sur le siége du goût; nach den von den Herren Guyot und Admyrauld im J. 1830 zu Paris angestellten Experimenten ist der Sitz des Geschmackes in dem Zungenrande. 13) Sur le thé; der Gebrauch ist unverträglich mit eisenhältigem Gesundheitswasser, zu Karlsbad aber, dessen Wasser nur sehr wenig von Eisenoxyd enthalten, unschädlich. 14) Moyen de reconnoître la falsification du thé; mittels einer Infusion von anderthalb Gran Eisensulphurat, welche vom grünen Thee lichtblau, vom schwarzen Thee dunkelblau, vom gefälschten vielfärbig erscheint. 15) Coup-d'oeil sur la société de Carlsbad; dieselbe scheint strenge getrennt zu seyn nach der folgenden Aeußerung: L'égalité sociale n'ayant jamais existé, et n'existant nulle part, pourquoi la chercher à Carlsbad, où même les bourgeoises du *Wiese* se croient de grandes dames, en comparaison de plébéiennes des autres rues, moins recherchées que la leur? En tout pays, et dans toutes les classes, on aime une société intime qu'on préfère en général resserrer qu'étendre. 16) Sur le prétendu danger de la situation de Carlsbad au-dessus d'un volcan aquatique; eine ungegründete Volkssage. 17) Sur la colonne de vapeur observée aux sources chaudes jaillissantes de l'Islande; was Hr. v. de Carro hierüber im Anhange seines Werkes von Karlsbad gesagt, wird von Hrn. v. Petersen, welcher dieses Land bereiset hat, bestätigt. 18) Sur les pierres du Sprudel trouvées près de Buchau, à trois lieues et demi de distance de Carlsbad; als Bausteine dorthin übertragen. 19) Sur un écho, entre Carlsbad et le Thiergarten

Digitized by Google

et sur un distique du poëte Lobkowitz; der letzte iſt der Verfaſſer des von Studenten dem Echo zu wiederholen aufgegebenen Diſtichons:

Conturbabantur Constantinopolitani
Innumerabilibus sollicitudinibus.

20) Nouvelle traduction bohème des principales poésies et lettres de Lobkowitz et une lettre du poëte Donald Mac-Pherson; Karl Winaricky, Bibliothekar und Ceremonienmeiſter des Erzbiſchofs von Prag, gab in dieſem Jahre eine Auswahl der Oden, Elegien und Briefe von Bohuslas Lobkowitz heraus. 21) Tabatière d'ivoire tournée à Carlsbad par Pierre le Grand de Russie, befindet ſich heute in dem böhmiſchen Muſeum zu Prag 22) Sur la tasse à café dans laquelle l'impératrice Elisabeth, princesse de Brunswic-Wolffenbüttel, femme de Charles VI, but les eaux de Carlsbad, en 1721; ebenfalls im böhmiſchen Nationalmuſeum. 23) Opéra italien joué à Carlsbad en 1765; ſcheint zu Ehren des Prinzen Heinrich von Preußen, der ſich dazumal zu Karlsbad befand, gegeben worden zu ſeyn. 24) Lettre sur l'état de la littérature polonaise contenant des notices sur deux illustres poëtes de cette nation, qui honorèrent Carlsbad de leur présence en 1829; eine ſehr intereſſante Ueberſicht der neueſten polniſchen Literatur von einem ſiebzehnjährigen Polen in einem Briefe an Hrn. v. Bonſtetten. Das Seitenſtück hiezu iſt: 25) Lettre sur l'état actuel de la littérature russe, par une Demoiselle. 26) Coup-d'oeil sur la littérature bohème par Göthe; aus den Berliner Jahrbüchern, März, Nr. 58—60. 27) Sur l'état présent de la littérature bohème, par Charles Winaricky; aus dem Deutſchen überſetzt, vollendet die Trilogie der Ueberſicht der drey ſlaviſchen Literaturen, und den Beſchluß macht: 28) Les adieux du docteur Ryba à Carlsbad; mit deſſen erſtem Diſtichon auch dieſe Anzeige Abſchied nimmt:

Antrorum et nemorum pubes speciosa valete,
Carolides Nymphae, vos pia vota juvent.

Herausgabe beſorgt durch J. L. Deinhardſtein.

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Acht und funfzigster Band.

1832.

I. K. u. u.
2459.

April. May. Juny.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

FRANCISCO CAROLINUM

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des acht und funfzigſten Bandes.

Seite

Art. I. 1) Recherches géographiques sur l'intérieur de l'Afrique septentrionale, comprenant l'histoire des voyages entrepris ou exécutés jusqu'à ce jour pour pénétrer dans l'intérieur du Soudan; l'exposition des Systèmes géographiques qu'on a formés sur cette contrée; l'analyse des divers itinéraires arabes pour déterminer la position de *Timbouctou*; et l'examen des connaissances des anciens relativement à l'intérieur de l'Afrique; suivies d'un appendice contenant divers itinéraires, traduits de l'arabe par M. le baron S. de Sacy et M. de la Porte. Paris.

2) A narrative of travels in northern Africa in the years 1818, 19 and 20; accompanied by geographical notices of Soudan, and of the course of the Niger; by Captain G. T. Lyon. London.

3) Neu entdeckte Denkmäler von Nubien an den Ufern des Nils von der erſten bis zur zweyten Katarakte, gezeichnet und vermeſſen i. J. 1819, und als Fortſetzung des franzöſiſchen Werkes über Aegypten, herausgegeben von F. C. Gau. Stuttgart, Cotta. Paris, Didot.

4) Journal of a visit to some parts of Ethiopia by George Waddington. London.

5) Voyage à Méroé, au fleuve blanc au-delà de Fâzogl dans le midi du royaume de Sennâr à Syouah et dans cinq autres oasis; fait dans les années 1819, 1820, 1821 et 1822, par M. *Frédéric Caillaud*. Imprimé par autorisation du Roi, à l'imprimerie royale.

6) Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa in the years 1822, 1823 and 1824, by Major *Denham*, captain *Clapperton*, and the late doctor *Oudney*. London.

7) Journal of a second expedition into the inferior of Africa from the bight of Benin to Soccatoo, by the late commander Clapperton of the royal navy. London.

8) Reiſen in Nubien, Kordofan und dem peträiſchen Arabien, vorzüglich in geographiſch-ſtatiſtiſcher Hinſicht, von Dr. Eduard Ruppell. Frankfurt a. M.

9) Journal d'un voyage à Tomboctou et à Jenné dans l'Afrique centrale, précédé d'observations faites chez les Maures Braknas, les Nalous et d'autres peuples, pendant les années 1824, 1825, 1826, 1827, 1828 par *René Caillié*. Paris 1830.

10) Narrative of discovery and adventure in Africa from the earliest ages to the present time: with illustrations of the geology, mineralogy, and zoology, by professor Jameson, James Wilson and Hugh Murray. Edinburgh 1830.

11) Remarques et recherches géographiques sur le voyage de M. Caillié dans l'Afrique centrale, par M. Jomard. 1831.

12) Das Land zwiſchen den Katarakten des Nils, aſtronomiſch beſtimmt und aufgenommen im J. 1827 von A. Prokeſch. Wien, 1831 1

Digitized by Google

Seite

Art. II. Forſchungen aus den Geſchichten Oeſterreichs und Bayerns (Schluß). 81

III. *On Light.* By J. F. W. *Herschel.* London 1830 . 145

IV. 1) Kirchliche Topographie von Oeſterreich. Zehnter Band. Oder: Hiſtoriſche und topographiſche Darſtellung des Stiftes Kremsmünſter in Oeſterreich ob der Enns. Aus den Stiftsquellen gezogen, geordnet, berichtiget, und bis auf das Jahr 1830 fortgeſetzt von P. Ulrich Hartenſchneider.

2) Der kirchlichen Topographie von Oeſterreich eilfter Band. Oder: Hiſtoriſche und topographiſche Darſtellung von den Märkten Wolkersdorf und Großrußbach und ihren Umgebungen, oder das Dekanat Pillichsdorf. Von Aloys Schützenberger. Mit einem Anhange: Geſchichte des erſten Kloſters der Klariſſerinnen in Wien; aus Originalurkunden gezogen von Joſeph Herborn . . 175

V. 1) Der letzte Ritter. Romanzenkranz von Anaſtaſius Grün. München, 1830.

2) Der Cid. Ein Gedicht von Maximilian Löwenthal. Wien, 1831.

3) Das Habsburglied. Von Lud. Aug. Frankl. Wien, 1832 205

VI. Koloſtogade. Ein Heldengedicht aus den Sagen der Czechiſchen Vorzeit, von Ludw. Alois John. Prag, 1832 214

VII. Historia de la Literatura Española, escrita en Aleman por *Bouterwek*, traducida al Castellano y adicionada por D. José Gomez de la *Cortina* y D. Nicolés *Hugalde y Mollinedo.* Madrid 1829. Tomo I. . . . 220

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LVIII.

Hans Holbein's Todtentanz, in 53 getreu nach den Holzſchnitten lithographirten Blättern, herausgegeben von J. Schlotthauer. München, 1832 1

Sojuti's Leben und Schriften 25

Mittheilungen aus Kleinaſien. Vom Obriſtlieutenant von Prokeſch-Oſten 41

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1832.

Art. I. 1) Recherches géographiques sur l'intérieur de l'Afrique septentrionale, comprenant l'histoire des voyages entrepris ou exécutés jusqu'à ce jour pour pénétrer dans l'intérieur du Soudan; l'exposition des Systèmes géographiques qu'on a formés sur cette contrée; l'analyse de divers itinéraires arabes pour déterminer la position de *Timbouctou*; et l'examen des connaissances des anciens relativement à l'intérieur de l'Afrique; suivies d'un appendice contenant divers itinéraires, traduits de l'arabe par M. le baron S. de Sacy et M. de la Porte; et plusieurs autres relations ou itinéraires également traduits de l'arabe, ou extraits de voyages les plus recents; ouvrage accompagné d'une carte par C. A. Walckenaer, membre de l'institut; à Paris 1821. 525 S. Oktav.

2) A narrative of travels in northern Africa in the years 1818, 19 and 20; accompanied by geographical notices of Soudan, and of the course of the Niger, with a chart of the routes, and a variety of coloured plates, illustrative of the costumes of the several natives of northern Africa; by Captain G. T. Lyon, R. N companion of the late Mr. Ritchie. London 1821. Großquart. 383 S.

3) Neu entdeckte Denkmäler von Nubien an den Ufern des Nils von der ersten bis zur zweyten Katarakte, gezeichnet und vermessen i. J. 1819, und als Fortsetzung des französischen Werkes über Aegypten, herausgegeben von F. C. Gau. Stuttgart, im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung. Paris, gedruckt bey Firmin Didot, Jakoberstraße Nr. 29. 1822. Im größten Folio.

4) Journal of a visit to some parts of Ethiopia by George Waddington, esq. fellow of trinity college Cambridge; and the Rev. Barnard Hanbury of Jesus college, A. M. F. A. S., with maps and other engravings. London, John Murray, Albemarle - Street. 1822. Großquart. 333 Seiten.

5) Voyage à Méroé, au fleuve blanc au-delà de Fâzogl dans le midi du royaume de Sennâr à Syouah et dans cinq autres oasis; fait dans les années 1819, 1820, 1821 et 1822, par M. *Frédéric Caillaud*, de Nantes, associé correspondant de la société académique de Marseille, membre de celle de la Loire-inférieure, et de la société de géographie; accompagné de cartes géographiques, de planches représentant les monumens de ces contrées, avec des détails relatifs à l'état moderne et à l'histoire naturelle; dédié au roi. Imprimé par autorisation du roi, à l'imprimerie royale. 1826. Oktav. I. Band 429 S., II. B. 442 S., III. B. 431 S., IV. B. 413 S.

Digitized by Google

6) Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa in the years 1822, 1823 and 1824, by Major *Denham*, captain *Clapperton*, and the late doctor *Oudney*, extending across the great desert to the tenth degree of northern latitude, and from Kouka in Bornou, to Sackatoo, the capital of the Fellatah empire, with an appendix, published by authority of the right honourable Earl Bathurst, one of His Majesty's principal secretaries of state, and dedicated by permission to His Lordship by Major Dixon Denham of His Majesty's 17th regiment of foot, and captain Hugh Clapperton of the royal navy the survivors of the expedition. London 1826. Großquart. Erſtens 335 S., dann das Tagebuch der Excurſion 269 S., zuſammen 604 S., mit 43 Kupfertafeln und einer Generalkarte.

7) Journal of a second expedition into the inferior of Africa from the bight of Benin to Soccatoo, by the late commander Clapperton of the royal navy, to which is added the journal of Richard Lander from Kano to the sea-coast partly by a more eastern route, with a portrait of captain Clapperton, and a map of the route, chiefly laid down from actual observations for latitude and longitude. London 1829. Großquart. 355 Seiten.

8) Reiſen in Nubien, Kordofan und dem peträiſchen Arabien, vorzüglich in geographiſch-ſtatiſtiſcher Hinſicht, von Dr. Eduard Rüppell. Mit acht Kupfern und vier Karten. Frankfurt a. M., bey Friedrich Willmanns, 1829. Oktav. 388 Seiten.

9) Journal d'un voyage à Tomboctou et à Jenné dans l'Afrique centrale, précédé d'observations faites chez les Maures Braknas, les Nalous et d'autres peuples, pendant les années 1824, 1825, 1826, 1827, 1828 par *René Caillié*, avec une carte itinéraire, et des remarques géographiques p. M. Jomard, membre de l'institut. Paris 1830. T. I. 475 S., T. II. 421 S., T. III. 300 S. Oktav. Mit einer Karte.

10) Narrative of discovery and adventure in Africa from the earliest ages to the present time: with illustrations of the geology, mineralogy, and zoology, by professor Jameson, James Wilson, Esq. F. R. S. E. and Hugh Murray, Esq. F. R. S E. with a Map; plans of the routes of Park, and of Denham and Clapperton and engravings by Branston. Edinburgh 1830. Kleinoktav. 492 S.

11) Remarques et recherches géographiques sur le voyage de M. Caillié dans l'Afrique centrale, par M. Jomard, membre de l'institut; comprenant l'analyse de la carte itinéraire et de la carte générale du voyage, rédigées par le même; suivies des vocabulaires recueillis par M. Caillié, de son itinéraire jour par jour, de l'explication des planches du voyage, et de notes sur plusieurs points d'histoire naturelle et de géographie, terminées par les documens et pièces diverses. 1831. 256 Seiten. Oktav.

12) Das Land zwiſchen den Katarakten des Nils, mit einer Karte, aſtronomiſch beſtimmt und aufgenommen im J. 1827 von A. Prokeſch Ritter von Oſten, k. k. Major. Wien, gedruckt und in Kommiſſion bey Karl Gerold. 1831. Oktav. 181 S.

Digitized by Google

Von den ägyptischen und nubischen Reisebeschreibungen haben die Jahrbücher der Literatur binnen den vierzehn Jahren ihres Daseyns immer fleißig Kunde genommen und gegeben, aber bisher über die Entdeckungsreisen in das innere Afrika, über die Reisen durch Aethiopien und andere Gegenden dieses noch größtentheils wenig bekannten Erdtheiles geschwiegen. Es ist Zeit, durch die Uebersicht und Zusammenstellung der Resultate der in dem letzten Jahrzehend ins Innere von Afrika und nach Aethiopien unternommenen Reisen für jetzt einen Theil dieser Schuld abzutragen, bis ein andermal Reisen in Mauritanien oder in der Barbarey an der westlichen oder südlichen Küste Afrika's unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Betrachten wir auf der Karte Afrika's weites Länder- und Völkergebiet aus dem Gesichtspunkte der verschiedenen Richtungen, in welchen dasselbe bisher von Reisenden durchstrichen und beschrieben worden, so treten uns sieben große Abtheilungen entgegen. Zuerst die nördliche Küste, womit Afrika nach der südlichen Europa's herüberschaut, d. i. die Barbaresken und die Wüste Barka bis an die Gränzen Aegyptens. Zweytens die östlichen Binnenländer und Küstenländer längs des rothen Meeres, das ist Aegypten, Nubien, Dongola, Sennar, Kordofan, Darfur und Abyssinien. Drittens auf der entgegengesetzten Seite die westliche Küste, nämlich Fes und Marokko und Senegambien, sammt der südlichen von Guinea, beyläufig in der Mitte zwischen der östlichen und westlichen Küste und beyläufig von der Mitte der nördlichen aus bezeichnet. Viertens eine gerade, d. i. südlich ins Innere fortlaufende Linie, die von den englischen Reisenden in den letzten zehn Jahren zur Entdeckung des inneren Afrika eingeschlagenen Straßen; sie führet zwischen den westlich wohnenden Völkerstämmen der Twarik und der östlich wohnenden der Tibu nach Fesan und Bornu an den großen Binnensee Tschad, wo die Völkerschaften der Kenembu und Begharni wohnen, wo die Hauptstädte Kuka und Alt- und Neubirni. Fünftens Sudan oder Nigritien, mit der von so vielen Reisenden wie das gelobte Land verkündeten und unerreichten Hauptstadt Tomboktu, wo die Reiche Haußa, Mandara und Bambarra, die Völkerschaften der Schuwa oder Schewa und Sakatu, die Hauptstadt der Felata. Sechstens das Vorgebirge der guten Hoffnung mit dem benachbarten Lande der Kaffern. Siebentens das hohe, bisher noch gänzlich unbekannte Tafelland des südlichen Afrika, dessen Ausdehnung vierzig volle Grade beträgt, zehn nördlicher und dreyßig südlicher Breite, und welches bis

Digitized by Google

jetzt vorzugsweise die terra incognita des Erdballs. Wenn über diesen großen Erdstrich noch gar nichts bekannt, so ist dafür das nordwestliche Küstenland, nämlich Aegypten, desto mehr und schon bis zum Ueberflusse und Ueberdruße beschrieben worden, minder die höher den Nil hinaufsteigenden Länder Nubien, Dongola, Sennar und Abyssinien. Die in diese vier Länder unternommenen jüngsten Reisen, die, welche in der mittleren Richtung von Tripolis bis an den See Tschad, und endlich die, welche in Sudan selbst Statt gefunden, sind der Gegenstand dieser Uebersicht, welche also in drey Theile zerfällt: 1) in die Reisen nach Nubien und Abyssinien; 2) in die Reisen nach Fesan und Bornu; 3) in die Reisen nach Sudan und Tomboktu.

I. Nubien und Abyssinien.

Reisen nach Aegypten und Griechenland wird man bald so viele zählen, als Reisen nach Frankreich und Italien. Wer Aegypten betreten, ohne die Pyramiden gesehen zu haben, wird sich wohl mit keiner ägyptischen Reisebeschreibung aufzutreten wagen, die heute schon ein gewagtes Unternehmen für den wäre, der nicht weiter, als bis an die Pyramiden gekommen. Um Aegypten in seiner vollen Länge durchreiset zu haben, muß man bis zu den ersten Katarakten des Nils gekommen seyn, und diese Gränzen haben sich die meisten ägyptischen Reisebeschreiber gesteckt. Die ersten Katarakten sind die natürliche südliche Gränze Aegyptens, die politische ist zu verschiedenen Zeiten bald mehr, bald minder hoch gegen Nubien und den zweyten Wasserfall gesteckt worden, doch immer innerhalb desselben geblieben; erst in unserer Zeit hat Mohammed Ali, der Statthalter Aegyptens, seine Waffen zur Zerstörung der Mamluken über die zweyte Katarakte hinaus nach Dongola und bis gegen Abyssinien getragen, und durch diesen Feldzug europäischen Reisenden die Gelegenheit verschafft, das Land oberhalb der zweyten Katarakte, wiewohl nicht ohne Gefahr und große Beschwerden, zu bereisen. Mit weit größerer Sicherheit aber als vormals und ohne Beschwerde zu Wasser hat die Nilfahrt in dem unteren Nubien, welches noch zu dem Gebiete Mohammed Ali's gehört, nämlich zwischen der ersten und zweyten Katarakte Statt, und wir haben in diesen Jahrbüchern bereits ein halbes Dutzend von Reisebeschreibungen angezeigt *), deren Verfasser, wie Nor-

*) 1) Travels in Egypt, Nubia by Henry Light, London 1818, im XLV. Bande. 2) Narrative of a journey — beyond the Cataracts, by Th. *Legh*. London 1817; eben da. 3) Travels

den, den Nil von der ersten Katarakte bis zur zweyten hinauf und wieder hinunter fuhren, und die Denkmale an den beyden Ufern beschrieben. Dieses haben die Engländer Light, Legh, Henniker, der Italiener Belzoni und der Deutsche Burckhardt gethan, von denen der letzte aber noch weiter hinaus bis Schendi vorgedrungen. In ihre Fußstapfen traten die Deutschen Gau und Prokesch nur bis an die zweyte Katarakte, ihr Landsmann Rüppel aber weiter hinaus bis nach Kordofan, der Engländer Waddington bis an die Tempel und Pyramiden von Dschebel-el-Berkal und Bellal bis an den 18. Grad südlicher Breite, der Franzose Cailliaud aber bis an den 10. Grad südlicher Breite; der letzte ist also 14 Grade weit über die erste Katarakte des Nils wissenschaftlich forschend vorgedrungen, und hat also das Siebenfache der Länderstrecke zwischen den zwey Katarakten durchmessen, welche nur zwey geographische Grade (24° — 22°) beträgt. Der dem Werke Cailliaud's beygegebene Atlas von Karten dieser Länderstrecke von 14 geographischen Graden ist wenigstens zum Theil nach astronomischen Beobachtungen entworfen, und es ist daher ganz und gar unrichtig und unstatthaft, wenn Hr. Prokesch Ritter von Osten in seinem am Bord der k. k. Fregatte Hebe im Jänner 1830 geschriebenen Vorworte sagt: »Mit Philä endet, wissenschaftlich »gesprochen, nach jener Richtung die bekannte Erde. Diese Insel »war noch i. J. 1827 der letzte astronomisch bestimmte Punkt. — »Der Verfasser hat die Gränze des wissenschaftlich bekannten »Gebietes bis an die großen Katarakten des Nils hinausgeschoben.« Die Reise Cailliaud's und die astronomischen Beobachtungen desselben hatten schon im J. 1820 Statt gefunden, und seine Reise ist schon im J. 1826 erschienen; noch vier Jahre früher erschien das Prachtwerk Gau's, welcher alle zwischen den beyden Katarakten auf beyden Seiten des Nils gelegene Tempel als Architekt vermessen und aufgenommen, und mit wissenschaftlichem Reiseberichte begleitet hat. Cailliaud's und Gau's Werke mochten dem Ritter von Osten am Bord der Fregatte unbekannt geblieben seyn; da er aber seitdem längere Zeit in Wien, als in Aegypten gewesen, hätte er von obigen Werken auf der k. k. Hofbibliothek leicht Kenntniß nehmen können, und die von den

in Nubia, by J. L. *Burckhardt* London 1819; eben da. 4) Narrative of the operations and discoveries in Egypt and Nubia etc., by *Belzoni*. London 1820; eben da. 5) Travels extending as far the second cataract of the Nile etc., by R. *Richardson*. London 1822; im XLIX. Bande. 6) Notes during a visit to Egypt, Nubia etc., by S. F. *Henniker*. London 1823; eben da.

Digitized by Google

seinigen abweichenden Angaben derselben berücksichtigen sollen. Diese Berücksichtigung der Vorgänger scheint uns eine unerläßliche Pflicht eines heutigen Reisebeschreibers, besonders wenn derselbe ein Deutscher. Der Verfasser schließt sein Vorwort mit den Worten: »Er hat kein Wort mehr gesagt, als er nothwendig hält, und keines, für dessen Wahrheit er nicht bürge.« Dem Recensenten scheinet aber, daß es nothwendig, die von den Vorgängern abweichenden Angaben zu rechtfertigen, hingegen die Versicherung des Verfassers, daß er für die Wahrheit jedes seiner Worte bürge, überflüssig. Kein Reisebeschreiber will etwas anderes als Wahrheit geschrieben haben, und steht schon dadurch, daß er seinen Namen dem Buche vorsetzt, für die Wahrheit desselben ein; ein jeder verbürgt die Wahrheit seiner Erzählung. Wenn die Berichte verschiedener Reisenden von einander abweichen, kann, was wirklich wahr, nur aus der Uebereinstimmung mehrerer Reisenden gegen einen, oder aus den von diesem wider jene vorgebrachten Beweisgründen ausgemittelt werden. Die Glaubwürdigkeit eines topographischen oder historischen Zeugen hängt, bey vorausgesetzter gleicher Wahrheitsliebe, von seiner Fähigkeit, von der Richtigkeit seiner Beobachtungsgabe, von der Schärfe seines Urtheils, von der Treue seiner Darstellung ab. In manchen Fällen ist der unterrichtete Leser wohl von seinem Pulte aus zu beurtheilen im Stande, welche von mehreren abweichenden Angaben verschiedener Reisender die richtige sey, wie z. B. in der Verschiedenheit der Aussprache der eigenen Namen von Oertern und Personen, wo über die richtigste kein Zweifel obwalten kann, sobald das Wort in der Ursprache selbst geschrieben vorliegt. Dieses hat aber nur in den wenigsten Fällen Statt, in den meisten muß das Urtheil des Lesers über die Richtigkeit der Angaben verschiedener Reisender, welche von einander abweichen, durch die Vor- oder Nachkenntniß ihrer Beobachtungsgabe, ihres Auffassungsgeistes, ihrer persönlichen Wahrheitsliebe, ihrer Gewohnheit, ins Lichtere oder Dunklere zu malen, und aus der Zeit und dem Fleiße, welche sie auf ihre Beobachtungen verwenden wollten oder konnten, ausgemittelt werden. Es ist ein Unglück für die Glaubwürdigkeit eines Reisenden, wenn derselbe, wie Hr. Cailliaud, von mehreren anderen beschuldiget wird, nicht immer richtigen Bericht erstattet zu haben, und wo demselben ein so kenntnißreicher, unermüdet forschender Reisender, wie Hr. Rüppel, widerspricht, werden wohl nicht allein deutsche Leser diesem wider jenen beyfallen müssen. Wenn die astronomischen Beobachtungen verschiedener Reisender um einige Sekunden von einander abweichen, kann der Beurtheiler von seinem Zimmer aus wohl

Digitized by Google

gar kein Urtheil darüber haben; wenn aber in dem Aufriß von Gebäuden die im Durchfluge skizzirten Umrisse eines Dilettanten den bey voller Muße und mit großem Fleiße von einem sachverständigen Architekten in ihrem ganzen Detail aufgenommenen Plane derselben Gebäude so in den Maßen als in der Säuleneintheilung widersprechen, so wird das Urtheil des Lesers wider jenen für diesen entscheiden müssen. Dieses ist der Fall mit den auf der Karte des Hrn. v. Prokesch befindlichen Umrissen der an vierzehn Orten zwischen den beyden Katarakten befindlichen Ruinen großer Monumente, nämlich der von Dabot (Debut), Kartas, Taffeh, Kelabsche, Gharb Meroe, Dscherf Husein, Dake (Dekke), Ofeddinah, Hamada, Abusombol, auf dem linken westlichen und der von Saboa Dör (Dehr), Alahuda, Wadi Halfa auf dem rechten östlichen Ufer des Nils, deren meiste ganz andere Verhältnisse, Maße und Eintheilungen haben, als die in Hrn. Gau's großem architektonischen Werke, in welchem die Pläne und Zeichnungen die Hauptsache, der Text nur eine Beygabe ist; dasselbe gibt die Pläne von Debut, Kartas, Taffeh (das er Tefah nennt), Kelabsche, Dandur (zwischen Kelabsche und Gharb Meroe), welches H. v. Prokesch ganz und gar mit Stillschweigen übergeht, von Girsche (bey Prokesch Gerf Husein), von Dekkeh, von Kersch (das bey Prokesch so im Buche als auf der Karte fehlt, wenn es nicht etwa dasselbe mit Offedmah seyn sollte), von Maharaga (welches Prokesch nicht beschreibt), von Essabaa (bey P. Saboa), von Amadan (bey P. Hamada), von Derri (Dehr), von Ibrim, von Abusambul, von den Felsengrotten zu Balanije. Außerdem enthält Gau's Werk noch die Zeichnungen und Plane von ägyptischen Monumenten von Komombos, Philä u. dgl., die hier, wo wir uns bloß mit dem Lande ober den Katarakten beschäftigen, außer unserem Gesichtskreise liegen. Wiewohl der Text beym Werke Gau's nur Nebensache, so enthält derselbe doch äußerst schätzbare architektonische und ethnographische Bemerkungen. Er bemerkt, daß sich die Typen der ganzen ägyptischen Baukunst in den nubischen Denkmälern vorfinden. Von den ersten noch in Felsen gehauenen Versuchen an bis zu den freystehenden Gebäuden unter den Ptolemäern und Römern in drey Perioden: 1) mit unvollkommener Skulptur in die Gebirgsmassen eingegraben; 2) die Blüthe der Kunst in Aegypten in der Ebene, wie zu Thebe und Tentyra; 3) der Verfall der ägyptischen Baukunst, indem die ungeheuren Massen verschwinden, und leichtere Formen an ihre Stelle treten. Nubien ist die Wiege der ägyptischen Baukunst, deren Gebiet im Norden durch die Pyramiden

Digitized by Google

von Memphis, im Süden durch die von Schendi begränzet ist. Hr. Gau würde wohl statt Schendi Berkal oder Bellal gesagt haben, wenn er Waddington's und Cailliaud's Entdeckungen der dortigen Pyramiden gekannt hätte. Er hält die Gebäude aus Kalk und Sandstein für die ältesten, die aus Granit für römisch, und ist nicht der Meinung, daß die ägyptische Architektur den Griechen zum Muster gedient habe. Die Denkmale der nubischen Baukunst sind groß und einfach, im Einklange mit der sie umgebenden Natur, woraus die Gleichförmigkeit noch mehr als aus der Religion zu erklären; sie sind symmetrisch angeordnet, aber geschmacklos; die Skulptur eignet sich die Thierformen plastisch an, aber die Malerey ist auf niederer Stufe. Ueber den Charakter der Landschaft und der Bewohner Nubiens lassen wir Hrn. Gau selbst sprechen:

»Es ist nicht leicht eine Reise in ein Land, wie Nubien, wo die Natur kaum eine Spur von Vegetation zurückgelassen hat, wo den Reisenden nichts als eine traurige Einförmigkeit umgibt, so zu beschreiben, daß man die Aufmerksamkeit des Lesers stets gefesselt hält, und seine Phantasie beschäftigt. Kahle Gebirge, traurige Einöden und unabsehbare Sandwüsten kehren unaufhörlich wieder. Tage und Nächte folgen auf einander fast ohne allen Wechsel der Witterung. Auch die Lebensart und die Industrie der Eingebornen tragen denselben Charakter der Einförmigkeit an sich, und man ist fast geneigt, ihnen Sitten und Gebräuche überall abzusprechen, so armselig und entblößt ist ihr trauriges Leben. Das Wenige, was wir von der neuern Geschichte dieses Landes wissen, ist nichts als eine Folge von Zerstörungen und Räubereyen und von zwingherrlichen Gewaltthaten; nichts bleibt übrig, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, als die vielen majestätischen Denkmäler, die stummen Zeugen der Große eines erloschenen Geschlechtes. Die jetzigen Aegypter und Nubier haben indessen die häuslichen Tugenden, die den alten Araber auszeichneten, noch zum Theil bewahrt; eine unbegränzte Gastfreundschaft, eine ungewöhnliche Mäßigkeit und eine unerschütterliche Festigkeit in allem, was dem religiösen Glauben ihrer Väter angehört, sind ihnen eigen. Man würde sie sehr falsch beurtheilen, wenn man ihren Charakter nur aus der langen Sklaverey abnehmen wollte, in welcher dieses edle Volk seufzet; denn feige und entartet sind sie noch nicht, sondern alles weiset darauf hin, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, daß sie einst das Joch ihrer asiatischen Tyrannen abschütteln werden. Die Sitten der Türken zeugen von einem Verfalle, der unfehlbar den Untergang ihrer Herrschaft nach sich ziehen wird; sie sind den Ausschweifungen gänzlich ergeben, jeder Arbeit unfähig und nur zu befehlen gewohnt.«

Hr. Gau kömmt auf die alte Ansicht zurück, daß die Kunst des Alterthums nur durch die Nachahmung der Natur und nicht durch ein dem Künstler vorschwebendes Ideal sich zu der Höhe, auf welcher wir sie bestaunen, geschwungen habe.

»Auf hohen Würfeln von Erde, die an den Ecken der Kornfelder vertheilt waren, standen Knaben und Mädchen, um durch Lärmen und Händeklatschen die Vögel von der gereiften Frucht zu verscheuchen. Die

Digitized by Google

Symmetrie, in welcher die Fußgestelle der Länge nach aufgestellt, die dunkle Körperfarbe der völlig nackten Kinder, der Glanz der vergoldeten Kornähren und das magische Licht einer dämmernden Morgenbeleuchtung verursachten eine Täuschung eigener Art; sie erinnerten mich lebhaft an manche plastische Darstellung alter Kunst, und geben uns einen neuen Beweis, wie treu die Künste des Alterthums die sie umgebende schöne Wirklichkeit aufzufassen wußten, und wie entfernt wir von dem wahren Verständnisse der Antiken sind, wenn wir ihre Vorbilder in einem unbekannten vorgeblichen Ideale aufsuchen.«

Wir beginnen nun die Wanderung von den ersten Katarakten bis zu den zweyten des Nils mit Gau und Prokesch, nicht ohne Rückblick auf ihre Vorgänger (Norden, Light, Legh, Henniker), und werden dann jenseits der zweyten Katarakte, wo uns diese Geleitsmänner verlassen, mit Waddington, Rüppel und Cailliaud nach Abyssinien, Kordofan bis in den südlichen Theil von Sennar fortsetzen. Den Charakter des Landes zwischen den beyden Katarakten, welches dermal in die vier Bezirke von Kelabsche, Dehr, Ibrim und Wadihalfa zerfällt, schildert Hr. v. Prokesch wie folgt:

Wie Aegypten, ist auch das Land zwischen den Katarakten nur auf das Nilthal beschränkt. Aber wenn dort der Anbau über mehrere Stunden Bodens auf beyden Seiten des Flusses sich verbreitet, so reicht derselbe hier nur selten über das eigentliche Ufer hinaus, und ist an den meisten Orten auf ein Paar hundert Schritte, der trostlosen Wüste abgerungen, beschränkt. Die Farbe der Wüste ist mehr ins Rothe fallend, denn in Aegypten. Glänzend schwarze, wie mit Schlacken überzogene Felsenkegel durchziehen und brechen in langen Reihen die Oede. Am Nil prangen die Palme, der Dattelbaum, die Aetle (Tamar. orient.), der Sissabana, Sajal und Talha, die zu den Mimosen gehören, mit üppiger Färbung. Dazwischen blicken ärmliche runde Hütten durch, an Farbe von dem Felsgesteine kaum unterscheidbar. Vor diesen Behausungen hockert ein schwarzes, nacktes Volk. Der Strom aber führt seine majestätischen Wasser durch die fast ununterbrochene, dichte Baumbegränzung. Er ist in hohe Ufer eingefangen, durch blühende Inseln erweitert, von zerfallenen Städten aus christlicher Zeit, von Warten und Ruinen aus derjenigen der Römer, von mächtigen Tempeln und Tempelresten aus der vorgeschichtlichen begleitet. Das ist, im Allgemeinen, der Anblick des Landes.« — »Der Nubier ist in Sprache, Farbe und Körperbildung deutlich von dem Araber verschieden. Er ist schwarz, hat gekraustes Haar, aber weder platte Nase, noch aufgeworfene Lippen, wie die übrigen Negerstämme, überhaupt sind seine Gesichtszüge nicht unangenehm. Sein Auge ist groß, sein Blick scharf und lebendig, sein Wuchs schlank, seine Bewegungen sind rasch und gelenkig. Die Weiber sind im Durchschnitt häßlicher als die Männer, klein, mager. Ich sah höchst wenige, welche hubsch genannt werden konnten. Die jungen selbst sehen alt aus, denn Klima, Elend und Schmutz verschwören sich gegen die Jugend. Der Araber ist in Nubien derselbe wie in Aegypten. Er ist Fellah dort und hier. Doch bewohnt er den undankbarsten Theil des Landes zwischen den Katarakten. Dagegen sind in den Städten Dör und

Digitized by Google

Ibrim Araber die Herren. Die Bewohner des Wadi-Arab sind des Stammes Alegat.«

Hr. v. Prokesch schickt seiner Beschreibung der einzelnen Ruinen eine schätzbare Topographie und Statistik der oberwähnten vier Bezirke des Landes zwischen den Katarakten voraus, mit Bemerkungen über das Steuersystem, die Verwaltung, Religion, Haushaltung, Viehstand, Bebauung des Bodens und die alte Geographie des Landes. Er beginnt mit der Schilderung der großen Katarakten von einem am linken Ufer des Nils, eine deutsche Meile oder Wadihalfa senkrecht in den Strom abstürzenden Felsen, wahrscheinlich demselben, den Belzoni Ebschir nennt:

»Welch ein Anblick von dieser Höhe! Die Natur, als wisse sie ungesehen zu bleiben, putzt sich nicht einmal, wie zu Philä, mit Schrecklichem auf, sondern sie legt ihre nackte Häßlichkeit aus. Zwischen wundersam gestalteten, unendlich mannigfaltigen, schwarz glänzenden, spitzen und schneidenden Klippen wälzt der Nil, abwechselnd von einer halben bis zu einer ganzen Stunde breit, seine trüben, empörten Wasser hindurch. Felsen stürzen vom linken Ufer tief ab. Am rechten ahmt das Land das Bild der Klippen nach, und es wird für das Auge schwer zu errathen, wo das Gebiet des Stromes endet, und dasjenige der Wüste beginnt.«

Die Katarakten, sowohl die oberen, als die unteren, heißen Schellal und nicht Tschellal, wie Hr. v. P. irrig schreibt; so schreibt er auch irrig Sagieh statt Sakije oder Sakijet, d. i. die Schöpfräder, womit das Land bewässert wird; alle andern Reisenden vor ihm haben richtig Schellal und Sakije gehört und geschrieben. Ueber die richtige Aussprache kann hier kein Zweifel obwalten, da die Wörter aus Büchern Orientalisten allbekannt [1]); das arabische Schellal ist verwandt mit dem irländischen Shilelagh [2]), so wie Sakijet mit dem griechischen Ξαxας, dem Schenken in der Cyropädie, so daß die nächste Uebersetzung des arabischen Wortes nicht Wasserzug, sondern Wasserschenke. Ibrim ist das untere Primi des Ptolemäus, wie Niebuhr in der Erläuterung der äthiopischen In-

[1]) شلال. S. Golius fluxit, manavit citra impetum; und noch ausführlicher im Kamus ساقية rivus quo rigatur terra.

[2]) Shilelagh heißen die Stöcke der Irländer vom Walde dieses Namens, in der an Wasserfällen reichen Landschaft Leinster; wenn, wie behauptet wird, das Erisische mit der Sprache der Barabra am Atlas, und diese mit der Sprache der Barabra an den Katarakten verwandt ist, so hat diese Identität des irländischen und arabischen oder vielmehr nubischen Wortes große etymologische Wichtigkeit.

Digitized by Google

schriften im Anhange zu Gau's Reise bemerkt hat, ein Unterschied, auf welchen Waddington in dem ersten Anhange zu seiner Reise keine Rücksicht nimmt, aber Recht hat, daß Strabo's Premnis, welches Ptolemäus drey Breitengrade über die oberen Katarakten setzt, nicht Ibrim, das unter denselben liegt, gewesen seyn könne [1]); Gau macht über den Unterschied der Anlagen der ältesten ägyptischen Städte und der neueren, aus der Zeit der Griechen und Römer, eine sehr lehrreiche Bemerkung. Die zwischen den beyden Katarakten gelegenen Ruinen alter Städte sind entweder in Vierecken hart an den Ufern des Nils, oder in einiger Entfernung vom Flusse auf Anhöhen und Hügeln meistens in rundem Umkreise gebaut, jene sind altägyptische, diese, in denen das hervorragendste Gebäude heute meistens eine Kirche, gehören der späteren griechischen und römischen oder gar byzantinischen Zeit an. Nach dieser Bemerkung ist das auf einem Hügel erbaute Ibrim aus römischer Zeit. Selim I., der Eroberer von Aegypten, steckte hier die südlichste Gränze seines Reichs. Den Namen des Bezirks von Dehr, wie denselben Legh [2]) und Henniker [3]) richtig, während Norden Derri, Light Deir [4]) und Caillaud Derr [5]) schreiben, hat Hr. v. P. in Dör verhört. Nicht weniger abweichend ist die Aussprache des Hauptortes des Bezirkes Kelabsche, bey Norden Kalabsche, bey Henniker Kalebschi (Kalebshy), bey Legh Keleptschi (Kalaptshi), bey Light Gelebschi (Galabschee), bey Caillaud Kalabdsche (Qalâbcheh), und bey Gau Kalaptsche; der große Tempel daselbst ist in ägyptischem Style ein Römerwerk. Zu Debut (so nennen den Ort einstimmig alle obigen Reisenden, welchen Hr. v. P. Dabot schreibt) ist ein herrlicher Tempel aus der Zeit der Ptolemäer; zu dem Bezirke von Kelabsche gehöret noch die Insel Philâ. Merkwürdig ist der arabische Name dieses Zaubereilandes, welches von den Bewohnern Kaßr Anas el-Wudschud, d. i. der Pallast der aus der Tausend und Einen Nacht bekannten Prinzessin Ins el-Wudschud (Mensch des Daseyns), genannt wird; Anas ist eine verkehrte Aussprache des Wortes, welches nach Kamus nicht anders als Ins lautet. Diese Benennung spricht für den ägyptischen Ursprung dieses Mährchens der Tausend und Einen Nacht. Hr. v. P. fährt fort:

---

[1]) Ibrim liegt wohl auch im Rima des Elmacinus verborgen, was die Nubier auf ihrem Zuge i. J. d. H. 345 eroberten (Elmacin, p. 286). Rima verderbt statt Ibrim, wie in derselben Uebersetzung Erpenius die Sendsch in Rih, die Drusen in Derarios und den Felsen von Serbeh in Arusbah verwandelt hat.

[2]) p. 162. [3]) p. 156. [4]) Light travels, p. 77. [5]) Voyage de Cailliaud I. p. 307.

»Im Lande zwischen den Katarakten sind 2 Städte, 94 Orte und Dörfer, 21 größere Höfe, 15 bewohnte und bebaute Inseln. Die Zahl der steuerbaren Wasserzüge (Schöpfräder) beträgt 836. Die Zahl der steuerbaren Dattelbäume kann auf 145,000 gesetzt werden. Da nun jeder Wasserzug 15 spanische Thaler (zu 15 Piaster), jeder Dattelbaum 25 Para bezahlt, so ist der ganze Steuerbetrag dieses Landes jährlich im Baaren 278,725 Piaster. Nach wahrscheinlicher Berechnung beträgt die Seelenzahl nicht über 50,000, was die Abgabe für den Kopf auf ein Geringes über 5 Piaster, d. i. dermalen 40 Kreuzer Wiener Silbermünze, bringt.« — »Haus und Boden zahlen dermalen noch keine Steuer; die Verwaltung des Landes wird auf die einfachste Weise geführt; ägyptische Soldaten sind die Aga oder Kascheffs (Kaschife) in den vier Bezirken; die Vorsteher der Spinnereyen und Magazine, die Steuereinnehmer und Verwalter; eben solche bilden den Hof und das Gefolge dieser Herren und zugleich die einzige Besatzung im Lande. Die Zahl dieser Soldaten beträgt sammt und sonders nicht über vierzig; sie sind sämmtlich Türken, und jeder sieht sich als einen Fürsten im Kleinen an, und hat wieder seinen Hof aus Nubiern und Arabern.« — »Die Streitigkeiten der Landbewohner unter sich werden von den ältesten Familien oder von dem Schech (Scheich) abgethan. — Die Mädchen tragen als Bekleidung ein Tuch um die linke Schulter, Brust und Mitte geschlagen, und als Schmuck rothe und weiße Perlen und bearbeitete Wüstenkiesel an dem Oberarm und um den Hals. Die Haare, in vielen Zöpfen geflochten und wie eine Perücke rings um das Haupt hängend, hatten sie mit Ricino-Oel beschmiert und mit silbernen Ringen durchzogen. Um die Lenden geht ein schmaler Gürtel, an dem Lederstreifen oder Schnüre lose hängen.« (Die zwey letzten Zeilen sind aus Versehen zweymal gedruckt, was füglich in Erratis zu berichtigen gewesen wäre.)

Nach der allgemeinen statistischen Uebersicht, welcher ein Verzeichniß aller Orte im Lande zwischen den Katarakten mit ihren breiten Abständen in Wegstunden und mit der Zahl der Wasserzüge (Schöpfräder) beyliegt, beginnt Hr. v. P. die Beschreibung der merkwürdigsten Orte und Ruinen von der Insel Philä, deren romantische Ansicht den romantischen Namen der Prinzessin aus der Tausend und Einen Nacht vollkommen rechtfertigt:

»Philä ist die Stelle, welche von allen denen, die ich gesehen, die schauerlichste Lage hat, und wohin die Einbildung der Dichter am treffendsten den Eingang in die Unterwelt und den geheimnißvollen Thron der Zauberkönige setzen könnte. Natur und Menschen wirkten zusammen, um dieser Insel den Ausdruck feyerlicher Einsamkeit, finsterer Erhabenheit und unheimlicher Größe zu geben, vor welcher der Mensch in Staub sinkt, und nur mit furchterblaßten Lippen betet.«

Ueber die sogenannten Pylonen, d. i. die abgestumpften Pyramiden, welche sich am Eingange der Tempel als Thorkastelle erheben, sagt Hr. v. P:

»Sie bereiten auf eine schlagende Weise zum Eintritt in das Heiligthum vor; sie sind zwey Hände zum Himmel gehoben, sie sind zwey riesige Altäre der Andacht und des Glaubens. So große Oberflächen

Digitized by Google

aber als ganze Tempel bieten, wie ein Blatt zu behandeln, worauf man zeichnet und schreibt, worauf Gesetz und Gebräuche, Mythe und Geschichte vor den Augen eines Volkes für Jahrtausende ausgelegt werden, ist eine Idee, kolossaler noch als die der Pylonen. Unsere Zeichnungen wecken den Eindruck dieser Male nicht, sie verstümmeln denselben. Das Große wird klein darin, das Einfache schwer, das Edle Ziererey.«

Hr. v. P. liest die Namenringe der Tempel auf Philä als die der Antoninen, ohne die Inschriften selbst beyzubringen oder über sein Leseverfahren (ob es das Champollions oder ein anderes) Bericht zu erstatten, was doch bey hieroglyphischen Inschriften kein unbilliges Verlangen des Lesers. Unverbesserte Druckfehler, wie Monolyth statt Monolith u. dgl., beirren den deutschen Leser weniger, als Sprachneuerungen wie die folgenden (S. 70): »es lesete (statt es las) die heimische Hand die Trümmer auf.« Das Bemühen der Sprachneuerer, die deutsche Sprache der wenigen edlen Biegungen des Zeitworts, welches sie aus dem Gothischen herüber gerettet hat, zu berauben, ist ein tempelräuberisches Attentat auf das Heiligthum der Sprache. Auf der Insel Bitsche, welche den schönsten Rosengranit Aegyptens gibt, las Hr. v. P. die Ringe des Amonopht (Memnon (nicht Memmon) und des Mi-Amon-Rameses (Sesostris), sammt denen des zweyten Psametich und Amathis. Die Katakomben von Debut hat Gau in fünf Kupfertafeln abgebildet.

»Die Darstellungen des Tempels,« sagt H. v. P., »sind die gewöhnlichen von Göttern mit Menschen-, Sperber- und Löwenhäuptern. In einem dieser Bilder überschütten sie einen Jüngling im einfachen Waffenrocke und mit einer Pickelhaube auf dem Haupte mit Blumenkränzen und Nilschlüsseln, als gössen sie den Segen und den Jubel des Landes über ihn. Unter den Göttinnen erscheint mehrere Male eine mit einem fünfstrahligen Sterne über dem Haupte.«

Hr. v. P. gibt die Maße des Tempels, welche mit denen bey Gau nicht übereinstimmen, und keine astronomische Beobachtung, während Cailliaud, welcher hier eine Mittagshöhe nahm, die Breite 23°, 53′, 31″ ergibt. Von Kartas, wovon Light zwey Ansichten und Gau drey Kupfertafeln gegeben, findet sich auf der Karte von Prokesch die Ummauerung des Tempels und der Umriß des Porticus, bey welchem aber (mit dem Umrisse bey Gau verglichen) auf einer Seite zwey, auf der anderen gar alle vier Säulen fehlen, desgleichen zwey im Umrisse des großen Vierecks des Tempels von Taffeh, welches Light Taife (Taeefa) und Gau Deffah nennt; noch mehrere grell in die Augen springende Abweichungen finden sich in Prokesch's Umrisse des großen Tempels von Kelabsche, dessen genauer Abbildung Gau zwölf

Digitized by Google

ganze Blätter geweihet hat. Bey P. ist der Tempel ein rechtwinkeliges Viereck, während nach Gau's architektonischen Vermessungen die Vorderseite ganz schief läuft, mit einem sehr stumpfen auf der einen, und einem sehr spitzen Winkel auf der anderen Seite. Die Eingänge, welche bey Gau auf der linken Umfangsmauer, sind bey P. auf der rechten und umgekehrt; es fehlen bey P. die sechs Säulen der schiefen Mauern, und von den acht im zweyten Viereck stehenden vier, und die zwey der innersten Zelle. P. gibt die Maße der einzelnen Gemächer, welche wieder mit denen Gau's nicht übereinstimmen. Nach dem Umrisse und dem Tempelmaßstabe der Karte von P. hat die Länge des ganzen Tempelumfanges nicht mehr als 256 Schuh, nach Gau die Länge des inner dieses Umfanges enthaltenen Hauptgebäudes allein 344 Fuß, 9 Zoll rheinisch; die ganze Breite des äußersten Umfanges bey P. 176 Schuh, bey Gau die Breite des Hauptgebäudes 191 Fuß, 17′, 22″ rheinisch u. s. w. durch alle Maße, deren einzelne Aufführung hier zu weit führen würde. Die Länge des ganzen Tempelumfanges, welche bey P. nicht mehr als dritthalbhundert Schuh mißt, gibt Gau ausdrücklich auf mehr als 500 Fuß an. Dieser Tempel war laut der von Gau gegebenen, von Niebuhr kommentirten Inschriften dem Mandulis (was ein Beyname des Sonnengottes) geweiht. Hr. v. P. liest die Ringe des Tempels römisch als Autocrator Cäsar. Unter den Bildern des Vorsaales finden sich eine Menge Thiere, wodurch das Vaterland derer, welche dieselben an Stricken führen, bezeichnet wird.

Löwen, Affen, Antilopen, Stiere, Widder, Ziegen, auch eine Giraffe und ein Einhorn. Wir haben die Giraffe so lange für fabelhaft gehalten, wir halten das Einhorn noch dafür. Ueber jene sind wir von unserer Meinung zurückgekommen, vielleicht werden unsere Enkel dasselbe in Bezug des Einhorns. Oder es ist diese Thiergattung ausgestorben. Ich kann sie aber nicht wohl für fabelhaft halten, da sie in einem Bilde erscheint, wo sonst lauter uns bekannte Thiere eingeführt sind.«

Auch Rüppel (S. 161) hörte von dem Einhorn unter dem Namen Anaße, als einem von dem Chartit oder Nashorn verschiedenen Thiere. Hiezu bemerken wir nur noch, daß außer der Erwähnung des Einhorns in der Schrift und der Abbildung desselben auf den Ruinen von Persepolis dasselbe auch in der Naturgeschichte Kaswini's, und zwar zweymal, einmal unter dem Namen Harnas, das zweyte Mal unter dem Namen Aras aufgeführt ist, aber beydemal mit sehr verdächtigem Vaterlande, das erste in Bulgarien, das zweyte in den Ländern Rum's; das letzte scheint der Urus oder Auerstier zu seyn. Norden erwähnt der beyden Dörfer Scherk Merije und Gharb Merije,

Digitized by Google

d. i. das östliche und westliche Merije, und setzt dann hinzu: »Eine Meile weiter erreichten wir Scherk Dendur und Garb Dendur (d. i. das östliche und westliche Dendur).« Höchst auffallend stehen auf der Karte von Prokesch die beyden Dendur eine Meile nördlich von Merije Gharb statt eine Meile südlich von demselben. Wir müssen um so mehr glauben, daß hier Hr. v. P. im Irrthum, als er zu Dendur gar nicht gelandet, indem er die Tempel desselben, welche Gau auf vier Kupfertafeln abgebildet, ganz und gar mit Stillschweigen übergeht. Henniker und Legh schreiben Dondur, der letzte und Light geben ebenfalls Zeichnungen des Tempels. Die nächsten Ruinen, gegenüber der Insel Girsche (bey Legh Guerche und bey Caillaud Kircheh, deren Namen auf der Karte v. P. fehlt), heißen bey Legh Guersch-Hassan, bey Henniker Gwersh Hassan, und nur bey P. Gerf-Hussein; Gau hat dieselben unter dem Namen von Girsche auf sechs Kupfertafeln abgebildet.

»Nach dem heitersten Werke im Lande zwischen den Katarakten kommen wir an eines der schauerlichsten, ernst wie der Tod und finster wie das Verhängniß, namenlos selbst, aber nach ein Paar Hütten der Tempel von Gerf Hussein genannt. Der erste Anblick kündigt ihn als einen Sohn der ältesten, kolossalen Zeit an, und wirklich trägt er die Ringe des großen Rameses, den wir für den Sesostris halten. Er ist in die Felswand gehauen, die auf ein paar hundert Schritte vom Nil das linke Ufer begleitet. Kolosse und ungeheure Männersphinxe liegen zwischen den Trümmern von Absturz, und haben einst den Aufgang geziert, denn der Tempel ist auf der halben Höhe des Gebirges. Ich zählte zehn oder zwölf dieser Kolosse. Andere mögen unter den losgerissenen Steinblöcken begraben seyn.«

Der Tempel, dessen Priesterkolosse die königlichen Ringe des Sesostris tragen, hat sieben Säle. In dem ersten, welcher, wie die Säle aller nubischen Felsentempel, ohne anderes Licht, als das durch die Thüre einfällt, stützen sechs gewaltige kolossale Priestergestalten die Felsdecke, »sie waren auf das sorgsamste bemalt, noch prangen die Gürtel in blau, roth und gelb.« Recensent hat schon vor mehreren Jahren bey der Anzeige des Schahname und jüngst bey der Anzeige des großen französischen Werkes über Aegypten die Leser aufmerksam gemacht, daß diese drey ägyptischen Tempelfarben auch die Farbe der alten persischen Reichsfahne und die des hebräischen Tempelschmuckes waren, in dessen Beschreibung die Bibelübersetzer das Gelb in ein zweytes Roth verwandelt haben; er bemerkt hier nur noch über diese heilige Farbentrias der Aegypter, Perser und Hebräer, daß sie ursprünglich ganz gewiß keine zufällige und willkürliche, sondern eine tief in der Zahl der Grundfarben der Natur gegründete ist,

Digitized by Google

indem auch die neueste Optik nur die obigen drey Farben als wirkliche Grundfarben gelten läßt. Die Nischen dieser Felswände sind mit kolossalen Gestalten bevölkert, welche bekleidet die verschiedenartigsten Kopfbedeckungen tragen, »so daß sich die »Formen aller heut zu Tage bey den Morgenländern gebräuchli»chen nachweisen lassen, die, wie sie noch zur Unterscheidung der »Kasten und Zünfte dienen, so den alten Aegyptern dazu gedient »haben mögen.« Hr. v. P. sagt: »Es kann keine heitere Reli»gion in diesen troglodytischen Tempeln geübt worden seyn. Wenn »die Bilder Menschenopfer wiesen, so würde ich mich nicht ver»wundern.« Die Religion, welche in diesen troglodytischen Tempeln geübt wurde, ist, wie die Götterbilder bezeugen, doch keine andere gewesen, als die der ägyptischen Tempel, zu Thebe, Memphis und Heliopolis, welche mit ihren den Sonnenstrahl nachahmendrn Obelisken im vollen Lichte des Tages ein lobpreisender Hymnus der Gottheit zum Himmel aufstiegen; keine andere als die, welche in dem, diesem schauerlichen Tempel nächsten, sehr heiteren und zierlichen, welcher ein Werk dreyer ägyptischer Königinnen (Arsinoe's, Berenike's und Kleopatra's) geübt ward. P. schreibt den Ort Dake, Legh Dakki, Henniker Dakky, Gau Dekah, Light Dukkey, Norden Decke und Cailliaud Deqqeh. Von diesen Reisenden erwähnt nur Light des römischen Tempels von Offedinah (Ouffeddoonee), von welchem Hr. v. P. ein Stück griechischer Inschrift abgeschrieben. Es ist zu bedauern, daß er diese einzige Inschrift abgeschrieben, während der Anhang von Gau's Werk nicht weniger als drittehalbhundert liefert, und darunter sehr merkwürdige, wie z. B. gerade die des Tempels von Dekke, welche dem Hermes Paitnuphos, dem Schutzgotte des Gränzlandes zwischen Nubien und Aethiopien geweiht ist. Hr. v. P. erwähnt des Tempels von Maharapha (richtiger bey Norden Moharraka, d. i. der Verbrannte) gar nicht, welcher bey Gau auf zwey Blättern abgebildet ist; sechs andere Blätter hat dieser den merkwürdigen Ruinen von Seboa (bey Legh Sibhoi, bey Henniker Sebouah, bey Light Seboo, bey Norden Seboa) gewidmet, wo Hr. v. P. nur die Ringe des großen Rameses sah, und die Wirkung der Mondbeleuchtung beschreibt, aber keine der merkwürdigen, von Gau gesammelten Inschriften abgeschrieben, welche, wie schon Light bemerkt hat, meistens mit dem Worte *Προσκυνημα* beginnen, und eben so viele Andenken von Reisenden sind, welche hieher gepilgert waren, die Götter des Tempels zu verehren. In keinem der Tempel aus ältester Zeit sind die Meißelarbeiten besser erhalten, als in dem von Hamada, welcher bey Gau Amadon heißt. Hier scheint Hr. v. P. den Namen richtiger gehört

zu haben, so wie auch Abusonbol richtiger zu seyn scheint, als Ebsambul, indem jenes auf arabisch der Vater der Hyacinthe heißt. Diesem berühmten, schon von Burckhardt und Belzoni, so wie von Legh und Light beschriebenen Felsentempel, welcher die von Thebe, Tentyra und Philä durch die schlagende Größe seiner aus dem Felsen gehauenen Kolosse überragt, hat Gau acht Tafeln gewidmet. Hr. v. P. gibt das umständliche Maß der Kolosse.

»Welch ein Labyrinth dies Innere! — welch ein schauerliches, majestätisches Werk! Vierzehn Säle und Gemächer in das Mark des Felsens gehauen, zum Theil von riesigen Kolossen oder Pfeilern getragen, alle Wände und Oberflächen auf das reichste mit Bildern und Hieroglyphen bearbeitet und bemalt! — Nur der Strahl der aufgehenden Sonne konnte auf wenige Minuten die vorderste Halle erleuchten; aber niemals drang das Licht des Tages bis in die innersten, heiligsten Gemächer.«

Nachdem wir das Land zwischen der ersten und zweyten Katarakte des Nils mit Gau und Prokesch durchlaufen, und die Ruinen von dem Pallaste der Prinzessin des Mährchens der Tausend und Einen Nacht (Insol-Wudschud) bis zu dem Felsentempel des Vaters der Hyacinthe, d. i. von Philä bis Abu Sonbol, im Durchfluge besichtiget haben, treten wir mit Waddington und Rüppell in Dongola ein, über dessen politischen und statistischen Zustand der letzte sehr umständlich, während die Reise des ersten bis auf die Beschreibung der Pyramiden Berkal schmale Ausbeute gewährt. Rüppell ist der Geschichtschreiber der untergehenden Mamlukenherrschaft in ihren letzten Zügen: »Ich weiß nicht,« sagt er, »woher der Name Coloman kommt, unter welchem man in diesem Theile von Nubien die Mameluken bezeichnet.« Coloman ist nichts, als verderbte Aussprache des Wortes Gholman oder Ghilman, d. i. Knaben, welches das rein arabische Wort für Sklaven schon aus der Zeit des Chalifats; die goldenen Wiesen Mesudi's enthalten in der Chalifen-Geschichte unter dem Artikel des Chalifen Emin (Nachfolgers Harun's und Vorfahrers Mamun's) die bisher nicht bekannte, sehr interessante Angabe *), daß Obeide, die Mutter Emin's, verdrießlich über den großen Einfluß, womit die Sklaven (Ghilman oder Gholman) ihren Sohn beherrschten, demselben schöne Sklavinnen zuführte, welche sie mit elegantem Kopfputze, mit Halsbändern, Armbändern und Gürteln reich ausschmückte, um die Aufmerksamkeit ihres Sohnes zu verdienen; sie erreichte ihren Zweck, diese Sklavinnen erhielten den Titel Gholamiat (Knäbinnen), und mach-

*) In dem CXVI. Hauptstücke der Italinskischen Handschrift Mesudi's, welche dermalen in Petersburg.

Digitized by Google

ten seitdem einen Theil des Hofstaates der Chalifen aus. Auf der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien befindet sich das Buch der Tausend und Einen Sklavin [1]), eine Sammlung von Epigrammen im Geschmacke der griechischen Anthologie zum Lobe der Schönheit von Tausend und Einem Mädchen, als Seitenstück zum Werke desselben Verfassers, welches den Titel des Tausend und Einen Knaben [2]) führt, und die Schönheit solcher Anzahl von Knaben beschreibt. Das berühmteste Werk dieser Art ist das auf der Bibliothek des Eskurials befindliche: Weide der Gasellen in der Beschreibung von Junggesellen [3]), welches nicht weniger als dreytausend Epigramme zum Lobe der Knaben, Sklaven (Ghilman oder Gholman) enthält. Gholman (der arabische Plural des ursprünglichen persischen Wortes Ghulam, ein Knabe oder Sklave) ist die älteste Benennung der Mameluken, welche in späterer Zeit in den Geschichten des osmanischen Reichs auch unter dem Namen Katamisch vorkommen, welche Benennung ins Englische als Catamite übergegangen ist.

So wie Hr. Rüppell den Ursprung des Wortes Gholman oder Gholeman nicht gekannt, so ist er auch über mehrere der von ihm beygebrachten arabischen Benennungen im Irrthume befangen; so z. B. vermengt er S. 46 den Fakih, d. i. den moslimischen Rechtsgelehrten, mit dem Fakir, d. i. mit dem bettelnden Derwische.

»Fast in jedem Dorfe ist ein Fakir (Fakih), eine Person, die lesen und schreiben kann, und die mit den mahometanischen (mohammedanischen) Religionsgebräuchen wohl bekannt ist; der Fakir soll keinen Ackerbau treiben, sondern er lebt von den milden Gaben der Nachbarn; dagegen muß er die männliche Jugend in der Religion, Gebeten und im Lesen und Schreiben unterrichten. Eine besondere Sportel erwächst diesen Fakirs durch das Schreiben von Amulets oder Zauberformeln, von denen fast jeder Berber ein halb Dutzend trägt. Selbst den Pferden hängt man solche Schutzformeln an, und befestigt andere an mehrere Grundstücke, um die Flur gegen den neidischen Blick (occhio cattivo der Italiener) oder auch gegen die Hippopotami zu schützen. — Kaum hat die Jugend das Alphabet kennen gelernt, so ist schon ihr Studienkurs vollendet; in kurzer Zeit ist das Erlernte rein vergessen. Diejenigen jedoch, welche sich gleichfalls zum Amte eines Fakirs bestimmen, verfolgen den

[1]) Elf Dscharijet we Dscharijet, von Ibn Scherif Ali Ben Mohammed Ben Errisa Ben Mohammed al-Hoseini, dem ägyptischen Defterdar, Nr. 508.

[2]) Elf Gholam we Gholam. S. Catal. Cod. arab. pers. turc. bib. C. R. Palatinae Vindobonensis. Vindobonae 1820.

[3]) Meratiol Ghaselan fi waßfil Ghilman, von Schemseddin Mohammed Ben Hasan Ben Ali Enewadschi Casiri, I. B. p. 88.

Digitized by Google

Lauf ihrer Studien bey ihren Lehrern, bis sie geläufig lesen und schreiben können.«

Hieraus erhellet zur Genüge, daß hier von Fakihen, d. i. Rechtsgelehrten, und nicht von Fakiren, d. i. Bettelmönchen, die Rede ist.

»Gehört die Familie des Verstorbenen zu den Notabeln, so hält der Fakir (Fakih) beym Begräbniß Vorlesungen aus dem Koran; man schlachtet eine Ziege oder eine Kuh, und theilt das Fleisch unter die Anwesenden im Namen des Verstorbenen aus. Ueber das Grab eines Mannes von ganz besonderem Ansehen pflegt man eine 40—50 Fuß hohe zuckerhutförmige Kuppel von dicken Lehmziegeln zu erbauen. Die Wände sind öfters fünf Fuß dick, und so erhalten sich diese Mausoleen Jahrhunderte lang. Eine kleine, kaum drey Fuß hohe Thüröffnung führt zum inneren Raume; diese Thür ist immer nach Süden zu, mit Ausnahme aller Grabmausoleen dieser Art, welche bey der verlassenen Stadt Hannak sind, wo sich die Thüren durchgehends auf der Westseite befinden. Die nämliche Grabkuppel dient für einige der allernächsten Anverwandten des Verstorbenen; man nennt diese Monumente Gubbe, ein Wort, das, so viel ich weiß, auch im Arabischen so viel als Grabmal bedeutet.«

Der Verfasser hätte das Wort Gubbe (Kubbe) leicht für eines und dasselbe mit dem deutschen Kuppel und dem französischen Alcove erkennen können, da das letzte wirklich nur das arabische Kubbe mit dem vorgesetzten Artikel Al ist.

Noch schlimmer sind die Etymologien von Sudan (Nigritien) und Bahher Abbiad (Bahr ebjadh), der weiße Fluß, d. i. der Arm des Nils; Hr. Rüppell hält Ssaid und Sudan für Wörter derselben Wurzel, da sie doch nicht das geringste mitsammen gemein haben. Ssaid, der Name Oberägyptens, heißt wörtlich das Hochland, zu dem man hinaufsteigt [1]), und Sudan [2]) das Land der Schwarzen. »Vielleicht,« sagt Hr. R., »ist auch der Ursprung des Namens Bahher Abbiad, welches so viel als der weiße Strom heißt, »das Wort Bahher el Abid, der Fluß der Sklaven.« Ebjadh [3]), der Weiße, hat, wie jedem, der die Anfangsgründe der arabischen Schrift kennt, einleuchtet, mit Abbid [4]) nicht die geringste Verwandtschaft [5]); so schreibt Hr. R. irrig Defderdar statt Defterdar u. dgl. m. Historisch und statistisch wichtig sind die von Hrn. R. über den politischen und statistischen Zustand Dongola's gegebenen Nachrichten. Die genaue Zahl

---

[1]) صعيد [2]) سودان [3]) ابيض [4]) عبيد

[5]) Der Unterschied zwischen Abid, dem Sklaven des Geschöpfes, und Ibad, dem Diener des Schöpfers, findet sich bey Abulferadsch hist. Dynastiarum, p. 171.

Digitized by Google

der Wasserräder gibt ein beyläufiges Schätzungsmittel der Volksmasse; man kann annehmen, daß im Durchschnitte achtzehn Menschen von dem Ertrage des durch ein Wasserrad befruchteten Bodens leben; Hr. R. schätzt Dongola's Bevölkerung auf 104,250 Köpfe.

»Die Bewohner Dongola's sind Barabra, Nachkommen der alten ägyptischen Nation (?), oder von Hedschas eingewanderte Araber. Ein länglich ovales Gesicht, eine schön gekrümmte, nach der Spitze zu etwas zugerundete Nase, verhältnißmäßig dicke, jedoch nicht schnutenformig aufgeworfene Lippen, zurückstehendes Kinn, schwacher Bart, lebhafte Augen, stark gelocktes, jedoch nie molliges Haupthaar, musterhaft schöner Körperbau, durchgehends nur von mittlerer Größe, eine bronzene Hautfarbe, — dieses ist das Bild eines wahren Donglawi. Die nämlichen Gesichtszüge findet man im Allgemeinen bey den Ababdi, den Bisherie, einem Theil der Bewohner der Provinz Schendi, und theilweise auch bey den Abyssiniern.«

Die Berbern nennen sich nicht selbst Nubier, aber sie nennen sich die freyen Neger aus Kordofan; Hr. R. glaubt, daß die berberische Sprache ihrer wenigsylbigen, beynahe aller in Vokale endenden Worte wegen, als eine Nuba- oder Negersprache anzusehen sey Daß Nubiens Berbern ein und dasselbe Volk mit den Berbern des Atlas seyen, ist zwar widersprochen, aber durch Sprachproben noch nicht gehörig erwiesen worden; im Gegentheil versichert Hr. General von Minutoli, daß die Berbern am Atlas die oder den Kataraften verstehen *).

»Die Barabra und Araber unterscheiden sich nicht durch verschiedenartige Kleidung; ein großes, von Fett und Schmutz durchdrungenes, baumwollenes Tuch über die Schultern und Lenden geworfen, bildet den ganzen Anzug der Männer; ihre von Butter triefenden Haare hängen ihnen, in kleine Lockenstränge gewickelt, nach dem Nacken; sie tragen Sandalen, bey denen Sohle und Riemenwerk nur aus einem Stück Leder bestehen. Jeder hat am linken Oberarm ein kurzes Messer angebunden, nebst einigen in Leder eingenähten geschriebenen Zauberformeln, zuweilen auch noch ein eisernes Zängchen als Splitterzieher, und ein ausgehöhltes Stück Bockshorn, worin sich ein Gemisch von Krokodils-Moschus und anderen Geruchsingredienzien befindet; gelegenheitlich hält man sich dieses Flacon unter die Nase, um durch dessen Ausfluß die Nerven zu reizen. Der Berber trägt, wenn er über Feld geht, ein durch einen kurzen Riemen quer über den Arm hängendes, gerades Schwert von deutscher Arbeit, die über Aegypten hieher gebracht wird. Der Araber führt diese Waffe immer mit sich, und gewöhnlich noch zwey Lanzen und ein längliches schwarzes Lederschild von der Haut der Antilope Leucorix verfertigt. Schilder von Elephanten- oder Hippopotamushaut werden hier zu Lande selten getragen, weil sie bey gleicher Größe zu schwer sind; dagegen benutzt man zuweilen die Rückenhaut der Krokodile. Der Griff der Schwerter der Meleks ist dick von Silber, ziemlich schön

*) Diese Jahrbücher, Bd. XLIX, S. 80.

Digitized by Google

gearbeitet; dieses ist das einzige Unterscheidungszeichen ihrer Würde.« — »Der Anzug der Weiber beschränkt sich gleichfalls auf ein weißliches Baumwollentuch (Malaje) mit breiten rothen Streifen an dem Endsaume, welches sie selbst verfertigen. Sie werfen es über die Schultern, wie die Männer, zuweilen bedecken sie sich auch damit die hintere Hälfte des Kopfes, oder bey Arbeiten, wo sie die Arme frey haben müssen, umschürzen sie sich bloß damit die Hüften. Außerdem schmücken sie sich mit dicken silbernen Ringen an den Ohren und Nasen. Als seltene Ausnahme sah ich einige goldene Nasenringe bey sogenannten Standespersonen. Auch an den Armen und Füßen tragen die Wohlhabenden silberne Spangen; und silberne Glöckchen, mit Korallen verziert, hängen an ihrem, in dünne Zöpfchen geflochtenen Haupthaar, welches ihnen theils auf die Schultern, theils auf den Busen herabhängt. Die Seiten des Kopfes und den Hals verzieren sie mit Glasperlen und unförmigen Kugeln von Bernstein; silberne Fingerringe mit oder ohne polirten Karniolstein sind stark in der Mode. Was bey uns die Diamanten sind, ist hier zu Lande ein durchbohrtes, länglich geschliffenes Achatstück, das aus parallelen, verschiedenartig gefärbten Schichten bestehen muß, so daß ihre Richtung perpendikulär mit der Längenachse des Stücks stehet. Man nennt diese Präciosen Sommit; die geschätztesten müssen schwarze Grundfarbe mit einzelnen weißen Streifen haben. Die rothen Steine finden sich zwar hier am Nil, aber verarbeitet werden sie, wenn ich nicht irre, in Jemen. Im ganzen östlichen tropischen Afrika hält man diese Sommite für den schätzbarsten Schmuck, und einzelne Stücke, die noch besondere Wunderkraft haben mußten, wurden zuweilen bis zu 100 Speciesthaler bezahlt. Die galanten Schönheiten färben sich die innere Hand und die Nägel mit den Henne-Blättern roth, und mit dem Pulver von Antimonium schwärzen sie sich die Augenlieder und Lippen.« — »Die Mädchen tragen bis zu ihrer Verheiratung einen ledernen Trottelgürtel (Raad) um die Lenden, und werfen zuweilen noch ein baumwollenes Tuch um die Schultern. Um die Weiche binden sie an eine Schnur gereihete längliche zollgroße Karniolstücke, deren äußere Fläche unregelmäßig polirt ist; sie werden von Aegypten eingeführt. Die Knaben gehen bis ins zehnte Jahr ganz nackt, dann winden sie sich einen Lappen um die Schamtheile. — Die vorzüglichste Beschäftigung der Barabra ist Ackerbau; da der größte Theil des hiezu benützten Bodens zu hoch liegt, um vom Nil während seines Steigens hinlänglich überschwemmt zu werden, so hat die Höhe der Ueberschwemmung keinen direkten Einfluß auf die Ergiebigkeit der Ernte. Alles bebaute Land muß doch, so lange es befruchtet ist, künstlich bewässert werden. Ist nun die Höhe der Nilüberschwemmung schlecht, oder die gewöhnlichen Regenschauer im Sommer bleiben aus, so mangelt es an Futter für das Vieh, und mithin kann solches seiner gewöhnlichen Arbeit nicht genügen. Dieses ist der Einfluß, welchen die verschiedene Wasserhöhe auf die jährliche Ernte äußert. Man bedarf zu jedem Wasserrade wenigstens sechs Stück Rindvieh, wovon jedes Paar gewöhnlich des Tags fünf Stunden lang arbeiten muß. Der ganze Ackerbau beschränkt sich darauf, das geebnete Erdreich mit einer Art etwas aufzuhacken, dann durch niedere Erdschwellen in mehr oder weniger regelmäßige Vierecke abzutheilen, zu beyden Seiten einer Gosse, durch welche jedes nach Bedürfniß mit Wasser gefüllt werden kann. Gewöhnlich überstreut man die Felder vor der Aussaat mit einer dünnen Lage Erde, die man aus den Niederungen in die Wüstesteppen holt, und welche mir

Digitized by Google

ganz alte Ablagerungen von einstigen ungewöhnlichen Nilüberschwemmungen zu seyn scheinen.«

Die Kopfkrücken, deren sich die alten Aegypter bedienten, und die noch heute zu Schendi im Gebrauche kennt man zu Dongola nicht; dagegen hat jedes berberische Haus ein ganz eigenes Möbel, Kulenkul genannt.

»Innerhalb oder ganz nahe bey jeder berberischen Hütte findet man ein spannhohes, aus Lehm aufgemauertes Sopha, an dessen einem Ende ein irdener Topf bis an den Rand eingegraben ist; man nennt es Kulenkul, und sein Gebrauch ist einzig und allein, um die Geschlechtstheile der Verehelichten zu räuchern, welches, wie man vorgibt, ganz besonders zur Stärkung beytragen soll. Man gebraucht zu diesem Räuchern das Holz eines in der Provinz häufig wachsenden Baumes, Taleg genannt, aber namentlich Unguis odorifera, d. h. die Operkeln der Strombus-Muscheln, welche die Handelsleute vom rothen Meere einführen, der Name davon ist Duffer.« — »Den Jungfrauen und Neuvermählten unter der Berber-Nation muß man das Zeugniß einer schönen und interessanten Gesichts- und Körperform zugestehen; die Feld- und Hausarbeit nach der kontrahirten Ehe und das Kindergebären verstittern jedoch sehr schnell diese Reize. Die Operation der Ausschneidung, welcher alle Mädchen gegen ihr achtes Jahr unterworfen werden, ist bekannt. In ihrem zehnten oder eilften Jahre verheiratet man sie; der Mann erkauft seine Braut von der Mutter; Neigung wird bey der Verehelichung so zu sagen nie berücksichtiget. Sonst war der gewöhnliche Heiratspreis 25 bis 30 Speciesthaler oder deren Werth, aber die Waare ist sehr im Preise gesunken.«

Interessant sind die weiteren Details der Ausschneidung, so wie die in dem folgenden Abschnitte enthaltenen der Krokodillen- und Hippopotamus-Jagd. Die Haut des Hippopotamus wird zu Peitschen (Kurbatsch, daher das deutsche Karbatsch) verarbeitet; eine Haut gibt deren 450 — 500; die Zähne, sagt Hr. Rüppell, werden nicht benützt, er hat aber vergessen, hinzuzusetzen, daß dieselben ein Gegenstand des Handels, indem Zahnkünstler aus denselben ihre Zahnkrippen (Rateliers) verfertigen.

Sitten, Gebräuche und Charakteristik der Dongolawi. »Obgleich die Dongolawi, wie man aus der gegebenen Beschreibung ersieht, dermalen in großem Elend schmachten, so sind sie doch immer munterer Laune; sie singen und tanzen gerne und oft, und wenn sie nur Busa zu trinken haben, so vergessen sie alle andern Trübsale. Beym Tanz bedienen sie sich als musikalischen Instruments zweyer Kürbisschalen, welche umgestürzt auf einer mit Wasser gefüllten Wanne schwimmen; man schlägt darauf mit kleinen Stäbchen wie auf Pauken. Verschieden ist die Art des Tanzes in den einzelnen Provinzen, und auch nach dem Gegenstande, den man beehren will. Ich fange mit der Beschreibung einer Nagade von Ambukol an. Man nennt so das jährliche Todtenfest, welches zu Ehren des Sterbtages eines Mannes von Ansehen gefeyert wird. Während drey Tagen, zur Nachmittagszeit, versammelt sich Alt und Jung auf einem freyen Platze; die Frauen sitzen

Digitized by Google

auf einer Seite, die Männer abgesondert gegenüber; am einen Ende sind die schwimmenden Kürbispauken, deren einförmige Töne das Volk als Chor mit Händeklatschen begleitet. In der Mitte des freyen Platzes steht ein Becken mit Asche; die jungen Mädchen und Frauen, mit all ihrem Schmuck geziert, treten abwechselnd einzeln auf dem Tanzplatze auf; die Figurirende nähert sich dem Aschenbecken, und streuet sich etwas Asche auf den Kopf; dann entblößt sie den Körper bis auf die Lenden, ihre ganze Toga um die Weiche wickelnd. In kleinen Schritten schreitet sie gravitätisch einher, abwechselnd mit dem Fuße stampfend; mit starker Anstrengung schnellt sie bey jedem Schritte das Kinn und den Vorderkopf empor, zu gleicher Zeit die Schultern etwas aufwärts ziehend, und die entblößte Muskulatur des Körpers gewaltsam zerrend. Wenn sich die Tänzerin recht dabey anstrengt, so fängt das Chor der Weiber an, durch ein Ulula-Geheul und das wiederholte Rufen von Ciwa seinen Beyfall auszudrücken. Man kann sich leicht denken, daß bey der Einführung dieses Ballfestes die Musen Griechenlands nicht zu Rathe gezogen wurden. Nachdem die Tänzerinnen, eine nach der andern, sich gehörig müde gemartert haben, theilt man, auf Kosten des Verstorbenen, Brot und Fleisch unter sie aus. Es ist ein Schimpf für eine Familie, wenn die Tochter sich weigert, bey diesen Todesfesten als Tänzerin aufzutreten.«

Auf dieselbe Weise beschreibt der folgende achte Abschnitt die Charakteristik und Sitten der übrigen Bewohner Dongola's, der neunte enthält Bemerkungen über Klima und Krankheiten, der zehnte über die Ruinen zwischen Wadihalfa (der zweyten Katarakte) und Dschebelberkal, d. i. die Pyramiden, bis wohin Waddington vorgedrungen. Hierauf Muthmaßungen über Nubiens alterthümlichen Zustand, nach welchen die Urbewohner Dongola's bis Assuan Neger oder Nubier gewesen seyn müssen, weil die Sprache eine mit der Mundart der heutigen freyen Neger von Kordofan verwandte; dann Bemerkungen über die Landstrecke Beheda, d. i. die Gegend der südlichen und westlichen Ufer des Nils zwischen Schendi, Berber, Meroe und Ambukol. Dieses Meroe hat mit dem alten nichts gemein als den Namen, und vielleicht diesen nur durch eine Vorliebe des Ohrs der Reisenden für den Namen Meroe, welcher kein arabischer, indem dieser Ort, wie das untere Meroe zwischen den beyden Katarakten, wohl nichts anderes, als das arabische Merije, d. i. der Weideplatz, oder das gemeine arabische Meria, welches sich auch in der Benennung der spanischen Stadt Almeria wieder findet, seyn dürfte. Die Ruinen bey Kurgos werden beschrieben, der Sammelplatz von 21 Pyramiden und zwey anderen, fünf Minuten davon entlegenen Pyramiden-Gruppen; die eine von dreyzehn, die andere von neun pyramidalischen Mausoleen. Nach der topographischen Beschreibung der Karawanenstraße von Dabbe nach Obeid folget die Beschreibung dieser Stadt und allgemeine Nachrichten über Kordofan, welches dem

Digitized by Google

Fürsten von Darfur unterthänig; das Wort Kordu bedeutet Mann; die Münzen in Obeid sind kleine, drey Zoll große Stücke Eisen in Gestalt einer Armbrust, 250 derselben gelten einen spanischen Thaler. Die Bewohner Kordofan's, außer den freyen Nuba oder ursprünglichen Negern, sind die Dongolawi, welche von Osten her eingewandert, und die Araber Beduinen, welche von Hedschaf über Aegypten eingedrungen. Hr. R. gibt die Namen von zwölf dieser Stämme, deren merkwürdigste die Beni Hammer (so ganz gewiß nicht richtig, sondern als Beni Aamir oder Beni Hamr richtig zu lesen seyn dürfte). Uebrigens hat Rifaud dem Namen ebenfalls falsch wie Rüppell verhört *).

»Ich habe die Hammer näher zu kennen Gelegenheit gehabt, weil ich einen Monat lang bey ihnen am Brunnen Nedger verweilte. Diese Araber wohnen in Strohhütten, deren Stelle man nach Bedürfniß wechselt, wenn die Termiten solches nöthig machen; die ganze Gegend ist hier mit Buschwerk bewachsen, und die kleinen Hügel sind gleichfalls alle so mit vegetabilischer Erde bedeckt, daß man deren granitartige Felsmasse mehr vermuthen als untersuchen kann. Die Brunnen sind in einer lettigartigen Niederung; in zehn Fuß Tiefe enthielten sie im Februar vortreffliches Wasser, und versiegen nie.«

Die Bakara-Araber, d. i. die Kuhhirten (so genannt, weil Viehzucht ihre vorzüglichste Beschäftigung), machen regelmäßig auf Elephanten Jagd, manche Zähne sind so kolossal, daß zwey Stück eine schwere Kamehlladung ausmachen.

»Als ich mit dem Oberhaupte der Hammer-Araber, Hadschi Minhim, bey dem Brunnen Nedjer ankam, bewillkommneten ihn seine drey Weiber mit sorgsamer Zudringlichkeit; man drückte ihm die Beine, und schmierte sie mit Butter ein; jede wünschte, daß er von dem eigen bereiteten halbgesäuerten Getränk genießen solle die Sklavinnen kamen auf den Händen herbeygekrochen, und umfaßten so lange seine Knie, bis er die Hand auf den Kopf einer jeden gelegt hatte; von mir schien man gar keine Notiz zu nehmen; überhaupt ist in Kordofan den Weibern der Gebrauch unbekannt, sich das Gesicht zu verhüllen.«

Notizen über die Gebirge südlich von Obeid und über die sie bewohnenden freyen Nuba.

»Die Neger haben eine Zeiteintheilung von sieben Tagen, unfehlbar von den Mondphasen entlehnt. Bey den Koldagi soll der Anfang jeder Woche der Dinstag seyn, welches ich übrigens keineswegs verbürge; sie rechnen sonst nach Mondsmonaten, aber da sie weder lesen noch schreiben können, so kömmt es bey ihnen auf Zeitbestimmung nicht so genau an. Sie begreifen unter unserer Benennung Jahr den Zeitverlauf zwischen dem Ende zweyer Regenszeiten, ohne die Zahl der Monate zu berücksichtigen. Ihr Kalender ist am Himmel. Wenn Orion, den man

*) S. LVII. Bd. dieser Jahrbücher, S. 85.

Digitized by Google

Ankareb nennt, nach Sonnenuntergang nicht mehr sichtbar ist, so ist der Anfang der Regenzeit nahe. Sobald das ganze Siebengestirn des großen Bären Morgens vor Sonnenaufgang über dem Horizont erscheint, hat die Regenzeit ihr Ende erreicht; dieses Sternbild heißt Darrihe.«

Hier ward Hrn. Rüppell ein Thier von der Größe und dem Bau eines Pferdes, mit kurzhaarigem, röthlichem Balg, gespaltenen Hufen und einem langen, dünnen, geraden Horn auf der Stirn beschrieben, welches, wie eben gesagt worden, wenn es wirklich existirt, das Einhorn der Schrift seyn dürfte. Es folgen hierauf Bemerkungen über das Klima und die Krankheiten in Kordofan, über die vorgeblichen Ruinen allda und zu Darfur und über den Lauf des Bahr ebjadh. Die Höhlen von Koldagi in Kordofan täuschten die von Hrn. R. früher in einem Briefe an Hrn. v. Zach davon erregten Erwartungen, aber er hörte, daß sich zu Dschebelmarra in Darfur große Ruinen finden sollen, deren Erforschung künftigen Reisenden vorbehalten bleibt; über den südlichen Lauf und die Quellen des Bahr Ebjadh konnte Hr. R. in Kordofan gar nichts erfahren. Was noch in Hrn R.'s Reise folgt, betrifft das peträische Arabien, dessen Bewohner die Beschreibung der Küste von Hedschaf zwischen Mohila und Djetta (Dschidde). Das Tagebuch seiner Reise von Sues nach Akaba und von dort nach dem Kloster S. Katharina i. J. 1822, worin der beschriebene und tönende Berg vorkömmt, welche vor ihm von Niebuhr und Seetzen besucht und beschrieben worden sind, dann die Rechenschaft über die Materialien, nach welchen vier Karten des Atlasses entworfen worden sind; die acht Kupfertafeln desselben geben den Grundriß des großen Tempels von Dschebelberkal, die Abbildung von Statuen, Altären u. s. w. Die Ansicht der pyramidalischen Monumente von Meroe, des Schlosses von Akaba, der Insel Emray im Meerbusen von Akaba, und der (in altpersischem Style) in Felsen gehauenen Grabmonumente des Thales von Beden. Die Karte des Nilstroms ist nach sechsfachen eigenen Marschrouten und vielen astronomischen Ortsbestimmungen entworfen worden.

Wir verfolgen nun, bloß von Cailliaud begleitet, den Weg aufwärts den Nil durch die Landschaften Dongola, Schakije, Berber, Schendi bis an das obere Nildelta, d. i. bis zum Vereine der beyden Flüsse, des weißen (Mehr-ebjadh) und des blauen (Mehr-esrak), welche vereint den Nil bilden. Dongola's gleichnamige Hauptstadt, dessen Länge und Breite Hr. C. astronomisch bestimmt hat, ist heute nur ein elendes Dorf von kaum 300 Einwohnern, welche apathische Müßiggänger die Erde nicht mehr anbauen, als um nicht Hungers zu sterben. In dem Lande der Barabra gehen die Männer fast nackt, hier im

Digitized by Google

Gegentheil die Weiber; jene tragen ein Hemd, diese sind nur mit einem Stück Leinwand bedeckt, das sie als Gürtel umwickeln, und sich mit dem Reste die Schultern bedecken [1]). Die Sprache ist eine Mundart der nubischen. Man verfertigt hier, wie in den unteren Provinzen, Palmenwein (Nebid) [2]); aus der Asclepias gigantea machen sie Zahnbürsten. Die Landschaft Schaikije oder Dongola zeichnet sich von der letzten durch fleißige Kultur des Bodens aus. Hier sind die Ruinen von acht Tempeln und einigen und zwanzig Pyramiden am Fuße des Berges Berkal zu Merije, dessen Namensähnlichkeit mit Meroe eine Zeitlang den Wahn erhalten hat, daß dieses die Ruinen von Meroe seyn dürften, welche Hr. C. später dort, wo Danville nach den alten Geographen sie hinsetzt, nämlich zwey Grad höher zwischen dem siebzehnten und sechzehnten n. Br. wirklich entdeckt hat. Der Reisebeschreibung Hrn. C.'s läuft die Geschichte des Feldzugs Ismailpascha's, des Sohnes des Statthalters von Aegypten, zur Seite, indem Hr. C. als Reisender nur unter dem Schatten osmanischer Säbel Schutz und Sicherheit fand. A la suite du combat, des femmes effrayées, cherchant à se sauver du château, furent rencontrées par des Bedouins: surpris de la beauté de l'une d'entre elles, ils l'arrêtèrent; c'était la fille du mélik Zibert. Safié, c'était son nom, n'avait que seize ans: sa figure, malgré sa couleur rembrunie, était douce et agréable; rien n'égalait la beauté de ses traits et l'élégance de ses formes; elle ne portait pour vêtement qu'une petite trousse en ceinture, garnie de coquilles, symbole de sa virginité (p. 64).

Die Landschaft Schaikije, welche damals von drey Fürsten, die den Titel Melik, d. i. König, führten, regiert ward, soll nach der im Munde des Volkes lebenden Sage vor 600 Jahren von einem Araber dieses Namens mit seinen Landsleuten bevölkert worden seyn. Die Schaikije sind größer und stärker als die Barabra, voll Muth, Ergebenheit und Stolz; die Weiber theilen den Muth ihrer Männer. Ihr Gebiet ist etwa 30 Stunden lang, und in der größten Breite nur eine halbe Stunde breit; sie können im größten Nothfalle 6000 bewaffnete Männer aufbringen. Der Mais (Durah) wird zweymal geerntet, aus der Palma Christi pressen sie Oel, um sich die Haare zu schmieren; die beyden Arten der Acacia mimosa und eine dritte, viel größere, wachsen hier häufig, auch einige Nebka Heglig

[1]) II. B. S. 24.

[2]) نبيد, d. i. Nebid, und nicht nebite, wie Hr. C. schreibt.

Digitized by Google

(Hedschlidsch) und Dun. Die Schaikije sind gastfrey, ihre Weiber aber zu frey; bey der Geburt eines Knaben wird ein Schaf verzehrt, und die Beine desselben in einem Bündel an die Decke der Hütte gehenkt, so viel Knaben, so viel Bündel; von der Geburt der Mädchen wird keine Kunde genommen. Die Krieger sind alle beritten, sie haben nur wenig Feuergewehre, sondern meistens nur Lanzen, deren drey oder vier sie in der linken Hand führen, und mit einem Schrey sehr geschickt auf große Entfernung schleudern; sie reiten Dongola-Pferde (S. 71), deren schönste nicht zu Dongola, sondern im Lande der Schaikije und in der Landschaft Berber sich finden (S. 108); sie sind groß und länglich, von schönem Bruststück und wohlgeschnittenem Kopfe, meistens schwarz, mit weißen Füßen. In der Note wird bemerkt, daß die Türken auf die Farbe der Füße des Pferdes großen Werth setzen, und daß die, welche nur einen Vorder- und Hinterfuß weiß haben, nicht geschätzt sind: ils prétendent en ce cas que le cheval doit tomber facilement; que c'est un vice de nature qu'il tient de la fatalité. Dieses hat seine Richtigkeit; nur ist Hr. C. über die wahre Ursache dieses Aberglaubens nicht unterrichtet. »Der Prophet,« heißt es in der Sunna, »liebte die Pferde nicht, deren rechter Vorder- und »linker Hinterfuß, oder der rechte Hinter- und linke Vorderfuß »dieselbe Farbe hatten. Auf so einem Pferde wurde Husein »umgebracht« [1]). Und weiters: »Das beste Pferd ist ein Rappe »mit weißem Bauch, dessen Füße, außer dem rechten Vorder»fuße, auch weiß sind« [2]). Hr. C. besuchte die funfzehn Pyramiden von Nuri, die er topographisch aufgenommen. In der Landschaft Barbar, oder wie Rüppell schreibt richtiger Berber ausgesprochen, sind sowohl Männer als Weiber groß und wohlgewachsen, nur mit zu dünnen Beinen. Die Männer tragen die Haare kurz gekräuselt, mit einem Schopfe voran, die Weiber flechten sie wie die Barabra; sie haben nicht die hochmüthige Miene, die finstere und verdachtvolle der Schaikije; nur die Fürsten (Melik) und eine kleine Anzahl von Personen bedecken sich den Kopf, die einen als Zeichen ihrer Würde, die andern weil sie kahl. Die Weiber sind nur mit einem Stücke Leinwand vom Gürtel bis ans Knie bekleidet, ihr Schmuck besteht aus Glasperlen, Elfenbein, Münzen, ihre Fußbedeckung Sandalen in antiker Form, ihre Waffen die Lanzen, das gerade Schwert der Ababde, ein eyförmiger Schild von Krokodils- oder

[1]) Die Posaune des heiligen Kriegs aus dem Munde Mohammed Sohn Abdallah des Propheten. Leipzig 1806. S. 35.

[2]) Eben da, S. 34.

Digitized by Google

Hippopotamushaut und eine kleine Anzahl von Feuergewehren. Der Titel Melik (Prinz) vererbt ſich vom Vater auf den Sohn.

Sobald als C. die Halbinſel, welche der Nil und der Atbara, d. i. der Aſtaboras der alten Geographen, zwiſchen dem ſechzehnten und ſiebzehnten Grade n. Br. bilden, betreten hatte, war ſeine ganze Aufmerkſamkeit nach d'Anville's Angabe auf die Entdeckung der Ruinen von Meroe gerichtet, welche zu entdecken auch ihm, dem erſten europäiſchen Reiſenden, gelungen. Bey ſeiner Rückkehr zu Waſſer beſuchte er abermals ſowohl die Ruinen von Tarabil, d. i. der zahlreichen Pyramiden am Berge Ardan, in deren Nähe die Ruinen einer Stadt, welche heute unter dem Namen El-marouk (El-mahruk, d. i. die Verbrannte) bekannt ſind, in welchem Namen Hr. C. den des alten Meroe vermuthet. Was die Stadt Meroe ſelbſt, auf der gleichnamigen großen, vom Nil und Aſtaboras (Atbara) gebildeten Halbinſel betrifft, glaubt Hr. C., daß dieſelbe am wahrſcheinlichſten zu Meçaourat (Moßawwerat, d. i. die bemalten oder mit Hieroglyphen beſchriebenen Gebäude) zu ſuchen ſey, deren ganze Anlage und Eintheilung Hrn. C. zu beweiſen ſcheint, daß ihre urſprüngliche Beſtimmung die eines Prieſterkollegiums geweſen ſey.

Là, étudiant mieux la distribution des différens corps de bâtimens en ruine que j'avais sous les yeux, je demeurai convaincu que ce lieu fut jadis consacré à l'enseignement, un collége enfin. Cette solitude silencieuse, me dis-je, a donc été animée par les jeux bruyans d'une jeunesse folâtre? Ce monument sur les débris duquel je me trouve a donc retenti de la voix des professeurs? Oui, ces figures informes d'oiseaux et de quadupèdes, tracées sur les murs, sont bien l'ouvrage d'une main enfantine; ces noms gravés en caractères éthiopiens, sont bien ceux de quelques élèves: et qui ne reconnaitrait, à cet indice certain, l'intérieur d'une classe? Ces autres noms grecs, sans doute ils sont ceux d'étrangers amis des sciences que la célébrité du lieu y attirait. Ces trois longues galeries qui partent de cette salle, ne conduisaient-elles pas à divers lieux consacrés à des cours particuliers? Ces logemens qui avoisinent ces salles d'étude, n'étaient-ils pas destinés aux professeurs? Ces grandes cours nues, desséchées par les rayons d'un soleil brûlant, peut-être alors étaient des jardins et des bosquets où les jeunes étudians allaient goûter les délices de la récréation; où les maitres, assis à l'ombre d'un arbre touffu méditaient et préparaient leurs leçons? Cet enclos qui renfermait un grand nombre de

Digitized by Google

cellules, et hors de l'enceinte, était-il le quartier des gens de service? ou bien ces cellules avaient-elles pour objet d'offrir aux voyageurs un abri hospitalier? Hélas! ces lieux autrefois si fréquentés, ces lieux où régnaient le mouvement et la vie, n'existent plus que pour d'être un nouveau témoignage de l'instabilité des choses humaines; les hyènes, les chakals et autres animaux sauvages, en parcourent les vastes décombres, sans y trouver rien qui puisse repaitre leur faim (III. p. 142).

Was Hrn. C. vorzüglich bestimmte, die Ruinen von Mo-ßawwerat für die einer hohen Schule oder eines Priesterkollegiums, und nicht für die einer Stadt anzusehen, ist der Umstand, daß er nirgends Gräber, nirgends Spuren eines großen Häuservereines fand; er glaubt aber aus dem elenden Zustande dieser Ruinen schließen zu können, daß dieselben nicht dem hohen Alterthume angehören können, was dann die Annahme, daß dieses die hohe Priesterschule des alten Meroe gewesen, wieder zu Boden schlägt. Die Ueberlieferung des Landes, daß vormals Fakihe (nicht Fakire) diese weitläufigen Gebäude bewohnet hätten, nimmt Hr. C. für eine Bestätigung seiner Annahme an; wenn aber diese Ruinen wirklich kein hohes Alter haben, so könnten sie doch seit der Einführung des Islams einer Moschee desselben angehört haben, in welcher Fakihe und Ualimen, wie ehemals in den Moscheen Kordofa's und Granada's, gelehrt; wiewohl eine solche Annahme durch das gänzliche Stillschweigen aller Quellen arabischer Literargeschichte wieder höchst unwahrscheinlich. Nach den Angaben des Eratosthenes und des Plinius sucht Hr. C. die Lage der Stadt Meroe in der Gegend der Ruinen von Aßur oder Dankeile, oder in denen von Mahruk, in dessen Nähe die Pyramiden Tarabil. Die Ruinen von Sobah am blauen Flusse, 55 Lieues südlich von Aßur (Meroe), hält Hr. C. für die von Saba, was nicht unwahrscheinlich; Josephus Flavius versichert, daß Meroe ursprünglich Saba geheißen, und daß die Königin von Saba eine äthiopische gewesen, eine spätere äthiopische Königin zur Zeit Nero's tritt unter dem Namen Kandake auf, welches der allgemeine Name äthiopischer Königinnen gewesen zu seyn scheint, so wie bey den arabischen Schriftstellern die Könige von Aethiopien alle den Namen Nedschaschi führen. Den Namen Kandake haben die Morgenländer in Kaidafe, den der Nitokris in Balkis verstümmelt, wie sie Salomon's Königin von Saba heißen, während die orientalischen Geschichten Alexanders die Kaidafe zur Königin der Amazonen gemacht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Naga, d. i. die Ruinen vom Berge Ardan, die

Digitized by Google

Residenz des Redschaschi gewesen sey, der mit seinen Heeren Arabien überzog. Wie dem aber auch mit der Bestimmung der einzelnen Städte seyn möge, so kann darüber kein Zweifel obwalten, daß das Land zwischen dem Astapus (Nehr-esrak) und dem Astaboras (Atbara), welches Strabo als die Halbinsel Meroe bestimmt, wirklich dieselbe sey. Alle diese Ruinen beschreibt Hr. C. sehr umständlich, zu Dankeile sind allein ein halbes Hundert theils bestehender, theils zerstörter Pyramiden, deren Eingänge alle gegen Osten gewandt; in einer derselben fand Hr. C. ein uraltes ägyptisches Gewölb, über dessen mit dem Bau der ersten Pyramiden gleichzeitiges Alter die hieroglyphische Schlangeneinfassung keinen Zweifel übrig läßt. Die ersten ägyptischen Gewölbe hatte er in der großen Oasis gefunden, mehrere derselben in rohen Ziegeln finden sich unter den Gräbern von Theben.

Endlich erreichte das Heer Ismailpascha's und mit demselben Hr. C. den Zusammenfluß der beyden Hauptströme des Nils, von denen der rechts strömende der blaue Fluß (Nehr-esrak), der links strömende der weiße Fluß (Nehr-ebjadh) heißt; jener hat seinen Namen von seiner Durchsichtigkeit, indem er über felsigen Grund, während der weiße Fluß vermuthlich in einem Bette von Thonerde strömt (S. 202). Die Quellen, welche Bruce in Abyssinien gesehen, und für die des Nils genommen, sind die des blauen Flusses, so daß, wenn, wie Hr. C. versichert, der weiße Fluß der eigentliche Nil, Bruce mit denen des blauen Flusses als den wahren Nilquellen nur blauen Dunst gemacht. Der blaue und weiße Fluß umfassen die Halbinsel Sennar's, wie unter derselben der links strömende Nil und der rechts strömende Atbara die Halbinsel Meroe umfassen. Dieß sind die beyden oberen Nildelta, im Gegensatze mit dem untersten, dessen Grundlinie die Meeresküste; die Spitze des letzten, wo sich die Arme von Damiatte und Rosette von einander trennen, heißt bekanntlich Batnol Bakar, d. i. der Bauch der Kuh; die Spitze des obersten Nildelta, am Vereine des blauen und weißen Flusses, heißt Rees-al-chartum, d. i. die Spitze des Elephantenrüssels. Die Hippopotame, deren es hier eine Menge gibt, heißen Bakar-al-bahr, d. i. Meerkühe oder Nilpferde. Hr. C. hatte Gelegenheit, die körperliche Bildung der Bewohner dieser Halbinsel genau zu beobachten:

J'ai cru remarquer que les caractères extérieurs de la jeunesse y sont de longue durée chez les personnes du sexe féminin: leur gorge sur-tout ne parait point éprouver les outrages du temps aussi vite que dans nos climats; celle même des femmes avancées en âge ne laisse apercevoir

Digitized by Google

aucune apparence de flaccidité. On serait porté à conjecturer que ce fut au Sennâr que les sculpteurs de l'Egypte ancienne allèrent chercher le type de ces mamelles droites et alongées qu'ils donnaient à leurs figures de femmes; car c'est la forme la plus générale de celles que les Sennâriennes ne prennent pas le moindre soin de dérober aux yeux. Parmi les hommes, j'en remarquai un de vingt ans environ, qui avait ces deux éminences de la poitrine extrêmement saillantes: s'étant aperçu que je le considérais avec surprise, il en parut déconcerté et s'empressa de me dire qu'il se proposait de faire retrancher ces excroissances contraires aux lois de la nature. J'eus peine à croire d'abord qu'il parlât sérieusement: mais on m'apprit ensuite qu'en effet tout homme du pays qui avait le malheur d'être affligé d'une pareille difformité, aimait mieux se soumettre à une amputation douloureuse et souvent funeste, que de se montrer avec des attributs si étrangers à son sexe. L'état de nudité presque complète dans lequel les indigènes de ces contrées ont coutume de paraître, ne leur permet pas de soustraire à la vue les bizarres anomalies auxquelles l'espèce humaine est sujette là comme ailleurs (p. 224).

Er beobachtete auch ſehr genau das Ausſchliefen der Krokodille aus ihren Eyern, von denen er ein halbes Dutzend in einen Koffer eingepackt hatte, es quackte auf einmal wie Fröſche in demſelben, und als er nachſah, fand er, daß zwey Krokodille aus ihren Eyern ausgeſchloſſen, die anderen auszuſchliefen bereit waren; ſie waren alle von derſelben Größe, einen Schuh lang, und in dem größten Umfange ihres Leibes etwa vier Zoll dick. Die Leichtigkeit, womit dieſe Thiere ohne Hülfe ausſchloſſen, berechtiget zur Vermuthung, daß das Weibchen des Krokodills ſich um das Ausbrüten der von ihr gelegten Eyer nicht weiter bekümmert. Die mit der Halbinſel Sennar (Rüppell ſchreibt Senaar) auf dem linken Ufer des blauen Fluſſes gelegene Hauptſtadt des Landes blieb weit unter der Erwartung Hrn. C.'s. Die Einwohner haben braune, kupferichte Geſichtsfarbe, ihre wiewohl krauſen Haare unterſcheiden ſich von denen der wahren Neger, bey denen Naſe, Lippen und Wangen unangenehm vorſpringen, während die Geſichtsbildung der Bewohner von Sennar angenehm und regelmäßig. Die heutige Dynaſtie iſt die der Fundſchi, welche über den weißen Fluß aus Sudan, d. i. dem Lande der Schwarzen, dem inneren Afrika, gekommen ſeyn ſoll. Die Hauptſtadt Sennar, deren Länge und Breite Hr. C. aſtronomiſch beſtimmte, hat etwas mehr als eine halbe Stunde

Digitized by Google

im Umfange. Die Bevölkerung ist heute nur von 9000 Seelen; die unordentlichen Haufen von Wohnungen, die durch den Schutt älterer Gebäude von einander getrennt sind, geben der Stadt ein elendes Aussehen, der Verfall der Häuser schreibt sich zum Theil vom häufigen Regen her. Sennar erstreckt sich heute nördlich bis an die Vereinigung des weißen und blauen Flusses, gränzt südöstlich an Abyssinien (Habesch), südlich an Fasokl und Burum, welche beyde Landschaften steuerpflichtig an Sennar, westlich trennt es der weiße Fluß von Kordofan. Auf der Ostseite des weißen Flusses, von dem Vereinigungspunkte mit dem blauen Flusse bis auf die Höhe von Sennar, heißt die von armen moslimischen Fischern bewohnte Landschaft El-aif. Die Namen der Jahreszeiten, welche Hr. C. gibt, nämlich der Winter Schita (nicht Chitât), der Sommer Ssaif (nicht Sêf), so wie der des Glühwindes Samum (nicht Samône), des Südwindes Charif und des Südostes Arabi, d. i. des arabischen, sind rein arabisch, so wie der Name der Pocken el-guedry (l. Dschidra), welche hier sehr mörderisch; der Wurm Ferendit, welcher sich zwischen Fleisch und Haut einnistet, ist eine der größten Plagen der Neger. Hr. C. zählt ein Paar Dutzend der ihnen eigenen Krankheiten mit ihren Namen auf, die alle arabisch. Dschusam, welches als eine Art Brand aufgeführt wird, der die Finger frißt, ist der gewöhnliche arabische Name des Aussatzes. Die Bevölkerung besteht aus sechs Menschenrassen: 1) El-aßfer, d. i. die gelben, die am wenigsten gefärbten Araber Nomaden aus Hedschas; 2) El-ahmer, d. i. die rothen, mit rothen, krausen Haaren und röthlichen Augen, die am wenigsten zahlreich; 3) El-Sudan afrak, d. i. die blauen Neger, sind die kupferfarbigen Fundschi; 4) El-achder, d. i. die grünen, deren Züge sehr denen der Neger ähneln; 5) El-kat Fatelolem (?), an Farbe den Abyssiniern ähnlich, sollen altägyptischer Abkunft seyn; 6) Aabid oder Nuba, d. i. die Sklaven Nubier.

»Die Bewohner von Sennar sind stark und groß, die Kinder beyder Geschlechter sind insgemein hübsch bis ins Alter von zwölf oder funfzehn Jahren, die Weiber haben etwas Edles in Gang und Haltung, unglücklicher Weise haben die meisten den Leib und das Gesicht mit Narben bedeckt; sie haben schöne Augen und angenehme Miene, sie erhalten lange Zeit ihre Frische; nichts desto weniger wird das Leben zu Sennar sehr schnell verbraucht; die Ausschweifungen, denen man sich überläßt, sowohl, als die Krankheiten, welche das Klima hervorbringt, tragen zur Abkürzung des Lebens bey. Die Menge von Negern, welche hier zuströmen, und die große Fruchtbarkeit der Weiber sind nöthig, den ungeheuren Verlust der Bevölkerung zu ersetzen. Die Bewohner von Sennar sind listig, mehr interessirt als eifersüchtig, sehr abergläubisch, wie-

Digitized by Google

wohl keine eifrigen Beobachter der Lehre Mohammeds, zu der sie sich bekennen. Diese Gleichgültigkeit für den Kultus ist zweifelsohne eine der ersten Ursachen ihrer Sittenverderbniß. Sie bezeugen weder Rücksicht noch Neigung gegen ihre Weiber, und verkaufen ohne Rücksicht die Sklavinnen, die ihnen Kinder geboren; sie sind von der Meinung unabwendbaren Geschickes so eingenommen, daß sie dem Tode ohne Furcht und Schrecken entgegensehen Ich habe mehrere gesehen, welche das Leben mit stoischem Muthe verloren. Der Gebrauch will, daß der König während seiner Regierung ein Feld eigenhändig pflüge und besäe, durch diese Arbeit erhält er den Beynamen des Landmannes (homme des champs). Die Weiber beobachten pünktlich eine Toilette, welche, wie sie sagen, zur Erhaltung ihrer Gesundheit nöthig; diese Toilette besteht darin, daß sie sich lange Zeit vom Kopfe zum Fuß mit Kamelhbutter oder Kamelhfett reiben, die Reichen haben Sklavinnen, welche diesen Dienst verrichten. Nach dieser Vorbereitung und nachdem ihr Haar in Ordnung, nehmen sie eine andere Toilette vor, welche nur Gefallsucht erträglich machen kann; ein in dem Gemache, worin sie sich befinden, in die Erde eingegrabenes Gefäß wird mit den Abschnitzeln von neun Arten wohlriechenden Holzes gefüllt; das Holz wird angezündet, darauf gesetzen, daß es ohne Flamme verbrenne, damit es desto mehr Rauch gebe; ein runder Strohteppich wird um diesen Herd gelegt, auf den sie sich setzen, und sich über das Gefäß hinkauern, um den dicken Dampf, den es aushaucht, aufzufangen; um denselben mehr zu konzentriren, und nicht der Berührung der Luft ausgesetzt zu seyn, bedecken sie sich mit dem größten Leinwandstück, das ihnen zur Kleidung dient. Unter dieser Art von Zelt halten sie sich länger als eine Stunde niedergekauert; beym Herausgehen drapiren sie sich wie gewöhnlich, und die Toilette ist beendet. Außer dem Beweggrunde der Heilsamkeit ist dieser Gebrauch auch Sache des Luxus und Koketterie; übrigens ist es gewiß, daß dieses trockene Bad den Vortheil hat, mit dem Fette, das sie sich einreiben, den Leib zu durchdringen. Die Männer salben sich auch, aber minder oft, und machen keinen Gebrauch von Räucherungen.«

La circoncision a lieu pour les hommes, comme en Egypte, et l'excision pour les femmes; mais cette dernière opération n'a point pour unique but le retranchement de la portion exubérante des nymphes; c'est une sorte d'infibulation. Après avoir élagué ces deux membranes, les plaies de l'une et de l'autre sont rapprochées, et la patiente est tenue dans un état d'immobilité presque entière jusqu'à ce qu'elles se soient réunies ensemble par agglutination; au moyen d'une canule très-mince, on ménage une ouverture à peine suffisante pour les écoulemens naturels Quelque temps avant le mariage, il faut détruire par incision cette adhérence contraire à la nature. S'il survient quelque symptôme fâcheux, le fer rouge et le rasoir sont là. On dirait que la sensibilité émoussée chez ces peuples les empêche d'apprécier les souffrances inouies et les accidens graves et inévitables de ces pratiques inhumaines, inventées par le despotisme du sexe le plus fort, pour s'assurer la

Digitized by Google

jouissance première de cette fleur virginale si fugitive dans tous les autres pays (p. 278).

»Wenn ein Großer sich vermählt, durchzieht er die Straße zu Pferd, einige seiner Verwandten geben ihm das Geleite, und alle seine Sklaven folgen ihm. Diese singen und bleiben von Zeit zu Zeit stehen, um zu tanzen, und mit fest an einander gehaltenen Füßen zu springen, indem sie zugleich überspringen und mit der Hand den Takt schlagen. Der Heiratskontrakt wird, wie in Aegypten, vor Gericht abgefaßt, dressé au chara (soll Scheri heißen). Der Mann kann erst am siebenten Tage seiner Frau beywohnen, welche unterdessen in einer mittels Matten gebildeten Alcove eingeschlossen ist; Tag und Nacht muß ein Theil der Gäste im Hause bleiben; sie kommen und gehen und lösen einander ab, so daß immer einige gegenwärtig sind; es ist ein beständiges Fest; der Bulbul oder Bolbol (Nachtigall), eine Art von Bier, fließt in Strömen. Nach den sieben verflossenen Tagen theilet die Braut, welche Nus genannt wird, einige kleine Goldstücke an ihre ungelegenen Wächter aus, und verabschiedet sie. Wenn jemand krank wird, werden die Verwandten und Freundinnen des Hauses sogleich davon benachrichtiget, stürzen in das Zimmer des Kranken, den sie mit Schluchzen und lärmendem Wehklagen betäuben; öfters bezahlt man die gewöhnlichen Klagefrauen, um nicht zu wiederholtenmalen Kopfweh zu machen; man hält ein großes Stück auf die Wirkung dieser bizarren Bezeugung erkünstelter Traurigkeit. Kaum aus dem Zimmer, nehmen diese ewigen Wehklagenden in einem Augenblicke eine ruhige und lachende Miene an, die Quelle ihrer Trauer scheint vertrocknet, mit der Sicherheit und dem Ernste eines Arztes, der sich von der guten Wirkung einer vorgeschriebenen Arzney überzeugt, versichern sie, daß der Kranke morgen besser seyn wird; straft sie der Tod zu Lügen, so laufen sie neuerdings herbey, und das Zimmer des Todten ertönt abermal von ihrem Klagegeschrey.«

Die Amulete sind sehr im Schwunge, die Weiber tragen deren eine Menge auf dem Bauche, an den Armen, an den Gelenken; die Männer heften dieselben an den Elbogen an, und tragen am Arme ein kleines Messer. Die jungen Mädchen haben keine andere Kleidung, als eine Schürze (Rahadh), von welcher lederne Streifen als Trotteln hängen; dieselbe ist mit kleinen einschaligen Muscheln besetzt, welche Kuris oder guineische Münze heißen, und mit einer größeren, von der Gattung der Porzellanmuscheln, welche Tigerhaut heißt, und von Senkin kömmt. Diese, inmitten der Schürze angehaftet, ist das Symbol der Jungfrauschaft. Alles Eigenthum des Landes gehört dem König, der den Scheichen der Dörfer nur die Sorge, auf die Ernte und Eintreibung der Steuern zu wachen, überläßt. Vormals konnte der König von Sennar 20—25000 Mann unter Waffen stellen, worunter 4—5000 berittene Neger. Fundschi, Reiterey besteht nun seit langem gar keine. Die Häuser sind kreisförmig, ohne Pfeiler in der Mitte; ihr Bau wird mit dem Dache begonnen. Vier Reife von verschiedener Größe

Digitized by Google

werden trichterförmig durch Zweige mit einander verbunden, dann wird nach Maßgabe des größten untersten derselben die Mauer aus Holz oder Erde in die Runde aufgeführt, und das zuerst fertig gewordene Dach als Hut daraufgesetzt. Ungeachtet der großen Zahl von Negersklaven, welche Sennar bewohnen, spricht man dort nur arabisch, und zwar reiner als in Aegypten. Hr. C. ist der Meinung, daß der echte heilige Skarabäus der Hieroglyphen, welcher auf den ältesten Hieroglyphen überall grün, und nur auf den neuesten griechischen Mumiensärgen schwarz vorkömmt, in Sennar zu Hause.

Un jour que je chassais des oiseaux, à une lieue du Sennâr, sur la route de Taybah, le hasard offrit à mes yeux le fameux scarabée sacré des anciens Egyptiens. Cet insecte est d'un vert parfois éclatant, son corselet est nuancé d'une teinte cuivreuse à reflet métallique; ce qui se rapporte parfaitement à ce que disent Hiérapollon et Elien, qu'il était doré et rayonnant. Ce scarabée est fidèlement représenté dans les peintures de plusieurs monumens; et sur les caisses des momies les plus anciennes, je l'ai toujours vu colorié en vert, et jamais en noir. Cependant, un scarabée qui se trouve aujourd'hui en Egypte, et qui a cette dernière couleur, a été regardé par les modernes comme le vrai scarabée sacré. Cette opinion, selon moi, peut se soutenir aussi: n'est-il pas vraisemblable que l'espèce verte qui s'est conservée en Ethiopie, se soit éteinte dans l'Egypte par succession de temps, et qu'à une époque moins reculée, on lui en ait substitué un d'une couleur différente? Par exemple, cet insecte est en effet peint en noir sur des caisses des momies égyptiennes de l'époque grecque (p. 311).

Hr. C. sagt, daß es ihn zu weit von seinem Wege abführen würde, die verschiedenen Meinungen und sich oft widersprechenden Muthmaßungen über die Gründe aufzuführen, welche die Aegypter bewogen, ein Thier zu verehren, dessen gewöhnlicher Aufenthalt dasselbe vielmehr zu einem Gegenstande des Ekels machen mußte; er begnügt sich, zu bemerken, daß die ägyptischen Krieger alle einen Ring trugen, in welchem der heilige Skarabäus eingegraben war; daß auf der Insel Meroe die Königinnen Armbänder mit demselben Amulete trugen. Wenn Hr. C., wie der Recensent, in ägyptischem Sande gelagert, den heiligen Skarabäus stundenlang in seiner Beschäftigung, aus Unflath Ballen zu bilden, und dieselben, indem er den Kopf und die vorderen Füße gegen die Erde stemmt, mit den hinteren Füßen in elliptischen Linien fortzurollen, zugesehen hätte, so

würde demselben über den Grund, aus welchem die alten Aegypter im heiligen Skarabäus das Sinnbild des Weltschopfers sahen, kein Zweifel übrig geblieben seyn. Der Skarabäus, indem er den auf seinem Wege liegenden Unflath in Sand wälzt, denselben zur Kugel bildet, und diese Kugel in elliptischer Linie fortrollt, ist zwar nach unseren Begriffen kein edles, aber ein dem Auge des Naturmenschen höchst deutliches Sinnbild von der Allmacht des Weltenschöpfers, welcher Gestirne als Kugeln bildet, und in elliptischen Bahnen fortrollt. Hr. C. berichtet weiters über den Feldzug Ismailpascha's, die Zusammenkunft desselben mit dem Bruder Ibrahimpascha, und über den wenigen Ertrag der Goldwäscherey, von welcher sich der Pascha goldene Berge versprochen hatte. Er beschreibt die Elephantenjagd, die Berge um Karabin, der äußersten Gränze Sennar's gegen Fasokl. Die Berge haben das Aussehen, wie die Felsen von Aßwan und Philä in Aegypten. Die Höhe und Breite von Kilgu ward astronomisch bestimmt. Fasokl unterwarf sich den Waffen des Pascha, und Hr. C. kam bis nach Kamail; dieses Wort, welches im Arabischen Blumenkelche bedeutet, hält Recensent für das Stammwort des französischen Camayeu. Das Vocabular der Sprache der Neger von Kamail in der Landschaft Bertat, so wie das der Sprache von Dongola zeigt, daß beyde verschiedene Sprachen, die mit dem Arabischen nichts, als einige wenige eingewanderte Wörter gemein haben. In den Bergen von Akaro in Fasokl tragen die Weiber ein besonderes Halsgeschmeide, das sie in ihrer Sprache Konkone heißen, welches Wort an die Kokona der Walachen erinnert; eine Art von ausgeweidetem Hirschkäfer mit ausgerissenem Kopf und Füßen: C'est un coléoptère a élytres durs et coriaces, que l'on vide et auquel on arrache la tête et les pieds. On y adapte un petit cordon en cuir, pour pouvoir le suspendre au collier. Hr. C. bemerkt dabey, daß es nicht nöthig sey, hier an den heiligen Skarabäus zu denken, indem eine große Anzahl der Volkerschaften der alten und neuen Welt solche coléoptère als Halsgeschmeide verwenden.

Die Neger, Bewohner der großen Landschaft Bertat, sind insgemein wohlgebildet, stark und rüstig; mehrere derselben scheinen fremdem, vielleicht mit den Fundschi verwandten Blute entsprossen zu seyn; ihre Haare sind viel mehr gelockt als krause; eine schöne Physiognomie, ohne dicke Lippen und ohne plattgedrückte Nase. Bey den Eingebornen, wiewohl sie krause, wollichte Haare, plattgedrückte Nase und dicke Lippen, die der Negerrasse eigenthümlichen Abzeichen, haben, ist doch das Wirbelbein des Halses (l'os de la pommette) nicht so vorstehend, als bey den

Digitized by Google

Negern des westlichen Afrika unter den Wendekreisen. Diese Götzendiener sind ungelehrig und kriecherisch, ohne von Natur aus grausam zu seyn; sie verehren auch Propheten und Heilige, so rufen z. B. die Bewohner des Gebirgs Kilgu den großen Abdolkadir, dem sie die Macht zuschreiben, Regen zu machen, mit großem Geschrey an. Dieser Abdolkadir dürfte wohl kein anderer seyn, als der große, zu Bagdad begrabene Scheich, Abdolkadir Gilani, der Stifter des nach ihm genannten Derwischordens der Kadri, von welchem vermuthlich einige herumstreifende Derwische den Dienst ihres Scheichs Stifters bis in die Gebirge der Götzendiener von Bertat verpflanzet haben. Sie verehren auch den Baum Baobab, der durch seine kolossalen Verhältnisse und seltsame Formen etwas Uebernatürliches darbeut, das wohl geeignet ist, rohen und unwissenden Menschen abergläubische Ideen einzuflößen; sie schlachten Schafe, und hängen dieselben mit Gefäßen voll Wassers an dem Baume als Opfergaben auf. Es herrscht unter ihnen Polygamie, und das Gesetz erlaubt ihnen, so viele Weiber zu nehmen, als sie Ochsen oder Kühe haben. Die Reichsten geben ihren Töchtern als Hausgabe zwey Kühe und zehn Schafe, wovon mehrere beym Hochzeitsmahle verzehrt werden. Die Neuvermählten reiben sich den Leib während den ersten Tagen mit einer Mischung von Fett und rothem Okermehl in größerer Menge als gewöhnlich ein. Die Leichname reiben sie ebenfalls mit Fett und rother Erde vom Fuße bis zum Kopfe ein; die Maisernte wird durch gemeinschaftliche Gastmahle gefeyert, zu denen jeder seine Schüssel bringt; man richtet Masten auf, die mit frischen Maisstrützeln geziert sind, man richtet Dankgebete an die Gestirne; ihre vorzüglichste Nahrung ist der Mais, aus dem sie eine Art von Polenta machen; sie essen manchmal frisches Fleisch, vorzüglich das der Lämmer, und essen die Leber, das Herz, die Nieren und selbst die Seitenschnitze (Côtelettes) nicht anders als roh; die Weiber gehen halb, die Männer ganz nackt, beyde stecken sich Hölzer durch die Nasenlappen, und tragen elfenbeinene Knöpfe in den Ohrlappen, die Weiber stecken sich auch Strohhalme durch die Nasenlappen; sie halten es für die Gesundheit zuträglich, durch das Hineinstecken fremder Körper, wie Holz und Stroh, die Löcher in den Ohren und Nasenlappen offen zu erhalten. Die Männer tragen, sey es als Schmuck, sey es als Amulet, zwey Stücke Leder um den Hals gehangen, eines vorne, eines hinten; junge Mädchen verbinden diese zwey Lederlappen zu Bedeckung ihrer Scham; Hr. C. meint, daß dieselben eine Aehnlichkeit haben dürften mit dem Cestus der Römer, welchen der Bräutigam in der Brautnacht löste. Den Ausschlag ihrer Schlachten geben die Weiber.

Digitized by Google

Dès que les femmes, spectatrices du combat, s'aperçoivent que ceux de leur parti ont le dessous et que de plus longs efforts seraient inutiles, elles se précipitent sur eux et les engagent à se rendre. Alors les vainqueurs emmènent hommes, femmes et enfans, et vont les vendre aux nomades pour des bestiaux. Quant aux Gallahs, leurs ennemis naturels, ils ne leur font aucun quartier; et même, avant de tuer ceux qu'ils font prisonniers, ils leur font subir la même mutilation qu'aux malheureux soldats turcs qui leur tombaient entre les mains: les Gallahs, de leur côté, usent de la loi du talion sur les cadavres des nègres qui périssent en se défendant. A l'issue d'une bataille, les vainqueurs apportent à leurs femmes ces dépouilles obscènes; celles-ci s'en parent avec ostentation; elles se les suspendent au cou et en enfilent pour les porter en guise de bracelets: plus le nombre de ces dégoûtans joyaux est grand, plus elles acquièrent de considération aux yeux de la tribu; ces sont des témoignages éclatans de la bravoure de leur maris. Cette coutume infame, qui décèle l'absence de toute pudeur parmi ces hommes grossiers, parait avoir été en vigueur chez les anciens peuples de l'Egypte. On voit sur un bas-relief du temple de Médynet-Abou, les vainqueurs occupés à faire compter les trophées de cette nature enlevés aux cadavres de leurs ennemis. Sur d'autres représentations, ce sont des mains que l'on compte. Aujourd'hui, comme on sait, les Turcs, mieux policés, mais non moins féroces néanmoins, constatent par des oreilles le nombre des malheureux qui succombent sous les coups (III. p. 32).

In der Landschaft Fasokl, welche das Flußgebiet auf beyden Seiten in einer Länge von dreyßig Stunden in sich begreift, sind Sitten und Gebräuche dieselben, wie in Sennar, die Sprache ist arabisch. Nach einer Landessage sollen in Fasokl und Bertat nicht weniger als 99 Berge seyn, deren Namen alle mit Fa anfangen; die Distrikte heißen Dar (Haus), so Darfok, das obere Haus u. s. w. Die nomadischen Araber um Fasokl und Bertat jagen Giraffen, Rhinoceros, Elephanten und Strauße, die letzten zu Pferde mit Hunden. In Sennar findet man den weißen Ibis, welcher Bilibili heißt; nur wenige streifen so nördlich als Atbara, die Eingebornen sagten Hrn. C., daß diese Vögel unmittelbar vor der Regenzeit sich in die waldigen und wüsten Gegenden des Inneren zurückziehen, wo sie von Gewürm und Eidechsen leben; hiedurch wird die Angabe der Alten bestätigt, daß der Ibis während eines Theiles

des Jahres auswandert, um an der Grenze der Wüste Schlangen zu bekämpfen. Im Distrikte von Dinka tragen die Kinder reicher Familien alle hinten eine Glocke, die älteren Leute tragen dieselbe an den Arm gebunden; das größte Vergnügen der Neger von Dinka besteht darin, sich den Leib dicht mit Unschlitt zu beschmieren, und dasselbe an der Sonne der Haut einschmelzen zu lassen. Ihrer Stärke und ihres kriegerischen Muthes wegen sind die Bewohner von Dinka von den benachbarten Fürsten als Hülfstruppen gesucht; sie beten die Gestirne an. Die Krokodiljagd beschreibt Hr. C. wie folgt:

Quelques Arabes, sur-tout dans le voisinage de Guerri, se livrent à la chasse du crocodile, sur les grèves sablonneuses qui bordent le lit du fleuve et sur les iles. Dans les basses eaux, ces hommes, qui connaissent les endroits ou les crocodiles ont coutume de venir respirer l'air en nature, y élèvent de petites murailles en terre de 2 à 3 pieds de haut: au sortir du fleuve, ces animaux viennent s'abriter derrière elles, et s'y endorment. Lorsque les Arabes en aperçoivent un dans cette position, l'un d'entre eux s'approche à bas bruit de peur de l'éveiller, et, se tenant à couvert derrière le petit retranchement, lui enfonce dans la gueule ou dans le côté du cou au défaut des os de la tête et des écailles, un dard en forme d'hameçon emmanché au bout d'une hampe, autour laquelle est roulée une longue corde: si le monstre vorace ne meurt pas du coup et regagne le fleuve, le harponneur lui file la corde jusqu'à ce qu'il se soit affaibli; après quoi on le retire du fond de l'eau. La peau des crocodiles est employée pour faire des boucliers. Quelques indigènes en mangent la chair, qui se vend à Sennar et à Chendy; elle est d'un blanc sale, et a une forte odeur de marée (p. 110).

Zu Schendi ist der große Sklavenmarkt, hieher werden die Sklaven aus Abyssynien, Sennar, Kordofan, Darfur, Dinka und Fertit gebracht, es werden deren jährlich zu Schendi gegen viertausend verkauft; die Mädchen unter eilf Jahren heißen Commassy (Chumasi), die von eilf bis funfzehn Jahren Sedassy; hier scheint fast ein Irrthum obzuwalten, indem Chumasi im Arabischen die Fünfer, Sudasi die Sechser bedeuten, was hier weder mit der Zahl ihrer Jahre, noch mit der ihrer Preise übereinstimmt. Die Sklaven heißen den Sklavenhändler, der sie zum Markte schleppt und verkauft, nicht anders als Abu (Vater); man schätzt, daß in Aegypten allein 40,000 Negersklaven von beyderley Geschlecht. Einige Eunuchen kommen von Borko, aber die große Fabrik

derselben ist zu Tohta bey Sijut, wo dieses infame Handwerk von Kopten getrieben wird; ein männlicher Sklave, dessen gewöhnlicher Preis 25 Thaler, kostet als Eunuche das Vierfache, es werden deren jährlich zu Sijut bis 150 fabrizirt. Hr. C. beschreibt den Sklavenmarkt von Schendi. Von hier aus besuchte er die Alterthümer von Naga am Berge Ardan und die von Moßawerat, die er, wie schon gesagt, für die Ruinen des Priesterkollegiums von Meroe hält. Die Beschreibung ist sehr umständlich, und wird durch stete Beziehung auf das Kupferwerk beleuchtet. Eben so werden die Ruinen von Dschebel Barkal und ihre Pyramiden beschrieben; sie unterscheiden sich von denen Aegyptens vorzüglich dadurch, daß sie Vorhöfe oder Heiligthümer haben, welche den ägyptischen fehlen. Von Barkal aus ging Hr. C. durch die Wüste nach der Insel Argo, und von da nach der Oasis Ain Selime, in der Hoffnung, dort Ruinen zu finden, welche aber sehr getäuscht ward. Er besuchte noch einmal den schönen Tempel von Solib, dessen Cartouchen er nach Champollion als die Amenophis II., des achten Königs der achtzehnten ägyptischen Dynastie, liest. Von Hrn. Champollion ist auch die im vierten Theile gegebene Erklärung des hieratischen Papyrus, des Sarges Petamenoph's; dieser Papyrus ist eine Abschrift des Werkes: Djom-an-rôonna-hort-hem-hrou-ré (!), das ist: Buch der Pforten der Offenbarung des Lichts; eine Sammlung von Begräbnißformeln, das große Officium defunctorum der alten Aegypter, welche in der ältesten Zeit denselben in den Sarg mitgegeben ward. Es erscheinen auf diesem Papyrus nach Hrn. Champ.'s Auslegung die seltsamsten Namen einer Schaar bisher ganz unbekannter ägyptischer Gottheiten; jedes Glied des Körpers hat seinen besonderen Schutzgott, so ist das Haar dem Pemu, d. i. dem himmlischen Nil, dem Vater der Götter (?), geweiht; der Kopf dem Sonnengotte Phoe; die Augen der Hator, d. i. der ägyptischen Venus; die Ohren dem Gotte Macedo (?), d. i. dem schakalköpfigen Hüter der Herden; die linke Schläfe dem in der Sonne lebenden Geist (?), die rechte dem Geiste Atmu (?); die Nase dem Anubis im Wohnsitz Sachem (?); die Lippen dem Anubis schlechtweg; die Zähne der Göttin Selk (?); der Bart wieder dem Gotte Macedo; der Hals der Isis; die Arme dem Osiris; die Kniee der Neith, der Frau von Sa (Sais); die Elbogen dem Herrn der Regionen Ghel (?); der Rücken dem Gotte Sischo (?); die Zeugungstheile dem Osiris und der löwenköpfigen Göttin Koht (?); die Schenkel dem Gotte Bal-Hor, d. i. Aug des Horus; die Waden der Göttin Netphe (die ägyptische Rhea);

Digitized by Google

die Füße dem Gotte Phta; die Zehen den lebenden Schlangen Ureus. Merkwürdig ist der Name der Schlange Hfe wegen der Verwandtschaft mit dem arabischen Hai, Schlange, und Hawa, Eva.

Salt, Gau und Linan haben, wie C. in einer Note bemerkt, alles, was interessant von den Ruinen von Absambul Merkwürdiges abgezeichnet. Gau's Zeichnungen liegen in seinem Werke der Welt vor, die von Salt und Linan sind noch nicht bekannt gemacht.

Je fus frappé d'admiration en promenant mes regards daus cette sombre enceinte. J'y remarquai huit statues de 22 pieds de haut environ, taillées dans le roc, ainsi que les piliers auxquels elles sont adossées. On y compte quatorze salles ou chambres: plusieurs sont ornées de sculptures coloriées, qui représentent des scènes guerrières; on y voit l'assaut d'une place forte, où se fait distinguer le principal personnage monté sur son char de bataille. Ailleurs, ce même guerrier foule aux pieds des prisonniers de diverses nations, et semble prêt à leur donner la mort: là ce sont des courses de chars; ici, des sacrifices, des processions et une foule d'autres sujets d'autant plus curieux, qu'ils ont une grande analogie avec ceux de l'Egypte et principalement de Médynet-Abou et du Memnonium (III. p. 263).

C. schreibt Amada, und erwähnt der alten Gemälde, welche durch einen Ueberzug von Gyps auf den heiligen Bildern gemalt, und nur zum Theil verdeckt sind: cet enduit s'étant détaché en divers endroits, on voit aujourd'hui les parois intérieures de ce temple offrir la bizarre réunion d'apôtres de l'évangile avec des divinités du culte idolâtre (III. p. 263).

Zu Sebua, oder wie Hr. Cailliaud schreibt Sebou, fand derselbe die beyden Engländer Salt und Banks (den Namen des letzten schreibt er immer unrichtig Binks, nach fehlerhaft verhörter Aussprache, nach welcher er auch Gorthon statt Gordon schreibt), beschäftigt, den Schutt und Sand, womit die Winde der Wüste den Eingang dieses Denkmals angefüllt hatten, aufzuräumen, und entfernte sich, ehe der Sand noch weggeschafft war: car j'étais bien convaincu que la sagacité et l'érudition de M. Salt ne m'avaient rien laissé à glaner ici.

Von Tekke (Deggeh) sagt Cailliaud, daß es das alte Pselsis, daß es vermög aufgefundener Inschriften dem König

Ptolemäus Evergetes II. und seiner Gemahlin Kleopatra zu Ehren errichtet worden sey.

Ueber Kalabdsche (Galabcheh) eilt Cailliaud eben so schnell, als über die anderen nubischen Monumente hinweg, er bemerkt bloß, daß es das alte Telmis, und daß der Tempel, der größte aller von Niedernubien, in Verhältniß des verwandten Baustoffes, welcher das Gebäude nicht lange zusammenhielt, nach einem zu großen Plane angelegt worden sey.

Von Teffah, das alte Taphis, begnügt sich Hr. Caillaud zu sagen: Que le temple en est déjà bien connu.

Debut ist, wie Cailliaud bemerkt, der erste Tempel ober Philä: Ce monument est précédé des trois portails, qui semblent annoncer que trois enceintes ont dû entourer l'édifice. Dans les pièces du fond sont deux monolithes en granit figurant des niches qui servaient aux animaux sacrés. C'est le premier temple que l'on trouve au-dessus de Philae.

Daß Nubien die Wiege ägyptischer Kultur, welche von da längs des Nils herabgestiegen, ist nicht nur Gau's, sondern auch Cailliaud's Meinung; er gründet dieselbe hauptsächlich darauf, daß die vorzüglichsten Gegenstände des ägyptischen Kultus ausschließlich äthiopische Naturerzeugnisse. In den weiten, mit Thieren aller Gattung bevölkerten Wäldern Aethiopiens fanden die ersten Bewohner, die sich dort niederließen, den reichsten Stoff ihres Bilderdienstes.

Là ils purent adresser de pieux hommages au scarabée dont les auteurs nous ont transmis la description, au cynocéphale et à d'autres singes, à l'ibis, à des serpens, au bison, à l'hippopotame, à la giraffe, à l'éléphant, au rhinocéros, au lion, à l'autruche, si rare en Egypte, à la pintade, communément employée comme coiffure d'Isis dans les bas-reliefs de temples; enfin à l'oreillon, si toutefois cet animal a existé. Le règne végétal mettait à leur disposition le persea, l'encens, les parfums, les bois odoriférans, la cannelle, et tant d'autres productions étrangères, de tous temps, à l'Egypte (III. p. 273).

Aethiopien war die Wiege der Gesetze, der Künste, der Schrift, welche aber, nachdem sie sich in Aegypten entwickelt, wieder den Fluß hinaufwanderten. So sind die Monumente von Berkal und in der Insel Meroe zum Theil ägyptisch, während die von Naga und die Pyramiden von Aßur durch ihre schwerfälligen Formen, durch ihre Beleibtheit und die Trachten der darauf abgebildeten Personen augenscheinlich ägyptisch. Die ältesten äthiopischen Monumente haben die Stürme der Elemente nicht überdauert:

Digitized by Google

Les premiers monumens des Ethiopiens, comme ceux qu'ils élevèrent depuis, étaient donc en petits matériaux; et le peu de résistance qu'ils opposaient aux intempéries du climat ne leur a point permis de traverser les siècles, ni même de nous laisser des traces de leur existence (III. p. 277).

Was die Karten betrifft, ragt die Cailliauds allen anderen durch das Verdienst astronomischer Beobachtungen in einer so großen Strecke, als vierzehn geographische Grade, vom 24 — 10 nördlicher Breite, bey weitem vor. Rüppells neunte Tafel umfaßt dasselbe Gebiet, und ebenfalls nach eigenen astronomischen Beobachtungen; aber die Namen der Oerter sind nur sparsam in Vergleich des Reichthums derselben auf der Karte Cailliauds. Die Rechenschaft der von Rüppell am rothen Meere in den Jahren 1826 und 1827 gemachten astronomischen Beobachtungen füllt allein 60 Seiten seines Buches, auf welche die Vocabularien von sieben Nubasprachen (Darfur, Schabun, Fertit, Donke, Takele, Schilluk, Koldagi) folgen. Gau hat dritthalbhundert Inschriften gesammelt; nichts dergleichen bey Prokesch, doch würde es unbillig seyn, von diesem Beobachtungen zu fordern, welche nur die Resultate eines längeren Aufenthaltes, als des seinigen, seyn können, welcher in ganz Aegypten von der Mündung des Nils bis zur oberen Katarakte und zurück nur vier Monate betrug, was er zur richtigeren Würdigung seiner Beobachtungen nicht hätte verschweigen sollen. Eine Karte von Nubien und Aethiopien haben auch die beyden Livorneser Girolamo Segato di Belluno e Lorenzo Masi aufgenommen, aber noch nicht kund gemacht, und selbst der ägyptische Defterdar hat eine Karte von Kordofan aufgenommen, welche sich schon in dem französischen Kartendepot befindet: et une des choses curieuses que nous devons à cette expédition, c'est une carte de ce pays (jusqu'alors presque inconnu, et l'ouvrage du Defterdar lui-même *).

II. Reisen in Fesan und Bornu.

Kapitän Lyon, der Reisegefährte des auf seiner afrikanischen Reise zu früh verstorbenen, hoffnungsvollen Ritchie, vollbrachte schon in den Jahren 1818 — 1820 die Reise von Tripolis bis nach Morsuk, der Hauptstadt von Fesan, dessen Sultan ein Vasall des Pascha von Tripolis. Von Morsuk aber kam

*) Considérations sur l'objet et les avantages d'une collection spéciale consacrée aux cartes géographiques et aux diverses branches de la géographie. Paris 1831. Oktav, 92 S.

Digitized by Google

Lyon nicht weiter, als bis nach Tedscherri, der südlichsten Stadt in Fesan, wo nur wenig mehr arabisch verstanden, und meistens Bornu gesprochen wird. Lyon's Reise hat also in Hinsicht der Strecke, die sie durchmaß, weit geringeres Verdienst, als die seiner Nachfolger, Denham und Clapperton, die bis nach Bornu und Sudan vordrangen; aber sie hat das Verdienst umständlicher Beschreibung des Gesehenen und einer Zugabe illuminirter Steindrücke, deren Farben die Wüste mit ihren Bewohnern, ihren Karawanen und ihrem Glühwinde auf das treueste und lebendigste darstellen. Mit diesem Bilderbuche erregten Denham und Clapperton die höchste Bewunderung der Scheiche und Sultane von Bornu und Sudan. Wir übergehen hier, was über Tripoli, die Tracht, die Sitten, die Waffenübungen seiner Bewohner gesagt wird, ganz und gar mit Stillschweigen, um uns bloß mit Fesan und dessen Bewohnern zu beschäftigen. Der nördlichste Grenzort von Fesan ist das Schloß von Bondschem, welches am sechzehnten Tage nach der Abreise von Tripolis erreicht ward; vier Tagreisen weiter steht die Stadt Sokna, d. i. der Ruheort, auf einer unermeßlichen Kiesebene von beyläufig 2000 Personen bewohnt, welche jährlich 2000 spanische Thaler und Abgaben zahlen; 200,000 Dattelbäume, welche in einem Sandgürtel in der Entfernung von zwey bis drey englischen Meilen von der Stadt wachsen, zahlen Steuer, und geben bessere Datteln, als alle andern Palmen Nordafrika's. Die Tracht der Bewohner ist die der Beduinen, ein Hemd und Barracan, eine rothe Haube und Sandalen; die Weiber sind hübsch, aber berühmt wegen ihrer Ausgelassenheit; die Bewohner sprechen die Sprache Ertana, welche sie mit den Tewarik der großen Wüste gemein haben, und welche Lyon für die ursprüngliche Breber- oder Berbersprache hält. Den Tag über tanzten Tänzerinnen, deren sehr ansehnliche Wohlbeleibtheit der Steindruck anschaulich macht, in dem Hofe des von L. bewohnten Hauses, und Abends spielten Sklaven mit Cymbeln dazu. Die Gräber sowohl, als die Thore und Ecke der Moscheen, sind mit Straußeneyern geschmückt. Am 39sten Tage nach der Abreise von Tripolis erreichten die Reisenden Morsuk. Morsuk, eine mit Mauern umfangene Stadt, hat beyläufig 2500 schwarze Einwohner, welche nicht wie die Araber ihren Aufenthalt wechseln; die Mauern sind von Erde, mit Schießlöchern für Musketen, und die Stadt hat sieben Thore, und jedes derselben einen Wächter, damit weder Bewohner entfliehen, noch Waaren eingeschwärzt werden können. Die Schlammmauern der Häuser sind sehr dauerhaft, weil Regen hier zu Land unbekannt; diese Häuser sind nur zu ebener Erde, ohne Stockwerk

Digitized by Google

gebaut, und die der Armen empfangen ihr Licht nur durch die Thüre; die Wände der Häuser der Reichen sind mit vier bis fünf Zoll breiten Palmenbretern aufgeführt, welche oben und unten ein Loch haben, wodurch sie mittelst Palmenstöcken unter einander verbunden, und dann mit nassen Riemen aus Kamehlhaut zusammengeschnüret werden, welche, wenn sie trocknen, die Breter noch fester an einander ziehen; die Häuser sind insgemein in engen Gässen gebaut, doch gibt es ganz freye, mit Sand bedeckte Plätze, auf welchen die Kamehle der Kaufleute ihren Unterstand finden; viele Palmen wachsen in der Stadt; manche Häuser haben einen kleinen Umfang, worinnen rother Pfeffer und Zwiebeln gepflanzet werden. Das Schloß ist ein ungeheures Gebäude, dessen Kothmauern 80 bis 90 Fuß hoch, 50 bis 60 Fuß dick, und oben 4 bis 5 Fuß breit. Den besten und luftigsten Theil des Schlosses bewohnen die Frauen, von denen die Zahl der Großen (Kibere, sprich Kebire) selten die Zahl von sechs überschreitet; so hatten die osmanischen Sultane nie mehr als sieben Kadine. Kebire, d. i. die Großen, heißen die, welche dem Sultan Kinder geboren, so daß dieser Titel dem Chaßeki des Harems im Serai zu Konstantinopel entspricht. Funfzig junge und hübsche Weiber sind von fünf Eunuchen bewacht. An dem Thore steht ein ehemals vergoldeter Thronstuhl, wo der Sultan alle Freytage, wenn er von der Moschee zurückkehrt, ehe er in das Schloß hinaufsteigt, die Huldigung empfängt. Verschiedene Teiche salzigen Wassers verpesten im Sommer die Stadt mit Fieberstoff; die Grabstätten sind außer der Stadt von beträchtlichem Umfange, die Gräber sind mit einem schmalen, erhöhten Rande von Schlamm eingefaßt, und Stücke mit Tuchfetzen behangen, irdene zerbrochene Töpfe und Straußeneyer sind die Verzierung derselben. Aus Mangel an Holz werden die Leichname ohne Sarg bloß im Ueberthan eingewickelt, in die Grube gelegt und mit Palmenzweigen bedeckt, worüber die Erde kömmt; wenn die Palmenzweige verfaulen, sinkt die Erde ein, so daß die Gräber alle hohl statt erhaben. Die Gräber der Sultane sind von denen ihrer Unterthanen bloß durch eine größere Menge von Scherben unterschieden. Die Verwandten besuchen häufig die Gräber, und sagen ein Fatiha, d. i die erste Surre des Korans, um deren Herfagung alle moslimischen Leichensteine (wo deren mit Inschriften vorhanden sind) den Vorübergehenden ansprechen.

Das kriegerische Volk der Tewarik (welche Barabra) schildert Lyon wie folgt (S. 109):

»Die Tewarik sind der schönste Menschenschlag, den ich je gesehen; hoch und gerade gewachsen und hübsch, mit einer imponirenden

Digitized by Google

Miene von Unabhängigkeit und Stolz; sie sind insgemein weiß, d. i. in Vergleich mit den Negern, indem das Dunkelbraun ihrer Farbe nur die Wirkung der Hitze des Klima; ihre Arme oder Körper sind dort, wo beständig bedeckt, so weiß, als die von manchem Europäer. Ihre Tracht ist sehr merkwürdig, sie bedecken ihr Gesicht bis an die Augen, wie die Weiber an der Seeküste; der erste Beweggrund hiezu ist nun vergessen, aber sie sagen, es müsse Recht seyn, weil es ihre Väter so thaten; diese Bedeckung reicht bis auf die Hälfte des Nasenknorpels, und hängt dann unter dem Kinne bis auf die Brust, wie der Flor oder Taffet von einer halben Damenmaske, herab. Dieses Vortuch ist insgemein von blauem, glänzenden Wollenzeuge, doch werden auch roth, gelb, weiß und andere Farben, je nach dem Geschmacke oder dem Vermögen, dieselben sich zu verschaffen, getragen; der Bart ist kurz abgeschnitten, um nicht das rückwärts am Halse zusammengebundene Vortuch zu beirren; ihre rothen Kappen sind insgemein sehr hoch, aber manche tragen auch gelbe oder grüne, die knapp auf dem Kopfe sitzen; andere haben gar keine Kappen, sondern lassen ihr Haar wachsen, und flechten es in lange Flechten; alle tragen Turbane, welche nie von bestimmter Farbe, blau ist die gewöhnlichste und wohlfeilste, aber bunte und schreyende Farben werden vorgezogen; ein langes, weites Hemd, dessen Ermel so breit als das Hemd lang, Tobe [1]) genannt, ist die gewöhnliche Bekleidung, es ist von Wollenzeug, insgemein blau, oder blau und weiß, von ihrer eigenen Manufaktur, wiewohl einige die von Sudan (Süden) tragen, welche für die besten gehalten werden. Die Kaufleute kleiden sich, so lange sie in den Städten, gewöhnlich sehr bunt, indem sie Kaftane von scharlachrothem Tuche oder sehr hell gefärbtem Seidenzeuge und gestreiftem Baumwollzeuge tragen, welchen sie sich von tripolitanischen Handelsleuten verschaffen; auch tragen sie lederne Kaftane von ihrer eigenen Manufaktur und lederne Hemden von Gazellenhäuten, nett genäht und gegärbt, ihre Beinkleider sind nicht so bauschicht, wie die der Mohren, indem ihnen dieses beym Reiten ihrer Maherrie [2]) (Dromedare) lästig fallen würde, ihre Beinkleider ähneln den Hosen der Kosaken, und sind von dunkelblauem gemeinen Baumwollzeuge gemacht; ihre Sandalen sind das zierlichste ihrer Kleidungsstücke, von schwarzem Leder mit Scharlachriemen, um sie an den Fuß zu schnallen; die ausgewählten Verzierungen auf dem inneren Theile der Sohle sind wirklich bewundernswerth; sie tragen alle eine Peitsche, welche an einem über die linke Schulter nach der rechten Seite geschlungenen Bandeliere herabhängt. Ihre Schwerter sind gerade und von großer Länge, sie handhaben dieselben leicht und geschickt; an der linken Hüfte hängt ein Dolch, mit dem Griffe gegen die Hand gekehrt; derselbe hat einen breiten, an der Scheide befestigten Ring, durch welchen die Hand gesteckt wird. Kein Tewarik wird ohne dieses Anhängsel und ohne einen leichten, zierlichen Speer gesehen, der manchmal ganz von Eisen mit Erz eingelegt, andere sind von Holz, aber auch sehr verziert; diese Waffen sind sechs Fuß lang,

---

[1]) Tobe ist das arabische Thob, ثوب

[2]) Maherrie sind die Dromedare Mehrijet, مهرية, von der arabischen Landschaft Mehr so genannt. S. Meninski nach Wankuli.

und werden auf große Weite geworfen. Im Kriege führen sie längere und gewichtigere Speere, und eine starke, hinter dem Sattel befestigte Lanze; sie führen auch eine lange Flinte, und gelten für sichere Schützen; sie sind, wenn möglich, noch abergläubischer, als die Eingebornen von Fesan, indem einige derselben buchstäblich mit Zaubermitteln wider Zufälle bedeckt sind; sie tragen dieselben um ihre Arme, Schenkel, Nacken, kreuzweise über die Brust, wo sie nur immer einen Platz dafür finden können; ihre Speere und Flinten sind auch damit reichlich bedacht, und in den Falten der Turbane ist immer eine gute Anzahl heiliger Schriften verdeckt; manche tragen breite Silberbüchsen um den Kopf gebunden, welche Zauberssprüche wider den Teufel enthalten; ihre Sprache ist Brebre (Berber) oder das ursprüngliche Afrikanische, welches noch in den Bergen hinter Tunis, in einigen Theilen Marokko's und zu Sokna gesprochen wird, und Ertana heißt. — Sie küssen niemals die Hand, wie andere Mohammedaner, und selbst nicht die des Sultans, sondern nehmen sie, schütteln sie und ziehen sich dann zurück, aufrecht stehend und ihm voll ins Gesicht schauend, ein schneidender Kontrast mit den Sitten der Eingebornen von Fesan. Kein Volk hat einen größeren Abscheu vor dem Waschen, als die Tewarik, und manche, die sich in neue, blaue Hemden gesteckt, sind eine Zeitlang davon so befleckt, daß sie von derselben Farbe wie ihr Kleid scheinen, selbst in ihren gewöhnlichen Waschungen vor dem Gebete nehmen sie statt des Wassers Sand; auf alle unsere Fragen über die Ursache dieser Vorliebe für Schmutz erhielten wir die Antwort: Gott wollte nicht, daß der Mensch seiner Gesundheit schade, wenn er es vermeiden kann; Wasser ward dem Menschen gegeben zum Trinken und zum Kochen, und verträgt sich nicht mit der Haut des Tewarik, den vieles Waschen immer krank macht. — Sie sind Moslimen, und ihre Gebete arabisch, wovon manche nicht eine Sylbe verstehen, und außer dem Glaubensbekenntnisse wenig von ihrer Religion wissen. Sie bewohnen die große Wüste Sahara in zahlreichen Stämmen, wandern wie die Araber und leben von Raub; sie sind bey diesen Gelegenheiten nicht grausam, wenn sie auf keinen Widerstand stoßen; sollte sich aber die angegriffene Partey vertheidigen wollen, so ist derselben Tod gewiß.«

Die Nachrichten, welche Lyon von Bornu einzog, wurden durch die späteren Reisenden (Denham und Clapperton) größtentheils bestätigt; höchst schätzbar ist das Verzeichniß der Handelsartikel von Fesan auf Sudan, Bornu und Wadai. Die Weiber von Sudan sind berühmt durch ihren Gesang, den sie mit einer Art Mandoline, Erbab (oder richtiger Rubab) genannt, begleiten. Die Weiber von Bornu haben weniger Reize, als die von Sudan, sie sind weder so hübsch, noch so reinlich, noch so gut geartet, weßhalb die Sklavinnen aus Sudan in weit höherem Preise stehen; sie unterscheiden sich vorzüglich durch die Art ihres Haarschmuckes, die Negerinnen von Sudan ziehen dasselbe über einen wie ein Helm erhöhten Wulst, die Mädchen von Bornu streichen dasselbe hart über den Kopf, oder lassen es in Strängen niederhängen; ihre silbernen Ohrringe, Armbänder und Knöchelfessel stechen sehr hübsch von ihrer schwarzen Haut ab; sie tragen keine Hemden, sondern ein langes,

Digitized by Google

über die Brust und unter den Armen zusammengebundenes Wickeltuch. Zu Morsuk kleiden sich die Männer fast wie zu Tripolis, die der niedrigsten Klasse tragen ein weites Hemd aus weißem oder blauem Baumwollzeuge mit weiten Ermeln, Beinkleider vom selben Stoffe und Sandalen von Kamelhaut; gehen sie auf den Markt oder in den Garten, so werfen sie ein Aba (Ueberkleid) um, und eine rothe oder weiß baumwollene, nett gewirkte Kappe vollendet den Anzug. In den Gärten tragen Männer und Weiber Strohhüte mit sehr breitem Rande, um die Augen wider die Sonne zu schützen, Sandalen von den Blättern und Fasern der Palmen (solche Sandalen haben sich in alten ägyptischen Gräbern vorgefunden). Die Weiber ölen ihr Haar so verschwenderisch ein, daß das Oel über das Gesicht auf die Kleider herabträuft, dieses trocknen sie mit einem Pflanzenpräparate aus einer Art wilder Lavendel, Gewürznelken und ein Paar anderen zu Pulver gestoßenen Spezereyen auf, dieses Pulver heißt Atria, d. i. das wohlduftende (so heißt das Rosenöl Otr oder Atr); dieses Pulver bildet einen braunen, schmutzigen Teig, der mit Schweiß und Flugsand vermischt in wenigen Tagen sehr unappetitlich; weniger ekelhaft ist das Hinterhaar, das in zwey lange Zöpfe geflochten wird, von denen Silber- oder Korallenschmuck niederhängt; insgemein sind diese Zöpfe durch eingeflochtene schwarze Wolle verlängert; auf der Mitte der Stirne tragen sie einen Perlen- oder Korallenschmuck, der ein Paar Zoll tief herabhängt (wie heute bey uns die Sevigués, deren Mode älter als Frau von Sevigné, eine maurische), ein wollenes Tuch ist auf der Rückseite des Kopfes befestigt, fällt hinten hinab, und ist mit einem Lederriemen unter dem Kinne gebunden. Jedes Ohr ist für so viele Ringe durchbohrt, als deren das Weib besitzt, der größte, etwa fünf Zoll im Durchmesser, hängt zu unterst, und wird durch einen vom Kopfe ausgehenden Faden unterstützt; um den Hals schlingt sich ein flaches Korallenband eng an, manchmal schmückt eine Goldplatte die Stirne. Die Weiber tragen weiße Hemden oder seidene gestreifte, welche Schami, d. i. syrische, heißen, und aus Aegypten kommen; ein Dscherid (Ueberkleid) und rothe Pantoffeln vollenden den Anzug. — Um die Hand- und Fußgelenke und oder den Elbogen tragen sie Arm- und Knöchelbänder von Silber, Gold, Glas, Horn oder Elfenbein, ein Paar solcher Knöchelfesseln wiegt oft bis 130 Unzen, diese schwere Masse entstellt den Fuß ganz und gar. Männer und Weiber haben die sonderbare Gewohnheit, ihre Nasenlöcher mit einem gedrehten Laube von Zwiebel oder Klee vollzustopfen, was ekelhaft anzuschauen; die Männer, die sich keines Oels bedienen, sind reinlicher als

Digitized by Google

die Weiber, aber die ganze Rasse, groß und klein, unreinlich oder scheinbar rein, sind abscheulich lausig, und machen kein Geheimniß daraus. Der Sultan jägt bey den Audienzen nach Läusen, und die beste Empfehlung für eine Sklavin ist, wenn sie geschickt im Ablausen und im Gliederkneten (shampooing). Die Eingebornen haben eine Menge von Tänzen, wovon ein Paar dem Lande eigen; man versammelt sich in der Abenddämmerung auf dem Sande, und junge Männer und Weiber tanzen bey Trommelschall in gutem Takte. Die Männer haben eine Art von eisernen Cymbeln, die sie wie Castagnetten schlagen; Männer und Weiber singen im Chor, die Bewegung besteht darin, daß bey einer gewissen Wendung des Tones die ganze Linie zugleich vorwärts springt, als ob sie etwas mit ihren Händen, die sie ausgestreckt halten, fangen wollten; sie halten sich eine kurze Zeit auf dem vorgestreckten Fuße schwebend, und treten dann zurück, indem sie sich erst auf die eine und dann auf die andere Seite halb im Kreise drehen; die ganze Linie bewegt sich dann langsam im Kreise um die Musikanten, welche den Mittelpunkt bilden. Dieser Tanz ist durch die Langsamkeit und Regelmäßigkeit seiner Bewegungen sehr wohlgefällig und zierlich; ein anderer wird bloß durch Weiber aufgeführt, welche um die Trommler einen Kreis schließen, und lebhaft Choral singen; eine tritt gegen die Trommler mit ausgestreckten Armen, und nachdem sie sich ihnen zwey- oder dreymal genähert, rennt sie schnell zurück, und fällt nieder; die Weiber hinter ihr fangen sie auf, und richten sie mit einem Stoß ihrer Arme wieder empor, sie dreht sich noch einmal um, nimmt ihren Platz ein, und überläßt nun die Wiederholung derselben Bewegungen ihren Gefährtinnen einer nach der anderen; der Tanz in den Häusern ist weder so gefällig, noch so anständig, als der öffentliche, die Sklaven tanzen einen Steckentanz, indem sie sich im Kreise drehen, jeder den Stecken seines Nachbarn schlägt, und dann alle zusammen so hoch aufspringen, als sie können. Knaben tanzen ohne Trommel und singen im Chor: Lah Illah illallah, d. i. es ist kein Gott als Gott.

Die Einkünfte des Sultans von Fesan werden von Sklaven, Waaren und Datteln erhoben; jeder Sklave, groß oder klein, zahlt bey seinem Eintritte ins Königreich zwey spanische Thaler, die Zahl der Sklaven ist manchmal viertausend. Eine Kamehllast Oel oder Schmalz zahlt sieben Thaler, eine Last Korallen oder Kupfer vier Thaler, eine Last von Tuch drey Thaler, eine Last Datteln einen Thaler, es werden deren jährlich dreytausend von den Arabern verkauft; von zweyhundert Palmen (die des Kadi der Mamluken ausgenommen) wird ein Thaler entrichtet;

diese Abgabe trägt allein jährlich zehntausend Thaler. Von Schafen und Ziegen nimmt der Sultan das Fünftel, bey dem Verkaufe jeder Sklavin $1^1/_2$ Thaler, was von 4000 jährlich 6000 Th. ausmacht. Seine eigenen Palmenpflanzungen tragen 6000 Kamehllaſten Datteln, jede Laſt zu 400 Pfunden an Werth gering gerechnet 18,000 Th.; die Gärten geben den Zehent ihres Erträgniſſes; die Strafgelder mögen 4000 Th. betragen. Von den jährlichen Streifereyen auf Sklavenraub, deren Erträgniß 1000 bis 1500 Köpfe betragen mag, hat der Sultan das Viertel, ſo auch von den Kamehlen; er hat nichts zu zahlen, als die Abgabe an den Paſcha von Tripolis, welche vor ſeinem Streite mit demſelben 15,000 Th. betrug. Von den Tibu, welche die öſtliche Küſte bewohnen, ſo wie die Tewarik die weſtliche, gibt Lyon folgende intereſſante Kunde:

»Die Weiber ſind von leichten und zierlichen Formen, und ihre anmuthige, von der Feſan's ganz verſchiedene Tracht kleidet ſie wohl; ſie haben Adlernaſen, ſchöne Zähne und Lippen wie die Europäer; ihre Augen ſind ausdrucksvoll und ihre Farbe von dem glänzendſten Schwarz; in ihrem Gange und in ihrer aufrechten Haltung liegt etwas ſehr Auffallendes; ihre Füße und Knöchel ſind zart geformt, und ſind nicht mit einer Maſſe Kupfer oder Eiſen beſchwert, ſondern ſind nur von einem leichten Ringe geglätteten Silbers oder Eiſens umgeben, um ihre pechſchwarze Haut zu deſto größerem Vortheil zu zeigen; ſie tragen rothe Pantoffeln, das Haar iſt auf beyden Seiten platt geſtrichen, ſo daß es längs der Wangen wie ein Fächer oder ein großes Hundsohr herabhängt; ein Stück Leder iſt um das Haupt geſchlungen, in welches 20 bis 30 in einander geſchlungene Silberringe geſteckt ſind, die hinten in eine Silberplatte enden, und an denen vorne eine ſilberne Scheibe mit konzentriſchem Kreiſe herabhängt; auf jeder Seite des Kopfes tragen ſie eine Zierath von Gold und roh geſchnittenem Agat, oder den Ohren eine Binde von Korallen, Muſcheln oder Agat; leichte Silberketten mit daranhängenden Glöckchen ſind an das Haar gebunden, und geben, wenn ſie tanzen, lieblichen Schall; ihr Hals iſt mit bunten Halsbändern überladen, und die Hälfte ihres wohlgebildeten Buſens iſt durch die Art, wie ſie ihr Kleid umwerfen, ſichtbar; ihre Arme ſind bis an die Schultern bloß, und haben ober den Elbogen nette Silberringe in der Dicke eines Federkiels, und um das Handgelenke einen oder zwey breitere, flachere; in den Ohren tragen ſie drey bis vier Silberringe von verſchiedener Größe wovon der größte zu unterſt hängt; ihr ſonderbarſter Schmuck iſt ein Stück rother, durch das rechte Naſenloch geſteckter Korallen, das erſt gar nicht übel ſteht. Ihre Kleidung iſt ein weiter Shawl von blauem oder, blau und weißgeſtreiftem Baumwollzeuge über die linke Schulter und unter dem rechten Arme befeſtigt, und in anmuthigen Falten niederhängend, ſo daß der Rücken, der rechte Arm und die rechte Bruſt bloß erſcheinen; ihre Kleidung iſt kurz, und läßt den Fuß bis auf die Wade ſehen, aber bey alle dem hat ihr ganzes Ausſehen nichts Beleidigendes oder Unanſtändiges. Die Weiber der Tibu bedecken nicht, wie die Araberinnen, ihr Geſicht, ſie bewahren länger als dieſe ihr jugendliches Ausſehen, ſind reinlicher, beſſere Hausmütter und beſonders liebreich

Digitized by Google

gegen ihre Kinder, deren sie eine Menge haben. Ihre vorzügliche Beschäftigung ist Korbflechten; sie machen auch Trinkschalen aus Palmenblättern, welche sie mit Streifen farbigen Leders schmücken, und mit vielem Geschmacke und großer Nettigkeit ausführen. — Sie sind aber unmäßig dem Gebrauche des Tabaks ergeben, mit dem ihr Mund fast immer vollgestopft ist; nichts desto weniger sind ihre Zähne weiß, Dank dem mohammedanischen Gebrauche, dieselben nach dem Essen mit einem Zahnstocher zu reinigen. Die Männer sind schlank und werkthätig, mit verständigen Gesichtern; ihre Beweglichkeit ist sprüchwörtlich, und sie werden oft die Vögel beygenannt. Die Stämme im südlichen Fesan sind ruhig und civilisirt, aber die im Inneren leben vorzüglich von Raub, machen Einfälle in das Gebiet ihrer Nachbarn, und sind nichts weniger als durch gegenseitige Treue berühmt; sie sind nicht zur Grausamkeit geneigt, aber die unverschämtesten Diebe; ihr wohlbekannter Charakter sichert ihnen fast ausschließlich den Handel von Wadai und Baghermi, indem wenige Fremde den Durchzug durch das Land derselben wagen; sie sind meistens Ungläubige (Kafir), und leben in einem Zustande der Natur, mit Thierfellen bekleidet, Felsenhöhlen oder elende Grashütten bewohnend.«

Ein Sprichwort von Fesan sagt: Gib einem Manne von Morsuk den Finger, so wird er zuerst den Elbogen und dann das Schulterbein als Unterpfänder begehren. Wenn sich zwey Tibu nach langer Abwesenheit begegnen, so geben sie sich und schütteln sich wie die Araber nicht die Hände, sondern drehen sich in einiger Entfernung mit ihren Speeren in der rechten Hand auf ihren Absätzen herum, und sagen einige Zeit lang: Lala! Lala! Lala! was ihr Gruß ist, und Frieden heißt; sie sprechen sehr schnell, und ihre Sprache, voll flüssiger Buchstaben, ähnelt keinem anderen Negerdialekte; L. gibt ein kurzes Vocabular desselben. Zu Tedscherri, der südlichsten Stadt Fesans, hört die Palmenpflanzung auf, und unmittelbar vor der Stadt beginnt die Wüste. Zu Agram (vier Tagreisen von Bilma W. S. W.) ist ein großer Salzsee.

»Die Tibu von Borgu sind weit furchtsamer, als die von Fesan; der Anblick einer Flinte, eines Pferdes, eines Arabers, besonders wenn derselbe beritten, reicht hin, eine Menge derselben in die Flucht zu treiben; sie rennen mit großer Schnelligkeit, und brauchen, wenn sie entfliehen, manche erfolgreiche List; so z. B. wenn auf felsigem Grunde verfolgt, kauern sie sich schnell auf eine Weise nieder, daß sie einem Stein oder Felsen ähnlich, indem die Berge ihres Landes schwarz wie sie selber. Wo Holz herumliegt, umklammern sie den Stamm eines Baumes: wenn auf sandigem Grunde verfolgt, stehen sie auf einer Sandhöhe, bis ihr Verfolger die nächste Vertiefung erreicht, wo sie sodann in eine andere Vertiefung rennen, oder sich in dem Sande vergraben, ehe ihr Verfolger die Höhe erreicht; sie zeigen gleiche Geschicklichkeit, indem sie die Wachsamkeit ihrer Wächter, wenn gefangen, täuschen.«

Im siebenten Hauptstücke sind die statistischen Angaben, die

über die Naturgeschichte, die Sitten, den Charakter, den Sklavenhandel, die Sprache, die Religion, die Literatur u. s. w. von Fesan zusammengedrängt.

Die Bewohner von Fesan besitzen nur wenig Muth, Geist oder Ehrlichkeit, und sind ihren Tyrannen so blindlings unterworfen, als diese es nur immer wünschen können; sie fühlen ihren verworfenen Zustand nicht, indem sie nie die Freyheit gekannt und nie von den Launen ihrer Gebieter verschont waren. — Die Heeresmacht des Sultans von Fesan beträgt 5000 Mann; keinem Fesaner ist gestattet, ins Feld zu ziehen, indem sie alle viel zu feige, aber sie zahlen diese Ausnahme von Kriegsdiensten sehr theuer; eine Truppe wird jährlich ausgesandt, nicht um zu fechten (denn die Neger können Reitern, die mit Feuergewehren bewaffnet sind, nicht widerstehen), sondern um dieses wehrlose Volk zu plündern, sie als Sklaven wegzuschleppen, ihre Städte zu verbrennen, ihre Greise und Kinder zu tödten, ihre Saaten zu verheeren und sie mit allem Elende zu überziehen; diese Raubzüge heißen Ghraazzie (Ghasijet). Das Aussehen der Männer von Fesan ist schlicht und ihre Gesichtsfarbe schwarz, die Weiber sind von derselben Farbe und ungemein häßlich, kein Geschlecht durch Gestalt, Höhe, Stärke oder Thätigkeit ausgezeichnet; sie haben eine besondere Miene, die sie von allen anderen Schwarzen unterscheidet, indem ihre Wangenbeine höher und hervorragender, ihre Gesichter flacher, ihre Nasen weniger eingedrückt, als die der Neger; ihre Augen sind klein, ihre Mäuler von ungeheurer Weite, ihre Zähne oft gut, ihr Haar wollicht, wiewohl nicht gänzlich kraus. Die Weiber gebären mit zwölf und dreyzehn Jahren, und mit funfzehn und sechzehn haben sie schon das Ansehen alter Weiber, doch gebären manche bis in ihr fünf und dreyßigstes Jahr. Sie sind ein fröhliches, Tanz und Musik liebendes, und gegenseitig sich Gefälligkeiten erweisendes Volk; die Araber sind insgemein gastfrey, aber die Fesaner kennen diese Tugend nicht. Die niederen Klassen sind aus Nothwendigkeit erwerbsam, so Männer als Weiber; die hingegen, welche Sklaven halten können, sind müßig und lethargisch; ihr moralischer Charakter steht auf derselben Linie mit dem der Tripolitaner, doch sind sie eher weniger unaufrichtig; Falschheit wird nicht als verhaßt betrachtet, bis entdeckt, und sie behaupten sogar, selbe sey im Koran zu Gunsten der Kaufleute gestattet. Die Marabuten (fromme Männer) sind größere Lügner und Spitzbuben, als die anderen; sie sind strenge und bigotte Mohammedaner vom Ritus Maliki; zur Mosche gehört der Kadi (Richter), Imam (Gebetvorsteher) und Muesin (Gebetausrufer). Die Gelehrten, welche Briefe schreiben, heißen Fakih.«

L. schreibt dieses Wort Fighi, und leitet es ganz irrig, wie Rüppell, von Fakir (ein Armer oder Derwisch) ab; überhaupt ist die Schreibart der arabischen Wörter durch L.'s ganzes Werk fast durchaus falsch; über die Aussprache ist mit Reisebeschreibern nicht zu rechten, weil sie schreiben, wie sie gehört, und sogar die verderbte Vulgarausprache hat für den, der die Sprache sprechen lernen will, ihren Werth; aber ohne gründliche Kenntniß des Arabischen soll es keiner, wie L., wagen, die fehlerhaft ausgesprochenen Wörter auch mit arabischen Buch-

Digitized by Google

staben schreiben zu wollen, er wird sich dadurch nur wie Lyon an den philologischen Pranger stellen *).

Lyon mußte von Tedscherri nach Morsuk und von

*) Kenner des Arabischen mögen aus den folgenden Beyspielen die Verkehrtheit von des Verfassers Schreibweise beurtheilen: Die Marabuten schreibt er مرابوت statt مرابط, das Waarenlager (Fondaco) فندوك statt فندق, die Kahbe (Cava) غعب statt بني ابّعس, das Natron تحهر statt نطرون الطرون, die Beni Abbas قسر طيرك statt بني عبّاس, den Türkenpallast (Kaßr Türk) بيت الشّار statt قصر ترك, das Zelt (Beit esch-schaar) بيت الشّعر statt بيت الشعر, die Zeit der Welt (Seman ed-dunja) زمان دونيه statt زمان الدّنيا, das Bad (Hamam) حامام statt حمّام, das Gastfest (Busafer, verderbt aus Musafir, der Gast) بوزفر statt مسافر, den Rücken des Rechtgläubigen (Dohr el-mumin) ظهر المومن statt دحار تمومين, den Sand (Raml) رامل statt رمل, die Nachmittagszeit (Aaßr) عسر statt عصر, die Versammlung (Medschlis) ميولبس statt مجلس, das Haus des Fisches (Beit el-hut) بيت الحوت statt بيت الحوت, die Tamarinde طمرالهندي statt ثمرالهندي, das Land der Sklaven (Berr al-aabid) بارالبيد statt برّ العبيد, die kleine Trommel (Debdebr) ظبطبر statt دبدبر, die Wasserspiegelung (Serab) سراب, Scherab, d. i. Wein, statt سراب, der weiße Tisch (El Maidet beidhadt) الميتبايدة statt المايدة البيضة, das Hirn (Dimagh) ظاغ statt دماغ u. s. w.

da wieder nach Tripolis zurückkehren; aber den nächsten drey Reisenden (dem Major Denham, Kapitän Clapperton und Doktor Oudny) gelang es, auf demselben Wege bis nach Bornu und Sudan vorzudringen. Der Sultan der Tibu, die wir aus Lyon's Reise kennen gelernt, residirt zu Bilma; hier tanzten die Weiber mit großem Geschmacke:

»Indem sie sich nach dem langsamen Schlage eines aus einem Kürbis gebildeten, mit Ziegenfelle überzogenen Instrumentes einander nahen, sind ihre Bewegungen lange Zeit bloß auf den Kopf, die Hände und den Leib beschränkt, die sie von einer Seite auf die andere werfen, und sich in die Luft schwingen, ohne die Füße zu bewegen; auf einmal wird die Musik schneller und lauter, und sie brechen in die heftigsten Geberden aus, den Kopf rollend, mit den Zähnen knirschend, die Hände schüttelnd, in die Höhe und auf die Seite springend, bis sie an Kräften erschöpft zu Boden fallen, und ein anderes Paar ihre Stelle einnimmt.«

Hier zeigte Clapperton zuerst die Bilder von Lyon's Reisebeschreibung vor, und alle schrieen: Gieb! Gieb! (verderbt statt Adschib! Adschib! d. i. Wundervoll! Wundervoll!). Zwey Meilen nördlich von der Stadt sind die Salzseen, mit deren Erzeugniß die Tibu die Märkte von Bornu, Sudan und die Tewarik versehen. Die arabischen Wörter sind selbst in der verderbten Aussprache der Tibu leicht zu erkennen. Gusser, wie Cl. das Schloß heißt, ist Kaßr, das in Spanien als Alcázar eingebürgert ist; Zow (the difficult) ist das arabische ßaab, schwierig; Nagha, das Kamehlweiblein, nur eine verweichlichte Aussprache von Naka, wie tegel (heavy) von thakil, schwer; Zumeeta (parched corn) ist das arabische Semid, wie noch heute in der Türkey das weiße Brot heißt, womit das deutsche Semmel verwandt ist u. s. w. Der Name der Wüste Burmemnadua, welcher ganz Sand heißt, ist jedoch kein arabischer. In dieser Wüste störte die Karawane mehr als hundert Gaselen aus ihrer Ruhe auf, Schaaren von Hyänen kamen Nachts in die Nähe des Lagers, Federn und Sandspuren zeigten den Weg der Strauße durch die Wüste. Mit welcher Freude erblickten die Reisenden nicht, nach dem Ausgange aus der Wüste, den großen Binnensee Tschad, von den Strahlen der Sonne vergoldet; Heerden von wilden Enten und Gänsen vom schönsten Gefieder bedeckten die Ufer desselben, Pelikane, Kraniche, vier bis fünf Fuß hoch, graue, gesprenkelte, weiße, ein Vogel, der ein Mittelding zwischen Schnepf und Auerhahn, beyden ähnlich, schneeweiße Löffelgänse mit ungeheuren Löffeln, Moos- und Waldschnepfen, Pfeif- und Krik-Enten und Wasserrepphühner. Die Bewohner der Insel dieses Sees, Kuri genannt, sind die Flibustier desselben, und Bewohner der Ufer fürchten sie nicht weniger, als die Tewarik,

Digitized by Google

doch sind die Besuche dieser weniger raubsüchtig und blutdürstig; diese Eilande liegen drey bis vier Tagreisen südöstlich gegen den Mittelpunkt des Sees; am Ufer desselben steht die Stadt Lari auf einer Anhöhe von etwa 2000 Einwohnern bevölkert; eine englische Meile von der Stadt wird der wöchentliche Markt Fsug (das verderbte arabische Suk) gehalten. Die Weiber strömen aus den benachbarten Negerdörfern, auf Ochsen sitzend, herbey; sie regieren dieselben mit einem Stück Riemen, welches durch die Nasenknorpel gezogen ist; eine Haut ist über den Rücken des Thieres ausgebreitet, von welcher die verschiedenen zum Markte gebrachten Artikel niederhängen; süße und saure Milch, Honig, Gussub (Kaßab, d. i. Mais), Gasuli und Melochia, das auch in Aegypten so beliebte Kraut, welches mit Basin alle Neger höchst gierig fressen. An dem westlichsten Ausbuge des Sees unter Lari steht die Stadt Wudi, welche eine Hauptstadt (Bilad kebir), vier kurze Tagreisen von Bornu.

»Die Weiber haben, wie die der Tibu, ein blaues oder weißes viereckiges Tuch über die Schulter gebunden, das ihre ganze Bedeckung; ihr Haar ist seltsam und mühsam gepflegt, und ich fand auch bey keiner der jüngsten einen vollkommenen Haarkopf; von Kindheit an wird der Kopf geschoren, so daß nur der Scheitel bedeckt bleibt; von diesem fällt das Haar auf den Nacken, und wird dann in eine solide Flechte gebunden, welche flach über die Augen liegt, und rückwärts mit einer kleinen Krause in die Höhe gebogen, gerade wie die alte Perrücke englischer Kutscher aussieht; doch sind einige von ihnen sehr hübsch.«

Sechs Miglien vor der Stadt, in dem sumpfigen, jährlich von dem Wasser des Sees überschwemmten Grunde, wo das Gras zweymal so hoch als der Mann, lag eine Heerde von 150 Elephanten. Achtzehn Tage lang schon waren die Reisenden auf ihrem Wege von einem Distelgewächse belästigt, dessen Dornen die eindringendsten und schärfsten:

»Sie hingen sich überall an die Kleider an, und die Spitzen derselben waren so fein, daß es unmöglich, dieselben, ohne sie zu brechen, herauszuziehen; mit jedem Schritte mußten die Füße davon gereiniget werden. Matten, Decken, Beinkleider waren mit dieser aufreizenden Plage gefüllt, weder bey Tag noch bey Nacht konnte man ihrer los werden, kurz kein Theil des Körpers war frey von denselben; der Same dieses Grases heißt Kaschia, und wird gegessen.«

Burwha (Berwha?) ist die erste Negerstadt mit Mauern umschlossen, mit 5- bis 6000 Einwohner.

»In der Nähe von Bornu wurden die Reisenden von Barca Ghana, dem ersten Feldherrn des Scheichs, d. i. des Statthalters von Kuka, an der Spitze seiner Truppen empfangen. Barca Ghana, ein Neger von edlem Ansehen, in einem seidenen, mit Figuren verzierten Kleide, ritt ein schönes Mandara-Pferd. Des Scheichs Negern, d. i. seine Vertrauten und Günstlinge, welche diesen Rang nur durch eine

Digitized by Google

Ehrenthat verdient, waren in eisernes, geringeltes Panzerwamms gehüllt, vom Halse zum Knie, einige hatten Helme oder vielmehr Schädelspangen vom selben Metalle; die Köpfe der Pferde waren mit eisernen, ehernen oder silbernen Platten geschützt, so daß nur Raum genug für die Augen des Thieres. Dieser Scheich der Speere, Statthalter von Kuka, saß in einem kleinen, finsteren Zimmer auf einem Teppiche, zwey mit Pistolen bewaffnete Neger auf jeder Seite; die Wände waren mit Feuergewehren bedeckt, welche Geschenke des Pascha von Tripolis und Mustafa Ahmar's, d. i. des Rothen, des Sultans von Fesan. Die Reisenden brachten ihm Schreiben und Geschenke des Königs von England. Der Scheich war zuerst ganz erstaunt, daß der König von England von ihm gehört, dann wandte er sich aber zu seinem Kaganawaa (geheimen Rath), und sagte: das ist ganz natürlich, weil wir die Begharmis geschlagen. Der General Bagha Ferbi, d. i der Sammler der Pferde (wie vormals Antar der Vater der Reiter) beygenannt, fragte die Reisenden, ob ihr König auch von ihm gehört?«

Die Antwort: Allerdings, that Wunder zu Gunsten der Reisenden. Sie erhielten außer gelegenheitlichen Geschenken von Ochsen Kamehllasten von Weizen und Reis, Schläuche von Schmalz, Krüge von Honig und Honigseim, wie er aus dem Stocke kam, alltäglich früh und Abends sechs hölzerne Schüsseln mit Reis, Fleisch, Mehlspeise aus Gerstenmehl, geschmackhaft, aber sehr fett. Vor dem Thore der Stadt war ein Markt; die Trachten der Weiber, aus denen der größte Theil der Verkäufer bestand, waren mannigfaltig im Kopfputz. Die Kanembu-Weiber lassen schmale Flechten des Haares über den ganzen Kopf niederhängen, und tragen eine lederne Rolle oder ein Band von kleinen Erzkorallen um die Stirne, welches, auf beyden Seiten des Gesichtes niederhängend, nicht übel läßt; manchmal haben sie Stirnbinden von Silberringen statt von ehernen, und eine runde Silberplatte inmitten der Stirne. Die Reisenden baten um die Erlaubniß, den See Tschad, den Fluß Schari und die alte Stadt Bornu besehen zu dürfen. Ein Paar Raketen, welche sie steigen ließen, kamen ihnen sehr zu statten, indem dem Scheich sehr daran gelegen war, einigen feindlichen Schuwah (ein gefährlicher arabischer Stamm an der Gränze des Reichs) die Wirkung dieser schrecklichen Feuermaschinen zu zeigen. Die Häuser von Kuka (der Residenz des Scheichs) bestehen aus einem in zwey Abtheilungen zerfallenden Umfange; in der ersten eine Hütte, deren Dach mit Kaßab-Stroh bedeckt, und deren Wände vom selben Stoffe; ein irdener Wall, etwa zwey Schuh hoch, trennt einen Theil des Gemachs als Kornbehältniß, und eine irdene Bank dient zum Ausruhen; Speere und hölzerne Schüsseln für Wasser und Milch auf Pflöcken aufgehangen sind der ganze Hausrath; in der zweyten Abtheilung des Umfanges

sind eine oder zwey Hütten für die Weiber. Die Häuser der Stadt Birni, der Hauptstadt von Bornu und der Residenz des Sultans, sind um nichts besser; die Stadt hat beyläufig 10,000 Einwohner, der Sultan wohnt in einem Pallaste von Kothmauern; am Eingange empfing die Reisenden eine Art von Kämmerer, in acht oder zehn vielfärbige Hemden gekleidet, mit einem ungemein langen Stabe und einem ungeheuren Turban; die Begrüßung war arabisch: Segen! Gesundheit! Gott sey Dank [1]). Nichts war absurder und grotesker, als die Figuren dieses Hofstaates; ungeheure Köpfe, ungeheure Bäuche sind die ersten Erfordernisse des Hofdienstes zu Bornu, und die, denen die Natur diese Hülle und Fülle versagt hat, ersetzen sie durch ausgestopftes Futter, welches ihnen beym Reiten, indem der Bauch über den Sattelknopf herunterhängt, ein sonderbares Ansehen gibt. Die zehn oder zwölf vielfärbigen Hemden dienen dazu, ihrer Person ein stattliches Ansehen zu geben, der Kopf ist durch den ungeheuren Turban so viel als möglich entstellt; außerdem sind sie mit Talismanen aller Art, die in kleinen, ledernen Päckchen eingeschlossen sind, behangen; so ist auch das Pferd am Halse, an der Stirne und am Sattel damit behangen.

»Wir hatten nur einen schwachen Schein vom Sultan durch das Gitterwerk des Pavillons, in dem er saß, sahen aber doch so viel, daß sein Turban noch bey weitem größer, als der aller seiner übrigen Unterthanen, und daß sein Gesicht unterhalb der Nase ganz bedeckt war; zu unserer Linken und fast vor dem Sultan stand ein improvisirender Deklamator, welcher den Lobpreis seines Herrn und dessen Stammbaumes ausschrie, und nächst demselben einer mit dem hölzernen langen Fremfrem, d. i. dem ungeheuren Blasrohre« (dessen onomatopoiescher Name auf fremere und fremitus hinweiset), »aus welchem von Zeit zu Zeit lauter und unmusikalischer Schall erscholl; nichts konnte lächerlicher seyn, als der Anblick dieser Hofleute, die auf ihren Stellen niedergekauert, unter dem Gewichte und der Größe ihrer Turbane und ihrer Bäuche schlotterten, während die unten zum Vorschein kommenden dünnen Beine schlecht mit der Masse des übrigen Körpers übereinstimmten.«

Clapperton ritt acht Meilen lang längs der einförmigen Ufer des Tschad, wo ein grobes Gras und eine kleine Glockenblume die einzigen Pflanzen, die er entdecken konnte. Von den Seeräubern, welche die südöstlichen Inseln des Sees bewohnen, konnte er keine genauere Nachricht einziehen, sie heißen Kerdi, was eine allgemeine Benennung für ungläubiges, gesetzloses, zusammengelaufenes Gesindel [2]); es scheint fast, als ob dieses

[1]) Barca l'allia el hamdalilla! d. i. Bereket aafijet el hamdu lillahi.

[2]) Kirdy (gewöhnlich Kerdie) a general term for unbelievers, p. 111.

der von Arabern ihnen beygelegte Name der Kurden sey, welche ihrer Raubsucht, Gesetzlosigkeit und Teufelsanbetung willen bey allen Moslimen im schlimmsten Rufe; es wäre um nichts sonderbarer, den Namen der Kurden in dem der Kerdi im inneren Afrika wieder zu finden, als den der Ungläubigen (Kiafir) in dem Volke der Kaffern am Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Araber Schuwah sind ebenfalls eine außerordentliche Rasse, welche wenige Aehnlichkeit mit den nördlichen Arabern haben; offene, schöne Gesichter, mit Adlernasen und großen Augen, hell kupferfarbig, listig und muthig, ähneln sie den schönsten Zigeunern, und ihr Arabisches ist fast rein ägyptisch. Ein Fakih (Gesetzgelehrter) meinte, daß die Engländer doch ein wenig besser als Kerdis, eine Art von Moslimen, seyn müßten. Abu Chalum, der schirmende Weggenosse der Reisenden, in dessen Obhuth dieselben vom Pascha von Tripolis empfohlen waren, antwortete auf die Frage des Fakih, ob die Engländer dem Ritus Hanefi oder Maleki angehörten, daß sie an die Schrift (den Koran) nicht glaubten, dafür aber eine eigene Schrift hätten, daß sie auch nicht beschnitten wären, noch fünfmal des Tages beteten *).

»Mandara« (die südwestliche Landschaft Bornu's) »ist zu verschiedenen Malen durch die Felatastämme erobert worden« (Caillié nennt sie Fula, Fulan und Fulata). »Man findet sie durch ganz Sudan bis nach Tembokku und zu Dschenni an dem Quolla oder Quorri, d. i. an dem Dscholliba oder Niger, bilden sie den größten Theil der Bevölkerung. Conally, eine sehr volkreiche Stadt westlich von Dschenni, ist gänzlich von Felaten bewohnt, sie sind ein schöner Menschenschlag von dunkler Kupferfarbe, welche selten ihr Blut mit dem der Neger vermischen, eine eigene Sprache haben und Moslimen sind; sie haben einige Aehnlichkeit mit den Arabern Schuwah, wiewohl sie eine besondere Rasse sind. Südwestlich von Mandara ist die Landschaft Karowa, und diese zwey Landschaften standen unter Einem Sultane (Kerdi), bis demselben Mandara von den Felaten entrissen ward.«

Es scheint, daß die Felata ein berberischer Stamm aus dem Atlas nach Süden, so wie die zigeunerähnlichen Schuwah ein indischer, ursprünglich nach Aegypten eingewanderter Stamm seyen. Sehr interessant ist die Beschreibung des unglücklichen Streifzugs, welchen Clapperton in Begleitung des Sultans von Bornu wider die Felata mitmachte, auf welchem er verwundet, sein Schirmvogt Abu Chalum getödtet ward. Clapperton

*) That we did not *sully*; wenn ein deutscher Uebersetzer das letzte Wort so nachschreibt, so dürfte wohl schwerlich jemand darin das arabische ßala (beten) erkennen. S. 112: Nakalou-e-kelab fesaa, d. i. wir werden die Hunde schnell fressen, soll heißen: Nekelu el-kelab fesaan.

Digitized by Google

machte einen Ausflug nach Gambaru, der vormaligen Residenz des Sultans von Bornu, die heute in Ruinen.

»Der See Megabby mit seiner dunkelblauen Oberfläche bot, als wir denselben erreichten, ein höchst interessantes Schauspiel dar. Der Rand und das seichte Wasser waren gedrängt voll mit Pferden, die weideten, und Männern, die badeten. In dem Mittelpunkte streckten die Hippopotame ihre schwarzen, wasserschnaubenden Rüssel empor, und das Gehölz, das am Westende Feuer gefangen und bis zu den Wolken emporflammte, beleuchtete das Ganze mit einem Scheine, der die Gegend zur Schreckensscene erhob.«

Nicht minder interessant sind die Abbildungen der Mandara-Musikanten, die wie ein Doppeladler mit den Schultern an einander gestützt, nach allen Kräften rechts und links blasen; die der Günstlingin, welche einen Streifzug zu Pferde mitmacht, des Kanembu-Speerschwingers und des Menga-Bogenschützen, so wie die der verschiedenen Landschaftsansichten, welche alle vortrefflich gestochen, eine wahre Zierde des Werks.

Es ist höchst interessant, die Satzungen des Islams und die Spuren arabischer Kultur noch heute in der Mitte des inneren Afrika anzutreffen, und dorten die Uebereinstimmung des moslimischen Kalenders (die Hidschret vom 16. Julius an gerechnet) mit der Zeitrechnung in Aegypten, zu Konstantinopel, in Persien und in Indien zu bewähren. Am 11. Junius 1823 wurde das Bairamsfest gefeyert [1]), und der 11. Junius ist richtig nach obiger Berechnung der 1. Schewwal.

»Während wir zu Kobschari blieben, hatten wir einen anderen heftigen Sturm, und vergnügten uns sehr an der Wirthschaftlichkeit der Schuwaa's bey herannahendem Sturme. Ich sah sie alle höchst beschäftigt, mit ihren Speeren Löcher in den Sand zu graben, welche augenscheinlich zu klein für sie; und wir waren nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie sie ihre Hemden und Beinkleider 2 oder 3 Fuß in den Sand vergruben, dann, nachdem der Regen vorbey war, wieder aufgruben, und mit der Miene großer Behaglichkeit und Befriedigung trocken anlegten; sie sind, indem sie so ihre nackten Körper der Wuth des Ungewitters preis geben, nie im geringsten belästigt, während wir, die immer bedeckt gingen, Schnupfen, Fieber und Schmerzen hatten, von denen sie gänzlich frey blieben.« — »In allen Wäldern sind hier Heerden von wilden Thieren, welche die Borneser Koruku und die Araber die rothe Kuh [2]) nennen; sie haben ungeheure Hörner, und sind ein Mittelding zwischen Ochsen und Antilopen.«

Seltsam und gefährlich ist die Büffeljagd, sie jagen sie in Sümpfen, wo sie mit dem Pferde so nahe kommen können, daß

[1]) The feast of the Aide lautet beyläufig wie die Wurzel radix, denn Id (hier Aid) heißt ja Fest.

[2]) El bouger-abmer soll El bakar el-ahmer heißen.

der Reiter seinen Fuß auf den Rücken des Büffels setzt, und dann mit besonderer Geschicklichkeit hinter den Schultern des Thieres ein Paar Speere einpflanzt; mit diesen rennt es eine kurze Strecke, bis der Reiter absteigt, und ihm den Garaus gibt; oft aber dreht sich der Büffel vor dem Wurfe um, und schlägt Pferd und Reiter zu Boden.

III. Sudan und Temboktu.

Nach Sakatu, der Hauptstadt von Sudan oder Nigritien, in welcher Sultan Bello, der Herrscher der Felata, residirt, drang nur Kapitän Clapperton zweymal vor, auf seiner ersten Reise von Osten nach Westen, auf seiner zweyten in der entgegengesetzten Richtung von Westen nach Osten. Clapperton war ein wackerer, rüstiger Seemann von ausgezeichnet starkem Körperbau, welcher die Beschwerlichkeiten der ersten Reise glücklich überstand, aber denen der zweyten erlag; der weder wissenschaftliche Bildung, noch das Talent der Feder besaß, weßhalb sein Reisebericht in dieser Hinsicht gar vieles zu wünschen übrig läßt. Das einzige Mitglied dieser Reisegesellschaft, welches die zu einer solchen Reise erforderlichen naturhistorischen Kenntnisse besaß, Doktor Oudney, war ebenfalls gleich Anfangs der Reise nach Sakatu zu Murmur (Mermer) durch den Tod hinweggerafft worden. Die Wohnungen der Schuah- oder Schewah-Araber, welche die Umgegend der Stadt Bedikarfi bewohnen, bestehen aus einem viereckigen Umfange, durch Matten gebildet, die auf hohen Stangen befestigt sind; inner dieses Umfanges sind verschiedene kleine, runde Hütten, ebenfalls aus Matten mit konischen zusammengeflickten Dächern, auf deren jedem ein Straußeney, wenn der Bewohner ein Mann von Rang. Die innere Hausflur ist mit Sand bestreut, und das einzige Hausgeräthe ist eine Bank, welche die Stelle einer Bettstätte vertritt, und einige wenige Matten, um sich darauf niederzukauern, einige geschnitzte und gefärbte Kürbisse und einige weitmäulige, über einander gehäufte irdene Krüge, welche zugleich Nutzen und Zierath bezwecken; der Eingang ist immer nach Westen gekehrt, weil die Regen alle von Osten kommen; jede solche abgesonderte Hütte heißt Coozee (Kusi oder Kasi, augenscheinlich mit casa und dem persischen Kase, welches ebenfalls eine Hütte bedeutet, verwandt).

»Die arabischen Weiber zu Bedikarfi sind wirklich schön, sie trägen ihr Haar auf eine, von der ihrer Landsmänninnen an anderen Orten verschiedene Weise. In der Entfernung scheint es, als ob sie einen Helm aufhätten, indem eine breite, über den Scheitel gezogene Flechte eine Aehnlichkeit mit dem Kamme eines Helmes hat, während

Digitized by Google

die Seitenflechten nett, platt gedrückt und an den Seiten gekräuselt sind.« — »Die Kaufleute von Hauſa tragen ihre Waaren auf dem Kopfe, und gehen mit Bogen und Pfeilen gerüſtet; die von Bornu laden ihre Güter auf Eſeln und Ochſen, und ſind mit Speeren bewaffnet; die erſten handeln mit Tabak, Guranüſſen, rohem Antimonium, Baumwollzeugen in Stoffen oder ſchon als Kleider zugerichtet, welche Tob *) (Kleid) und Turkadi (türkiſche) heißen, und mit gefärbten Ziegenfellen. Guranüſſe ſind das Erzeugniß von Aſchanti und den weſtlichen Gegenden; ſie werden wegen ihres angenehmen bitteren Geſchmackes, der ſtarkem Kaffeh ähnelt, und wegen des Rufes, in dem ſie ſtehen, Impotenz zu heilen, häufig gekaut; ſie ſind auch zu Feſan, Tripolis in ſo hohem Anwerthe, daß zwanzig derſelben den ungeheuren Preis von zwey ſpaniſchen Thalern koſten. Rohes Antimonium in Pulver wird von Männern und Weibern gebraucht, die Augenlieder dunkel und ſchimmernd zu färben. Das hier zu Land erzeugte Tuch (Gebga) iſt ſehr ſchmal, ſelten breiter als vier Zoll. Das Tob iſt ein weites, meiſtens dunkelblaues Hemd, mit niederhangenden, loſen Aermeln, wie ein Fuhrmannsmantel, und iſt im ganzen inneren Afrika ein weſentliches Stück des männlichen Anzuges. Die Turkadis, welche zum weiblichen Anzuge gehören, ſind von blauem Baumwollenzeuge, vierthalb Ellen lang, eine halbe breit, manchmal blau und weiß geſtreift, manchmal ganz weiß; reichere Weiber tragen gewöhnlich zwey Turkadis, eines um die Lenden, das andere um die Schulter geworfen. Dieſe Artikel werden in Bornu für Trona, d. i. Natron, Salz und Korallen vertauſcht. — Die merkwürdigſten Bäume des Landes ſind der Kuka und Gurdſchi; der Kuka iſt von ungeheurem Umfange, geraden Stammes, majeſtätiſch, an der Wurzel manchmal 25 Fuß im Durchmeſſer; der Stamm, die Zweige gehen immer enger in eine Spitze zu, und ſind mit einer ſanften, glänzenden, kupferfärbigen Rinde bedeckt, welche ausgeſchweiftem Harze ähnlich; der poroſe, ſchwammige Stamm iſt gerade, aber die Zweige ſind gekrümmt und verwickelt; das Laub iſt klein, wie das junger Eſchen, aber markiger, und in Büſcheln aus dem Ende der kleineren Zweige hervorwachſend; der Baum iſt voll belaubt und in voller Blüthe während der drey Regenmonate Junius, Julius, Auguſt; die Blüthen ſind weiß und hängend, der weißen Gartenlilie ähnlich; die Frucht hängt an einem langen Stengel, und iſt von Eygeſtalt, insgemein großer als eine Kokusnuß, mit einer harten Schale voll pulverichten Stoffes, mit rothen Streifen und tamarindenähnlichem Samen; unreif iſt ſie von der ſchönſten Farbe dunkelgrünen Sammtes, und bräunt ſich in dem Maße, als ſie reift; der Baum, ſey es wenn er ſeiner Blätter beraubt iſt, ſey es belaubt, in Blüthe oder Frucht tragend, hat immer ein ſonderbares, groteskes Ausſehen; mit ſeinen, von den Enden der Zweige gleich ſeidenen Beuteln niederbaumelnden Früchten könnte er wohl in der Einbildungskraft eines öſtlichen Mährchenerzählers den bezaubernden Garten des Genius der Lampe verſchonern. Die Blätter werden von den Eingebornen ſorgfältig geſammelt, in der Sonne getrocknet, und zum Küchenbedarf verwendet; in Waſſer geſotten, geben ſie eine Art von klebriger Sulze, und ſind durch ihre gallertartige Conſiſtenz bey den meiſten Soßen verwendbar. — Baum und Frucht ſind in einem gewiſſen Grade

*) Das arabiſche ثوب

Digitized by Google

auch mediciniſch; das Laub mit Trona (Natron) und Gußub (Mais) vermiſcht, wird Pferden und Kamehlen gegeben, um ſie fett zu machen und abzukühlen. Der markige Theil der Frucht iſt dem Geſchmacke angenehm, und bildet mit Waſſer vermiſcht einen ſäuerlichen Trank, der nach der Meinung der Eingebornen die Kraft beſitzen ſoll, Impotenz zu heilen. Der Gurdſchi-Baum ähnelt einer verwachſenen Eiche, mit einer ſchönen, dunkelrothen Blüthe, welche in dem höchſten Flor Tulpen gleich; die Eingebornen bedienen ſich der Blüthe, ſowohl Mund und Zähne roth zu färben, als ihre Speiſen damit zu würzen. Dieſe zwey Bäume werden insgemein auf ſtarkem, thonigen Grunde gefunden, und ſind einheimiſch in Hauſa und in den weſtlichen Theilen von Bornu.«

Das Gebiet von Bedegune oder Klein-Bede gehörte vormals zu Bornu, die Einwohner ſind Bornueſen, und ſprechen ihre Sprache. Dieſe Landſchaft umfaßt mehrere Städte und Dörfer; ſie bauen das Feld mit einer, aus einheimiſchem Eiſen ſelbſt verfertigten Haue, und ernten mit einem krummen Meſſer, womit ſie nur die Aehren des Korns abſchneiden, und dieſelbe in runden, aus Lehm oder Matten zuſammengeſchlagenen Behältniſſen aufſpeichern. Das Korn wird mit der Hand von der Spreu abgerieben, und zwiſchen zwey Steinen zu Mehl zerrieben. Südwärts von Sokna (einer Stadt zwiſchen Feſan und Tripolis) iſt kein Pflug zu ſehen.

»Die Kleidung der Bornueſerinnen beſteht aus zwey Turkadi, blau und weiß geſtreift, das eine dieſer beyden Tücher wird feſt um den Leib gewunden, und das Ende hängt von dem Buſen zu den Knien nieder; das zweyte wird um den Kopf und die Schultern geſchlungen; das Haar iſt in fünf Flechten geflochten, deren eine wie ein Kamm über den Scheitel läuft, die zwey anderen auf der Seite mit dick aufgetragenem Indigo bedeckt. Mit Indigo färben ſie ihre Augenbraunen, Hände, Arme, Füße, Schenkel blau, die Nägel aber der Finger und Zehen und die Ballen der Hand mit Henna roth; die Augenlieder mit gepulvertem Antimonium ſchwarz; ihr Ohrenſchmuck beſteht aus grünen Knospen, die ſie durch das Ohrläppchen durchſtecken; die ärmſten tragen Halsbänder von Korallen, die reichen ſind mit Armbändern und Knöchelringen aus Bein und Erz geſchmückt, Silberſchmuck iſt ſelten, und Gold nie zu ſehen.«

Katagum (12° 17′ 11″ n. Br. und 11° öſtl. Länge) iſt die Hauptſtadt der gleichnamigen Landſchaft, welche vor der Eroberung der Felata die Gränze von Bornu war; es begreift jetzt die beyden Bezirke Bedegune und Sansan in ſich; ſüdlich von dem unabhängigen Gebiete der Kerrikerri, öſtlich von Bornu, weſtlich von der Provinz Kano begränzt; das Land kann 4000 Reiter und 20,000 mit Schwert, Bogen und Speer bewaffnete Männer ins Feld ſtellen. Hier fanden die Reiſenden zuerſt Kaurimuſcheln als Geld im Umlauf, denn bisher waren das im Lande erzeugte Tuch oder andere Artikel

Digitized by Google

von bekanntem Preise die Tauschmittel gewesen. Katagum ist die festeste Stadt, welche die Reisenden seit Tripolis gesehen, viereckig nach den vier Weltgegenden mit vier Thoren, welche regelmaßig mit Sonnenaufgang geöffnet und mit Sonnenuntergang geschlossen werden; diese Stadt ist durch zwey parallel laufende Mauern aus rothem Lehme zwanzig Fuß hoch und zehn am Boden breit, und drey trockene Gräben, deren einer von außen, der andere von innen, der dritte zwischen den beyden Mauern läuft, vertheidigt; jeder der drey Gräben funfzehn Fuß tief und zwanzig breit; es ist nur eine Moschee in der Stadt. Die Wohnung des Statthalters im Mittelpunkte der Stadt nimmt 500 Quadratellen ein, die Einwohner 7—8000, die Kaufleute und die Sklaven des Statthalters mit einbegriffen.

Kano ist die große Stapelstadt des Königreichs Haußa, deren eine englische Meile langer Marktplatz ist auf der Ost- und Westseite durch einen weit ausgedehnten Sumpf begrenzt, der mit wilden Enten, Kranichen und einer schmutzigen Geyerart bedeckt ist. Hier war Truppenmusterung; die Reiterey mit Schildern, Schwertern und Speeren bewaffnet, der Speer sechs Fuß lang mit dünnem Schafte und eiserner Spitze; die Schwerter gerade, breit und lang sind in der That dieselben Klingen, welche vormals die Malteser führten; sie kommen von Malta nach Benghasi, wo sie für Ochsen vertauscht werden, gehen von da nach Bornu, Haußa und Kano zum Gebrauche des ganzen inneren Afrika. Die Schilde mit Häuten von zahmen oder wilden Thieren bedeckt, sind meistens glatt und rund, doch ist eine besondere Art derselben eyförmig mit einem Rande von blauem Tuche, der oben und unten einfach, auf beyden doppelt auslauft; im Mittelpunkte des Schildes ist ein Streif von Scharlachtuch und ein vollkommenes Malteserkreuz; dieser Schild wird nur von Reitern geführt, aber in derselben Gestalt bey den Tibu, Tewarik, Felata und Bornuesen angetroffen. Ein erhabenes Malteserkreuz ist nicht selten die Zierath ihrer aus Thon verfertigten Dächer. So lebt das Kreuz der Malteser selbst im inneren Afrika fort. Die Sättel der schweren Reiterey sind, wie die der Mamluken, vorne und hinten erhöht, die eisernen Steigbügel vorn von Feuerschaufeln so scharf, daß dadurch Sporen überflüssig werden; diese schwere Reiterey schützt den Anfall und Rückzug des Heeres, die Bogenschützen sind hinter denselben aufgestellt, und schießen, wie sich die Oeffnung gibt, zwischen den Reitern heraus.

Kano (12° 0′ 19″ n. Br. und 9° 20′ östl. L.) ist eine der Hauptstädte Sudan's von 30—40,000 Bewohnern, deren Hälfte Sklaven. Ein großer Morast, der sie in der Mitte theilt, und

Digitized by Google

viele Teiche stehenden Wassers, wo Lehm für die Häuser gegraben wird, machen sie sehr ungesund; eyförmig, beyläufig 15 Miglien im Umfange, ist sie von 30 Fuß hoher Mauer umgeben, mit einem trockenen Graben innerhalb derselben und mit einem außerhalb derselben; funfzehn hölzerne, mit Eisenblech bedeckte Thore werden regelmäßig des Morgens geöffnet und des Abends geschlossen; nur ein Viertel des Erdreichs inner den Mauern ist mit Häusern bebaut, die anderen drey Viertel Felder und Gärten. Die Häuser sind von Lehm, meistens viereckig, nach maurischer Sitte, mit einem Saale im Mittelpunkte, dessen Dach durch Palmenstämme getragen wird; die Gemächer zu ebener Erde gehen in diese Halle, eine Stiege führt zu einer offenen Gallerie, welche die Halle überblickt, und von der man in die durch kleine Fenster erleuchteten Zimmer des zweyten Stockwerks kömmt. Des Statthalters Residenz ähnelt einem Dorfe, und enthält selbst eine Moschee und verschiedene, drey bis vier Stockwerk hohe Thürme mit Fenstern im europäischen Style, aber ohne Glas und Gitterwerk; um zu den inneren, von dem Statthalter bewohnten Gemächern zu gelangen, muß man durch diese Thürme gehen. Die Preise des Marktes, welcher auf der Landenge zwischen zwey Morästen gehalten wird, regulirt der Scheich (Vorsteher des Marktes), wofür er von jedem, vier Thaler, d. i. 8000 Kauris, übersteigenden Kaufe funfzig erhält; außerdem gibt von jedem Kaufschillinge der Verkäufer dem Käufer zwey Prozent zurück, welche Segensgeld heißen. Die Kauri, d. i. die als Scheidemünze geltenden kleinen Muscheln, erfüllen diesen Zweck vollkommen, in so weit sie keiner Verfälschung unterliegen. Die Fleischer sind eben so geschickt als europäische im Aufblasen des Fleisches; wenn ein fetter Ochs zu Markte gebracht wird, sind die Hörner desselben mit Henna roth gefärbt. Im Inneren des Marktes sind Behältnisse von Bambusrohr, in welchen Kleider und Schmuckartikel verkauft werden; Musikbanden ziehen auf und ab, um Käufer anzulocken. Hier ist grobes französisches Papier, das aus der Barbarey kömmt, Scheren und Messer von einheimischer Manufaktur, rohes Antimonium und Zinn Landeserzeugniß, rohe röthliche Seide, welche zu Gürteln und Schlingen oder zu Streifen zu den feinsten Kleidern (Tob) verarbeitet wird; Armbänder und Knöchelringe von Erz, Glas- und Ambra-Korallen, zinnerne Fingerringe, einige silberne Zierathen, aber keine goldenen, Tobe, Turkadi, Turban-Shawle, grobe wollene Kleider von allen Farben, grober Calico, mährische Gewänder, das bunte Gewand barbarischer Mamluken, ägyptisches, mit Gold gestreiftes Linnenzeug, Klingen von Malta u. s. w.

Digitized by Google

Clapperton ließ sich das Schauspiel eines Faustkampfes der durch ihre Kunst berühmten Ringer von Haußa geben, wofür er 2000 Whyda, d. i. Kauris, oder einen Thaler zahlte. Kano ist im ganzen inneren Afrika durch seine Färbereyen berühmt; Indigo wird auf eine Art zubereitet, die verschieden von der in den beyden Indien; der Preis fürs Färben eines Tob von dem dunkelsten Blau ist 3000 Kauri oder anderthalb Thaler; ein ganzes Tob kostet 5000 Kauri, ein Turkadi 2 — 3000; die Weiber des Landes, so wie die von Bornu, färben sich Hände, Füße, Schenkel und Augenbraunen blau; man macht hier lederne Krüge, worin Fett, geschmolzene Butter, Honig und Wachs aufbewahret werden. In der Gärberkunst haben sie es zu ziemlicher Vollkommenheit gebracht; sie bedienen sich hierzu des milchichten Saftes einer Pflanze, welche auf arabisch Brembegh (?) heißt, und des Samens einer Art von Mimosa, welche auf arabisch Gurud heißt; Clapperton beschreibt das Verfahren. Die Unverheirateten, sey es Jüngling, sey es Mädchen, sey es Freye, sey es Sklavin, tragen eine lange, blau und weiß quadrillirte Schürze mit einem rothen Tuchsaum; diese Schürze, welche hinten bis an die Knöchel niederhängt, ist der Hauptunterschied der Volkstracht von der zu Bornu; Männer und Weiber färben sich Zähne und Lippen roth mit der Blüthe des Gurdschi-Baumes, und kauen die Gura-Nuß oder Tabak mit Natron vermischt; Tabak wird fast gar nicht geschnupft, aber geraucht. Ein hier herrschendes Uebel ist die Blindheit, und in der Stadt ist ein besonderes Quartier, worin die Blinden auf Kosten der Regierung verpflegt werden; höchstens werden auch Einäugige darin geduldet; die Lahmen haben ebenfalls dergleichen abgesondertes Quartier. Wenn eine Braut unter der Begleitung eines zahlreichen Gefolges von Freunden und Sklaven in das Haus des Bräutigams geführt wird, ist es Etikette, daß sie den ganzen Weg lang heult und weint und über Kopfweh klagt. Drey Tage, ehe das Fatiha (die erste Sura des Korans) als Einsegnung über dieselben gesprochen wird, färben sich Braut und Bräutigam die Hände mit Henna; das Fatiha ist auch das Grabgebet über die Leichen welche innerhalb des Hauses begraben werden. Durch die Stadt Quarra, welche mit einer etwa 20 Fuß hohen Lehmmauer umgeben ist, und 5—6000 Einwohner enthalten mag, kam Clapperton nach Sakatu, der Hauptstadt und Residenz Bello's, des Sultans der Felata, welcher durch seinen mündlich und schriftlich in einem Schreiben an den König von England ausgedrückten Wunsch, daß Clapperton von der Seeseite wiederkehren, und ein englischer Consul zu Sakatu residiren möge, die zweyte Reise Clapperton's veranlaßte. Zu

Digitized by Google

dem Hofstaate des Sultans der Felata gehört außer einer großen Menge von Sklaven und Sklavinnen ein Paar hundert Zibetkatzen. Die große neugebaute Moschee hat 800 Fuß im Gevierten; das Geschrey der bettelnden Kinder ist: Allah attik jinne (Allah atak Dschennet), d. i. Gott gebe dir das Paradies! Der Scharfrichter ist eine sehr angesehene Person, welcher nie die Großen besucht, ohne daß sie ihn mit Geld oder Gura-Nüssen beschenken, er hatte allein 2000 Tewarik hingerichtet. Sakatu liegt 13° 4′ 52″ n. Br. und 6° 12′ ö. L.

Clapperton's zweyte Reise entsprach in keiner Hinsicht der von derselben gehegten Erwartung, indem die Aufnahme bey Bello, dem Sultan der Felata, keineswegs so freundschaftlich ausfiel, als Clapperton dieselbe nach seinem ersten Empfange und nach dem Inhalte des an den König von England mitgebrachten Schreibens zu erwarten berechtigt war, und indem Cl. bald nach seiner Ankunft vom Fieber erschöpft den Geist aufgab. Die Rettung seines schlichten Tagebuches dankt die Welt dem verständigen Diener desselben, Lander, der seitdem mit seinem Bruder nach Afrika zurückgekehrt, den Quorra bis ans Meer herunterfuhr, und dadurch die von d'Anville und Reichard gehegte Vermuthung, daß der Niger in der Bay von Benin münde, zur Gewißheit erhoben. Lander's Tagebuch ist dem Clapperton's, seines Herrn, angehängt, und berichtet über die Rückkehr desselben von Sakatu bis nach Badaghri an der Küste, von wo aus Clapperton über das Gebirge Kong nach der Stadt Eyno oder Katunga seine Reise begonnen hatte. Der Cabosir (Häuptling) von Labu gab ihm zu trinken, das Trinkgefäß war ein das Jahr vorher vom Kabosir zu Badaghri gekaufter englischer Nachttopf. Die Weiber des Königs von Eyno handeln auf allen Märkten für dessen Rechnung, und tragen, wie andere gemeine Weiber, von Stadt zu Stadt Lasten auf dem Kopfe. In allen den Städten, wodurch die Reise ging, wie Deffu, das etwa 15,000 Einwohner hat, und Tschau, sind außerhalb des Thores Fetisch-Häuser; was nicht sowohl Götzentempel, als talismanische Kapellen, indem der Fetisch, der bald ein Baum, bald ein Felsen, bald irgend ein anderer aus der Natur hergenommener Gegenstand, dem Neger nicht eigentlich ein Götze, sondern vielmehr der Träger übernatürlicher, gefeyter, bewahrender Kraft ist, wie die Talismane der Chaldäer und Sabäer, nichts als die Kapellen siderischer Kräfte vorstellen; der Name selbst scheint mit dem ägyptischen Phtah dem Weltenschöpfer verwandt zu seyn, dessen demiurgischer Hammer sich im chinesischen Futtò (Hammer) wieder findet, und auch mit dem arabischen Fataye (aperuit) verwandt scheint, von

Digitized by Google

welchem die mächtigste und kräftigste aller Suren des Korans, nämlich die erste Fatiha, d. i. die Eröffnerin, heißt. Eyno oder Katunga ist die Hauptstadt des Königreichs Jurriba oder Jarriba; die Einwohner beten einen einzigen Gott an, dem sie Opfer von Pferden, Kühen, Schafen, Ziegen, Vögeln in dem Fetisch-Hause darbringen, und dann im öffentlichen Gastmahle verzehren. Merkwürdig ist die Pantomime, welche der König von Eyno den versammelten Kabosiren und den Engländern gab. Der erste Akt war ein Tanz in Säcken, der zweyte stellte einen Kampf mit dem Boa Constrictor vor, welchen europäische Damen als Zobelschlange zum Busenfreunde erkoren haben; der dritte Akt war der weiße Teufel, eine menschliche Gestalt von weißem Wachs, erbärmlich abgemagert und ausgefroren, die häufig Tabak schnupfte und sich die Hände rieb, und also einen Europäer vorstellen sollte. Die Regierung von Jurriba ist erblich, und der unumschränkteste Despotismus, indem jeder Unterthan ein Sklave, der einzige Unterschied von Rang ist der der Kabosire, d. i. Häuptlinge oder Statthalter, deren jeder ein gewaffnetes Haus von etwa 150 Mann hat. Die Jurribanier haben minder dicke Lippen als die anderen Neger, und ihre Nasen nähern sich mehr der Adlernase. Die Stadt liegt 8° 59′ n. Br. und 6° 12′ ö. L.; die Pfeiler, welche die offenen Hallen (Wiranda) der Häuser des Königs und der Kabosire unterstützen, sind meistens mit Schnitzwerk verziert, nämlich mit einem Boa, welcher eine Gaselle oder ein Schwein tödtet; die Stadt hat sieben verschiedene Märkte. Die Felata dieser Nachbarschaft sind fast gänzlich weiß, aber Heiden, sie sprechen die Felata-Sprache, unterscheiden sich aber in der Religion. Auf den Gipfeln der Kusi oder Kasi, d. i. der Hütten, sind Eyer von Krokodillen aufgesteckt, als Schutz wider dieses Thier. Auch werden hier ganz mit arabischen Formeln beschriebene talismanische Hemden getragen, wie das in dem bürgerlichen Arsenal zu Wien aufbewahrte, und das im Stift Neukloster zu Wiener-Neustadt befindliche, im XLV. Bande dieser Jahrbücher beschriebene. Es ist interessant, Asiens uralteste talismanische Formeln und Gebräuche im inneren Afrika wieder zu finden; so auch Amazoninnen, die, wie bekannt, in Asien hausten, und aus dem inneren Afrika stammten:

»Jarro kam mit seinem ganzen Gefolge; das Außerordentlichste in diesem Zuge war er selbst und seine Speerwache, welche aus sechs funfzehn- bis siebzehnjährigen ganz nackten Mädchen bestand; ihr einziges Kleidungsstück war eine weiße Binde um die Stirne, deren sechs Zoll lange Enden hinten im Winde flatterten, und ein Korallengürtel um ihre Lenden; in der rechten Hand trug jede drey Speere. Ihre leichte

Gestalt, die Lebhaftigkeit ihrer Augen und die Fertigkeit, mit welcher sie über den Boden zu fliegen schienen, gab ihnen etwas Ueberirdisches, während sie längs des galloppirenden und Sätze machenden Pferdes hinflogen. Ein Mann, mit einem ungeheuren Bündel von Speeren, folgte in einiger Entfernung als Speermagazin für die Mädchen, wenn ihr Herr die von ihnen getragenen verbraucht «

Kiama, die Hauptstadt der gleichnamigen Landschaft im Königreiche Bergu, liegt 9° 37′ 33″ n. Br. und 5° 22′ 56″ ö L.; hier geht die Karawane von Haußa und Bornu nach Gondscha und dem Küstenlande der Aschanti; sie treibt auch Handel mit Dahomey, Juri, Niffe und Jurriba, hat etwa 30,000 Einwohner, welche für die größten Diebe und Räuber in ganz Afrika gelten.

Die Stadt Bauß a liegt auf einer Insel des Flusses Quorra, 10° 14′ n. Br., 6° 11′ ö° L.; die Sprache ist dieselbe, wie in den übrigen Ländern von Bergu, und scheint ein Dialekt der Jurriba-Sprache zu seyn, doch wird die Hauß a-Sprache überall verstanden. Von Bauß a ging der Weg über den Quorra nach Segseg und Kano. Die vorzüglichste Handelsstadt der Landschaft Niffe ist Kolfu oder Kulfije, deren meiste Einwohner Moslimen, der Rest Götzendiener, welche einmal des Jahres nach einem hohen Berge im Süden wallfahrten, und dort einen schwarzen Stier, ein schwarzes Schaf und einen schwarzen Hund opfern. Die auf ihren Häusern angemalten Thiergestalten, Gegenstände ihrer Verehrung, sind dieselben, wie in Jurriba, nämlich die Eidechse, das Krokodil, die Schildkröte und der Boa; man sieht, daß dieses dieselben Thiere, welche in der Hieroglyphen-Schrift die ältesten Götter-Symbole. Die Sprache ist eine Mundart der Jurriba-Sprache, aber die des Marktes ist die von Hauß a. Saria (Zaria) ist die Hauptstadt von Segseg, die neue Stadt ward erst von den Felata gebaut, die Zahl der Einwohner soll über 50,000 betragen. Die Gegend um Saria hatte die Ansicht der schönsten englischen Landschaft Hälfte Aprils. Der Name der Stadt Roma bedeutet Suppe. Von Kano, dessen schon oben bey der ersten Reise Clapperton's Erwähnung geschehen, begab sich derselbe nach dem Lager Sultan Bello's und von da nach Sakatu, der Hauptstadt desselben. Im Lager Bello's ertönte nächtlich jede Viertelstunde das Wachgeschrey: Allah ekber! d. i. Gott ist groß. In türkischen Lagern ist bekanntermaßen das Schlachtgeschrey Jekdür Allah! d. i. Gott ist Einer. Die Fahnen der Felata sind weiß, wie ehemals die der Franzosen und die ersten der Moslimen; sie werden von Sklaven getragen, vor dem Sultan sechs, vor jedem Statthalter

Digitized by Google

zwey; ihre Kleidung ist weiß, als ein Symbol ihrer Reinheit in Glauben und Gesinnung. Zu Sakatu sind zehn Kadis (Richter), welche in der Abwesenheit des Sultans an den zehn Thoren der Stadt Tag und Nacht über die Sicherheit derselben wachen. Die Neger und die meisten Araber sind große Spieler, wiewohl durch die Felata-Gesetze das Spiel streng verboten ist; ihr vorzüglichstes Spiel heißt Tschatscha, und wird von mehreren Personen zugleich um Kauris gespielt. Ueber die Gründung des Reichs der Felata sagt Clapperton:

»Ehe Sultan Bello die Fulah oder Felata unter seiner Herrschaft vereinte, lebten sie nicht in Städten, sondern waren über den größten Theil von Sudan zerstreut, ihrer Heerden wartend, in einstweiligen Hütten, mitten in unbesuchten Wäldern wohnend, und selten die Städte besuchend; ihre Geschäfte überließen sie den Weibern, welche die Märkte besuchten, und auf denselben den Ertrag des Viehes verkauften. Die Männer sollen ein religiöses und harmloses Leben geführt, einen großen Theil ihrer Zeit in Lesung des Korans und anderer Religionsbücher zugebracht haben. Von Zeit zu Zeit erschienen einige gelehrte Männer aus ihnen, welche auf einige Jahre in den Dienst mohammedanischer Sultane oder ihrer Statthalter traten, bis sie sich einiges Geld gemacht, womit sie etwas Vieh kauften, und dann in ihre heimischen Wälder zurückkehrten, durch welche sie nach Erforderniß der Jahreszeit, der Weiden und des Wassers von Landschaft zu Landschaft wanderten, und sich einstweilige Hütten aus Stroh und Röhricht zu bauen und ungeschoren zu bleiben sich begnügten. Niemand dachte darauf, sie zu stören, indem man sie als eine zu verächtliche und unbedeutende Rasse betrachtete, als daß man von ihnen etwas fürchten zu müssen glaubte. So zerstreut kannten sie allein ihre Zahl und Stärke. Melli oder die kleinen Könige von Futa-Tora, Futa-Bonda, Futa Dschella waren die Plätze, von denen sie sich ostwärts ausbreiteten, bis sie in allen den Gegenden zwischen diesen Ländern und zwischen Wadi zu einer beträchtlichen Anzahl sich vermehrten. Viele hatten nach Mekka gepilgert, andere die Türkey, Marokko und die Barbaresken besucht, und alle arabische Bücher mitgebracht, die sie zu kaufen im Stande gewesen. Im J. d. H. 1218 (1803) ward der alte Moallim Scheich Osman Danfodio religiös wahnsinnig. — Zu seiner Zeit waren die Gesetze des Korans nicht nur unter den Felata, sondern auch unter den Negern und Arabern und im ganzen Lande zur Friedenszeit so streng beobachtet, daß ein Weib mit einem Korb Geldes auf dem Kopfe von einem Ende des Felata-Gebietes bis zum anderen sicher reisen konnte. — Die Araber mißbrauchten seine religiöse Narrheit, welche ihm immer die Peinen der Hölle vergegenwärtigte, zu ihren Zwecken. Die Felata hingegen hatten so große Ehrfurcht vor ihm, daß sie seine Haare in goldenen und silbernen Kapseln als Reliquien bewahrten. Nach seinem Tode beherrschte sein Sohn Mohammed Bello, der gegenwärtige Sultan, das von seinem Vater eroberte Königreich, das Land aber westwärts von Haußa überließ er seinem Bruder Mohammed Ben Abdallah. Im Jahre des Todes Danfodio's (1816) schüttelten die Landschaften Guber, Samfra, ein Theil von Katschna und Segseg das Joch der Felata ab, und metzelten alle, die ihnen

in die Hände fielen", nieder. Seitdem hat Bello einen Theil dieser Länder wieder zurück erobert, und mit denselben unter der Bedingniß Frieden geschlossen, daß sie den Felata zwar unterthänig, aber von ihren eigenen Häuptlingen regiert werden sollen. Juri nahm im J. 1822 Theil an der Empörung, dazu durch das Volk von Samfra gezwungen, welches immer jedes Land beherrscht, wenn es nicht von Sakatu aus unterstützt wird.«

Clapperton beschreibt die Lage der Stadt Sakatu und den Pallast Bello's, und fährt dann über die Felata fort:

»Die gewöhnliche Beschäftigung von den höheren, und ich möchte sagen von allen Klassen der Felata besteht darin, daß sie mit Tagesanbruche aufstehen, sich waschen, beten, ihre Korallen eine halbe Stunde lang zählen, und dann eine Gora-Nuß kauen, wenn sie eine haben, worauf sie eine Quantität von Senki oder Ferro-ferroku schlürfen; dieß ist eine Zubereitung von halbgesottenen Maisblumen, welche mit trockenem Mehle in Ballen, die etwa ein Pfund wiegen, zusammengeknetet sind. Senki heißt ein solcher Kloß, wenn zerrieben und mit Milch gemischt; wenn mit Wasser gemischt, heißt er Ferro-ferroku; um zehn Uhr Morgens essen sie gesottenen Reis mit geschmolzener Butter, dann machen sie Besuche, gehen im Schatten müßig, hören die Neuigkeiten, sagen Gebete her, zählen Korallen, was sie bis Sonnenuntergang beschäftigt, wo sie ein Nachtmahl von Pudding mit gedünstetem Fleische und Tunke oder einigen kleinen Fischen einnehmen, und sich dann zur Ruhe begeben. Im Frühjahre und im Herbste reiten die Grundeigenthümer nach ihren verschiedenen Sklavendörfern, um dem Korn, der Baumwolle, dem Indigo oder ihren Heerden nachzusehen. Die Beschäftigung der ärmeren Klasse, welche nicht Handel treibt, ist fast dieselbe, wie die der höheren, nur ihre Nahrung in etwas verschieden, indem sich dieselbe bloß auf Ferro-ferroku beschränkt. Die Weiber der Vornehmen, welche alle die vom Koran gestattete Vierzahl sich zuzulegen scheinen, mit so vielen Beyschläferinnen, als sie deren aufbringen oder erhalten können, sind beschäftiget, die Arbeiten der weiblichen Sklavinnen zu leiten, die Nahrung für ihren Gemahl zu bereiten, Baumwolle zu reinigen und zu spinnen, und die Toilette ihres Haares, ihrer Zähne, ihrer Augenbraunen und ihrer Wimpern zu machen, was ihnen nicht wenig Zeit wegnimmt; auch senden sie ihre weiblichen Sklavinnen auf den Markt, dort ihre ersparte Baumwolle, Korn, Ferroferroku, Hirse, in Butter gebackene Kuchen und gebackene Fische, welche gewöhnlich von den jüngeren Sklaven gefangen werden, zu verkaufen, und Visiten zu machen oder zu empfangen, denn sie sind große Plauderinnen. — Sie genießen größere Freyheit, als gewöhnlich andere mohammedanische Frauen. Die Kleidung der Männer ist eine rothe Kappe mit blauseidener Quaste, weißer Turban, wovon ein Theil die Augenbraunen und die Augen beschattet, und ein Ende über die Nase gezogen wird, welches Mund und Kinn bedeckt, und bis auf die Brust niederhängt; ein weißes, um die Brust enges, kurzärmliges Hemd, ein weites, weißes Oberkleid (Tob) und weiße Beinkleider, mit rother oder grüner Seide besetzt, ein Paar Sandalen oder Stiefeln, dieß ist die Kleidung größtentheils der wohlhabenden Einwohner. Wenn sie reisen, tragen sie über den Turban einen breitkrämpigen, rund und niedrig gegupften Strohhut. Einige, die nicht viel auf Heiligkeit oder Gelehrsamkeit hal-

Digitized by Google

ten, tragen quadrillirte Oberkleider, weiße Kappen, Beinkleider und Sandalen; einige begnügen sich mit dem Strohhut allein, aber alle tragen ein über die Schulter gehangenes Schwert. Die Weiber tragen ein weiß, blau und roth gestreiftes Kleid, das bis an die Knöchel geht; Silberringe von anderthalb Zoll im Durchmesser in den Ohren, Armbänder von Horn, Glas, Erz, Kupfer und Silber, um den Hals Glasperlen oder Korallen, Knöchelringe von Erz, Kupfer oder Silber, und oft sind die Zehen eben so beringt, wie die Finger. Das Haar bildet auf dem Scheitel einen Hahnenkamm, und auf beyden Seiten hängt ein Theil desselben in Gestalt eines Schweinschweifes ein wenig vor dem Ohre nieder. Einige der Felata-Weiber tragen das Haar rund um den Kopf gekrauft, andere in vier platten Flechten geflochten, welche den Kopf wie ein Band umkreisen, alles dieses wohl mit Indigo beschmiert. Das Barbiermesser schneidet aus was zu dicht, und gibt der Stirne eine hohe und schöne Wölbung; sie verdünnen die Augenbraunen zu einer schmalen Linie und reiben dieselben so wie die Wimpern mit gestoßenem Bleyglanz mittels einer feinen, darein eingebundenen Feder ein; die Zähne werden mit der Gora-Nuß und einer Wurzel von glänzendem Roth gefärbt, die Hände, die Füße, die Nägel, Finger und Zehen mit Henna; eine so geschmückte Frau ist würdig, in der besten Gesellschaft zu erscheinen; ihr Spiegel ist eine kleine metallene Scheibe von anderthalb Zoll im Durchmesser, in einer ledernen Kapsel aufbewahrt. Die Mädchen von den Wohlhabenderen kleiden sich, wenn neun oder zehn Jahre alt, fast wie ihre Mütter, früher besteht ihre ganze Kleidung in der Binta, d. i. Mädchenschürze, welche rundum mit rothem Tuche besetzt und ausgeschlagen, mit zwey langen, breiten, eben so ausgeschlagenen Streifen, welche hinten bis an die Ferse niederhängen. Ihre Hochzeiten werden ohne Pomp und Lärmen gefeyert; die Braut wird von den Verwandten um ihre Zustimmung gefragt, aber eine Verweigerung ist unerhört. Die Mitgift eines wohlhabenden Mannes besteht aus jungen Sklavinnen, geschnitzten Kürbisflaschen, die mit Hirse, Mais und Reis gefüllt sind, Kleidern, Armbändern, den Erfordernissen der Toilette, ein oder zwey hölzernen Mörsern, um das Korn zu stoßen, ein oder zwey Mühlsteinen, um dasselbe zu mahlen; sogar diese werden, wenn die Braut das erste Mal in das Haus des Bräutigams zieht, von ihren weiblichen Sklavinnen auf dem Kopfe in Prozession vorausgetragen. Wenn der Bräutigam eine der als Heiratsgut von der Braut mitgebrachten Sklavinnen beschläft, muß er ihr am anderen Tage eine Jungfrau von gleichem Werthe stellen, ohne daß hiedurch das gute Einverständniß im Geringsten gestört wird.

Die Kinder der Felata lernen in Schulen arabisch lesen und schreiben, die Schulstunden sind eine Stunde nach Sonnenaufgang und eine Stunde vor Sonnenuntergang; sie lesen laut und mitsammen das mit Tinte an die Tafel Geschriebene, ehe es weggewaschen wird. Wenn der Meister die Lection wegwäscht, so wird das Abwaschwasser der Tinte von den Schülern getrunken. Die Regierung der Felata ist noch in ihrer Kindheit; die Statthalterstellen werden an die Männer des ersten Ranges, und von den Statthaltern die unteren Stellen an die Meistbietenden verkauft. Leider ward Clapperton durch den Tod,

Digitized by Google

der ihn zu Sakatu überraschte, an der weiteren Bereicherung seines Tagebuches und an weiterer Belehrung aus dem Munde Sultan Bello's verhindert. Indessen sind die in Clapperton's erster Reise enthaltenen geographischen und historischen Mittheilungen des Sultans weniger wahr als seltsam; der auf S. Bello's Karte angegebene Lauf der Flüsse des inneren Afrika hat nicht besseren geographischen Grund, als seine historische Angabe von der Abstammung der Berbern aus Syrien (als ein vertriebener Stamm der Juden), welche Sage sich auf die phönizische Colonie, welche Karthago gegründet, zu stützen scheint. Die Sprache der Berbern hat, so weit dieselbe aus den Vocabularien der Reisenden bekannt, nichts mit dem Phönizischen oder anderen semitischen Sprachen gemein.

Nun bleibt uns noch von Temboktu zu sprechen übrig, wohin zwar früher schon der englische Matrose Adams und der englische Major Laing vorgedrungen, über welches aber zuerst Hr. Caillié ausführlichen Bericht erstattet, und durch seine Reise den von der geographischen Gesellschaft zu Paris auf diese Entdeckungsreise gesetzten Preis verdient hat. Die Wahrheit der Reise Caillié's ist zwar gleich Anfangs von mehreren Seiten her bezweifelt worden, wozu sowohl sein früheres abenteuerliches Leben, als sein Mangel an wissenschaftlicher Bildung Anlaß gegeben; aber Hr. Jomard hat in einem besonderen Werke (Nr. 11), welches der Reisebeschreibung Caillié's angehängt, die Hälfte des dritten Bandes derselben ausmacht, die Wahrheit der Reise Caillé's aus äußeren und inneren Gründen so überzeugend dargethan, daß jene Zweifel keinen weiteren vernünftigen Grund haben; dieselben mochten wohl auch zum Theil durch des Reisenden Persönlichkeit veranlaßt worden seyn, welche auch eine Ursache der vielfältigen Mißhandlungen und Beschimpfungen gewesen zu seyn scheint, die Hrn. Caillié durch sein elendes Aussehen und die Ungeläufigkeit des Arabischen besonders gegen Ende seiner Reise von den Mauren unaufhörlich zu Theil ward. Man spottet nicht immer und ewig über Einen, der gar keinen Anlaß dazu gibt. Unendlich waren die Gefahren dieser Reise für Hrn. C., wenn nämlich die Angabe von dem Beweggrunde seiner Reise (wie er ein moslimischer Knabe aus Aegypten in zarter Jugend nach Frankreich entführt, von da an die afrikanische Küste gebracht, seinen Rückweg durch Aegypten nach Afrika suche) als ein Mährchen befunden worden wäre, und abgesehen von dieser Gefahr, waren auch die Beschwerden dieser Reise unsäglich. Dieselbe begann am 19. April 1827 von der Mündung des Rio Nunez durch das Land der Mandingen über die hohen Berge von Futa-Dhialon zum Almamy (Imam)

der Fulah oder Felata. Die Trauer der Weiber der Fulah ist eben so lebhaft als vorübergehend:

Les femmes du défunt, accompagnées de plusieurs de ses parents ou amis, se promenèrent dans tout le village, en chantant d'une voix glapissante, se frappant tour-à-tour dans les mains et sur le front. Après avoir fait plusieurs tours dans le village, elles retournèrent à leurs cases, suivies d'une foule d'autres femmes imitant leurs gestes, et leurs cris semblaient augmenter leurs douleurs; elles se roulaient par terre, se frappaient le corps, et poussaient des gémissemens lamentables; les enfans versaient des larmes sincères, et les femmes ne faisaient que crier. Quelque vive que parût leur affliction, cette scène de douleur ne dura qu'une demi-heure; puis je vis les femmes reparaître toutes vêtues de blanc; elles avaient l'air calme et résigné; elles reprirent aussitôt leurs occupations ordinaires (I. p. 299).

Die Lehre des Korans hat ganz Afrika durchdrungen; zu Combaja fand Hr. C. den Schulmeister die auf kleinen Täfelchen geschriebenen Verse des Korans den Knaben, die um ein großes Feuer auf der Erde saßen, vorsingend; Koransverse, auf Papierstreifen geschrieben, sind die Amulette, welche hier nicht mit ihrem ursprünglichen arabischen Worte (Hamail), sondern mit einem Negerworte Grigri genannt werden. Die Fulah sind fanatische Moslimen, welche die Christen hassen, eifersüchtig und neidisch auf die fremden Kaufleute, aber doch gastfreundlich und hülfreich gegen ihre Landsleute; sie schnupfen viel Tabak, rauchen aber keinen; die Weiber führen das Hauswesen und pflanzen den Garten:

Le petit ménage consiste en quelques calebasses pour conserver le lait et les mets tout préparés, deux ou trois pots en terre, et une grande jarre pour mettre le riz sec. On pratique autour de la case, intérieurement, une petite élévation de six à huit pouces, sur un pied de large, qui sert à placer tous les ustensiles du ménage; on voit au fond une espèce de lit, comme celui que j'ai décrit chez le chef. Dans chaque case, quatre piquets plantés en terre soutiennent une espèce de plafond fait de bambous, pour la garantir de la suie dont le toit est couvert. Les femmes m'ont paru généralement très-gaies, peu jalouses les unes des autres, à moins que le mari ne fît un présent à l'une sans rien donner à ses compagnes; elle me demandaient souvent de l'ambre et du corail, sans paraître trop offensées de mes refus (I. p. 331).

Digitized by Google

Wiewohl in dieſer Gegend der Butterbaum häufig wächſt, ſo bedienen ſich die Einwohner doch gewöhnlich der thieriſchen Butter, und verwenden die Butter des Baumes nur für Wunden und zum Handel an die europäiſchen Niederlaſſungen an die Küſte. Die arabiſchen Worte, die Hr. Caillié hie und da anführt, ſind oft bis zur Unkenntlichkeit verſtümmelt, ſo ſoll z. B. *Allam-Kiselak!* (que Dieu te préserve en route!) heißen ſtatt Allah oder Allahüm hiſſlek; das Wort Saracolet, welches in Afrika Kaufleute aus den Barbareskſen und auch Karawanenführer bedeutet, ſcheint kein anderes, als das verſtümmelte türkiſche Serhaddkuli (Gränzſoldaten) zu ſeyn. Der in dieſer Gegend übliche Tanz iſt ein Waffentanz. Zu Karuſſa, am Ufer des Dhioliba, ſah C. in der Hälfte Junius Tauſende von europäiſchen Schwalben in den Mauern niſten; er ſah, wie ſie ſich in Schaaren verſammelten, und glaubte, daß ſie ſich zur Abreiſe anſchickten; dieß dürften wohl heimiſche afrikaniſche Schwalben geweſen ſeyn, denn für europäiſche wäre die Abreiſe im Junius zu ſpät. In der Stadt Kankan war ein Zuſammenfluß von Fremden aus Waßulo, Sangeran und Toron.

Les habitans de Toron se font remarquer par leur costume, qui consiste en un coussabe jaune et court, une culotte de même couleur, dont le fond est très-large et d'une très-grande malpropreté; un grand chapeau de paille, à forme ronde, et quelquefois des sandales: ils sont tous armés d'un sabre, apporté dans le pays par des marchands mandingues, d'un arc et d'un carquois plein de flèches, et tiennent une lance à la main; ils ont une bande de toile qu'ils se passent autour des reins pour attacher leur coussabe, qui est très-court et étroit: ils portent la barbe comme les musulmans; mais ils l'entretiennent si mal, qu'on dirait leur figure pleine de fumier. Ils prennent par le nez beaucoup de tabac, et fument encore davantage, ce qui ajoute à leur extrême malpropreté: il n'y a qu'en voyage qu'ils ne font pas usage de la pipe; mais ils s'en dédommagent bien à leur retour, et l'on m'assura qu'ils passent des journées entières, rassemblés à l'ombre de grands arbres, à converser en fumant. Ils sont idolâtres. Tous ceux que j'ai vus étaient grands, bien faits, et avaient l'air guerrier; ils ont le teint aussi noir que les Mandingues, mais n'ont rien des traits de ces derniers; leur visage est un peu rond, leur nez court, sans cependant être aplati, et leurs lèvres minces (I. p. 389).

Am 5. Julius (10. Silhidſche) ward das Opferfeſt gefeyert, welches, wie Hr. C. verſichert, hier Feſt des Selam gehei-

Digitized by Google

ßen wird. In der Landschaft Waßulo fand Hr. C. eine Musik, die er noch nirgends gesehen:

Elle se composait d'une vingtaine de musiciens, dont plusieurs avoient chacun un instrument en bois, creusé, et recouvert d'un morceau de peau de mouton. Mungo-Park a trouvé un instrument semblable chez les Mandingues du N. du Dhioliba, qu'il dit être une dent d'éléphant: ceux-ci sont de bois; ils ont un pied ou quatorze pouces de long, et la forme d'une corne très-droite; au petit bout, sur le côté, il y a un trou qui sert d'embouchure: ils tirent de cet instrument des sons très-harmonieux. Puis ils ont une grosse caisse, et le tambour de basque, fait d'une petite calebasse recouverte de peau de mouton, ayant autour des anneaux de fer qui font entendre un cliquetis agréable. Deux petits nègres bien habillés, avec des plumes sur la tête, sautaient en cadence, et accompagnaient la musique en frappant deux morceaux de fer l'un contre l'autre; ils étaient à-peu-près vêtus comme de petits sauteurs français. Les chefs des musiciens avaient chacun un manteau garni de plumes de pintade et des plumes d'autruche sur la tête; plusieurs agitaient en mesure une calebasse ronde, ayant une manche long de six pouces, et recouverte d'un réseau, dans laquelle il y avait de gros haricots qui, malgré le tintamare qu'ils faisaient, accompagnaient très-bien la musique. Les musiciens se suivaient à la file, jouant en marchant et observant la mesure; les femmes et les garçons suivaient en dansant et frappant dans leurs mains (I. p. 429).

Die Landschaft Waßulo wird von Fulah bewohnt, welche Götzendiener, Hirten und Ackerbauer; die Einwohner sind milde, menschenfreundlich und gastfrey, außerordentlich neugierig, aber minder lästig als die Mandingo; ihre Nahrung ist einfach, Reis mit einer Blättertunke oder gerösteten Pistazien, in ihre Tunke legen sie Blätter des Gombo und des Baobab, dessen Frucht süß und nahrhaft, wie die des Nede; ihre Weiber verfertigen Töpfe zum Hausgebrauche: jedes Dorf besteht aus zehn oder vierzehn Hütten, die mit hölzernem Pfahlwerk umgeben sind. Die Einwohner sind insgemein sehr schmutzig und übel gekleidet, sie sind Fulah, ohne die Sprache derselben zu sprechen, C. fand bey denselben keine Spur eines Kultus; ihre Schmiede machen Dolche, Armbänder aus Eisen und Ackerwerkzeuge, diese bestehen aus einer acht bis zehn Zoll langen und fünf Zoll breiten Haue, womit sie die Erde furchen, und so gut wie in Europa bebauen; mit einer kleinen Hacke hauen sie die Bäume ab, und entwurzeln dieselben; sie sind geschickte Bogen-

Digitized by Google

ſchützen, und ergeben ſich von Jugend auf gymnaſtiſchen Uebungen; ſie machen ſich Einſchnitte ins Geſicht und feilen ſich die Zähne; wie alle Götzendiener haben ſie mehrere Weiber, welche, wenn ſie ihren Männern etwas darbringen, ſich immer auf ein Knie niederlaſſen. Die Einwohner von Waßulo ſind eben ſo unreinlich, als die von Kankan reinlich, ſie waſchen nie ihre Kleider, deren ſchwarze oder gelbe Farbe vor Schmutz ganz unſcheinbar; ihre Kopfbedeckung iſt eine achtzehn Zoll hohe Mütze, deren Spitze auf die Schulter fällt. Die Weiber haben keine andere Bekleidung, als ein Stück Tuch, womit ſie ſich die Lenden umwinden, und eine kleine leinwandene Binde um den Kopf; ſie rauchen nicht Tabak, aber ſchnupfen deſto mehr, und legen ſich den Tabak außerhalb und innerhalb des Zahnfleiſches auf. Die Mandingen theilen die Zeit nach Jahren, Monaten, Wochen und Tagen ein, aber die Eintheilung der Stunden kennen ſie nicht, ſondern untertheilen den Tag vierfach; ſie reiſen nie, ohne daß ihre Kleider mit Amuleten oder in Scharlach eingenähten Grigris (Taliſmanen) bedeckt ſind; ſie tragen immer einen kleinen Topf voll Baumbutter um ihren Gürtel, womit ſie alle Abende, nachdem ſie ſich mit warmem Waſſer gewaſchen, den Kopf und einen Theil des Leibes einſchmieren:

Les nègres aiment beaucoup les réunions: dans la belle saison, un peu après la prière du soir, ils se rassemblent avec tout le voisinage pour prendre leur souper en commun, et chacune des femmes apporte sur la tête celui de son mari; les uns ont du tau, les autres des ignames et du riz; la sauce se met ordinairement à part, dans un petit plat qu'ils nomment *birit*. Ces repas sont toujours très-gais. Ils médisent de ceux qu'ils appellent les infidèles; ils rient beaucoup, et s'amusent aux dépens des absens. Les femmes ne sont point admises à ces réunions; elles mangent dans leurs cases avec leurs enfans, mais jamais avec les maris; à l'âge de dix ans, les garçons mangent avec leur père. Le repas fini, chaque femme vient reprendre ses ustensiles de ménage (II. p. 41).

Die Bambara, welche Heiden ſind, nehmen ſo viele Weiber als ſie wollen, die Mandingo aber haben deren nie mehr als vier, die ſie nur nach und nach heiraten, je nachdem ſie in Stand geſetzt ſind, dieſelben zu erhalten. Die Weiber ſind die Sklavinnen des Mannes, welche die niedrigſten Arbeiten verrichten, und von ihren Männern mit Schlägen mißhandelt werden, ſie verſehen dieſelben mit der größten Ausdauer bis zum Augenblicke ihrer Entbindung, nach welcher ſie ſchon am anderen Tage wieder an ihre Arbeit gehen. Die Kinder kommen weiß oder ein wenig gebleicht auf die Welt, werden dann täglich

Digitized by Google

ſchwärzer, und ſind am zehnten Tage ganz ſchwarz. Die mandingiſchen Knaben werden mit funfzehn oder zwanzig Jahren beſchnitten, die Mädchen wenn ſie mannbar geworden; der Tag der Beſchneidung iſt ein Feſt. Die Häuſer der Stadt Time ſind nicht ſo groß und ſo reinlich, als die der Neger von Futa und Kankan, ſie ſind mit einem ſechs Fuß hohen, fünf Zoll dicken Erdwall umgeben, welchen die Weiber mit Ochſenmiſt bekleiden; man hat hier nicht, wie in Futa und zu Kankan, große Krüge, um das Getreide aufzubewahren. Der Ce oder Butterbaum wächſt hier häufig:

Le fruit, venu à maturité, est gros comme un oeuf de pintade, un peu oval et égal des deux bouts, il est recouvert d'une pellicule de couleur vert-pale; en ôtant cette pellicule, on trouve une pulpe de trois lignes d'épaisseur, verdâtre, farineuse, et très-agréable au goût; les nègres l'aiment beaucoup; j'en mangeais aussi avec plaisir. Sous cette pulpe il y a une seconde pellicule très-mince, ressemblant à la peau blanche qui tapisse intérieurement la coquille de l'oeuf; elle couvre l'amande, qui est couleur de café au lait clair: le fruit, ainsi dégagé des deux pellicules et de la pulpe, est couvert d'une coque aussi mince que celle de l'oeuf; l'amande seule est grosse comme un oeuf de pigeon (II. p. 54).

Außer der Frucht des Butterbaumes iſt zu Time eine zweyte ölige und genießbare Frucht, welche Taman-Tulu heißt, und deren Fett auf dieſelbe Weiſe gewonnen wird, wie die Butter des Ce. Am 9. Jänner 1828 verließ Hr. C. Time, und ſetzte ſeine Reiſe gegen Dſcheune (das Paradies) fort. Die Neger eſſen ihre erdäpfelartige Knollenfrucht (ignames) mit einer aus geſtoßenen Mäuſen zugerichteten Tunke. In den Bambara fand C. gute, gaſtfreundliche Leute. Die Weiber ſtecken ein Stück Kürbiß oder dünnes Holz durch die untere Lippe, wodurch ihre ekelhafte Unreinlichkeit noch abſchreckender wird; ſie bedecken ſich den Leib mit Taliſmanen, welche hier Sſafi, ſonſt Grigri heißen. Die Bambara hängen vor ihren Häuſern Köpfe aller geſchlachteten Thiere auf, was eine Art von Luxus. Der Dorfrichter oder Mautheinnehmer iſt in einen ſchwarzen Sack gekleidet, ſo daß Beinkleid, Wamms, Mütze alles aus Einem Stücke; die Mütze viereckig mit weißen Straußenfedern, die Oeffnungen der Naſe, des Mundes und der Augen mit Scharlachſtreifen beſetzt; dieſe von Amtswegen verlarvte und mit einer Geißel verſehene Obrigkeit heißt Naferi. Unter den Bambaren beſteht eine geheime Bruderſchaft, welche Lu heißet, und deren Eingeweihte allnächtlich mit Schellen bekleidet und verlarvt unter großem Geheule die Straßen der Dörfer durchziehen: ähnliche

Digitized by Google

Bruderschaften fand Hr. C. zu Rio-Nunez und bey den Timanen. Hr. C. beschreibt die Stadt Dschenne, die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner, den Handel, die Schulen, die Nahrung, Kleidung und die Religion; ältere Reisende nannten Dschenne das Goldland, doch wird das Gold nicht in dieser Gegend erzeugt, sondern von den Kaufleuten von Bure und den Mandingen von Kong hieher gebracht; vorzüglich wird aber hier mit Sklaven gehandelt, die man nach Tafilet, Mogador, Tunis und Tripolis versendet. Zu Dschenne sind Mandingen, Fulah, Bambaren und Mauren angesiedelt, die Mundart, die von hier bis Tembuktu gesprochen wird, heißt Kißur.

La coiffure du pays la plus élégante est un bonnet rouge recouvert d'un grand morceau de mousseline qu'ils s'arrangent autour de la tête en forme de turban. Les hommes d'une classe inférieure mettent, comme les *saracolets*, des bonnets fabriqués dans le pays. Les femmes portent aussi un *coussabe*; mais elles mettent une *pagne* par-dessous: j'en ai vu plusieurs avec des sandales. Elles tressent leurs cheveux, ont des colliers de verroterie, d'ambre et de corail, des boucles d'oreille en or; elles portent aussi au cou des plaques de ce métal fabriquées dans le pays: j'ai vu quelques femmes avec un anneau au nez; elles ont toutes le nez percé, celles qui ne sont pas assez riches pour y passer un anneau, le remplacent par un morceau de soie rose. Elles portent des bracelets en argent, de forme ronde, à la cheville, elle mettent un cercle large de quatre doigts qui la cache tout-à-fait; ce cercle est très-plat et de fer argenté (II. p. 211).

Am 18. April 1828 gibt C. das Ende des Ramasan's wieder als das Fest Selam an, woraus erhellt, daß bey den Moslimen des inneren Afrika so der große als kleine Bairam Ideo-selam heißen; übrigens kann diese genaue Uebereinstimmung des moslimischen Kalenders mit den von C. angegebenen Tagen des christlichen auch für einen Beweis der äußeren Wahrheit seines Tagebuches gelten. Am 20. April endlich gelangte Hr. C an dem so lange ersehnten Ziele seiner beschwerdevollen Reise, zu Temboktu an; er fand die Stadt weder so groß, noch so bevölkert, als er erwartet hatte, und den Handel weit unter seinem Rufe, indem dort kein solcher Zusammenfluß von Fremden, wie zu Dschennet. Die Stadt ist von den Negern Kißur bewohnt, doch sind auch viele Mauren Handelsgewinnes willen hier angesiedelt; die Regierung ist patriarchalisch. Temboktu ist die Niederlage des Salzes der Minen von Tudeidi; die Salzplatten sind mit Stricken, die aus einem Kraute geflochten werden, zusammengebunden. Die Sklaven von Temboktu sind weniger

Digitized by Google

unglücklich als irgend wo anders, werden aber nichts destoweniger als Waare betrachtet, die nach Marokko und Tripolis verschleppt wird. Die Stadt hat die Gestalt eines Dreyeckes, drey Miglien im Umfange und sieben Moscheen, die Häuser sind groß und niedrig, und nur auf der Flur ohne Stockwerk. Die Stadt liegt auf einer ungeheuren Ebene weißen unbeweglichen Sandes, wo nichts als verkrüppelte Gesträuche wachsen, wie die mimosa ferruginea, welche nur 3 bis 4 Fuß hoch; im Umfange derselben sind einige balanites aegyptiaca, und im Mittelpunkte derselben eine Palme Dum. Temboktu mag 10- bis 12,000 Einwohner enthalten, die alle Handel treiben; das Holz ist selten, die Armen helfen sich mit Kamehlmist; das Wasser wird auf dem Markte verkauft; die Lebensmittel, Hirse, Reis, Baumbutter, Honig, Baumwolle, Stoffe von Sudan, Kerzen, Seife, Zwiebel, trockene Fische, Pistazien u. s. w, werden von Dschennet bezogen. Die Einwohner von Temboktu rauchen nicht, wohl aber die nomadischen Mauren, die in der Umgegend wohnen. Die Sklaven schöpfen das Wasser n. ö. der Stadt aus großen, in Sand angelegten Cisternen, welche vom Regen genährt werden, mittels Kürbißschalen in lederne Schläuche, womit sie Esel beladen; ehe sie ihre Arbeit beginnen, tanzen sie, denn trotz ihres Elends sind sie immer fröhlich. Die Einwohner sind eifrige Moslimen, sie haben vier Weiber, wie die Araber, prügeln dieselben aber nicht, wie die Mandingen. Die Weiber sind nicht verschleyert, wie zu Marokko, und sehen wen sie wollen; die Bewohner sind milde und freundlich gegen Fremde, emsig und betriebsam im Handel; die Männer von gewöhnlichem Wuchse, von aufrechter Haltung und zuversichtlichem Auftritte; sie nähren sich wohl mit Reis und Kuskus, eine Art Polenta, die aus Hirse mit Fleisch oder getrocknetem Fische bereitet wird. Das Frühstück der Wohlhabenden besteht in Roggenbrot, Thee und Kuhbutter, nur die unteren Klassen der Neger essen Baumbutter. Die Neger sind insgemein nicht so gut bewohnt, als die Mauren, die sich weit erhaben über dieselben dünken; die Einwohner sind höchst reinlich, sowohl an ihren Kleidern, als in ihren Häusern; sie kennen den Gebrauch der Löffel und Gabel nicht, und glauben, daß alle Völker wie sie mit den Fingern essen; ihr Küchengeräthe besteht aus einigen Kürbissen und hölzernen Schüsseln, ihr Bett aus vier in einer Ecke des Zimmers aufgerichteten Pfählen, worüber sie eine Ochsenhaut spannen, und Matten darauf legen. Die Reichen haben eine baumwollene Matratze und eine Decke, welche die Mauren der Umgegend aus Kamehl- und Schafwolle verfertigen. Von den Weibern bleibt nur die Günstlingin zu Hause, und überwacht dasselbe, während die anderen auf den Markt gehen und die Küche besorgen; sie tragen wie die Männer ein

Digitized by Google

Kußabe, nur nicht mit weiten Aermeln, und Schuhe von rothem Marokin; ihre Haare sind sehr künstlich geflochten, die vorzüglichste daumdicke Flechte, die von hinten nach vorne zugeht, endet mit einem durchlöcherten Karniol, sie ruht auf einem kleinen Kißchen, und bildet also eine Art von Toupé, welcher mit falschem Bernstein, falschen Korallen und durchlöcherten Karniolen reichlich ausgestattet ist; sie schmieren sich mit Butter den Kopf und den Leib ein, aber minder reichlich, als Bambara und Mandingen; die Reichen tragen eine Menge Glaskorallen an dem Halse und an den Ohren, und wie zu Dschennet einen Ring in den Nasenlöchern, anstatt dessen die Armen ein Stück rother Seide durchziehen; silberne Armbänder und Knöchelringe, diese nicht rund wie jene, sondern platt, vier Zoll breit, mit schön gearbeitetem Dessein. Der Handel von Temboktu wird sehr durch die Nachbarschaft der Tewarik gefährdet, welche von den Mauren fast eben so sehr als die Christen gehaßt werden. Die Tewarik werden von den Negern Surgu (Verbannte?) genannt; sie machen die Umgegend durch ihre Plünderungen unsicher. Bey den Tewarik gilt ein Weib nur dann für schön, wenn sie im Gehen zweyer Personen bedarf, um sie zu stützen. Die Tewarik fürchten Feuergewehre, und machen keinen Gebrauch davon, während die Neger von Tembuktu und die Mauren Doppelflinten tragen. Es ist zu erstaunen, daß eine so große Anzahl von Völkerschaften, wie die Dirimans, Ginbala, Kißer und die Mauren der Stämme Sewat und Ssallah sich die Herrschaft der Tewarik gefallen lassen mögen, der sich nur die kriegerischen Fulah entziehen.

Wir nehmen hier von Hrn. C. Abschied, dessen Rückreise durch die Wüste nach Tafilet und der Küste der Barbarey ohnedieß ins Gebiet des nördlichen Afrika gehört, das hier außer unserem Gesichtskreise liegt. Die beyden Werke Nr. 1 u. 10 sind umständliche Berichte früherer afrikanischer Entdeckungsreisen, das letzte eigentlich nur eine Buchhändlerspekulation, zu welcher die Professoren Jameson, Wilson und Hugh Murray ihre Namen hergegeben haben, indem dasselbe nur ein Auszug des älteren Werkes Leyden's *). Der neueste Bericht über die Entdeckungen der Brüder Lander findet sich im XVI. Bande des Bulletin de la société de Géographie. p. 148. Der Ausführung der genialen Ideen des Major Head (Ausland 1831, Nr. 338), daß Afrika's Wüsteneyen einst durch den Ueberfluß seiner Seen und Flüsse befruchtet werden könnten, dürfte wohl die größere Höhe des südlichen Tafellandes, welches noch terra incognita, entgegenstehen. J. v. Hammer.

*) Historical account of discoveries and travels in Africa, by the late J. Leyden, M. D. Edinburgh 1827.

Digitized by Google

Art. II. Forschungen aus den Geschichten Oesterreichs und Bayerns.
(Schluß.)

Die Erörterung der vierten Anmerkung blieb (weil sie die wichtigste und umständlichste) für den Schluß, obgleich sie das Verhältniß der Lande ob und unter der Enns seit dem Untergange des römischen Westreiches bis gegen das dreyfache Zwischenreich in Deutschland, Oesterreich und Italien eben so erörtert, wie die zweyte und dritte Note des südlichen (nun tyrolischen) Hochgebirges und der südöstlichen carentanischen Lande.

Der Ostlande zweymalige Eroberung, die carlowingische 116 Jahre dauernd (von 791 bis 907, zum letzten Tage Luitpolds), und die zweyte nach der großen Lechfeldsschlacht 955, durch Leopold den Erlauchten 984 bis über Melk ausgedehnt, während am linken Donauufer die deutschen Eroberungen unstreitig früher über den Kamp, ja bis gegen die March gingen. — In Heinrichs III. Feldzügen wird 1043 der Strich bis an die Leitha erobert, und die heutige Gränze hergestellt.

Die Hauptquelle der carolingischen Epoche, der anonyme Salzburger Cleriker über die Bekehrung der Carentaner. Das Land heißt Hunnien, Avarien, als Markgrafschaft ist es keineswegs regelmäßig in Gauen getheilt, wie das bayerische Mutterland und das ihm angehörige Land ob der Enns. Unter der Enns läßt sich unter Ludwig dem Frommen und Arnulf der Grunzwitengau nachweisen, aber kein anderer. — Die oberennsischen Gauen, der Antessengau, Attergau, Mattichgau und Traungau. Im letzteren liegen Lorch und S. Florian, Enns und Steyer. — Die Marevini termini von der March längs der einst viel bedeutenderen Moräste der Tajas und Zajas, bis an den Manhardsberg und an den ungeheuern Böhmerwald oder Nordwald. — Die verschiedenen Theile desselben und die verschiedenen Versuche, ihn zu lichten, große Schläge und Neugereute, ja bedeutende Verbindungsstraßen durch denselben herzustellen. — Die Riedmarch schon unter K. Ludwig erwähnt. — Merkwürdig über die Verhältnisse des linken Donauufers Bischof Altmanns Stiftsbrief von S. Nicola bey Paßau 1076 — und Leopolds des Heiligen Schenkung auf S. Florians Altar 1115.

Eine eigene ostländisch-böhmische Markgrafschaft auf dem linken Donauufer, deren Hauptsitz bald in Krems, bald in Retz, bald in Drosendorf gesucht wurde, hat es nie gegeben (Hormayrs Abh. in diesen Jahrb. XXXI). — Der Streit über die Stellen der Chroniken, namentlich Otto's von Freysing, Otto's von S. Blasien, Konrads von Witzenberg, Abtes zu Melk, des Krems-

Digitized by Google

münsterer Mönchs Bernard und eines ungenannten Jahrbuches aus den Tagen Rudolphs von Habsburg, über die Losreißung der Gauen ob der Enns von Bayern und deren Zuweisung zum neuen Herzogthume Oesterreich, das sich durch einige Zeit bis gegen Plattling und Osterhofen erstreckt, und außer dem Lande ob der Enns noch einige Grafschaften in sich begriffen haben soll. — Wichtigkeit genauer Erforschung des Hauses Bogen in allen seinen Zweigen, und namentlich jenes von Windberg. — Florianer Urkunden darüber. — Lage des Grunzwitengaues unter der Enns bis an die Traisen, Krems gegenüber. — Beweisstellen über die Ostmark und ihre Markgrafen seit 973, — der erste Babenberger Leopold der Erlauchte 977 als Graf im Traungau und Markgraf der Ostmark. — Große Ansiedlungen von Slaven und Bayern, letztere vorzüglich aus dem Nordgau und dem Donaulande. — Umständliche Darstellung der Sachsen-Deportation durch Carl den Großen. Die bambergischen und würzburg-lambachischen Ansiedlungen aus Franken. — Die Christianisirung der Ungern durch Bischof Piligrin von Paßau und Wolfgang von Regensburg. — Pechlarn der Mittelpunkt regensburgischen Besitzes in Oesterreich, — Piligrin's Versammlung bey S. Laurenz in Lorch, bey S. Agapit in Mautern, endlich zu Mistelbach zur Reglung der den Alt- und Neubekehrten so verhaßten Zehenten von der Enns bis an das comageniſche Gebirge. — Streit zwischen dem Markgrafen Leopold und den Bischöfen, Aebten und Grafen: quid episcoporum aut abbatiarum familiae deberent marchioni, insonderheit welche Rechte gehörten ad S. Stephanum protomartyrem sedemque pataviensem? Der nächste Schiedsrichter war der kürzlich wieder eingesetzte Herzog Heinrich II. von Bayern. — Paßau erhielt die völligste Immunität, Ebersberg, Mautern, Traismauer, S. Pölten (wie es schon dem Bischof Adalbert unter dem Markgrafen Burkhard verliehen worden??), Lilienhofen bey Tuln, der Hausenfang in der Drau, Zeiselmauer, Königstetten ꝛc. wurden als paßauisches Eigen anerkannt. — Otto III. vermehrt diese Vorzüge auf Piligrins Klage, seine neuen Ansiedlungen in *marca* hactenus *Luitbaldi comitis, in orientali plaga, barbarorum limiti adjacenti* würden noch immer von den Ungern mit Raub und Brand heimgesucht. — Sehr viele neue Lichtblicke über die geographisch-publizistische Stellung der Ostmark und einzelner Gegenden, — 996 zum ersten Male der Name Oesterreich, orientale regnum, plaga, regio, — Austria erst von der Erhebung zum Herzogthume an vorherrschend. — Die wichtigen Züge Heinrichs III. wider Ungern.

Das alte, am wenigsten vermischte, urdeutsche, gefürchtete

Digitized by Google

Hauptvolk der Bayern zu unterwerfen, und deßhalb eher zu lahmen und zu zerstückeln, als zu mehren und zu stärken, waren schon alle Kräftigen aus den Merowingen und noch mehr dieser Schwächlinge starke Majordome eifrig bedacht. Darum wurde nach Thassilo's Fall Bayern keinem Herzoge mehr vertraut, sondern unmittelbar in Königshand in Grafschaften zerstückelt. — Die 791 — 798 über die Hunnivaren ersiegten Ostlande zerfielen gleichfalls in dem König unmittelbar unterthänige Grafschaften. Das alte große Nationalherzogthum, mit dem sie hätten vereinigt werden können, existirt seit 788, seit dem Falle der Agilolfinger, nicht mehr. In den Urkunden der Carolinger und in fränkischen Zeitbüchern wird das Ostland sorgfältig von Bayern unterschieden, ja ihm entgegengesetzt. Wie die Carolinger zeigten auch die Sachsenkaiser und die Salier den unverhohlenen Hang, die Herzogthümer gleichsam zur Abfindung jüngerer Söhne, der Schwäger, zur Vermehrung der Hausmacht, ja ein paar Mal sogar zur Versorgung unehelicher Nachkommen zu verwenden. Aber den ursprünglichen Naturverhältnissen nach schlug das geographische und ethnographische Uebergewicht Bayerns bald wieder vor. Unläugbar legten mehrere bayerische Geschichtsforscher allzuhohen Werth auf das rex und regnum in einer Zeit, wo nicht einmal ein dux Bajoariorum vor Carls des Großen auflösender und zerstückelnder Staatsklugheit zu bestehen vermochte? zu viel Werth, wo regnum und regio ziemlich gleichbedeutend gebraucht wurden, wo selbst manche der unter den spätern Carlowingen mit Bayern vereinigten oder doch derselben Herrschaft gehorchenden Vorlande Bajoariens, als orientale regnum, regio orientis, regnum Carentanum, Carinthiche auftreten, und der Königstitel persönliches Vorrecht aller mündigen, selbstständigen Prinzen ist. — Den Streit über Bayerns damalige Stellung hat kein Theil wahrhaft geschichtlich, beyde habe ihn in publizistischer und politischer Beziehung polemisch geführt. Beyde haben ein gar viel späteres Staatsrecht mit philiströser Beschränktheit, die einen als hochfahrende Cäsarianer, die andern als aufstrebende Fürstenarier in eine so alte Zeit hinaufgepumpt. In beyden Behauptungen liegt etwas Wahres, aber die geschichtliche oder die patriotische Richtung, die Frage vom Recht und die Frage von der Thatsache, schwimmen neben einander, wie Wasser und Oel, ohne sich zu vermischen. Erst seit zwey Jahrzehenden beginnen Quellenstudium und Kritik würdig und bleibend durchzugreifen. — Es ist nicht zu verkennen, daß in jener Zeit Bayern wegen seiner geographischen Lage, wegen seiner verhältnißmäßig größten strategischen Wichtigkeit, neben Alemannen, Rheinfranken, Sachsen

Digitized by Google

und Thüringen vor allen hervortrat, und wenn einmal sogar Mainz civitas Bajoariorum genannt wird, so ist dieß eben so richtig, als wenn das steyerische Gratz, das krainerische Laybach und das tyrolische Brixen österreichische Städte genannt werden. — Bayern war damals eben das germanische Hauptland, Regensburg die Residenz, und mit Oetting, Ranshofen, Moosburg, Osterhofen, Mattigkofen, Hohenburg bey Burghausen, Holzkirchen ꝛc. der Königshöfe und Pfalzen gar viele. — Fast ohne alle Ausnahme standen bayerische Grafen der Ostmark vor, so wie die dort mit Ländereyen für ihre Waffendienste bezahlten Kriegsleute in der überwiegendsten Mehrzahl Bayern waren. — Bayerns Uebergewicht über die südöstlichen und östlichen Vorlande besteht nicht in der frühesten carlowingischen Epoche, wohl aber seit dem Vertrage von Verdún und dem Siege in der Lechfeldsschlacht. Denn trotz der Ludolfischen und Heinrichischen Unruhen stand schon wieder ein kraftvolles, durch Carentanien, sammt dessen neuer Veroneser oder Aquilejer Mark, weitgedehntes Großherzogthum Bayern da. Der Ottonen Kraft mußte jetzt an der Eyder, Oder und Niederelbe walten, jetzt die verlegten Klausen und Pässe der Alpen öffnen, jetzt am Ticin und der Tiber und in Groß-Griechenland dem Parteygeiste und den Arabern widerstehen. Somit blieb alle Kraft zur Wiedereroberung der Ostlande unter den Sachsenkaisern lediglich auf Bayern beschränkt, und auch lediglich Bayern überlassen. — St. Colomanns Marter bey Stockerau auf dem linken Donauufer unter dem Manhardsberge geschieht in confinio Bauvariorum atque Marahensium, der Chron. Saxo bey Leibnitz und der Annalista Saxo nennen Leopold den Erlauchten und Leopold den Schönen: Marchio bavarici limitis, marchio orientalis Bajoariae (was freylich geographisch jedenfalls richtig ist). — Lambert von Aschaffenburg den wider die Sachsen gefallenen Ernst, Vater des letzten Leopold: marchio Bajoariorum. — Albert von Stade nennt die, vom magyarischen Gegenkönig Aba verheerten Gegenden: fines Bavariae. Die Traisen und der Kamp sind auch (für einen Sachsen) nahe genug bey der Enns und am Böhmer-Walde oder Nordwalde. Dieß Uebergewicht endigte in den ungrischen Feldzügen Heinrichs III. — Wie in diesen die Ostmark und Carentaniens Gränzen durch die Helden Adalbert und Gottfried erweitert und befestigt sind, zeigen die mühevollsten Forschungen gar keinen staatsrechtlichen Einfluß der Bayerherzoge mehr auf die Mark unter der Enns und auf Kärnthen. Auch hier wie bey Tyrol eine, an gar viele höhere Beziehungen anknüpfende Uebersicht der Abteyen ob und unter der Enns. Viele, wie Kremsmünster, Traunkirchen, S. Pölten, Gottweih, Klo-

Digitized by Google

sterneuburg, Zwettel, gehören durch den Anlaß ihrer Stiftung zugleich der vaterländischen Romantik und Balladenpoesie an, andere, wie Melk, S. Andrä, Heimburg, folgen gleichen Schrittes der Eroberung über die Ungern.

Noch weit dichteres Dunkel ruht auf jenen drey Jahrhunderten Bajuvariens von Theoderich dem Ostgothen, Odoakers Ueberwinder, bis zur Eroberung des Ostlandes über die Hunnivaren durch den großen Karl (493—791).— Daß Theoderichs Herrschaft sich bis an die obere Donau erstreckt, wird hier insonderheit gegen Mannert vertheidiget, dessen negative Inductionen wohl geeignet wären, in so dunkler Zeit alles zu verwerfen, nicht aber etwas zu behaupten, z. B. daß der so viel spätere und nach den Begriffen seiner Zeit sprechende Paul Diacon die beyden Rhätien mit den Alpen beschließt, und nicht auf das Blachland bis zur Donau ausdehnt: duae provinciae Rhaetia prima et secunda inter Alpes consistunt, in quibus proprii Rhaeti habitare noscuntur II. 14.— Daß der Urstamm der Rhätier im Hochgebirge saß, begehrt niemand zu läugnen, es gehört aber nicht hieher.— Der Name der Bojoarier erscheint bey Jornandes und Venantius Fortunatus zum allerersten Male gerade in dem Augenblicke des völligen Unterganges des Ostgothenreiches, und mitunter wohl als eine Folge desselben, nicht als Volksname, sondern als Bundesname, wie Mannert sehr scharfsinnig auf die Bahn gebracht hat.— Gerade deßhalb aber ist es ein vitioser Zirkel und eine seltsame Forderung, daß die Bajuarier, die damals als solche noch gar nicht existirten, und selbst bey den spätern fränkischen Chronisten noch gar oft unter den: reliquis populis und ceteris gentibus quae ultra Rhenum sunt, stecken, in den Ediften Theoderichs und in seiner Vorschrift für den Herzog beyder Rhätien genannt seyn mußten! — Weil in eben dieser Instruktion steht: die beyden Rhätien seyen Italiens Bollwerk und der Schlüssel der rückwärtigen Provinzen, darum könnten diese beyden Rhätien sich nicht nördlich über das Blachfeld Bayerns ausdehnen, sondern mußten hart am Fuße der Alpen abgeschnitten seyn?? Als wenn dieses in den strategischen Erfordernissen und Begriffen irgend einer Zeit läge, als ob feste Plätze immer auf der äußersten Gränze und die Anhäufung bedeutender Streitkräfte in unwirthbaren Bergschluchten geschehen müßte? Als ob das: »Romanus ubi vincit, ibi habitat«— das Theoderich durchgehends nachahmte, und ihre drey- und vierfache Vertheidigungslinie nicht von entgegengesetzten Grundsätzen ausgegangen wäre? — Bey Cassiodor Variar. IV. 2 sey auch ein Brief Theoderichs an den König eines der verschiedenen Stämme der Heruler, den er seinen

Digitized by Google

adoptirten Sohn und einen König nennt, also nicht einen Unterthan, der seinen Sitz (hatten denn die Heruler damals stäte Sitze?) nirgend anders, als in Bayern gehabt haben, und den man als einen von Theoderich nicht nach dem Bundes-, sondern nach seinem Stammes-Namen bezeichneten König der Bojoarier annehmen könne?? (in Theoderichs Tagen existirte, wie gesagt, der Name der Bojoarier noch nicht). Was den Königstitel anbetrifft, den diese Barbarenhäupter führten, wird man unwillkürlich erinnert an die turba regum ac si satellites nutibus regis omnium regum Attilae attendentes et absque aliqua murmuratione, quisquis cum timore quod jussus fuerat exsequentes — und an die Heiligenlegenden bey Ducheſne I. 652, III. 586. Clotarius — nullum ex vicinis regibus passus est, suae ditioni arma inferre — sed omnes Galliae et Germaniae reges ac populos suis habenis coërcere studuit — porro inclytum filium suum Dagobertum Austrasianis praefecit eique etiam *Germaniae ditiones* voluit esse subjectas. Ungeheure Ausbreitung der Heruler. Um 476 Heruli insperate irruentes oppidum Juvavo vastantes plurimos duxere captivos, Maximum vero presbyterum patibulo suspenderunt (St. Severins Legende XXIV). — 527 empfing ein Heruler-König sammt seinem Volke in Byzanz die Taufe. Heruler dienen Justinian gegen Ostgothen, Vandalen und Perser. Zu derselben Zeit wohnen noch andere Heruler im hohen Norden (Procop. XI. 15). — 541 empörten sich die Heruler, denen Justinian nach Procop einen eigenen, ihm ganz ergebenen König eingesetzt hatte, und halfen den Gepiden Sirmium gewinnen, das sie bis 549 behaupteten. Nicht unmerkwürdig ist auch das schon unter Ludwig dem Frommen bey dem berühmten Pechlarn vorkommende castrum antiquissimum Herlungoburc (das alte herulische Vaterunser in Mecklenburg?? dessen Lelewel in den Erläuterungen über Matthäus Cholewa gedenkt, das aber Adelungs Mithridat nicht kennt). In der Rückströmung einiger Stämme der Heruler nach dem Norden wurde ein Theil von seiner Zuflucht in Nordsachsen nach Baltien, Preußen und vorzüglich Litthauen flüchtig, worüber von Martinus Gallus bis auf Lelewel viel geschrieben worden ist: — ein anderer Herulerzweig ist noch spät mitten unter Slaven (Helmold I. 2. §. 5), ein anderer Stamm ohne starke Vermischung und mit Beybehaltung seiner Sprache zwischen den Czechen und den Samogitiern oder Kuren. — Haonulf, Odoakers Bruder, wurde geschlagen und bis über die Gränze, über die Donau verfolgt. Die Heruler sind wohl gemeinschaftlich mit den Bräonen vom Brenner bis gegen den Gotthard hin gesessen, die Heruler, die nämlich dem großen

Digitized by Google

Blutbad bey Odoakers Tod entgangen waren. — Mit Theoderichs Tode, mit der Ermordung Amalasuntha's änderte sich freylich alles: Tunc Gothi Francis adulantes et quicquid illis gratum exhiberi possit cogitantes, non solum *a pluribus alienigenis regionibus et locis discedebant sed etiam ab Alemannis prorsus abstinebant.* Contrahendas enim undique suas censebant copias et ob id, qui subjectorum oneri magis quam usui erant, habendos derelictui utpote quum ipsis jam non de longinquis imperiis et gloria, sed de Italia ipsa, deque vitando ultimo exitio certamen esset. — — Hunc in modum a Gothis desertam Gentem Alemannorum sibi subdidit Theodebertus I. eoque mortuo (J. 547) ad filium ejus cum caeteris populis hi quoque pervenerunt, — 528 — 531 fiel Thüringen unter die Botmäßigkeit der Franken. — Es erstreckte sich, wie die alten Hermundurensitze, bis gegen die Donau herunter, denn der blutige Kampf wurde nach Venantius auch an der Naab gekämpft: quam Nabis ecce probat; Thuringia victa fatetur. Nordthüringen fiel wohl größtentheils in die Gewalt der Sachsen. — 534 starb der austrasische Theoderich, Chlodowichs Erstgeborner. Zwar nennt ihn der Prolog der legum Bajoariorum als den Urheber der geschriebenen Gesetze der Bajoarier, der Franken, Alemannen et unius cujusque gentis, quae in sua potestate erat. — Wenn auch die Vollendung des bayerischen Gesetzbuches erst dem Könige Dagobert und seinen großen Helfern Arnulf und Pipin angehört, wenn die einzelnen Satzungen von sehr ungleichem Alter und mehrere unläugbar viel spätere Zusätze sind, vorzüglich die geistlichen Verfügungen, jene über die Klöster, über die Zehenten, über die Sonntagsfeyer, über Priesterehe und Priestersitte, andere über die Herzogsmacht in die Tage ihrer Herabwürdigung durch die Pipine, ja vielleicht ihrer Abschaffung durch Karl den Großen gehören, wenn selbst der erst ein Vierteljahrhundert nach diesem Convente zu Chalons vorkommende Name der Bajoarier auf spätere Abfassung hinweiset, und der Prolog selbst stufenweise Vollendung dieser Gesetze ausspricht, scheint gleichwohl die Einberufung von Abgeordneten der jetzt unter fränkischer, wie vorher unter ostgothischer Hoheit stehenden Völkerstämme kaum zweifelhaft: »Theodoricus Rex dum esset Catalaunis, elegit viros sapientes — et quicquid Theodoricus Rex propter vetustissimam paganorum consuetudinem emendare non potuit, posthac Childebertus rex inchoavit corrigere, sed Chlotarius rex perfecit, haec omnia Dagobertus rex gloriosissimus per viros illustres Chlaudio Chodaindo magno (Chodaindo Alimauno) et Agilulfo renovavit.

Digitized by Google

Je bestimmter Justinians Entwürfe zur Wiedereroberung Italiens (und nach Umständen wohl des gesammten Westreiches) hervortraten, um so entschiedener waren auch der Byzantiner Angriffe auf Dalmatien und Liburnien von der Landseite her; das wiewohl kurze Verständniß mit einem dortigen Herulerstamme, die Befehdung der Gepiden und die Befreundung mit den Longobarden. Seit Odoakers Sieg über die Rügen waren in ihr Land am linken Donauufer, Norikum und Oberpannonien gegenüber, die Longobarden eingedrungen. Tunc (488) Longobardi venerunt in Rugiland atque ibi quia solo erat fertilis aliquantis commorati sunt annis, also doch nur einige Jahre? — Hier ist nun eine zweyfache folgenreiche Verschiedenheit zwischen den älteren bayerischen Geschichtschreibern und einigen neueren Kritikern, insonderheit zwischen Schlliner, Hormayr und Muchar. — Der Umzug der Longobarden aus Rugiland in Pannonien wurde bisher insgemein nach Paul Diakon auf 526 angenommen. Muchar setzt selben zwischen 543 und 548. Es ist auch zwischen den Stellen des Paulus einiger scheinbarer Widerspruch, der sich aber löset, wenn man annimmt, was man in allen derley Völkerzügen annehmen muß, daß langwierige Streifereyen und vorübergehende Besitzhaltung der nächsten Ufergegend, der förmlichen Niederlassung, in verschiedenen Zeiträumen successiv vorangingen. — Egressi Longobardi de Rugiland habitaverunt in campis patentibus (wo denn? — doch offenbar auf dem rechten Ufer der Donau gegen den Neusiedlersee) quo in loco, dum per trium annorum spatia morarentur, bellum exortum est inter Tatonem (dem siebenten Longobarden-König) atque Rudolfum Herulorum regem. Die Heruler wurden vernichtet. Hinc Longobardi ditiores effecti, aucto exercitu *de diversis gentibus, quos superaverant* ultra ceperunt bella expetere et virtutis gloriam undequoque protelare. Dagegen heißt es wieder beym Paulus vom neunten König Audoin: qui non multo post tempore Longobardos in Pannoniam adduxit (Paul. Diac. Fredegar., Aimoin.). Daß der Longobarden König Waccho seine Tochter Visegarda dem Theodebert (regi Francorum) zur Ehe gegeben, daß nach Waccho erst Walther, nach ihm erst Audoin, hiemit die Uebersiedlung auf jeden Fall über 540 herabkomme, scheint etwas Künsteley; als ob Paulus das regi so genau ergrübelt hätte, was Theodebert freylich erst 534 wurde. Allein der Text bleibt eben so wahr, wenn man darunter versteht eben den Theodebert, der bald darauf König der Franken wurde? Paul Diakon läßt die Longobarden bis zu ihrem Auszuge nach Italien 568 ausdrücklich 42 Jahre in Pannonien weilen, wornach ihre Einwanderung auf

Digitized by Google

526 fiele. Nach Procop räumte Justinian den Longobarden Pannonien und eine Stadt in Norikum ein. Außer allem Zweifel nahmen die Longobarden erst im oberen Pannonien, darunter auch im heutigen Unterösterreich festen Sitz, und zogen sich immer weiter gegen Sirmium an die untere Donau, wo zuletzt die blutigen Würfel zwischen ihrem Alboin und dem Gepiden Chunimund fielen. Nach dieser Fehde glücklicher Beendigung zog Alboin, von Narses gerufen, 568 nach Italien, Noriker wie Pannonier in seiner Heeresfolge (Paul Diac. II. 7. Tunc Alboin, sedes proprias, hoc est Pannoniam contribuit amicis suis Avaris, eo scilicet ordine, ut si quo tempore Longobardis necesse esset reverti, rursus arva sua repeterent. Die österreichischen Geschichtschreiber und letztlich auch Hormayr meinten, seit Alboin diesen Auszug nach Italien gehalten, und seine Sitze den Avaren überlassen, sey das Land zwischen der Enns, dem Neusiedler- und Plattensee, bis auf Karl den Großen in zweyhundertjähriger Nacht in der Gewalt der Hunnivaren und der von ihnen unterjochten Slaven gewesen? Scholliner hingegen, Heyrenbach und Muchar behaupten, auch das Land unter der Enns sey mit einem beträchtlichen Theile des oberen Pannonien, das am fomageniſchen Gebirge begann, seit Theodebert bleibende austrasische Eroberung gewesen, und erst in der letzten Hälfte des siebenten oder gar erst gegen das dritte Jahrzehend des achten Jahrhunderts von den Hunnivaren überwältiget worden. Die über diese blühenden Gauen in jenen Schreckenstagen hinhängende Dunkelheit ist so dicht, daß von Alboins Auszug 568 bis auf Karl Martell, ja bis auf Karl den Großen, keine Quelle, keine urkundliche Erwähnung des Landstriches zwischen Enns und Raab vorhanden ist, und mehr oder weniger alles auf künstlichen Zusammenstellungen und Folgerungen beruht.

Die alten geographischen Beziehungen schwinden mehr und mehr, die beyden Rhätien ziehen sich immer mehr ins Hochgebirg zurück. An ihrer Stelle dehnt sich das Ufernorikum vom Inn bis an den Lech aus. Aus der Longobardenzeit kennt Paul Warnefried das Bayerland mit seinen damaligen Gränzen, Noricorum provincia, quam Bajoariorum populus inhabitat, habet in meridie Italiam, ab aquilonis vero parte Danubii fluenta, ab occidente Suaviam, ab oriente Pannoniam. Aber wo jetzt Pannonien begann? das ist die ungelöste Frage. Auch des ersten und zweyten Rhätiens gedenkt er noch einmal, als zwischen Mailand und Suavien (dem Vaterlande der Alemannen) gelegen, das tyrolische und schweizerische Bergland.

Digitized by Google

Agathias ſpricht klar für die Unabhängigkeit der von der Enns und dem comageniſchen Gebirge bis tief nach Pannonien herunter ſeßhaften Longobarden, die Theodebert durch Geſandte einladet, die ihnen gemeinſame Schmach an Juſtinian zu rächen. Der insgemein in Theodeberts Todesjahr 547 geſetzte Brief desſelben an Juſtinian kann in ſeiner Fanfaronade noch keinen Beweis einer freywilligen Unterwerfung der Longobarden, aber wohl eher dafür gelten, daß er ſelbſt über jene Völkerſchaften nicht aufs genaueſte unterrichtet war. — Id quod dignamini esse soliciti, in quibus provinciis habitemus, aut *quae gentes nostrae sint*, Deo adjuvante, *ditioni subjectae*, feliciter subactis Thuringis et eorum provinciis acquisitis, extinctis eorum tunc regibus, Nonsavorum (Nordgavorum, Noricorum?) gentis nobis placata majestas colla subdidit, Deoque propitio Wisigothis, qui incolebant Franciae septentrionalem plagam, *Pannoniam* cum Saxonibus Euciis, qui se nobis *voluntate propria tradiderunt*, per Danubium et limitem Pannoniae, usque in oceani litoribus, nostra dominatio porrigitur. Nach dieſem Briefe könnte man die auſtraſiſche Herrſchaft bis an die Donaumündungen und bis ans ſchwarze Meer erſtrecken. Unzweifelhaft erreichte ſie die adriatiſchen Küſten, und bewältigte eine kurze Weile die Ströme und Päſſe des Mittelnorikums. Als Narſes mit einem byzantiniſchen Heere aus Dalmatien proxime agrum venisset Venetum, verweigerten ihm Francorum duces, qui loca illa tenebant praesidiis den Durchzug, »die ihr König Audoin, Kraft ſeines Bundesvertrages,« Juſtinian zugeſchickt. — Muchar's Vermiſchung der Geten und Gothen und der alten Bojerwüſte hängt in der Luft. Wie ſollte folgende fabelreiche Stelle Jornandes XI. de reb. geticis beweiſen, die Franken hätten 530—547 noch Norikum und Oberpannonien erobert: dehinc regnante in Gothis Sitalco Boroista Diceneus suscipiens Boroista dedit ei pene regiam potestatem, cujus consilio Gothi Germanorum terras (quas nunc Franci tenent) depopulati sunt. Der große Cäſar Gothos!! crebro tentans nequivit subigere. — Pannoniens Weſtgränze endigte, wo Norikum anfing, an der comageniſchen Bergkette; daher dürfte das Eroberungsloos desjenigen kein allzuüppiges geweſen ſeyn, welchem (in Theodeberts Eroberungszügen) die Strecke: »über Norikum hinaus, bis hart an Pannoniens Weſtgränze,« zugefallen wäre? Auf Mittelnorikum, auf den adriatiſchen Meerbuſen mußte ſich wohl der Hauptzweck richten, den Byzantinern keinen Landkrieg zu geſtatten, ſondern ſie aller Ungewißheit wiederholter Landungen bloßzuſtellen? Daß Theodebert die Longobarden, dieſe ge-

Digitized by Google

fürchteten ärgsten Feinde der Franken unterworfen, daß er ihnen die seit ihrem Ueberzug aus Rugiland eingenommenen und von Justinian förmlich eingeräumten norischen und oberpannonischen Gränzplätze wieder aberobert habe, darüber zeigt sich gar keine quellengemäße Nachweisung. Wo übrigens etwas später Spuren einer Gränze aufdämmern, wie in St. Emmerans Legende, da wird der Ennsfluß als solche bezeichnet. — Uebrigens ist an dem ganzen Streite nicht viel gewonnen noch verloren, denn was ist in den ungeheuren Wanderungen jener Zeit eine verhältnißmäßig so geringe Strecke, wie jene von der Enns bis ans comagenische oder Kahlengebirge, zumal da kriegerisch wilde Nachbarvölker, wie in anderen Welttheilen, noch heutzutage zu ihrer Sicherheit beträchtliche Gränzstrecken selber wüste legten!? —

Gerade in der Hälfte des sechsten Jahrhunderts nennt Jornandes zum ersten Male und bald nach ihm der fromme Reisende Venantius Fortunatus ein bis dahin noch ungekanntes Volk, die Bojoarier. Von Rugiern, Schyren, Herulern und Turcilingen ist von nun an, zwischen der Donau und zwischen den Alpen, zwischen dem comagenischen Gebirge und dem Lech, nie mehr die Rede. — Bajoarier finden wir im alten Lande der Bojen. Die Endsylbe »äre, ari, arier« findet sich häufig bey Völkern, die zum zweyten Male auf den Schauplatz ihrer Thätigkeit treten. Wir sehen Catten, Angern, Amsen wiederum als Cattuarier, Angrivarier, Amivarier (Bructuarii, Catuarii, Vidioarii, qui ex diversis nationibus ac si unum *asylum* collecti sunt et gentem fecisse noscuntur. Jornandes). So dieses ari und vari im Angelsächsischen und Isländischen, als: Heim, Heimat, Heofonvare, Contvare, Fortvari, Sodomvare ꝛc. Wie die uralten Namen im deutschen Andenken gewurzelt und gewuchert, zeigt am besten der noch blühende Name des Landes, das den Bojen eine Zuflucht geboten, Bojohemum, Bojenheim. — Dem gelehrten Mannert gebührt die Ausbildung des Gedankens, die Ueberreste der obgenannten, im südlichen Bajerlande hausenden Völkerstämme habe sich (vielleicht mit zurückgebliebenen Nachkommen der alten Bojen, der Buren, der neu angesiedelten Alemannen vereinigt?) den Namen Bajoarier, Bajuvarier gegeben, keinen Volks-, sondern einen Bundes-Namen? Wir folgen hierin seiner Ideenreihe, als der geschlossensten. — Die Italiener nannten sie Norici, denn in dem jetzo nach Verengerung des rhätischen Namens erweiterten Norikum erhob sich der Bund. Merkwürdig ist, daß die ältesten Denkmale, die diesen Namen bringen, die Anfangssylbe verändern, und keine Bojas, Bojaorios, Bojuuarios nennen, son-

Digitized by Google

dern *Bajoarios, Bajuvarios, Bavocarios.* — Die freylich erſt dem großen Zwiſchenreiche gleichzeitige Salzburger Chronik drückt die Heimkehr eines Theils der, anderen deutſchen Urſtämmen beygeſellten oder von ihnen mit fortgeriſſenen Bojen alſo aus: Hoc tempore gens Noricorum (508) prius expulsa revertitur ad patrias sedes duce Theodone, Latinis ejectis!!

Die Identität der ſeit den älteſten Tagen auf beyden Donauufern wohnenden Bojen mit den Bajuvariern des ſechsten Jahrhunderts war lange genug ein Glaubensſatz geweſen, deſſen Anfechtung als frevelhafte Neuerung galt, ja der dahin ausgedehnt wurde, die alten galliſchen Bojen ſeyen nie aus dieſem ihren Lande gewichen. — Vier Jahrhunderte hätten ſie unter dem Römerjoche verlebt. — Als der furchtbare Sturm der Völkerwanderung dieſes gebrochen, ſeyen die Bojen mit dem veränderten Namen Bojoarier, ihrer Zwingherren ledig, ſelbſtſtändig wieder hervorgetreten.

Aber die Römer fanden hier und nennen hier keine Bojen, die ſie doch am Po als die gefährlichſten aller Gallier, die ſie ſelbſt in Aſien gekannt hatten. Das trophaeum alpium, Plinius, Ptolomäus zählen alle beſiegten, darunter auch gar wenig bedeutende Stämme auf, der letzte überliefert ſogar das Andenken der aus Italien nach der großen Niederlage in die nördlichen Tauern zu den Tauriskern und an die pannoniſche Donau geflüchteten Bojen, aber von Bojen in Rhätien, Vindelicien und Norikum weiß kein Römer ein Wort. Aber ſelbſt wenn der Bojen fortwährender Aufenthalt unter den Römern erwieſen wäre, ſie wären zu Lateinern umgeſtaltet worden. In mehreren Gebirgsthälern haben ſich ſolche erhalten, ſie heißen in den Saalbüchern des Mittelalters fortwährend Romani, Romani tributales, vici Romanisci, in untergeordneter dienſtbarer Lage, und wahrlich nicht identiſch mit den vorherrſchenden Bajuvariern. — Wären ſie aber doch nicht Lateiner geworden, ſo mußte ihre celtogalliſche Nationalität und Sprache hervortreten. Aber nichts iſt entſchiedener, als der Bojoarier ächtes Deutſchthum, ihre unverkennbare, einen reichen Schatz zur ferneren Ausbildung und Vervollkommnung des Hochdeutſchen darbietende, von den Mundarten der Alemannen, der Franken, der Sachſen weſentlich verſchiedene Urſprache aus dem fernen Norden. — Daß aber (wie Maunert ſagt) die Bojen und die Bair noch in der berühmten Zollordnung Ludwig des Kindes (906) genau von einander ausgeſchieden worden, wie die Slaven, Rügen und Boemanen, — daß Bojer alſo wirklich übrig geblieben ſeyen, aber nicht als herrſchendes Volk, iſt ein lediglich aus der erbärmlichen Herausgabe entſprungener Irrthum.

Digitized by Google

Dieses in den regenerirten monumentis boicis XXVIII, Abth. II, S. 203, Nr. 4 abgedruckte, höchst schätzbare Dokument weiß wohl von Sclauis, Rugis et Boemanis, aber von Bojis so wenig als von Bair, sondern nur von Bawaris. Der Abdruck bey Oefele I. 718 ist von einer kaum glaublichen Fehlerhaftigkeit. Er hat: naves de Trungowe nihil dent, de Bair pariter (als wäre das Traungau nicht bayerisch gewesen?), der ächte Text heißt: naves de Trungowe nihil reddant sed sine censu transeant, hoc de *Bawaris* observandum est, — Sclavi vero, qui de Rugis vel de Baemanis mercandi causa exeunt etc. Im vierten Satze darauf lesen wir gar: *Boi, Slavi, Istrii* primo ibi omnis vel *Venedi* nichil similiter, statt: Bawari vero vel Sclavi istius patrie ibi ementes vel vendentes nichil solvere cogantur. — Da dieser jüngst noch von Pallhausen mit großem Fleiße und vieler Belesenheit, obgleich mit vorgefaßtem Urtheile als Nationalangelegenheit und Ehrensache vertheidigten Identität der Bojen und Bajuarier vollwichtige Gegengründe im Wege standen, sollte ein hispanischer Mönch des fünften und ein französischer des siebenten Jahrhunderts, gegen das allgemeine Stillschweigen der Römer, die Bojer und Bajuarier als dasselbe Volk kennen und kennen lernen? — Die Legende der h. Salaberga sagt über die, dem Alleinherrscher Chlotar II. und dem Bayerherzoge Garibald II. fast gleichzeitige Missionsreise des h. Eustachius aus dem burgundischen Kloster Luxeuil nach Bayern: Cum in illo tempore *gens Baicariorum, quam Orosius vir eruditissimus et historiarum cognitor Bojos priscoo vocabulo appellat*, in extrema Germania sita, Bonosiaco infecta errore, quam Bonosiacam haeresin defensores sanctae ecclesiae notarunt, quae haeresis antiqui et callidi hostis irretita habenis purum hominem dominum nostrum Jesum absque Deitate patris esse censebat; ad quam nefariam et insanam doctrinam confutandam venerabilis vir *Eustasius* Abba ex Luxovio monasterio in Vosago saltu sito advenit... Praefatam gentem per Germaniae sinus vir Dei Eustasius aggressus.... denique remeans ex *Baccariis* vir egregius post Germaniae Belgicaeque laboriosum callem, tandem pervenit ad quendam virum illustrissimum. — Vergleicht man diese Legende mit dem Leben des h. Columban und seiner Schüler, insgemein dem Jonas Bobiensis zugeschrieben, so kömmt man auf eine ähnliche Angabe: »Reversus ergo venerabilis vir Eustasius ad Luxovium, magistri praeceptum implere parat, ut gentes quae vicinae erant, fidei pabulo alerentur. Progressus igitur Warascis praedicat quorum alii idolatriae cultibus dediti alii Fotini vel Bonosi errore

Digitized by Google

maculati erant. Illis ad fidem conversis ad *Bojas, qui nunc Bavocarii vocantur*, tendit eosque multo labore imbutos, fidei liniamento correptos, plurimos eorum ad fidem convertit; ubi cum aliquantisper moratus fuisset, dimisit sagaces viros qui coepti laboris in studio desudarent; ipse vero ad Luxovium remeare studet. Cumque iter carperet, venit ad quendam virum nomine Gadovinum, qui eo tempore ad villam, quam Mosam vocant, ad amnem eo in loco fluentem morabatur. — Der h. Agilus, des Eustasius Schüler und Gefährte, und erst späterhin Abt des Klosters Resbacum, hat auch einen Lebensbeschreiber gefunden, der wohl etwas jünger als jener der heil. Salaberga ist. Dieser sagt: »Ingressi hujus itineris viam, juvante Christo Warascos praedicaturi accelerant qui agrestium fanis decepti, quos vulgi Facenis vocant, gentilium quoque errore seducti, in perfidiam devenerant Fotini seu Bonosi virus infecti, quos errore depulso matri ecclesiae reconciliatos veros Christi fecere cultores. Deinde directo calle ad *Bojas, quos terrae illius incolae Badoarios vocant*, perveniunt, eosque multo labore *Catholicae fidei dogmate imbutos* plurimos illorum ad fidem Christi convertunt.«

Mannert äußert hierüber: Die Mönche Eustasius und Agilus hätten an die fernen Boji oder Bajuarii zwischen dem Inn und Lech auch nicht von ferne gedacht, sondern seyen bloß in die Umgegend ihres Klosters auf Heidenbekehrung ausgegangen, und zu den Ueberresten jener Bojer gekommen, die (58 v. Chr.), nachdem sie Noreia erobert, mit den Helvetiern bey Bibracte von Cäsar geschlagen, und von den Aeduern im heutigen Burgund und Nivernois aufgenommen, zwischen der Loire und Alliere angesiedelt wurden, und sechs Jahre darauf unter Vicingetorix wieder eine Hauptniederlage durch Cäsar bey dem belagerten Gergovia erlitten haben. — Allein mit dieser sinnreichen Auslegung kömmt man nicht weit: dieser Ansicht scheint zwar das gentes *vicinae* in Columbans Leben gar sehr zu entsprechen, aber zuvörderst Stillschweigen gegen Stillschweigen. — Von jenen Bojern schweigen seit der letzten Erwähnung beym ältern Plinius IV und bey Tacitus Hist. XI. 61 alle Alten gänzlich. Obwohl aber drey Biographen den bajoarischen Namen auf eine andere Art verstümmeln, der erste in Baicarii, der zweyte in Bavocarii, der dritte in Badovarii, nennen sie doch alle drey diesen neuen Namen des alten Volkes. Eustasius Heimkehr geschah über die Länder an der Maas, diese hätte er, aus dem ehemaligen Lande der Aeduer zurückkommend, gar nicht berührt, natürlicher aber auf der Heimkehr aus Bayern, wenn schon auch

Digitized by Google

da nur mit einem großen Umwege (per Germaniae sinus vir dei, Baicarios aggressus — — denique remeans post laboriosum Germaniae Belgicaeque callem). Diese fränkischen Missionäre waren wohl weniger Heidenbekehrer, als Reiniger von der Irrlehre des Fotinus und Bonosus, illyrischer Bischöfe. Omnes fere duarum Pannoniarum episcopi in perfidiam Arianorum conjuraverant, cum ea per totum orbem et maxime per Illyricum pullulasset, sagt Sulpitius und Venantius Fortunatus: Illyricum toto penitus grassata veneno. Wie donnerte dagegen Ambrosius! Der Sitz Petovios wurde durch den Arianer Julius Valens entweiht. S. Valentin's Legende zeigt in den Castris Batavis, bey Bojodurum Arianer und Heiden, S. Severins Leben klagt noch, quod plebs nefandis sacrificiis inhaereat, ja jenen unvergleichlichen Apostel des Ufernorikums selber haben einige zum Donatisten machen wollen. — Die Stelle in der vielfach verderbten Biographie S. Emmerans, der etwa ein Vierteljahrhundert nach Eustasius gelebt und gewirkt, wo die Bojoarier Neophyten genannt werden, zielt unstreitig mehr auf Bekehrung von Irrlehren, als vom eigentlichen Heidenthume. Bis auf Bonifacius dauerten die Nachwehen des Arianismus. Er hat noch quendam schismaticum, haeretica pravitate deceptum, nomine Eremwolfum juxta Canonum decreta damnavit atque objecit et populum a perversae sectae ejus idolatria correxit. — Sehr bezeichnend ist hiefür auch folgende Stelle aus der Chronik des Tiro, daß der Arianism, je mehr er aus der entarteten Römerwelt vertrieben wurde, desto mehr unter den Barbaren wurzelte: Ex quo Ariani, romano procul orbe fugati, barbararum nationum ad quas se contulere, praesidio erigi coeperunt. — Ueberdem sagt eine andere Stelle beym Jonas auch von einem Lureuilermönch Agrestius: »qui cum ad *Bavocarias* tendens venisset... nullum fructum exercens... deinde ad Aquilejam pertransit! Agilus Reise wird einem Beschlusse König Chlotars zugeschrieben, von Jonas aber einer Vorschrift S. Columbans an seine Schüler. Es mag wohl beydes wahr seyn. Chlotario in solium trium regnorum sublimato decrevit excellentia sua synodica diffinitione, dirigere peritissimos viros qui vicinas gentes ad gremium sancte matris ecclesie revocarent. S. Columban hatte die Bekehrung der Slaven und Wenden sehr ernstlich im Auge: ut Venedicorum, qui et Slavi dicuntur, terminos adiret coecasque mentes evangelica luce collustraret. Aber ein Engel machte ihn im Traume davon abwendig, und sein Weg ging nach Italien. Auch S. Amand spe martyrii accensus et intelligens Slavos diaboli laqueis implicatos transfre-

Digitized by Google

tavit Danubium. Aber er stiftete so wenig Frucht, als Agrestius in Bayern und als der Engel S. Columban geweissaget: non esse gentis illius in promptu fidei profectus. Auch hier dringt sich wieder die Wahrnehmung auf, wie spät oft solche Legenden, zu wie verschiedenen Zeiten, von wie verschiedenen Händen sie aus kleinen, alten Aufzeichnungen und Bruchstücken zusammengetragen worden, die die Begriffe und die Lage ihrer Zeiten mit hineingebracht, und dadurch zu zahlreichen irrigen Folgerungen versucht haben? — Seltsam ist es, die strikte Identität der Bajuarier und Bojen auf den, in einer gewissen Epoche des Mittelalters gar hoch gesetzten Orosius stützen zu sehen. Er, in seiner weiten Entfernung, Afrika näher als Bayern, wie überhaupt ein seltsamer Zeuge in einem so höchst localen Gegenstand, spricht L. IV. c. 20 wohl von den italienischen Bojen, Cenomannen, Insubren und von der universa Bojorum gente, die von Furius und Nasika (197—191 v. Chr.) ad nihilum vertilgt worden sey, aber von Baicariis oder Bajuvariis nicht eine Sylbe. Eben so läßt ein Wessobrunner Codex, dessen wir oben bey dem Ueberblicke der Verhältnisse der Carentaner Slaven zu Bayern umständlich gedacht haben, den h. Hieronymus von jugis montis Achemei reden, und von Germania und Rhaetia, und von allen diesen Dingen findet sich im h. Hieronymus kein Wort. Bey solchen Citationen muß man im Mittelalter das wo? und das wie? immer noch genauer ergründen, als in der Oberflächlichkeit und rechthaberischen Befangenheit, die sich im letzten Vierteljahrhundert, inmitten des jugendlichen Erwachens der Quellenforschung und der gesammten Geschichtswissenschaft hie und da geoffenbart hat.

Im oben erwähnten Anno-Liede heißt es, der Bayern Geschlecht sey aus Armenien gekommen, vom Berge Ararat, wo Noahs Arche gestanden:

Man sagt, daß da innerhalb noch sind
Die Dir teutsch sprechen
Gegen India sehr fern.

Die kühnen Waffengenossen der dritten großen Kreuzfahrt mit Kaiser Friedrich (1190) sollen nicht wenig erstaunt gewesen seyn, im fernen Asien diesen, der bayerischen Mundart anverwandten Klängen zu begegnen? Der heilige Hieronymus sagt in seinem Briefe an die Galater (dem eben auch die Aechtheit, ja die Existenz abgesprochen wird), ihre eigenthümliche Sprache sey die nämliche, die auch zu Trier verstanden und gesprochen werde. — Die angeblich?? älteste Paßauer Chronik sagt: Baiouwarii, relicto proprio idiomate, teotonicum a teutonicis accomodaverunt — und die Legende S. Eugends bey

Digitized by Google

Mabillion: sanctus famulus Christi Eugendus, ortus haud longe a vico, cui vetusta paganitas ob celebritatem et clausuram fortissimam superstitiosissimi templi, gallica lingua: Isarno Dori, id est, ferrei ostii indidit nomen — Jene sogenannte »älteste« Paßauer Chronik ist auf keine Weise als solche beglaubigt (vielmehr Zeitgenosse den oft seltsamen Einfällen des Bernardus Noricus und Arenpek's), und der letztere Legendenschreiber wußte offenbar selbst nicht recht, was er schrieb, da »eiserne Thüre« doch unstreitig deutsch, und weder gallisch noch französisch ist. Oder wollte man etwa Strabo's Identität der »Celtogallen und Germanen, welche letztere nur darum so heißen, weil sie der ersteren leibliche Brüder seyen, und bloß Gallier dießseits des Rheins, neue Expansionskraft geben und annehmen, was auch schon Jemand gesagt, das Slavische sey eigentlich nur ein verderbtes Deutsch, oder: Griechisch, Römisch, Deutsch und Slavisch käme im Grunde »alles auf Eines« heraus!?? Scharf betrachtet, sagt überdieß die Legende des h. Eugendus (in Actis Sanctorum I. 576 edit. Paris 1668) keineswegs ausschließend, Isarnodori sey gallisch, — der Schreiber der Legende kann auch ein Germane gewesen seyn, und haben sagen wollen, man habe dieser festen Tempelclause den Namen eiserne Thüre in der Landessprache, nämlich in der gallischen, beygelegt, oder ein Italiener, und dann galt ihm fränkisch für deutsch. Darnach würde diese Stelle im Grunde weder dafür noch dawider etwas beweisen.

Die bojische Gallomanie griff nun noch nach einem anderen Behelfe. Sie fand ihn in der damals eben so vom Eigensinne der Forscher, als aus religiösen und politischen Motiven eines geistlich und weltlich gemischten, deßhalb um so stärkern Comité directeur rastlos geförderten Isolirung Bayerns vom übrigen Deutschlande. — Es geschah mit einem dogmatisirenden Eifer, in dem man nach so manchen analogen Vorgängen jener durch und durch befangenen Zeit beynahe eine dem Geschmacke derselben sehr analoge Vorbereitung auf perennirende französische Allianz hätte vermuthen sollen!? Die Bojer (hieß es), durch Drusus und Tiber vertrieben, flohen vom südlichen auf das Norduser der Donau, in die Oberpfalz, nach Böhmen. Jahrhunderte lang unter Deutschen lebend (!!!), wurden diese Gallier selber Deutsche. Sie kehrten als Deutsche in die Heimat zurück, und vertrieben die Römer. Viele Orte des heutigen Böhmens und Mährens führen bey Ptolomäus celtisch klingende Namen, und, da keine andern Celten in der Umgegend genannt werden!! sind es wohl am wahrscheinlichsten Bojer gewesen!! (Coridorgis, Epurodunum, Meliodunum, Medoslavium).

Digitized by Google

Aber selbst dieses und die ungeheure Ausdehnung der alten Bojen angenommen, von welchen doch trotz so vieler auf einander gefolgter Vernichtungen durch Furius, Scipio Nasica, Cäsar und Beroebistas, das von Cäsar in Gallien angesiedelte Häuflein gewiß nicht der einzige Rest war, ergibt sich dennoch kein Verhältniß zwischen den alten Bojen und den Bajuvariern. — Die böhmischen Bojen mit germanischen Völkerhaufen verschmolzen, ohne ferner ein eigenes Volk zu bilden, werden von keinem einzigen römischen Schriftsteller erwähnt, nicht zur Zeit des markomannischen Krieges, nicht in den Tagen der Zertrümmerung des Reiches. — Eben so die Bajuvarier. — Den früheren Tagen ohnehin unbekannt, werden sie es nicht unter König Etzels Heer, auch nicht, als nach seinem Tode zahllose Schwärme, sich über die Donaugegenden ergießend, genannt und umständlich aufgezählt werden. Wären die Bajoarii dennoch schon als eigenes Volk vorhanden gewesen, und in ihr altes Vaterland gedrungen, so fanden sie daselbst, außer wenigen, verzweifelnden Gränzsoldaten in festen Plätzen, keine Römer mehr, sondern kriegerische Germanenstämme. Stehen also Schyren, Heruler, Rügen, Turcilingen zwischen der Donau und den Alpen im Norikum, verschwinden sie noch plötzlicher wieder, und es tauchen an ihrer Stelle Bajoarier auf, so ist wohl ein, in der Erinnerung des alten Bojerlandes angenommener, neuerer Bundesname die wahrscheinlichste Erklärung dieser auffallenden Erscheinung. — Kaum zum ersten Male genannt, sind die Bajoarier auch schon in gewaltigen Verwicklungen mit den übermächtigen austrasischen Franken, mit ihren Feinden den Longobarden, bald auch mit den aus Osten drohenden Hunnivaren und den ihnen unterwürfigen Slaven. — Seit Alemannen und Thüringen ihren Nacken gebeugt, waren die Bajoarier westwärts und nordwärts von den Franken umzingelt. Theodeberts Eroberungen gingen über sie hin, und der Longobarden Ueberschwemmung Italiens mochten sie als einen Glücksfall betrachten, der doch irgend eine Allianz, und mit ihr eine Möglichkeit der Wiederherstellung der alten Freyheit und Selbstständigkeit sicherte. — Ein Jahrzehend, nachdem uns der erste Agilolfinger Garibald erscheint, und vier Jahre bevor Alboin nach Italien zog, trat Venantius Fortunatus seine Dankreise an zum wunderthätigen Grabe des h. Martin in Tours 564. Er nennt nimmer die alten Römernamen, sondern bezeichnet seinen Weg nach Flußgebieten und Völkerstämmen. Doch mag dieses großentheils durch die dichterische Einkleidung veranlaßt worden seyn, weßhalb kein so entscheidendes Gewicht darauf zu legen ist: »de Ravenna progrediens Padum,

Digitized by Google

Athesin, Printam, Plavin, Liquentiam, Tiliamentumque tranans, per alpem Juliam pendulus, montanis anfractibus, *Dravum Norico*, *Oenum Breonio*, *Lycum Bajoaria*, *Danubium Alemannia*, *Rhenum Germania* transiens etc. Er nennt die Flüsse bey den Ländern nicht in Hinsicht ihres Ursprungs oder vorzüglichsten Laufes, sondern seiner Richtung, und wo ihn diese über dieselben trug? Augsburg, wenn auch sehr gesunken, besteht ihm noch mit seinem Afrakirchlein. Bajoarier und Breonen kennt er neben einander, letztere offenbar auch in der oberwähnten Ausdehnung vom Brenner bis in das schweizerische Hochgebirge hinein; denn wenn sein Gedicht auch als ein Wegweiser anzusehen ist, übersetzte er den Lech bey Augsburg oder Füssen, und ging über das Oberinnthal, der Breonen Sitze durchschneidend, in das Vintschgau an S. Valentins Grab, von dort in das Norithal, an die Rienz, und von der Rienz an die Drau, an deren Quelle auch Agunt (Innichen) ungestört sich ihm wies, das bald darauf in den Kriegen der Bajoarier und Südslaven hervortritt. Die julische Alpe heißt vorzugsweise der Kreuzberg hinter Innichen und Sexten. — Die Breonen sind noch in St. Corbinians Legende mehrmals genannt. Auch Paul Diacon kennt noch Breonen am Inn. Gregor von Tours zählt sie zu Italien nach dem alten Begriffe von Rhätien. Selbst unter Ludwig dem Frommen zeigen Innicher Urkunden am Fuße des Brenner eine natio Noricorum et Brennariorum. — Merkwürdig bleibt die Verschiedenheit, mit welcher Norikums Bedeutung beym Venantius noch in römischer Erinnerung gebraucht wird, dagegen in St. Corbinians Legende, wo Grimoald den heiligen Bischof mit größter Ehre zur Landesgränze geleiten läßt: ad fines Noricenses, schon identisch mit Paul Diacons: Noricorum provincia, quam Bajoariorum populus inhabitat, und noch in derselben Legende in synonymer Abwechslung mit finibus Bajoariorum. — Auf 566 fällt der Vertilgungskampf der Longobarden und der ihnen verbündeten Hunnivaren wider die Gepiden. Zwey Jahre später bricht Alboin, von Narses gerufen, nach Italien auf, und läßt seine Sitze den Hunnivaren, die von 582 bis 586 furchtbare Einfälle in das byzantinische Reich thun, bis sie in Constantinopel abgekauft, sich von Osten nach Westen kehren, wider ihre alten Freunde, die Longobarden, und mehrmals die unterworfenen Slaven wider diese und die Bojoarier in den Kampf treiben, seit 568 Nachbarn derselben (und nicht erst, nach Muchars vorbefangener Annahme, seit 582 nach Sirmiums Eroberung). — Im gleichen Grade fühlbar konnte freylich ihre Nähe westwärts nicht seyn, so lange die

Digitized by Google

Hauptrichtung entgegengeſetzt durch Thrazien und Rhätien öſtlich gegen Conſtantinopel ging.

In den ſechzehn Jahren, vom Umſturze des Oſtgothenreiches durch die Siege Beliſars und Narſes bis zu Alboins Heereszug, gewannen unſtreitig die Byzantiner wieder großen Einfluß in Oberitalien bis ins carniſche, noriſche und rhätiſche Hochgebirg hinauf. Vom größten Einfluſſe auf dieſe politiſchen Verhältniſſe waren immer die kirchlichen zwiſchen Rom und Byzanz, zwiſchen der wahren Lehre im Frankenreiche und dem oſtgothiſchen und longobardiſchen Arianism. Der Franken innerer Zwieſpalt durch Chlotars Theilungen gab die fernſten Eroberungen Theodeberts preis, ſo wie ein Vierteljahrhundert früher der Oſtgothen Schwäche dieſe Vorlande den abenteuerlichen Planen Theodeberts hingeworfen hatte. Der Einfluß des Exarchen auf Südbayern von Trident bis Seben und Agunt, bis zu den Breonen hinauf iſt im Dreycapitelſtreit nicht zu verkennen. Die Biſchöfe der iſtrienſiſchen Provinzen, worunter clarissimus Ingenuinus de Sabiona und Agnellus von Trient, bekennen gegen Kaiſer Tiber und Mauritius, sub quorum sancta republica quiete viximus et adjuvante domino redire totis viribus festinamus, ſie klagen über die incursus Gothorum et ceterorum barbarorum, scilicet et nunc Longobardorum nefandae gentis, vor denen auch der Patriarchenſitz von Aquileja nach Grado verlegt wurde, als castrum totius Venetiae et Istriae metropolis. Papſt Gregor ſpricht von depopulatis urbibus, eversis castris, concrematis ecclesiis, destructis monasteriis, und Gregor von Tours IV. 35: Longobardi per septem annos Italiam pervagati spoliarunt ecclesias et sacerdotes interfecerunt. Sie klagen, daß a vicinis Galliae episcopis der Aquilejer Metropole Gefahr drohe, und daß ohne Juſtinians weiſe Fürſorge pene omnes ecclesias ad Aquilejensem synodum pertinentes Galliarum sacerdotes pervasissent, ſchon hätten (quod ante annos fieri coeperat) in drey Kirchen der Aquilejer Metropole in Breonensi, Tiburniensi et Augustana, die fränkiſchen Biſchöfe Prieſter geſetzt. Die ecclesia Breonensis iſt der Sprengel Ingenuins, Biſchofs von Seben, der ſich auch secundae Rhaetiae unterzeichnet, der noch die Bekehrung der Longobarden zur katholiſchen Kirche durch ihre Königin Theodelinde, Garibalds Tochter, Autharis und Agilulfs Gemahlin, aber auch die Rückkehr ſeiner Diöceſe unter anſtraſiſch-bajoariſche Hoheit erlebte. Noch 590 hofften die verbündeten Byzantiner und Franken der Longobarden völlige Vertreibung Kaiſer Mauritius ſpricht von den episcopis civitatum et castrorum, quas Longobardi tenere dignoscuntur,

Digitized by Google

von der gegenwärtigen confusio rerum Italicarum, et quod oportet temporibus competenter versari, quousque per providentiam Dei partes Italiae aliter constituanter et in pristinum ordinem redigantur.

Als nach Cleff's, der auf Alboin gefolgt, nicht minder blutigem Ausgang, ein zehnjähriges Zwischenreich der 36 Herzoge Statt hatte (573—583), fielen nach Paul Diacon die Franken (575—577) ins Tridentinische, in unvermuthetem Zuge durch das wildeste Gebirg. Herzog Ewin wich für den Augenblick, als die Gränzfeste Anagnis sich ohne Widerstand dem Franken Cramnichis ergab. Der longobardische Graf des Lägerthales Ragilo rächte die Untreue durch Plünderung, Brand und Mord, fiel aber in der Ebene vor dem Rocchettapaß mit all den Seinen. Auch Trident gerieth in Frankenhand. Endlich erreichte die Allzusichern Ewins Grimm, Cramnichis Heerhaufen wurde von ihm bey Salurn vertilgt.

588—590. Einbruch der Franken in Bojoarien und Italien. Sie entsetzen Garibald, und verordnen, wie es nach Paul Diacon scheint, erst nach einiger Zeit den Agilolfinger Thassilo an seine Stelle. Zugleich gewinnen sie den von Theodebert ererbten, nach dem Siege der Byzantiner über die Ostgothen verlassenen und unter griechischen Einfluß gerathenen Landstrich des nördlichen und östlichen Gebirges an der Drau, Rienz und am obern Inn zurück (Gregor von Tours X. 3). — Nach ihm waren die Franken in den Sprengeln von Seben und Trient nicht auf austrasischem oder bajoarischen Boden, nicht in propriis, sondern kehrten von dort ad propria zurück. — Seit dem Rückzuge der Franken und ihrer Eroberung jenes Gränzbezirkes gehen nicht beyde Bischöfe von Trient und Seben, sondern Agnell von Trient allein als Unterhändler zu den Franken, Ingenuin von Seben aber nicht mehr, als ein nunmehr austrasisch-bajoarischer Bischof. — Thassilo und sein Sohn Garibald ziehen bald darauf durch das Eisack- und Pusterthal wider die Slaven an der Drau, ohne longobardischen Boden zu berühren.

Seit Byzanz 591 von den Avaren den Frieden erkauft, wendeten sich ihre Chane (zahlreiche Haufen Slaven vor sich hertreibend) gegen die julisch-carnischen Alpen und gegen die nördlichen und westlichen Ufer der adriatischen See wider die Longobarden. Warum die bey Paul Diacon IV. 7 erwähnten Feindseligkeiten zwischen Slaven und Bajoariern, nach Mnchar, gegen die bisher angenommene Meinung nicht an der Drau, sondern auf der Nordseite der Donau gegen Böheim (hiemit eigentlich auf Thüringerboden) vorgefallen seyn sollen, ist nicht abzu-

Digitized by Google

sehen. Muchar citirt Paul Diacon IV. 7, 11, 13, 14, 25, 41. — Wie kämen dann der Avaren Chan und die fines Histriorum nach Böhmen und Thüringen? — Muchars emsige Forschung dient zwar als Magnet durch manche Dunkelheiten und Streitfragen; doch hier, wie in Samo's Befreyungskriege, steht diese Magnetnadel allzu hartnäckig nordwärts. — 7. His diebus Tassilo a Childeberto rege Francorum Bajoariorum rex ordinatus est. Das rex wird in der Note als spätere Interpolation erklärt, andere Handschriften haben dux. Qui mox cum exercitu in Sclavorum provinciàm introiens, patrata victoria ad solum proprium cum maxima praeda remeavit. — 11. Evin quoque duce in Tridento mortuo, datus est eidem loco dux Gaidoaldus vir bonus ac fide catholicus. Hisdem ipsis diebus *Bajoarii* usque ad duo millia virorum super *Sclavos* irruunt, *supervenientе Cacano* omnes interficiuntur. — 13 spricht bloß vom Frieden Cacans des Hunnivaren mit König Agilulf. — 14 vom Frieden Agilulfs mit Childeberts Sohn Theodorich und mit dem Untergange aufrührerischer Herzoge. — 25. Beständiger Friede zwischen Avaren und Longobarden, ja Cacans Machtbote geht mit nach Frankreich: denuntians Francorum regibus, ut sicut cum Avaribus ita pacem habeant cum Longobardis. Inter haec Longobardi cum Avaribus et Sclavis Histriorum fines ingressi universa vastaverunt. — 41. His temporibus mortuo Thassilone duce Bajoariorum filius ejus Garibaldus in Agunto a Sclavis devictus est et Bajoariorum termini depraedantur. Resumptis tamen Bajoarii viribus et praedas ab hostibus excutiunt, et hostes de suis finibus pepulerunt. — Muchar sagt bey dieser Gelegenheit, wir haben aber dargethan, daß die termini *Bajoariorum* nicht zugleich immer die termini *Francorum* gewesen sind?? Angenommen die Abhängigkeit Bajoariens vom großen Frankenreiche, nimmt Muchar vor dieser avant-terre noch ein anderes fränkisches Vorland an, im Mittelnorikum sowohl, als über der Enns gegen Oberpannonien. — Davon ist nun in den Quellen schlechterdings keine Spur, und die dafür angeführten Stellen beweisen dafür gar nichts. — IV. 41 Paul Diacons lasen wir oben, Garibald sey bey Agunt von den Slaven geschlagen worden, und die Gränzen der Bajoarier von ihnen geplündert. Ihre Kräfte wieder sammelnd, hätten die Bajuarier sie wieder zu ihren Gränzen hinausgeschlagen. Die Stelle kann bedeuten, bey Agunt sey Bayerns Gränze gewesen? Aber dieser Sinn ist so wenig der natürliche, nothwendige oder einzige, als etwa: die Oesterreicher wurden bey Dresden von den Franzosen geschlagen, und Oesterreich

Digitized by Google

darauf mehrfach verwüstet; ihre Kräfte sammelnd aber, schlugen sie die Feinde wieder zum Lande hinaus, deßhalb Dresden zu einer Gränzstadt Oesterreichs machen?? Im Innichner Stiftsbriefe von 772 sagt Thassilo allerdings: ad incredulos Slavos ad tramitem veritatis deducendos, und es heißt allerdings usque ad terminos Slavorum id est ad rivolum montis Anarasi. Wir glauben auch, das kleine Anrasserbächlein (schlecht taugend zur Gränzmark gegen ein immer unruhiges, wildes Volk) sey die Gränze des alten, eigentlichen Bajoariens gewesen. Aber eben so gut kann es auf diesem einzelnen Fleck auch bloß bezeichnen, wo slavische sich von bajoarischen Ansiedlungen schieden, wie wir diese terminos Sclavorum auch in Paßauer, Kremsmünster, Monseer und Garstner Urkunden finden, wo nur von Wald- und Feldmarken, aber nicht von Landmarken die Rede ist? Ueberdieß hatte Thassilo damals bereits ganz Carentanien unterjocht, und früher schon waren die bayerischen Missionen und Colonisationen von Salzburg dahin gegangen. — Daß die aus Pannonien vertriebenen Bulgaren in einem fränkischen Lande Aufnahme suchten, und Dagobert den Bajoariern befahl, sie aufzunehmen, beweiset ebenfalls die Abhängigkeit Bajoariens von diesem gewaltigen Alleinherrscher, und vielleicht noch dazu, daß gerade die Bojoarier die nächsten an Pannonien waren, aber ganz und gar nicht, daß zwischen Bajoarien, der terra Francorum und dem Pannonien der Avaren (denn welches andere Pannonien gab es denn damals?) noch ein anderes austrasisches Zwischenland gewesen sey, so wenig, als daß Carentanien seit dem Jahre 700, gewiß aber lange vor Ankunft und Einsetzung des h. Virgils schon unter fränkischer Oberherrschaft gestanden, während die termini Bajuariorum auf dieser Seite nicht über Agunt oder Innichen gingen? — Eben so wird die bisher von allen Kritikern auf 649 — 652 festgestellte Anwesenheit St. Emmerans in Bayern, von Muchar seiner vorgefaßten Meinung zu Liebe nach 670 gesetzt?? Emmeran wollte die Avaren in Pannonien bekehren. Herzog Theodo aber, der ihn ungern entließ, stellte ihm vor, daß die *fines in utroque limite*, Bajoariorum et Avarorum nämlich, deserti, ita ut circa *anasim fluvium* urbes et loca — bestiarum immanitate horrerent. Eben so klagte 985, als die deutsche Mark bereits wieder von der Enns an die Erlaf vorgerückt war, der Ungern Apostel und Paßauer Bischof Pilgrim dem Kaiser: quod terra episcopii in orientali plaga barbarorum limini adjacenti, propter innumerabilia depraedationum et incendiorum dispendia, absque habitatore in solitudine sylvescat. — Vergleicht

Digitized by Google

man nun (wie Muchar über den terminus Slavorum im Pusterthale, den Paul Diacon und Thassilo's Brief) die Stellen des poëta Saxo und des unterrichtetsten Zeugen, des Kanzlers Eginhard, hiemit:

Sie ad fluvium rex venit *Anesum*
Qui *medius Bajoarios sejungit et Hunnos,*

und: prima castra supra *Anasum*, posita sunt, nam *is Fluvius medius currens inter terminos Bajoariorum et Hunnorum certus duorum regnorum limes habebatur*, — so möchte man schwer in Muchars Behauptung einstimmen, als sey das Land unter der Enns erst in Carl Martells Tagen von den Hunnivaren heimgesucht worden, und bis dahin in vollster Ruhe unter (zwar nicht bajoarischen, aber) austrasischen Kreisämtern, Landgerichten und Polizey-Inspectionen gestanden!? Von der vielfach interpolirten Emmeraus-Legende, bis auf die Zeugnisse aus Carls des Großen, ja noch aus Ludwigs des Kindes und Arnulfs des Bösen Zeit, möchte man immerhin die Enns als den certus duorum regnorum limes annehmen. Entweder hat diese Legende eine Beweiskraft, oder sie hat gar keine? — Hat sie eine, so ist wohl die ohnehin unwidersprechliche Wahrheit hergestellt, daß in der Nähe eines solchen Volkes, wie früher die Hunnivaren, wie später die Magyaren oder Ungern, die Gränzbezirke, wenigstens von Zeit zu Zeit, weit hinein wüste liegen: in utroque limite fines desertos et depopulatas urbes. — Die damaligen Missionen haben wohl nicht Städte im heutigen Sinne, mit Hotels garnis und liberalen Unterrichtsanstalten gewollt und gefunden, sondern die alten, im Todesschlaf eines despotischen Weltreiches ohnehin gesunkenen und durch die aus dem Norden einbrechenden Völkerstämme beraubten und verwüsteten römischen Ueberreste aufgesucht. Es war dennoch immer wieder leichter, an selbe ein neues Daseyn und Wirken anzuknüpfen, wie von St. Rupert an der Salza, in der alten Römerstadt Juvavia geschah, ubi antiquis temporibus multa fuerunt edificia mirabiliter constructa et tunc pene dilapsa et sylvis cooperta, worüber denn St. Rupert den Herzog Theodo bat, ut ei potestatem istius loci tribueret ad exstirpanda et purificanda loca. — Früher war St. Rupert accepta licentia ducis eligendi locum aptum sibi et suis, ubicunque ei placeret, in hac provincia ecclesias dei construere. — Von Lorch kam er nach Salzburg. — Die Schlußfolge aber aus der bloßen Namenserwähnung, Lorch und Tiburnia hätten damals noch ungestört in der alten Herrlichkeit als Römerstädte und Bischofstädte geblüht, und so viele Bar-

Digitized by Google

bareneinfälle wären nur wie ein Hauch über den Spiegel hinweggezogen, wäre doch etwas schwer zu unterzeichnen? — Es war eben bewundernswerthe Beharrlichkeit und innere Hoheit in den mit Recht sogenannten Gottesmännern jener Tage. — Die Avaren mögen gar oft Lorch vorübergebrauset haben, und wieder in ihre Ringe und Wagenburg zurückgekehrt seyn, als Bischof Vivilo sich nach mancher zeitlichen Flüchtung entschloß, den Lorcher Bischofsitz bleibend an die Mark des Ufernorikums, an die Mündung des Inn und der Ilz, ihn ob nimiam *malitiam* Avarorum, die er nicht länger aushalten konnte, nach Paßau zu übertragen. Der uralte Dichter de ordine comprovincialium pontificum singt: *pataviensi* ergo sedi est haec aula dicata: quam tenuit primo Vivilus jam ipse sacerdos. Ein zwar sehr verdächtiger Brief Kaiser Arnulfs für den Paßauer Bischof Wiching von 898 (Hansiz Germ. sacr. I.) sagt: praedictam sedem *Vivilo* quondam sanctae *Laureacensis* ecclesiae archiepiscopus post excidium et miserabilem barbarorum devastationem ecclesiae Laureacensis nuspiam alibi inventa suae tuitionis securitate sedem *Pataviensem* primus episcopavit, *Otilone* strenuo Bavarorum Duce concedente, qui etiam canonicos et monachos quos Dei misericordia hostium subtraxerat praede in ecclesia S. Stephani protomartyris, reverenter collocaverat, ubi etiam S. Valentinus corpore requiescit. Dieser für immer bleibenden Uebertragung 736 waren bey den häufig wiederkehrenden hunnivarischen Einfällen seit 580 so viele, bloß zeitliche Flüchtungen vorausgegangen, daß Streit entstand zwischen Mabillon und Pagi über die anhaltende Dualität des Lorchersitzes, da von 598 bis 722 Philo, Romanus, Bruno, Theodor in Lorch, Erchanfried, Otkar und Bruno zu Paßau gesessen seyen?? Der älteste Paßauer Codex (Mon. Boic. XXVIII) enthält mehrere fromme Vermächtnisse bereits von 600—610 an St. Stephans Münster zu Paßau, Erchanfrido episcopo praesente — von dem Priester Siegreich an der Traun und zu Herfingen, — von Koza zu Sulzbach, geschehen ad *Patavia civitate*, quando Erchanfridus episcopus cum suis fidelibus ibidem fuisset, — dann wieder eine Schenkung Ortwifs ad ecclesiam S. Laurentii (in Lorch) um 630. Das Vermächtniß des Priesters Reginolf im Traungau ad ecclesiam beati Stephani martyris infra muro civitate *Pataviae*, erneuernd seine frühere Vergabung coram Erchanfrido episcopo im Traungau, ea die manentibus Othario Episcopo cum fidelibus suis in loco ad Puoche, ubi praetiosus martyr *Florianus* corpore requiescit. — Spätere Traditionen unter Ludwig

Digitized by Google

dem Kinde und Bischof Richar sprechen von der congregatio clericorum ad S. *Florianum* die noctuque deo servientium, und von St. Lorenz Kirche prope civitatem *Lahoriaha secus murum* constructa.) Auf das Jahr 758 setzt man: Incipit scientia, in quo tempore aedificata erat ecclesia ista (der alte Paßauer Dom) in tempore *ducis baiauuariorum otilo* erat nomen ejus et *annum unum fuit patria ista in sua potestate*, antequam consecrata erat ecclesia ista et nomen episcopo qui fundebat oleum *uiuolo* —— et constituit diem consecrationis solemnem in Kal. Novembris.

Ueber die Hauptfrage des Verhältnisses zwischen dem großen Frankenreiche und dem bajoarischen Herzogthume scheinen die Akten seit Mederer, Mannert, Lang, Hormayr und ganz vorzüglich seit Gemeiner so ziemlich geschlossen. Das ist unzweifelhaft, daß die bis in die fernsten Südberge, bis ins innerste Mittelnoricum und Pannonien vorgedrängten Eroberungen Theodeberts und Siegeberts auch Bayern umfaßten. Aber es hat ein edler Nationalgeist manchen Gegenstand der bayerischen Geschichten gleichwohl verdunkelt. Er hat das Faktische mit dem Staatsrechtlichen allzuoft vermengt, und den Gang der Ereignisse nach den Wallungen eines edlen Nationalstolzes bestimmt. — Einer dieser Gegenstände war auch die Abhängigkeit des agilolfingischen Bayern vom Frankenreiche. — Von bleibender Unterjochung, von einem Unterthansverbande, von wahrer, staatsrechtlicher Unterwerfung kann keine Rede seyn. Aber um jene abhängige Stellung in jeder Zeit zu läugnen, müßte man annehmen, Bajoarien vom inneren Hochgebirge bis an die Donau, von der Enns bis an den Lech, sey so mächtig gewesen, als die Chlotare, als Dagobert und Childerich, Könige aller Franken — und hätten sich gegen sie (nordwärts, westwärts, zum Theil und südlich von ihnen umklammert) selbstständig behaupten können!! — Die Abhängigkeit von Napoleon (1802—1813) war eben auch keine rechtliche, aber eine faktische. — Er machte den Krieg, er schloß den Frieden auch für seine Bundesfürsten, so lange seine Uebermacht währte, wie z. B. die Avaren nicht mit ihren nächsten Nachbarn, den Bajoariern, sondern mit den Franken paciscirten: »ut sicut cum Avaris ita paeem habeant Francorum reges cum Longobardis.« — Unläugbar ist, daß die Agilolfinger so ziemlich Merowingen gewesen, — daß kein den Austrasiern verwandtes Vorland des rechten Rheinufers solcher Achtung und solcher Vorrechte genoß, wie die Bajoarier. Ihre Unterordnung beruhte daher wohl auf einem freywilligen theils Unterwerfungs-, theils bloßem

Digitized by Google

Bundes-Vertrage. In keiner anderen austrasischen Eroberung erfreute sich das Herzogsgeschlecht eines ausdrücklich gesetzlichen Erbrechtes. — Den Agilolfingern widerfuhr sogar in der Ungnade ganz andere Huld, als den übrigen Herzogen. — Nach ihnen waren noch fünf Urgeschlechter die wichtigsten, die Huosi, Drozzi, Fagana, Hahiligga und Anniona, bey jeder an ihnen verübten Beleidigung noch einmal so hoch zu vergüten, als ein anderer freyer Bajoarier. Unter den Bajoariern ist vorzugsweise ein Erbadel. Keine andere fränkische Satzung kennt den Titel nobilis.— Wie der Franken innere Festigkeit und äußere Macht wuchs, nahm auch der Bajoarier Abhängigkeit zu. Wie inneres Zerwürfniß, äußere Unfälle oder unkluge Theilung die Merovingen schwächten, strebten auch die Agilolfinger und ihr Volk wieder zur alten Unabhängigkeit und Selbstständigkeit empor. Das vermochten die Frankenkönige doch niemals, den Bojoariern den schirmenden Bund mit den Longobarden (»der Franken ärgsten Feinden«) abzuschrecken. Auch hinderte sie der Avaren und der Carentanerslaven drohende Nähe, die Bajoarier aufs Aeußerste zu treiben, vielleicht gar zu einem Vereine mit so schrecklichen Freunden.

Garibald, den die fränkischen Zeitbücher Herzog, die longobardischen aber einen König nennen, Gemahl der Witwe zweyer Frankenkönige, sah sich vom austrasischen Hofe vernachläßiget, der Longobarden ungewiß und von den Hunnivaren bedroht. Der Longobarden Bündniß sollte ihm Achtung von den Franken schaffen, Ruhe vor den Hunnivaren. Seine ältere Tochter hatte der Nachbar Evin, Herzog von Trident, zur Gemahlin. Die jüngere, Theudelinde, war dem Frankenkönige Childebert verlobt. Die böse Mutter Brunhild war gegen jede standesmäßige Verbindung. Das Verlöbniß wurde gebrochen, und nun führte der junge Longobardenkönig Autharis auf die, in Sage und Geschichte, in Bild und Lied bekannte Weise Theodelinden nach Hause. Das Unrecht wohnt gern bey der Uebermacht. Alles ungestüme Volk Austrasiens brach unter 20 Herzogen über die Alpen nach Italien hinein. Schon vor ihnen war Theodelinde in des königlichen Bräutigams Armen.— Aber so wie wir aus Quellen wissen, daß der Franken schnelles Anrücken Garibalds Plane zerrüttete (»cum propter Francorum adventum magna perturbatio Garibaldo regi advenisset,« Paul Diacon III. 29), deutet es wohl auf einem bösen Umschwung im Herzoghause, vielleicht auf Absetzung und Tod Garibalds, daß seine Söhne Grimoald und Gundoald zur Schwester nach Italien geflüchtet, und letzterer die Herzogswürde von Asti angenommen, zugleich aber auch durch seinen Sohn Aripert Stifter eines longobardischen

Digitized by Google

Königshauses geworden ist. — Garibalds Absetzung wird gewöhnlich gefolgert aus Paul Diacon IV: »His diebus Thassilo a Childeberto rege Francorum apud Bajoariam ordinatus est rex.« In andern Handschriften heißt es dux, und wird das rex als eine Interpolation erklärt. — Inzwischen ist weder das rex noch das dux die Hauptsache, sondern das: »a Childeberto ordinatus est,« wozu die zwar späte Salzburger Chronik noch ausdrücklich fügt: »Gerbaldo et filiis eius *ejectis*« — Noch vom Regierungsantritte Theodo's sagen die Jahrbücher von Kremsmünster: »Theodo dux Bawariae per reges Francorum elicitur.« — Ein gutes Vernehmen im Beginne dieser Regierung bestätigt die Fehde zwischen Franken und Longobarden um Bozen, wo Trients Herzog Alachis den bajuvarischen Gränzgrafen überwand, — die Ehe des großen Hausmaier Pipin mit der bayerischen Prinzessin Pilitrud und der spätere Ehebund Theodoalds, des zweyten Sohnes Herzog Theodo's, mit Plektruden, der Tochter der Pilitrud, deren Name so oft mit jenem ihrer Mutter verwechselt wird. Die Ausdrücke der Chroniken bezeichnen von Theodo's Söhnen und Enkeln einen gerechten und ehrenvollen, aber unglücklichen Kampf um die alte Unabhängigkeit.

Daß die Agilolfinger Franken waren, und obendrein ein Zweig des merovingischen Königshauses (eben so über die avant-terre Bayern herrschend, wie von der capetingisch-valoisschen Dynastie das ältere und jüngere Haus Burgund über die Niederlande, das ältere und jüngere Haus Anjou über Neapel, die Provence, Ungern und Polen), ist durch zahlreiche Wahrscheinlichkeitsgründe dargethan. — Durch Pipin's Sieg über Thassilo, Bayern ein fränkisches Reichslehen im strengen Sinne, — endlich durch Thassilo's schwankende Politik von Carl dem Großen einverleibt, das alte Nationalherzogthum aufgelöst, das Land in Grafschaften zerstückelt.

Alleingreifend in die Periode der Agilolfinger ist der schon anderthalb Jahrhunderte zwischen den trefflichsten Kritikern fortwährende Streit über das wahre Zeitalter des h. Rupert und über seine Ankunft in Bayern: — ein Streit, der in diesen Jahrbüchern in der lesenswerthen Recension der kirchlichen Topographie Oesterreichs, L. 213 — 238 und LI. 129 — 141, durch einen unermüdeten Quellenforscher in Pagi's Fußstapfen erörtert wurde, dem aber neuerlich der Salzburger Professor Michael Filz, Benediktiner aus Michelbeuern, wie uns dünkt, siegend entgegengetreten ist.

Die uralte salzburgische Tradition läßt nämlich den h. Rupert 576 im zweyten Jahre Childeberts II. den Wormser Bischofsitz

einnehmen, 580 von Herzog Theodo nach Bayern laden, 582 die Salzburger Kirche gründen, 623 zum verwandten Himmel scheiden. — Die Mehrzahl der Kritiker (Valesius, Mabillon und Hansiz an der Spitze) setzte Ruperts heilbringendes Erscheinen auf das zweyte Jahr Childeberts III. zurück, wornach Rupert erst 696 als Bischof zu Worms von Theodo den Ruf nach Bayern erhielt, 716 mit Gregors II. Genehmigung den Salzburger Sitz gründete, und 718 starb. — Durch ein Jahrtausend galt Rupert als Bayerns erster Apostel und Juvavia als dessen erster und ältester Bischofssitz. — Den Akademikern Sterzinger und Zierngiebl gebührt der Ruhm, das Alter Ruperts mit großem Scharfsinne und unläugbarer Unparteylichkeit untersucht zu haben, wenn auch ohne festes, gewisses Resultat. Die entscheidenden Quellen sind theils fränkische und italienische Chronisten, die mit augenscheinlich unvollständiger Kenntniß Bayerns nur dann erwähnten, wenn es eben ihren Hauptzweck berührte, der Erzbischof Gregor von Tours, der Gascognermönch Aimoin, der Longobarde Paul Diacon, der römische Abt Anastasius.

Gegenüber stehen die zwar spätern, aber einheimischen, übereinstimmenden und aus alter Hauskunde schöpfenden, bayerischen, ostmärkischen und salzburgischen Jahrbücher. — Folgende Tabelle stellt den Widerstreit der chronologischen Systeme dar:

Könige Austrasiens.		Bayerns Agilolfinger.			
J. Chr.		J. Chr.	Nach Valesius, Mabillon, Hansiz und den Neueren.	J. Chr.	Alte Salzburger Ueberlieferung, Bern. Pez, Kleinmayrn u. Fiz.
511	Theilung nach Chlodwigs Tode.				
534	Theodorich † Unterjocher Thuringens, angeblich Gesetzgeber der Alemannen und Bajoarer.	534	*Agilulf* ex proceribus Austrasiis, rebus plurimis ditatus, ex Chlodovei regis filia ortus.		
547	Theodebert, Eroberer in Pannonien, bis an den Po und an die adriatischen Küsten.				
553	Theodebald †. — Chlotar von Soissons, Chlodowigs jüngster Sohn, nimmt sein Erbe sammt seiner Witwe Waltrade, die er aber nun ex suisu dem agilolfingischen Bayerherzoge Garibald läßt.	553	Garibald Dux, dem Paul Diacon Rex (ob des ganzen oder nur Südbayerns??).	553-590	Garibald I. (ob ungetheilt über ganz Bayern?).
561	Sigebert I., 566 der Westgothin Brunnhilde vermahlt.				

Digitized by Google

Könige Auſtraſiens.		Bayerns Agilolfinger.			
J. Chr.		J. Chr.	Nach Valeſius, Mabillon, Hanſiz und den Neueren.	J. Chr.	Alte Salzburger Ueberlieferung, Bern. Pez, Kleinmayern u. Filz.
575	Childebert II., in deſſen zweytem Jahre St. Rupert nach Bayern kömmt, † 595.				
		589	Autharis Vermählung mit Theodelinden.		
		590	Childebert II wider Autharis und Garibald. »Thassilonem Bavariae praefecit, Garibaldo et filio eius ejectis,« ſagen die Chroniken von Salzburg, Kremsmünſter, Melk, Mattſee.		
596	Theoderich II., † 613.	591-609	Thaſſilo I.	591-609	Thaſſilo I.
613	Chlotar II., König aller Franken, † 628.	609-640	Garibald II.	609-640	Garibald II. (ob nicht bloß über Südbayern (?).
628	Dagobert I. befiehlt den Bayern den Bulgarenmord, vollendete ihre Geſetzgebung, † 638.			612	Theodo I. von S. Rupert getauft.
		640-680	Theodo I.	623	Theodebert I., Sohn eben dieſes Theodo I.
	Sigebert III., † 656.			649	Theodo II., der Freund S. Emmerans.
	Chotar III., † 670.				
679	Dagobert II. ermordet.	680-772	Theodo II. — Theilung Bayerns in vier Fürſtenthümer mit ſeinen 3 Söhnen, Theodebert † 722, Theodoald † 713, Grimoald † 725.	680	Theodo III; 702 Tetrarchie in Bayern, Theodo und ſeine Söhne Theodebert, Theodoald und Grimoald.
691-711	Childebert III., unter dem die Neueren St. Rupert nach Bayern ſenden.				
		725-737	Hugbert, Sohn Theodeberts.	725-737	Hugibert, Sohn Theodeberts.
711-715	Dagobert III. — Pipin und Carl Martell.	737-748	Odilo, jüngſter Sohn Theodo's II.	737-748	Odilo (nach Dubuat u. Zirngiebl der jüngſte Sohn Theodo's II.; nach Aventin ein Sohn Hugiberts), Gemahl Hiltrudens, der Tochter Carl Martells.
715-720	Childerich II.				
720-737	Theodorich IV.				
737-752	Childerich III., König aller Franken. In Auſtraſien herrſcht Carl Martell, † 741, u. nach ihm ſein Sohn Pipin der Kurze — Childerich 752 entthront u. zum Mönch geſchoren. — Ende der Merovingen. Pipin wird König. — Carlowingen.	748-788	Thaſſilo II., 788 durch Carl den Groſſen abgeſetzt. Sein Erſtgeborner Theodo 777 Mitregent, 788 mit dem Vater und mit der ganzen Familie in die Kloſter S. Goar, Jumieges, S. Martin, Chelles u. Laon geſteckt. — Ende der Agilolfinger, 36 Jahre nach dem kön. Hauptſtamm der Merovingen.	748-788	Thaſſilo II., Gemahl Luitbirgens, Tochter des Longobardenkönigs Deſider. — Ihre Söhne Günther, Theodo, Catan, Engilfried, Engilwan und Gebhard.

Die bayeriſchen Zeitbücher der ſpätern Jahrhunderte fügen noch andere Fürſten hinzu, noch einen Odilo, noch einen Theodo, allerley fabelhafte Waare. — Mit Bernard Petzens Syſtem ſind dieſe einheimiſchen Zeitbücher in Einklang, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie den von Rupert getauften Theodo und ſeinen Sohn Theodebert nicht erſt 612 auftreten laſſen, ſondern ſchon um 590—610 am Ausgange des erſten Garibald, mit Thaſſilo und mit Garibald II., und daß ſie letztere als Herzoge Südbayerns und Nachbarn der Longobarden, jene hingegen als Herzoge Nordbayerns aufzuführen ſcheinen. — Die Angaben jener ſpäten, zum Theil bis ins funfzehnte Jahrhundert herabreichenden Chroniken auf das Jahr 508 brechen ſich ſelber den Stab, denn damals walteten längſt keine Römer mehr an der Donau, ſondern Theodorich der Oſtgothe. Nordwärts des Gränzſtromes war das Thüringerreich, — weſtwärts war Chlodowig, der Sieger von Soiſſons und Zülpich: — 508 hoc tempore gens Noricorum et Bavarorum, quae iam fere per 250 vel ultra annos expulsa fuerat, revertitur ad proprias sedes, scilicet Babariam et Austriam, Latinis id est Romanis ejectis, duce Theodone, — und noch viel toller: 520 romanus exercitus apud Oettingen a Wawaris prosternitur.

Das neuere oder Hanſitziſche Syſtem, zuletzt 1829 in dieſen Jahrbüchern von Muchar ſo lebhaft verfochten, ohne im Grunde etwas Neueres und Beſſeres auf die Bahn gebracht zu haben, als Hanſitz, Pagi, Meichelbeck, Reſch und Kleinmayer, beruht auf folgenden Sätzen, die 1831 der Salzburger Profeſſor Michael Filz gründlich angefochten hat: — der durch Biſchof Arno zuſammengetragene Indiculus oder congestum ſagt: »primum quidem tradidit *Theodo dux* praedictum oppidum (Salzpurch) et castrum superius domino Hrodberto. — Succedente vero *filio ejus Theodeberto duce*, qui tradidit villulam nuncupate Uzilinga in jam dicto pago Salzpurchowe. — *Successor filius eius Hucbertus* dux tradidit in pago Rotgowe. — *Post hunc* existit *Otilo* dux, qui tradidit in Isanagoe. Post hunc vero successit filius eius Thassilo dux, qui tradidit in pago Tonogove etc. — Notitiam vero istam ego Arn unacum consensu domini Caroli piissimi regis eodem anno, quo ipse *Bajoariam regionem ad opus suum accepit*, a viris valde senibus et veracibus diligentissime exquisivi — — et ego Benedictus diaconus hanc notitiam dictavi et conscribere jussi.

Nun aber (ſagen die Hanſitzianer) findet ſich in der ganzen Reihe der Agilolfinger nur ein einziger Theodo, welchem ein Sohn Theodebert, dieſem Hugibert und dieſem Odilo

Digitized by Google

nachfolgte, nämlich der Theodo, welcher Bayern mit seinen drey Söhnen theilte, wegen Bayerns hierarchischer Einrichtung nach Rom wallfahrtete, und unter dem dritten Childebert lebte. Von ihm erzählt Aribo, der Biograph seines eigenen Vorgängers Corbinian: Eo namque tempore erat ibi devotissimus Theodo dux, cujus longe lateque felix fama subcreverat, provinciam sibi et soboli in quatuor partes divisit. Aribo nennt aus diesen Söhnen Grimwalden und Theobalden oder Theodoalden ausdrücklich. Den Theodebert führt Arnulf von Vohburg an, mit dem Beysatze, ihm sey Hugbert gefolgt, unter diesem aber Bonifacius nach Bayern gekommen, Theodo aber sey eben derjenige gewesen, der S. Corbinian auf den Stuhl von Freysing berufen: — temporibus, quibus tantae pesti remedia parabantur, Dieto scilicet vir illuster cui filii in regnum non successerant (wegen Lamberts blutiger Gewaltthat an S. Emeran). Item alius Theodo vir strenuus et alacer, sub quo charissimus Christi confessor *Ruodbertus* cum aliis dei servitoribus Juvaviam devenit, ibique cursum praesentis vitae consumavit, sub quo S. Corbinianus Frisingam accessit. Is ergo Dux filios habuit successores in regno *Tiotpertum* videlicet atque Grimaldum, post quos Ducatum genti huic praebuit *Hucbertus*, hujus aeque Ducis temporibus beatissimus Praesul *Bonifacius* ingressus Baioariam, nonnullos hereticorum ex ea depulit, quo Franciam reverso et prefato Duce defuncto gentis hujus Ducatum adeptus est *Utilo*. — Diese entscheidende Stelle verliert aber dadurch viel von ihrem Gewichte, daß der, S. Corbinian betreffende Satz von viel späterer Hand interpolirt ist, und daß Arnulf offen gesteht, die Namen mehrerer bayerischen Herzoge selbst nicht zu wissen oder aus Vorsicht nicht sagen zu wollen: quippe hic error — maxime adolevit sub ducibus, quorum nomina partim ignoramus, partim scita, cautelae causa supersedemus: fürwahr ein wichtiges Zeugniß, daß noch mehrere Agilolfinger, wenigstens über einzelne Provinzen regiert haben, als von den Neueren angenommen sind. — Ueberdieß scheint jener Theodo, den S. Rupert getauft hat, nicht wie der Tetrarch Theodo, Herr von ganz Bayern, sondern nach der vita primigenia nur cujusdam Bawariae regionis gewesen zu seyn. — Er ließ den heiligen Mann bitten, ut hanc provinciam sacra illuminaret doctrina. Alles deutet auf eine höheres Alter jenes Theodo. — Manchen dürfte vielleicht selbst der Umstand nicht unwichtig seyn, daß sein Sitz, die alte Römerstadt Regensburg, hart an der äußersten Gränze gelegen, und ihm wahr-

Digitized by Google

scheinlich der Schirm und die Ausbreitung Nordbayerns gegen das alte Thüringen hin anvertraut war.

Daß das Christenthum ganz kurz vor Corbinians Ankunft, also erst im Beginne des achten Jahrhunderts und nicht ein volles Jahrhundert früher in Bayern eingeführt worden, scheint Aribo im Leben jenes hochgesinnten Kirchenfürsten c. 9 anzudeuten: »Corbinianus Noricam veniens ibi quamdiu demoratus, verbi divini seminavit doctrinam, ibique nonullorum sacra verba penetrabant gratia dei corda in augmentum fidei Christi, quae gens quoque adhuc rudis erat, et nuper ad Christianitatem conversa, erat enim iis temporibus Theodo quidam etc. Aber auch dieses Motiv verliert nicht wenig von seiner Stärke durch den Vergleich mit analogen Ausdrücken anderer Legenden, wovon jede ihrem Heiligen das ungetheilte und höchste Verdienst zuzuwenden im frommen Eifer bedacht war. Auch das Bayern St. Emmerans heißt: noviter ad fidem adducta et delusae vetustatis frutices nondum exstirpatae. Auch in der Legende St. Trudperts wird das, schon seit einem vollen Jahrhunderte im Frankenreiche blühende Christenthum: nova, rudisque christianitas« genannt. Eine auch hieher gezogene Stelle des Anastasius beweiset weder für noch gegen das Alter der Christianisirung Bayerns, sondern nur dafür, daß eben der Theodo der erste Agilolfinger gewesen, der zu den Gräbern der Apostelfürsten nach Rom gewallt sey. — 716. Theodo dux gentis Bajoariorum ad limina beati Petri primus degente eadem orationis gratia occurrit. — Virgil (742—784) und sein Nachfolger Arno, der erste Erzbischof auf St. Ruperts Sitz, verhörten über die ältesten Stiftungsgüter viros valde senes et veraces — qui ista illa dixerunt, discipuli S. Rudberti fuerunt aut juniorum ejus. Wie wäre dieses auch mit dem höchsten Menschenalter vereinbarlich, wäre Rupert schon unter Childebert II. gekommen? Sie müssen beynahe anderthalbhundert Jahre alt geworden seyn. — Nach der brevis notitia, 2, 6 und 7 de visione luminis in loco ubi S. Maximilianus sepultus esse dinoscitur, et de ecclesia ibidem constructa, dann Ottilo dux habuit sororem Pipini regis und de lite Virgilii episcopi et Ursi presbiteri heißt es: Virgil habe wegen der Güter bey Bischofshofen im Pongau, die Herzog Theodebert dem h. Rupert geschenkt, einige Zeugen aufgeführt, die den h. Rupert selbst noch gekannt und gesprochen — ceperunt rogare Dominum Hrodbertum.

Daß der h. Rupert die Abgötterey unter den Bajoariern gestürzt, und sie nicht, wie Hansitz meint, bloß von einem ketzerischen Irrwege zum katholischen Bekenntnisse zurückgeführt

habe, dafür werden aus den Urquellen gewichtige Stellen aus der vita primigenia desselben angeführt. Sie beginnt: De introitu beati Rudberti. — Tempore Hildeberti Regis Francorum anno scilicet regni illius II. honorabilis Confessor Christi Routbertus in Wormatia civitate episcopus habebatur, ex regali progenie francorum ortus. — Später heißt es: Hactenus prenotatum est qualiter Bagoarii facti sunt Christiani, nunc adjiciendum — qualiter Sclavi quarantani et confines eorum Christiani effecti sunt. Die Legende von St. Rupert fügt hinzu: Indicto jejunio coelestibus mysteriis Ducem informavit, et in vera fide roboravit, et idolorum cultibus abrenunciare fecit, et in nomine sancte et individue Trinitatis baptizavit. Eben so die brevis notitia: Primo igitur Theodo dux Bajoariorum, Dei omnipotentis gratia instigante, et beato Rutperto praedicante, de paganitate ad Christianitatem conversus et ab Episcopo baptizatus est cum proceribus suis bajoariis. — Das so bestimmte und so einhellige Zeugniß der vita primigenia, der brevis notitia und der Legende, daß St. Rupert das Heidenthum mit seinen Götzen in Bayern gestürzt, den Herzog Theodo und seine Großen im Namen der h. Dreyeinigkeit getauft, und auch viele vom Volke bekehrt habe, führen nothwendig auf einen Theodo, der ein Heide und Götzendiener war. — Gegen des Theatiners Sterzinger Behauptung, man könne vor 696, vor Theodo II., hiemit auch vor Rupert, die Bayern nicht zu Christen machen stritt lebhaft ein anderer preiswürdiger Akademiker, Roman Zirngibl von St. Emmeran. Schon der erste Garibald (meint er mit Recht) war unfehlbar ein Christ, und zwar ein katholischer als Austrasier (ja sehr wahrscheinlich als ein merovingischer Prinz), als einer der Großbeamten des Königs, »unus ex *suis*,« als der Gemahl Waltradens, einer katholischen, fränkischen Königswitwe, als der Vater Theodelindens, die den eigenen Gemahl Agilulf und so viele Longobarden zum katholischen Bekenntnisse herübergeführt hat? Nach Garibald rissen von Osten her wieder die Irrlehren des Arius, Photinus und Bonosus ein, qui populum cum principibus seducebant. — Von Rupert aber ist es zu klar gesagt, daß er Bekehrer dieses Volkes, nicht von einer christlichen Sekte zur wahren, reinen Lehre, sondern vom Heidenthum und vom Dienste der falschen Götter gewesen sey. — Den Frankenkönigen war ihr Verhältniß mit Rom und die ostwärtige Ausbreitung ihrer Macht zugleich der gewaltigste politische Hebel. Ihre Missionen und ihre Eroberungs- und Oberhoheitsplane, das Kreuz und das Schwert, gingen beständig Hand in Hand. — Chlotar II. hielt eine eigene Versammlung über die Wiederherstellung der wahren Lehre in seinen

Digitized by Google

Vorlanden, und sandte Glaubensprediger, darunter Agilus und Eustasius (617 unter Garibald II) zur Bekehrung ad Bojos, Bonosiaco errore infectos. — Was auch über die verschiedenen Interpolationen der leges Bajoariorum (insonderheit der darin enthaltenen geistlichen Verordnungen) bemerkt worden ist, schon die Natur der fränkischen Herrschaft brachte es mit sich, daß die ersten Eroberer Theodorich und Theodebert: quae erant secundum consuetudinem paganorum, *mutaverunt* secundum legem Christianorum et quicquid theodoricus rex propter vetustissimam paganorum consuetudinem emendare non potuit, posthac hildebertus rex *inchoavit corrigere* sed chlotarius rex *perfecit*, hec omnia dagobertus rex gloriosissimus (622—638, Zeitgenosse Garibalds II.) *renovavit*. — 649 kam St. Emmeran zu Theodorich nach Regensburg, der bat den Bischof, den sein heiliger Eifer weiter zu den Hunnivaren trieb, bey ihm zu bleiben, und wollte ihm einen Bischofsitz oder eine Abtey stiften. Emmeran durchlief auch binnen drey Jahren rastlos das ganze Land. Als er 652 zu Helfendorf ein Opfer der Wuth des Prinzen Lambert gefallen, empfing Theodo die Leiche vor Regensburg mit allem Volke, seinen Rittern und Priestern, die den Sarg mit Fahnen, Rauchwerk und Gesängen in das Betkirchlein zu St. Georg beysetzten! Da wäre doch St. Rupert vier Jahrzehende später, wirklich zu spät gekommen, um das Heidenthum auszurotten, und dem Herzoge mit seinen Großen die Taufe zu ertheilen? — Lange wurden die Legenden, als ein vielseitiger Behelf zur Erforschung der Profangeschichte, zu gering geschätzt. Dennoch muß man sich in gleichem Maße vor der Ueberschätzung derselben hüten. — Sehr wenige sind von allen Zusätzen und Verfälschungen späterer Abschreiber frey. Jeder hat seine individuelle Kenntniß der Dinge und die Begriffe seiner Zeit mit hineingebracht, dadurch aber eine heillose Verwirrung angerichtet, wie manche Erneuerer von Urkunden, die ihr Zeugen beygefügt haben, die gar nie zu gleicher Zeit lebten!! Von einheimischen Beyspielen dürfen wir nur auf die Biographien St. Emmerans und Magnus hinweisen — Leider haben manche Gelehrte, die den Codex selbst nie gesehen, die scharfsinnigsten Auslegungen und Vermuthungen gewagt, um den unrettbaren Buchstaben der Legende doch zu retten — und plötzlich zeigte eine spätere, strenge Revision, diese beharrlich vertheidigte Stelle sey in der Urschrift gar nicht zu finden, oder sie sey der Zusatz einer viel spätern Hand! — Theodo, St. Emmerans Freund, blieb zwar ein dürrer Zweig, cui filii in regnum non successerunt. Lambert, der Mörder, starb bey den wilden Hunnivaren in der Verbannung, und ein ande-

rer Ast der Agilolfinger kam in Theodo dem Tetrarchen an das Steuer. — Unläugbar ist das mächtige Einreißen mancher Irrlehren, aber eine allgemeine Rückkehr von Fürst und Volk zu den alten Götzen, bey der fortwährenden, bald nur scheinbaren, bald durch Uebermacht verwirklichten Oberhoheit der Franken, bey dem fortwährenden Bündnisse und Familienbande mit den Longobarden beynahe undenkbar, — wenigstens bey einem Herzoge von ganz Bayern. — Mehr Wahrscheinlichkeit gewänne vielleicht eine solche seductio principis et populi bey einem abgetheilten, unstäten Heidenstämmen näher benachbarten, mit ihnen vielleicht wider das, im Gefolge desselben hereindringende Christenthum conspirirenden Fürsten? — — Die arpadische, die moymarische die przemyslidische, die piastische und vorpiastische Zeit, weisen uns alle, heidnische und christliche Herzoge derselben Dynastie mit einander im erbitterten Kampfe, — die einen zu dem Christenthume und den Franken sich hinneigend, geschlossene Orte suchend, Handel und Reichthum, — die andern, jene als verhaßte Gefängnisse fliehend, ein unstätes freyes Hirten- und Jägerleben vorziehend, den mühsamen Ackerbau, das Lichten des Urwaldes und die Gemeinschaft einer einzigen Frau verabscheuend, und sich den Götzen der alten Siegeszeit wieder zuwendend in Waldesnacht, am Wasserfturz, auf hoher Felsenzinne, den härtesten Strafen zum Trotz.

In dem Dekrete Gregors II. an seine nach Bayern gesendeten Legaten (716) ist keine Spur einer Gleichzeitigkeit St. Ruperts, ja § IV ut previso propter archiepiscopum loco si talem virum reperire potueritis mit dem Daseyn und Wirken des Apostels St. Rupert eben so unverträglich, als §. III das reservato precipue sedis loco pro archiepiscopo residendo, adhibito trium episcoporum conventu unvereinbar mit der angeblich erst seit wenigen Jahren vollbrachten Ausbreitung des Heidenthums!? Gleich der §. I befiehlt durch den ducem provincie die Großen, die Richter und die Priester zu versammeln, und nur den canonisch Ordinirten und Rechtgläubigen zu vergönnen, Messe zu lesen, im Chore zu singen und Seelsorge zu üben!? Während der Streit über das Alter St. Ruperts mit solcher Erbitterung und mit so widerstreitenden Daten geführt wurde, daß ein dritter Skeptiker hätte versucht werden können, daraus zu niebuhrisiren: es habe gar keinen Rupert gegeben, und bis auf den Tetrarchen Theodo sey die ganze Geschichte Bayerns nur ein dünnes Häufchen gelegenheitlicher und sich widersprechender Erwähnungen entfernter Franken und späterer Longobarden, — so lange es unpatriotisch und irreligiös erscheinen konnte, sich entschieden aus-

Digitized by Google

zusprechen, konnte man freylich der Wahrheit nicht näher rücken. — Kurz, Muchar, Filz fanden in dieser Hinsicht schon gereuteten Boden und eine sanftere Erde. — Zuletzt ist es doch das Zeugenverhör St. Virgils mit St. Ruperts Schülern, und noch mehr ein *ejus*, an dem der ganze Streit hängt — successor namque filius *ejus* Huebertus Dux tradidit in Pago Rotagave, sagt der indiculus oder das congestum, und macht dadurch Hugibert, den Sohn eines späteren Theodebert, zum Sohne eines weit frühern; die brevis notitia sagt c. 4: Dux Theodebertus tradidit ad eandem sedem villam Opinga in Sundergow, dann folgt nach einigen Zeilen: Eadem quoque intentione Huebertus dux filius successor Theodeberti ducis tradidit villam Sauerstetti in Rotagaw, ohne diesen Theodebert durchaus identisch mit dem obigen zu machen, von dem es c. 2 heißt: interea vero Theodo infirmabatur, commendavitque filio suo Theodeberto ducatum Bavariae et causam domini Rudberti episcopi fideliter tuendam.

Das Zeugenverhör, auf welches Hansitz seinen »schlagenden Beweis« gründet, lautet ziemlich verwirrt also:

»Haec omnia Virgilius episcopus a viris valde senibus atque veracibus diligenter perquirere studuit, posterisque ad memoriam scripta dimisit. Quia vero ex eis, qui ista illi dixerunt, discipuli S. Ruperti fuerunt, vel Juniorum ejus quidam filioli, ex quibus erat Isinhardus vir nobilis et filiolus presbyteri senis. Chunialdi presbyteri et Maternus Bignoltus quoque discipulus S. Rudperti, atque Joannis, alii quoque, qui hoc a senioribus audierunt. Haec ita omnia narrantes audierunt: Ex quibus Dulcissimus Presbyter, Otmarus frater ejus Presbyter. Madelhoch Presbyter filius Madelgori Cancellarii Theodonis ducis. Houfolus presbyter, amandus presbyter, Latinus frater ejus, Ebo presbyter. Paldo presbyter. Rembertus presbyter, Heimo presbyter, item Vitalis presbyter, Salomon presbyter, Benedictus Diaconus, Syndonius Diaconus, Joannes Subdiaconus, Arnhalmus monachus, Germanus monachus, Tazzo monachus, Emicho monachus, et isti Laici. Uego Comes, Heimo Comes, Gerhardus judex. Sigibaldus judex. Anno. Eber. Rudhoch. Salahon. Joannes. Egilolf omnes isti nobiles et veraces viri fuerunt.« — Diese Zeugen zerfallen in drey Classen, in welchen ausdrücklich Schüler St. Ruperts genannt werden, wie Isinhard, des Priesters Chunialds Söhnlein, Maternus, Bignolus und Joannes, in jene, qui hoc a senioribus audierunt, nämlich die übrigen Priester, Diakonen und Mönche, — endlich in die weltlichen

Zeugen, laici valde senes atque veraces. Um den sehr verwirrten Vortrag der Salzburger Quellen nüchtern zu beurtheilen, ist es nöthig, den Thatbestand vorauszusetzen.

Auf die Zeichen und Wunder, welche die in der Einöde des Pongau's auf Jagd und Goldbau ausgegangenen Brüder gerührt und erschüttert hatten, baute St Rupert die Zelle St. Maximilians im Pongau. Zur Einweihungsfeyer lud er den Herzog Theodebert, der eben den goldenen Stuhl seines Vaters bestiegen. Der Herzog schenkte der neuen Kirche viel Waldgrund, auch die Brüder Lediz und Urso, die jenen Bau veranlaßt, schenkten ihr Besitzthum in Oberalm, und empfahlen St. Rupert ihre Neffen Wernharius und Dulcissimus zur Bildung im juvavischen Kloster. Aus dieser Schule tretend, erbaten die Jünglinge von St. Rupert, die Hälfte des Gutes ihrer Oheime zu lebenslänglichem Nutzgenuß, und sie erfreuten sich dessen multo tempore. Nachdem sie selbst so lange genossen, erhielten sie ein Gleiches für ihre Neffen, die es wieder multis temporibus habebant in beneficio. Darauf geschah, daß St. Maximilians Zelle ab imminentibus Slavis, crudelissimis paganis zerstört wurde, und wieder viele Zeit in Trümmern lag, multis temporibus desolata, in welchen drey verschiedenen Zeiträumen wenigstens drey lange Mannesalter liegen? — und die Verwüstung geschah wohl in den Kriegen Samo's, und nicht als die Slaven in des achten Jahrhunderts erster Hälfte schon in vielfachem Verkehr mit Bayern standen, und seiner Hülfe wider die Hunnivaren bedurften?

Als Odilo in Frankreich der Verbannung bitteres Brot aß, war Urso sein Caplan von der Familie der Brüder Lediz und Urso, der Gefährte seiner Trauer. Heimgekehrt bat er, sein Herr, der Herzog, möge ihn belehnen mit jener wüsten Zelle und dem Stammgute seiner Ahnen. — Obgleich nach Hansitzens Meinung erst 27 Jahre vorüber waren, wußte doch Odilo nichts mehr davon, wie jene Wildniß beurbart, wie sie von seinem Bruder Theodebert nach Salzburg geschenkt worden?? Auch Madelgor, der Kanzler Herzog Theodo's, und sein Sohn, der Priester Madelooch, wissen nichts davon. Bischof Virgil selbst, aus weiter Ferne und Fremde gebürtig, mußte nun bey den ältesten und glaubwürdigsten Männern umfragen. Der Sohn des Priesters Chuniald, Zeitgenosse Ruperts, heißt nach (vermeintlichen) 27 Jahren noch ein Söhnchen, filiolus. Uebrigens erhärtete der gelehrte Petz aus vielen Beyspielen, daß die Mitglieder geistlicher Gemeinden sich auch nach sehr langem Zeitverlaufe discipuli, filii und filioli ihres ursprünglichen Stifters und Schutzheiligen genannt haben. Wie

ginge der zweymalige lange Besitz des Hauses Oberalm und die lange Verwüstung und Verlassenheit durch die Slaven damit zusammen, daß letztere erst nach St. Ruperts Tode 723 geschehen, 745 unter Virgil die Kirche schon wieder erbaut gewesen sey? daß binnen so kurzer Frist sieben Bischöfe und Aebte an St. Peters Kirche zu Salzburg auf einander gefolgt seyen? — Sanctus Rudbertus Episc. Sanctus Vitalis Episcopus. Ansologus Abbas. Savolus Abbas. Sanctus Flobargisius Episc. Joannes Episcopus. Bertricus Abbas. Sanctus Virgilius Episcopus. Arno Archiepiscopus. Amilloni Abbas, weßhalb sich auch bereits Erzbischof Conrad I. (1110) den 27sten Bischof nach St. Rupert nennt, wo er doch, mit Ausschließung des Ansologus, Savolus, Ezzius, Bertrich und Amillonius, nur der 22ste gewesen wäre. — Der Bayerns Bischöfe besingende regensburgische Dichter aus dem funfzehnten Jahrhunderte erwähnt für den juvavischen Sitz zwar nur drey Bischöfe zwischen Rupert und Virgil, aber der Anonymus de conversione Carentanorum zählt sehr umständlich und genau alle jene Kirchenvorsteher auf, und löset dadurch den Einwurf, daß einige derselben als Unteräbte oder Vicarien ihr heiliges Amt verwalteten. Der dem regensburgischen Dichter gleichzeitige, höchstens um 20 Jahre jüngere Anonymus über die Bekehrung der Carentaner-Slaven, wohl zugleich Verfasser der höchst schätzbaren vita primigenia sagt: »Igitur post discessum beatissimi Ruodberti pontificis vir carus omni populo egregius doctor et seminator verbi dei Vitalis episcopus sedem juvavensem regendam suscepit. Post cujus transitum Anzologus extitit abbas. Post cujus depositionem predicte sedi adhesit Savolus abbas. Cujus vite finito cursu, Ezius abbas successit. Quo migrante de seculo iterato illa sedes honorata refulsit episcopo Flobargiso. Post quem Joannes pastoralem gessit in sede prefata curam. Hiisdem igitur temporibus, scilicet *Otilonis* ducis Bagowariorum — venit quidam vir sapiens et bene doctus de hybernia insula, nomine *Virgilius* etc. — Jene Verwirrung unter den Zeugen selbst und in der Erzählung von S. Maximilians Zelle wurde von dem gelehrten Petz sinnreich erklärt. Da nämlich S Rupert über die Bischofshofer Zelle und das Gut Oberalm eine förmliche Complacitation getroffen, habe er gewiß nach den legibus Bajoariorum verfahren: hoc per epistolam manu sua ipse confirmet et testes adhibeat sex vel amplius (clericos et laicos)? Ueber des Ursus Einmischung habe der Irländer Virgil St. Ruprechts Brief wieder hervorgesucht und die Aeltesten darob gefragt, mit ihren Zeugnissen seinen Einspruch beym Herzog Odilo zu unterstützen. Als

Digitized by Google

er gleichwohl dort nichts ausgerichtet, habe er zur Wahrung seiner Kirche den Thatbestand Umstand für Umstand aufgezeichnet, und wieder die gesetzlichen Zeugen beygefügt. — Diese Zeugen nun aus dem Briefe St Ruperts und aus jenem Virgils habe der um so viel spätere Verfasser der brevis notitia unläugbar unter einander geworfen. Leider ist in der Diplomatik dieser Fall nur allzuhäufig. Oft schon sind durch denselben völlig wahre Thatsachen bezweifelt, ja voreilig ausgemerzt worden, weil sie in einer durchaus unzulässigen Umgebung und Begleitung ans Licht traten. Es gibt ferners Stoff zu reifem Bedenken, daß Ruperts, eines merovingischen Anverwandten und austrasischen Metropoliten, Apostolat in Bayern gerade in die Zeit falle, wo der Tetrarch Theodo seine Losreißung von der, unter den großen Majordomen immer unerträglicheren Zwingherrschaft, wo er seine Unabhängigkeitsversuche mit Muth und Erfolg für geraume Zeit ins Werk gesetzt? — Daß der heilige Stuhl in denselben Tagen St. Ruperts mit keiner Sylbe gedenkt? vielmehr ganz ungewiß ist, ob denn in dem völlig verwahrlosten Bayern ein zum Metropoliten tauglicher Hirt, und ob für ihn irgendwo ein angemessener Sitz zu finden seyn werde? — Nicht minder zu beachten ist, daß bey der (hierarchisch und staatsrechtlich so wichtigen) Wallfahrt Theodo's nach Rom, wie im Leben St. Corbinians und des großen Bonifazius, so nahe, ja zum Theil gleichzeitig alle diese Ereignisse auf einem kleinen Raume neben einander waren, gleichwohl St. Rupert und der von ihm gegründete älteste Hirtensitz auch nicht von ferne erwähnt werden? — Daß Odilo's und Bonifacius Eintheilung Bayerns in die vier Sprengel von Freysing, Salzburg, Regensburg und Paßau als etwas ganz Neues hervortritt, und Bonifaz nach dem Breve Gregors III: »gentem Bajoariorum invenerat extra ordinem ecclesiasticum viventem, dum episcopos non habebant nisi unum nomine Vivolo (den seit der hunnivarischen Verwüstung Lorchs nach Paßau geflüchteten) quem nos ante tempus aliquod ordinavimus«

Auch das Verzeichniß der Oberhirten der Wormser Metropole zu St. Peter führt Rupert, den nachmaligen Stifter des juvavischen Sitzes zu St. Peter, zwischen den Wormser Bischöfen Chrotold und Amand um 576 unter dem zweyten Childebert auf. — Die oben angeführte Klage der istrischen Bischöfe, insonderheit Ingenuins von Seebeu, über die Schmälerung seiner Diöcesanrechte und über die Gefahr für Aquilejas Hoheit, quia Galliarum Episcopi vicini sunt, weil sie bereits in tribus ecclesiis concilii nostri, in Breonensi, Tiburniensi et Augustana Priester geweiht haben, hat auf Niemanden passen-

deren Bezug, als auf St. Rupert, dessen Kirche freylich den weit ausgedehnten Sprengel Ingenuins sehr verengt hat.

Mit Theodo's Erlaubniß, ja auf sein Bitten, accepta licentia, obsecratus a duce, zog St. Rupert per alveum Danubii — per terminos Noricorum — usque in Pannoniam inferiorem, tandem revertens ad Laureacensem pervenit civitatem, — alsdann pertransiens omnem Alpiarum regionem ad regem Carentanorum pervenit, hujus rogatu regnum illud convertens Christi baptismate purgavit, transcendendoque monte altissimo — Durus appellato — praedicavit Wandales (Winidis) — demum reversus in terram Bavarorum, sagen die vita Rosweidiana und die vita primigenia, im Zusammenhange mit der Legende und mit jener von der Bekehrung der Carentaner-Slaven.

Die Frage über das wahre Zeitalter St. Ruperts ist wichtig. — Die geringe Zahl der aus den auswärtigen Quellen, aus Gregor von Tours, Aimoin, Fredegar, Paul Diacon, bekannten Agilolfinger, insonderheit das lange Dunkel der, nur wegen der Slavenkriege genannten Herzoge Tassilo I. und Garibald II. unter dem, nur durch St. Emmerans höchst zweydeutige Legende verbürgten ersten Theodo, bis auf seinen (wahrscheinlich) Neffen, den Tetrarchen Theodo, muß den Blick doch wieder (trotz der Einmengung vieler heilloser Fabeln) auf die einheimischen Zeitbücher richten, welche mehr als zwey Theodonen annehmen, und mehrere, als die von der neuesten kritischen Zoll- und Mautdirection adjustirten Agilolfinger, und auf öftere Landestheilungen zu deuten scheinen. — Lagen diese ja doch so sehr auf der unumwundenen Bahn der austrasischen Politik.

Bey der Ungleichzeitigkeit und Ungleichheit, bey der unläugbaren Interpolation und Verwirrung mancher entscheidender Quellen ist ohne eine — nicht zu erwartende — Entdeckung neuer Quellen gar nicht zu denken an apodiktische Gewißheit. Wohl stieg im zwölften Jahrhunderte ein salzburgischer Forscher, älter als der Rudolphus magister und als der Schüler Erzbischofs Eberhard, dem die Berechnung von St. Ruperts Todesjahr so vielen Schweiß gekostet, und die beyde des Barbarossa Zeitgenossen gewesen, mit St. Rupert gar bis auf Childebert I. hinauf, der nie in Austrasien gewaltet, aber mit St. Rupert in den Beginn des achten Jahrhunderts rückzuschreiten, bis in die Tage des dritten Childebert, das ist keinem der älteren heimischen Forscher beygefallen. — Der aus allen Umständen zusammenklingenden Wahrscheinlichkeit zu Folge, würden wir uns für das ältere System entscheiden. — Genau geprüft, ringt es mit weniger Schwierigkeiten und Widersprüchen, und

läßt zur Erklärung vieler gleichzeitiger Ereignisse einen viel weiteren und vorzüglicheren Raum.

Die für die Geographie und für die staatsrechtlichen, wohl auch ethnographischen Verhältnisse der rhätischen, der carentanischen und der eigentlichen Ostlande ob und unter der Enns sich ergebenden neuen und bedeutenden Schlußfolgen sind hier meist unverstümmelt und mit den eigenen Worten der akademischen Rede über den Ahnherrn des bayerischen Königshauses, Herzog Luitpold, wiedergegeben, um ihre Beweiskraft um so minder zu schwächen *).

*) Was in den Jahrbüchern des böhmischen Museums I. 4 von 1830, S. 387—413, der unvergleichliche Franz Palacky, dem Böhmens Sprache, Geschichte und Literatur so viel schuldig ist, über Samo, der Böhmen König, und über die ihn vorzugsweise verbürgende Quelle, den Chronisten Fredegar, niedergelegt hat, verdient im Gegensatze mit manchen allzuleichtfertigen und mit manchen allzuhartgesottenen Annahmen aufmerksame Würdigung. — Der Franken Macht berührte damals den Harz und die karnischen Alpen, den Böhmerwald und die Pyrenäen. Fredegar ist über jenes halbe Jahrhundert von 592 bis 642 so gut wie die einzige Quelle. Insonderheit schuldet ihm das Wunderland Böhmen die Kenntniß eines hochwichtigen Ereignisses seiner ältesten Geschichte, die Bildung eines mächtigen Slavenstaates in Böhmen unter Samo. Der Anonymus de gestis Dagoberti und Aimoin sollen einzig und allein Fredegar ausgeschrieben haben? Fast überstrenge scheint uns, daß der Salzburger Cleriker von der Bekehrung der Carentaner und jener über das Leben des Carentaner Apostels Virgil gar nicht als Quellen sollten gelten können?! — Gleichgültiger mag uns seyn, ob Fredegar nach Valesius ein Burgunder gewesen, und ob er wirklich Fredegar geheißen? — Seine Chronik bricht (wie nach Ruinart allgemein angenommen wird) mit dem Jahre 641 ab, und alles Spätere darin (bis 768) gehört anderen, unbekannten Verfassern. — Palacky will sein Werk gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts setzen, insonderheit nach der, den merovingischen Namen zur bloßen Schattenhoheit erniedrigenden Schlacht bey Testry (?). »Fredegar stelle den Samo nirgend als seinen Zeitgenossen im strengen Begriffe dar. Er lasse Samo im vierzigsten Jahre Chlotars (also 623) zu den Slaven kommen, dort nach mehreren Großthaten König werden, und 33 Jahre glücklich herrschen!? Nehme man mit Muchar das Jahr 627 als die wahrscheinliche Epoche seiner Königswahl an (?), so habe er bis 662 regiert (?), und Fredegar könne dieses erst nach 662 geschrieben haben.« — Schwach dünkt uns der Grund: »Wäre Samo ein Zeitgenosse gewesen, so hätte ihn Fredegar nicht homo quidam nennen können.« — Der Franke sprach als gerne verdunkelnder Gegner. Nicht Jedermann, den Napoleon »le nommé« nannte, war deßhalb ein unbedeutender, vielmehr ein sehr bedeutender, ihm furchtbarer Mann — und was unsere Salons

Wir gehen nun über zu dem dritten Artikel dieser Rubrik, zu der neuen Lieferung der monumenta boica, die eine wahre

einen quidam heißen, ist etwas ganz anderes, als in einer Mönchschronik des Mittelalters, die damit nur sagt: »einer, von dem wir bis dahin blutwenig wußten, einer, der mit unserem Bisthum oder Kloster nicht verkehrt hat.«

Auch der Grund ist nicht entscheidend, daß er sagt: »quod postea temporibus Sigiberti et Chlodovei regum (also zwischen 638—658) conservatum fuisse constat.« Warum nicht lieber temporibus nostris« oder »hactenus?« — Was ließe sich nicht alles auf diese Weise von rückwärts in die Historie hineinfolgern? Im cap. 81 gibt Fredegar eine Uebersicht der Regierung des zweyten Constans (642—668), und beschließt: »quemadmodum hoc factum fuisset eventum, anno in quo explectum est, in ordine debito referam, et scribere non silebo, donec de his et aliis optata, si permiserit Deus, perficiam, huic libello cuncta mihi ex veritate cognita inseram.« — Allerdings vergangen, aber deßhalb keineswegs längst vergangen, erscheint hier dem Fredegar die Zeit des Constans, noch daß er lange nach 668 geschrieben haben müsse? Mögen immerhin manche Quellen der merovingischen Epoche vertilgt worden seyn. Waren sie alle wie Gregor von Tours, glichen sie alle seiner Beschönigung eines der abscheulichsten Menschen aller Zeiten, des den Römern und Alemannen obsiegenden Ahnherrn Chlodwig, so gab es wahrlich keinen Grund dazu. — Die Pipine konnten es nicht besser verlangen. — Wer immer der Gewalt huldigt, wer für alles, was sie verübt, ein beyfälliges oder entschuldigendes Lächeln oder gar (wie für Chlodowigs Meuchelmorde Gregor von Tours) eine frömmelnde Entschuldigung bereit hat, der hat keinen Dynastienwechsel zu fürchten. — In sofern läßt sich, wenn man anders nicht die Glaubwürdigkeit aller alten Chronisten untergraben will, keineswegs folgern, Fredegar gelte nicht als ein guter Zeuge (zumal in Ermanglung besserer) für die Ereignisse von 623 bis 632. Wer spräche ihn übrigens frey von den Gebrechen aller mittelalterlichen Chroniken?

Cap. 48, J. 623 erzählt Fredegar Samo's Ankunft, die Erhebung der Slaven und namentlich der Vinidi bifulci wider der Avaren unerträgliches Joch. Niemand bezweifelt die Macht und die Ausbreitung des slavischen Namens. Damit ist aber keineswegs unvereinbarlich, daß einzelne Stämme vom Nachbarvolke unterjocht, durch geraume Zeit im Kriege vorangetrieben, und im Frieden mit roher Willkür mißhandelt wurden? — Wir möchten jene Erzählung Fredegars von den Vinidis bifulcis weder aus Empfindlichkeit für einen nicht nur erlaubten, sondern erwünschten Nationalstolz, noch viel weniger als gelehrte Philisterey verwerfen. Vielleicht könnte man sie eher (obwohl auch nur aus vorgefaßter Meinung) anfechten von derselben Seite, von der man auch Tells Geschichte und andere heroische Züge bezweifeln wollte, gerade vom Gegentheile, nämlich daß dasselbe Begegniß, derselbe Zug sich in der Geschichte vieler kriegerischer Barbarenvölker nicht

Digitized by Google

geschichtliche Schatzkammer des gesammten Oberdeutschlands zu werden versprechen, seit sie verjüngt aus dem Verfalle empor-

nur des Mittelalters, sondern selbst der neuen Welt wiederholt hat. — Daß Slaven auch gegen Slaven kämpften, begehet wohl Niemand in Abrede zu stellen? Fast immer aber galt ihr Kämpfen im Vordertreffen wohl den Franken und Longobarden. — Negotiator und negotiari, nicht als Schacher, sondern als Kriegsdienst, Reislaufen, Condottierenwesen, war sehr natürlich, wo der Handel in weiter Entfernung durch verödete Strecken, zu Völkern geführt werden mußte, die lieber von Beute hörten, als von Waare, und immer bereit waren, zu rauben, um so seltener aber zu kaufen oder zu tauschen. — Gleich dem Herkules mochte auch Samo Kaufmann und Kriegsmann seyn. — Auch der Handel zu den Hunnivaren, zu den Bulgaren belebte die Donau. Deßhalb sucht noch Niemand bey ihnen eine »so hohe Culturesstufe.« — Was auch des unglücklichen Mauritius Strategicon von dem Freyheitssinne der Slaven sagt, bey denen Sklaverey etwas Unerhortes gewesen seyn soll, die den Hunnivaren unterworfenen Slaven an der Enns und Drau erscheinen, als wir ihrer in der merovingisch-agilolfingischen Zeit zuerst ansichtig werden, keineswegs in so glänzender Unabhängigkeit, — servi sive Slavi, — Slavi (Vinidi, Vinades) sive mancipia, — Slavi ejusdem districtui jurisdictionis (der Hörigkeit) subjaceant aut exterminentur — Wie die austrasisch-bayerische Macht sie beym vorübergehenden Zurückdrängen der Hunnivaren gefunden, so blieben sie auch. Doch stoßen wir unter Thassilo ausnahmsweise auch auf proprietatis liberorum Slavorum!? — Sennomago ist doch etwas zu gesucht (mit Luden) der pagus Semnonum der Mittelelbe? — Samo, der gewaltige Slavenheld, und unter den Slaven geboren, war vielleicht der Sohn eines kriegsgefangenen fränkischen Großen, und so konnte er natione Francus und doch Slavus manens in Carentanis seyn, Wo wurde denn Hermann, wo Scanderbeg zur Befreyung ihres Volkes geboren? Vortrefflich paßt damit das starre Verläugnen alles Fränkischen, daß sogar der Machtbote Dagoberts, um vor Samo treten zu dürfen, sich slavisch kleiden mußte. — Der oben als Quelle durchaus verworfene Anonymus von der Bekehrung der Carentaner gilt hier als Quelle, weil er bezeugt, daß Samo ein Slave gewesen. Nach diesem Gange würde bald alles, was wir von der ältesten Geschichte der Weststaven wissen, hinweg niebuhrisirt seyn.

Cap. 58, zum J. 628. Circa limitem *Avarorum et Slavorum* soll Slavenstämme andeuten, welche weder von den Franken, noch von den Avaren abhängig waren?? Dem ist nicht also! — Von den Franken wohl; es gibt aber große Strecken, wo die letzteren mit den ersteren vermischt lebten, und Fredegar hat ja seine ungnädig vermerkte Erzählung cap. 48 durch diese Worte nicht wieder aufgehoben.

Cap. 68, J 630. Genugthuung für Mord, Raub, Unterbrechung der Caravanen sind gewöhnlich die ersten Unterhandlungen zwischen noch rohen Völkern und den cultivirten mächtigeren

Digitized by Google

stiegen, in welchem sie vorzüglich Westenrieders kaum begreiflicher Eigensinn so lange niederhielt.

Nachbarn. — Rußland war und ist häufig in diesem Falle. — Daß Samo »einen geregelten Hofstaat hatte, daß Ruhe und Ordnung in seinem Reiche und Mäßigung in seinem Rathe herrschten,« ist wohl nur sehr kunstreich aus diesem Capitel 68 herauszuziehen. — Samos vorherrschender Einfluß über alle Westslaven ist kaum zu bezweifeln. Ausgearbeitete staatsrechtliche Formen würde man in jener Zeit vergebens suchen. — Die Wogastisburg lag wohl viel wahrscheinlicher (nach Mannert's und Palacky's Vermuthung) da, wo später die Main-Winden und Rednitz-Winden gefunden werden, als in Steyermark? Für Voitsberg spricht ohnehin nur eine leidige Assonanz.

Cap. 72, J. 630. Ludens Läugnen des von Dagobert den Bajoariern anbefohlenen Bulgarenmordes beruht auf nichts, als auf einem unbelegten Einfall. — Die Menschen und Ereignisse hatten damals einen viel rauheren, blutigeren, riesigeren Charakter. — Gewiß war Herzog Waljuch in Carentanien.

Cap. 74, J. 631. Was für eine, vielleicht nur kurze Zeit oder für mehrere unterbrochene Zeiträume gilt, kann nicht für allzeit angenommen werden, so auch hier die Zinsbarkeit der Sachsen. — Jetzt gab eine augenblickliche Schwäche der Franken den Unterdrückten Luft. Jetzt berufte sie wieder ein starker König oder ein gewaltiger Majordom. Dann schöpften sie wieder unbändig Athem, und werden neuerdings niedergehalten. — So erstreckte auch unzweifelhaft die austrasisch-bajuarische Macht einigemal ihr Schwert und ihre Missionen durch einige Zeit hinuber in hunnivarisches Land über die Enns. Aber bald war alles wieder von den nomadischen Guerillas überschwemmt, und unter den letzten Agilolfingern und noch bey Carls des Großen Eroberungszug 791 ist Anesus fluvius certus duorum regnorum limes — und Hunni Bajoarios ultra fluvium Anasum invaserunt.

Cap. 75, J. 632. So gefürchtet sind bereits die Westslaven, daß Dagobert, der letzte gewaltige Merovinge, nicht bessern Rath weiß, als die Trennung des großtentheils deutschen Austrasiens (Hauptstadt Metz) von dem größtentheils romanisirten Neustrien und Burgund (Hauptstadt Paris). — Samo's Sitz im nordwestlichen Böhmen, zwischen der Eger, Elbe und Moldau, etwa im heutigen Saatzer oder Rakonitzer Kreise.

Cap 77, J. 633, und cap. 87, J. 640. Ob seines doch nicht allzugroßen Glückes wider die Slaven schwindelt dem Thuringer Herzog Radulf, daß er selbst seinem Könige Sigebert nur Scheingehorsam leistet. — Diese das Slavenreich Samo's betreffenden Stellen in Fredegars Chronik schließt Palacky mit einigen einfachen, aber wichtigen Bemerkungen. — Böhmens Urzeit ist reich an Mythen, Sagen und Liedern, aber schon vor dem ältesten Geschichtschreiber Cosmas ist des Nationalhelden Samo Gedächtniß wie in Nebel zerronnen. — Zurückgeführt hat es erst wieder seit kaum sechzig Jahren der emsige Pelzel, nicht ohne Widerspruch — und auch er läßt Samo nur als Heeresfürsten, nicht als königlichen Herrscher gelten. — Daß die Fürsten-

Digitized by Google

3. Die akademische Gedächtnißrede des Jahres 1830 über die monumenta boica (Jahrbücher LII. 135—164) gewährte einen möglichst erschöpfenden Ueberblick des bayerischen Urkundenschatzes und seiner gemeinnützigen Verlautbarung in den XXVII Bänden der alten und in der neuen Folge dieses, seit dem Anbeginne des Jahres 1829 regenerirten Nationalwerks. — Vom XXXIX. bis zum XLVII. Bande lieferten diese Jahrbücher unter der noch keineswegs erschöpften Rubrik: »Perlen aus der Geschichte Oesterreichs im Mittelalter, aus den urkundlichen und Handschriftenschätzen Münchens,« Aufschlüsse, von sehr vielen oberdeutschen Geschichtsforschern mit Dank und Liebe empfangen, und bereits vielfach benützt. — Des Freyherrn von Hormayr Archiv für Historie, Statistik, Literatur und Kunst (Jahrgang 1810, Nr. 95 und 97) und seine Geschichte Wiens (II. Jahrgang, V. 57—75) gaben in den Geschicken des geheimen Staats-, Hof- und Hausarchives in der Kaiserburg zu Wien, dessen Vorstand er durch geraume Zeit gewesen, zugleich einen Ueberblick der vorhandenen Quellen, des kritischen Quellenstudiums des Archivswesens und der um das Eine und um das Andere in früheren und in späteren Tagen verdientesten Männer. — Als Nachtrag zu jener akademischen Rede über die monumenta boica mochten die im Inlande 1830, Juny, Nr. 151—161, gelieferten Notizen: »Ueber Archive und Archivswesen in Bayern und deren jüngste gemeinnützige Leistungen,« gelten. — Nach einem mit anziehenden Thatsachen ausgestatteten Eingange über den Vandalism des

gewalt bey den Slaven damals noch nicht geduldet war, ist unerweislich. — Doch möchten Waljuch (dux Vinidorum in marca Vinidorum, — das ist alles, was wir von ihm wissen), und *Deruan*, dux gentis Urbiorum, qui ex genere Sclavinorum jam olim ad regnum Francorum adspexerant, se cum suis ad regnum Samonis tradidit, schwerlich als Souveraine anzunehmen seyn, allenfalls als Häupter des edelsten Geschlechtes, etwa umgekehrt wie die Germanen, *duces* ex virtute, reges e *nobilitate* sumebant? — Vor Samo und nach ihm ein langes Dunkel. — Er steht ganz allein: — über seine Nachkommen und Nachfolger nicht einmal eine leidlich gründliche Vermuthung, — seiner Größe Spiegel nur in seinen Gegnern, nicht in seinen Freunden und Untergebenen — Die Dürftigkeit der Quellen läßt wenig Hoffnung, zu enträthseln, ob Samo auf die 630 von Constantin erzählte Auswanderung chorwatischer und serbischer Stämme, von der Oder und Elbe an die Save und nach Dalmatien, Einfluß gehabt habe? — Doch bey Palacky's Fleiß und Scharfsinn ist es nicht erlaubt, selbst an der dürrsten Aufgabe zu verzweifeln.

Digitized by Google

Centralisirens und der Klosteraufhebungen in Bayern und Oesterreich, wird die eigentliche Anlegung eines Staatsarchives in Bayern fast auf dieselbe Zeit gesetzt, in welche sie in Oesterreich fiel — Hier geschah sie durch Kaiser Maximilian den Ersten, in dessen Hand alle österreichischen Lande zusammenfielen. In Bayern geschah sie durch seinen Schwager, Albrecht den Weisen, der nach den langen, fluchwürdigen Zerstücklungen und Theilungen wenigstens in Bayern Erstgeburt und Untheilbarkeit herstellte. Zwar die erste Spur der Sorgfalt für die schriftlichen Ueberlieferungen der Vorzeit finden sich schon unter dem großgesinnten Kaiser Ludwig und seinem Kanzler Ulrich Hangenor; doch verflüchtigt sie sich allzubald wieder in dem beklagenswerthen Treiben seiner Söhne.

Ein seltsamer Zufall, daß drey Bayern aus dem Oberdonau- und Untermainkreise den österreichischen Urkundenschatz ordneten, der Augsburger Matthaus Lang von Wellenburg, nachmals Cardinal und Kirchenfürst von Gurk und von Salzburg (der mit Ladislaus Sundheim auch die auswärtigen Archive forschend und sammelnd bereiste), Conrad Pickel (Celtes) und Johann Spießhammer (Cuspinian), beyde von Schweinfurt. — Der Propst an der Münchner Frauenkirche, Johann Georg Neuhauser, dachte ernstlich daran, aus den Schatztruhen und Briefgewölben von Landshut, Ingolstadt, München und Straubing ein allgemeines Landes- und Hausarchiv herzustellen. Sein getreuer Gehülfe hiebey war Augustin Cölner von Neustadt, Geheimschreiber der Herzoge Wilhelm und Ludwig, Lehenpropst und Oberzollner in München, Freund Aventin's und Conrad Peutingers, und Vertrauter des Kanzlers Leonhard von Eck. — Die älteste Archivsinstruktion ist von 1554. — Albrecht V. setzte seinen vertrauten Sekretär Erasam Wend von Amberg über das geheime Brief- und Kanzleygewölbe. Die Oberleitung hatte jedoch der berühmte Herausgeber des bayerischen Stammbuchs und der salzburgischen Metropole, Wiguläus Hund auf Sulzemoos, Hofrathspräsident und Pfleger zu Dachau. Unter Herzog Wilhelm erhielt der Jesuite Michael Arrodennius die Erlaubniß, zu freyerer Bewegung aus dem Orden zu treten. Er wurde Hofkaplan, Pfarrer in der Burg des alten Hofs, 1590 wirklicher Archivar mit der, schon einmal dem Ingolstädter Lehrer Hieronymus Ziegler angehängten Aufgabe: »den bayerischen Historienschreiber Aventinum zu corrigiren.« — Staatsklug, wie wenige deutsche Fürsten vor und nach ihm, hat der Churfürst Max I. die Geschichte als wahre Staatsangelegenheit erfaßt und zu behandeln gewußt. An die Spitze

seines Archives, das er in das innere und äußere und in die geheime Staatsregistratur theilte, stellte er den, durch die Vertheidigung Kaiser Ludwigs, durch die Vermehrung der Hundischen Metropolis, durch die Delineatio Norici veteris rühmlich bekannten Christoph Gewold († 1622), den Herausgeber der Jahrbücher von Rebdorf und Reichersberg. — Was Arrodenius durch die Gründung der sogenannten »summarischen Registratur,« das bewirkte in einem anderen Zweige der Archivar Johannes Lieb von Bamberg († 1626) durch den dritten Theil des Hundischen Stammbuches (eben nun durch den Freyherrn Max von Freyberg ans Licht gefördert), und durch seinen von Aettenkofer ergänzten und vermehrten Adels- und Wappenselect. — Oefele bewahrte die Rhapsodias hist. genealog.; Liebs seine adversaria und miscell. Schlierseensia Seine weitläufigen Adelsnotizen und seine Zusätze zu Hund's Stammbuch wollte bereits Oefele's Stiefbruder Späth ediren. — Fast denselben Einfluß, wie unter Albert V. der gelehrte Hund, gewann jetzt der Landschaftskanzler Georg Herwart von Hohenburg. Unterstützt wurde auf des geschichtliebenden Herzogs Befehl auch der große Markus Welser, katholischer Stadtpfleger Augsburgs, für seine res boicae, augustanae vindelicae und antiqua monumenta, und der Ingolstädter Lehrer Nikolaus Burgundus, der dem Herwart in der (von der Gegenpartey sehr übel angesehenen) Vertheidigung Kaiser Ludwigs nachfolgte. — Maximilian verehrte den großen Ahn so sehr, und wußte seinen Schatten so richtig als politisches Bild anzuschlagen, daß dieses unbeugsame Haupt der katholischen Ligue in Rom selber gegen die Verunglimpfungen des Predigermönchs Bzovius Genugthuung erzwang!! — Der von Maximilian zur Geschichtschreibung erkorne Andreas Brunner stockte plötzlich, wie er an die harte Nuß dieses Zerwürfnisses mit dem heiligen Stuhle zu Avignon kam. — Bereitwilliger hatte ein anderer Ordensbruder Jakob Keller (Verfasser des in München erschienenen berüchtigten Tyrannicidii) an Herwarts Ludovicus Imperator defensus Theil genommen. Dagegen lieh wieder der Kanzler Adelzreiter seinen Namen den Annalibus boicae gentis des Rectors und Beichtvaters Verveaux. — Wohl hatten diese Männer von Zeit zu Zeit und theilweise die Einsicht der Archivsrepertorien und der Landtagsakten. Doch war es keinem von ihnen, nicht einmal dem Kanzler Adelzreiter, vergönnt, ununterbrochen und folgerecht aus dem Urkundenschatze des bayerischen Archives zu schöpfen. Somit bleibt es ein zwar derber, aber wahrer Ausdruck des Ritters von Lang, daß die in

Digitized by Google

Adelzreiter vorkommenden urkundlichen Stücke, Auszüge von Theilungs-, Bündniß- und Lehensbriefen und politischen Correspondenzen ꝛc. gleichsam wie trockene Stücke Brot, ohne Salz und Schmalz, zum Fenster herausgelangt seyen, wie es denn gewöhnlich zu kommen pflege, wenn man solche einzeln zugeworfene Brocken ohne Vor- und Nachaften aufnehmen soll. — Bey archivalischen Untersuchungen ist die Kunst des Gebens und Nehmens meist eben so eine Kunst, wie jene des Fragens und Suchens!? — Daraus erklärt sich auch, daß seit Aventin, Welser, Brunner und Adelzreiter, bis auf Westenrieder und diesen mit eingeschlossen, so wenig Neues in den bayerischen Geschichten zu Tage gekommen sey, und meist Einer dem Andern nachgeschrieben habe, in urkundlichen Thatsachen sowohl, als noch weit mehr in eigentlichen Ansichten — Lori und Lang ausgenommen (auch Gemeiner blieb meist auf Ratisbonensia beschränkt), hat keiner der verdienten bayerischen Geschichtsforscher bisher das Archiv näher, noch weniger in seinem eigentlichen Umfange kennen lernen. Es ist also noch unendlich viel zu entdecken übrig, nicht bloß zu bearbeiten. — Bayerns Geschichte ist noch nie mit einem deutschen, geschweige denn mit einem europäischen Auge angesehen worden, und diese Isolirung — war in der Historie eben so eine Erbsünde, wie das Versäumen der Augenblicke und das Verlieren der Gelegenheiten in der Politik. — Länder, die bis tief ins Mittelalter eine Geschichte mit Bayern haben, sind längst davon abgerissen; andere hingegen, die jetzt Bayern angehören, haben eine ganz andere Geschichte. Dadurch wird die Aufgabe äußerst verwickelt, und die episodische Behandlung begehrt große Gewandtheit. — In der unglücklichen Epoche Max Emanuels nach der Schlacht von Blindheim bis zu seiner Wiedereinsetzung erlitt das bayerische, vorzüglich oberpfälzische Archiv manchen erheblichen Verlust. Der Kabinetssekretär Wilhelm arbeitete viel im Archiv, meist für genealogische Zwecke, mit Geschicklichkeit, aber mit wenig Gewissenhaftigkeit, wenn es der Aufrechthaltung irgend einer gewohnten Lieblingsansicht galt. — Der zweydeutige, immer hinter der Legitimität des Sieges und des Beutels einherziehende Kanzler von Unertl legte sich wenigstens das Verdienst der Rettung des Archives während der österreichischen Besitzergreifung Münchens bey. — Leider waren zu ihrem eigenen Verderben die beyden Zweige Wittelsbachs, jener am Neckar und Rheine und jener am Inn und der Donau, fast immer einer auseinanderstrebenden Politik gefolgt. Somit entschleyern auch alle ihre Schritte und Bündnisse (wohl ein Hauptgrund der seltenen Wichtigkeit des

Digitized by Google

Münchner Archives) die Geheimnisse entgegengesetzter Parteyen, der katholischen Ligue, wie der protestantischen Union, der Höfe von Wien und Madrid, wie des Louvre, des Stockholmerschlosses und der Seemächte.

Als Pfalz und Bayern nach langer, erbitterter Entzweyung auf die eingreifende Lehre des spanischen Erbfolgekrieges sich endlich näherten, wurden zum Haus-Unions-Vertrag vom 15. May 1724 die früheren Theilungs-, Erbverbrüderungs-, Anwartschafts- und sonstigen Hausverträge vollständig zusammengestellt. Eben so bey den analogen Unterhandlungen von 1766 und 1771 und zu dem am 19. Juny 1774 geschlossenen Vertrage wegen des Mitbesitzes und wegen der Untheilbarkeit der bayerischen und pfälzischen Lande.

Der Hauptschritt zur Centralisation der Archivalien geschah 1757 durch den, seit Carl VII. an der Spitze des äußern Archivs stehenden Attenkofer. Seine Geschichte ist übrigens nicht von ihm, sondern das Werk vereinter Bemühungen des Geheimrathes von Obermayr und des eigentlichen Gründers der Akademie, Bergrathes von Lori. Eben dieselben brachten die äußerst reichhaltigen, unter Fischers Namen erschienenen »kleinen Schriften« über die Straubinger Erbfolge und über viele Zweige des bayerischen Staatsrechtes aus Licht. — Lori's Lechrain, seine Bergwerksgeschichte, sein Ludwig der Reiche, sichern ihm eine ehrenwerthe Stelle. Sein chronologischer Auszug der Geschichte Bayerns bis auf Heinrich den Löwen (die schöne Arbeit seines ruhmvollen Exils in Neuburg) bleibt ein unentbehrliches Handbuch für jeden süddeutschen Geschichtsforscher. — Lori selbst führte jenen frommen Wunsch eines chronologischen Generaldirectoriums aller bereits gedruckten, Bayern betreffenden Urkunden schon ziemlich weit fort. — Vorzüglich auf seinen Betrieb wurden ältere Serien, wie die Fürstenbände, die Neuburger Copialbücher (jene vorzugsweise die Münchner, diese die Landshuter und Ingolstädter Linie berührend), die Privilegienbücher, die vielen Faszikel über den dreyßigjährigen, über den spanischen Erbfolgekrieg ꝛc. ꝛc. ergänzt, vermehrt oder neu zusammengereiht. — Ueber Planlosigkeit und Verwirrung der Archive war lange geklagt worden. — König Max Joseph weihte auch diesem Theile der Verwaltung sein Augenmerk. Der Minister Graf Montgelas wirkte als Liebhaber und Kenner ein. Wenige Staatsmänner seines Jahrhunderts sind so lebendige Repertorien der alten und neuen Geschichte, und insonderheit der französischen Memoirenwelt. Die Arbeiten des Ritters von Lang und der Archivare Stumpff und Gemeiner griffen trefflich in einander.

Digitized by Google

Die endlich ausgesprochene Abtheilung der ungeheuern Masse in ein Hausarchiv, Staatsarchiv und allgemeines Reichsarchiv, aus wissenschaftlichen Grundbegriffen entsprungen, war den Bedürfnissen der laufenden Verwaltung und der Geschichte noch am meisten zusagend. — Die seit 1812 beschlossene Vervollständigung des Reichsarchivs aus seinen Filialen in Bamberg, Nürnberg und Würzburg, und aus den Conservatorien der Trausnitz zu Landshut und des alten Hofes in München wurde seit dem Jänner 1829 in der Art bewirkt, daß die Originale bis zum Jahre 1400, als zum festgesetzten terminus ad quem, ohne Lücken beysammen stehen: eine wahre Schatzkammer der Historie des gesammten Oberdeutschlands.

Von den zwey seit 1829 aus dem Reichsarchive ausgehenden Nationalwerken erörterte der LII. Band dieser Jahrbücher und die gegenwartige Anzeige die neue Folge der monumenta boica. — Erst später kann von dem zweyten die Rede seyn, an der Fortsetzung der Regesta sive rerum boicarum autographa, die der Ritter von Lang von Carl dem Großen bis ans Ende des dreyzehnten Jahrhunderts geführt hat (Jahrb. XII. 100, XIX. 107, dann XXIV. 225 und LII. 167), und die keineswegs im Beginne der reichhaltigsten Periode und beym ersten Eingreifen Bayerns in die europäischen Händel abbrechen, sondern bis in die Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts durch die Epoche Kaiser Ludwigs fortgeführt werden sollen, wie bereits im letztgedachten Bande bemerkt wurde. — Der Streit um die niederbayerische Vormundschaft, um die Kaiserkrone mit Friedrich dem Schönen, um die Unabhängigkeit der Kaiserwürde und der Kaiserwahl mit den Päpsten in Avignon, der plötzliche Aufschwung der Geister in Deutschland und Italien, die Unterhandlungen mit England und Frankreich, die unruhige und ränkevolle Rivalität des Hauses Böhmen-Luxemburg, die äußerst verwickelten Verhältnisse mit verschiedenen Tyrannen und Gemeinwesen Italiens machen sie überaus merkwürdig — Die Wiederholung ist überflüssig, daß die Kaiserbriefe, deren der bayerische Urkundenschatz vielleicht eben soviel aufzuweisen hat, als das übrige Deutschland zusammengenommen, der wahre goldene Schlüssel der Geographie und der ganzen Verfassung des Mittelalters seyen. — Aus Bayerns Hochstiftern ist die, vor den Hunnivaren von Lorch nach Paßau geflüchtete sogenannte Apostelkirche die älteste. Sie hat den Böhmen, den Marhanen und den Ungern Prediger und Lehrer gesendet. — Durch mehr als ein Jahrtausend umfaßte ihr Sprengel ganz Oesterreich, und behauptete bis zur Sekularisation weitläufiges Besitzthum daselbst.

Digitized by Google

Nach dem langen Verfalle der monumenta boica und der beynahe verjährten Gleichgültigkeit des Auslandes gegen dieselben war es unstreitig klug, mit den Urkunden dieses Hochstiftes anzufangen, die ob und unter der Enns, in Böhmen und Innerösterreich eines eben so großen Interesses als in Bayern selbst gewiß seyn dürfen.

Die gegenwärtige Anzeige auf dasjenige beschränkend, was in dieser vom Tode Heinrichs des Heiligen und dem Ausgange der Sachsenkaiser, die ganze Reihe der Salier hindurch, bis auf den ersten Hohenstauffen Conrad reichenden Abtheilung des Kaiserselectes, die österreichischen Lande unmittelbar berührt, heben wir davon folgende Stücke aus: — für das babenbergische Oesterreich: Conrads II. Schenkung von 50 königlichen Mansen zwischen der March und Donau, in der Grafschaft des Markgrafen Adalbert des Sieghaften, an Arnold Grafen von Lambach und Wels, seine Gattin Reginlinde und seine Söhne (als welche ein Otto, der Würzburger Bischof Adalbero, Stifter von Lambach, und Gottfried, Markgraf der obersteyerischen Mark, bekannt sind, die von ihm an den traungauischen Ottokar, sein Allod aber durch die Erbtochter Mathilde an die Formbacher Eckberte überging), 1025, 11. May, Bamberg. — Conrads Schenkung aller Zehnten in orientali provincia in Markgrafen Adalberts Grafschaft, auf der Nordseite der Donau, 1025, 4. Dezember, Tribur. — Desselben Kaisers Schenkung nach Freysing mit königlichen Huben an der Url in Adalberts Grafschaft bey Mauer (den Römern ad muros), in der Nähe der Maierthümer Adalberts des Markgrafen und Aribo's von Ennsburg, 1034, 7. May, Regensburg. — Sehr merkwürdig bezeichnet dies Diplom die Gränzscheide der Ostmark und Carentaniens von dieser Seite, und wie die heutige Steyermark durchgehends unter dem carentanischen Namen begriffen gewesen sey: »a *termino orientali*, ubi liudzimannespah influit *Ibisam* et inde phezniza deindeque *rudnicham*, itemque a termino occidentali a villa chrellindorf usque in fluuium Zuchaha et ad rudnicham, sicque ad *montana carinthiam respicientia* « — Eine Seitenstetter Urkunde von 1116 setzt die Karintischeide, wo noch heut zu Tage die Mark zwischen Oesterreich und Steyer ist, bey dem zur Hollensteiner Pfarre gehörigen Bauernhofen, die Gschaid genannt, bis zur Fränz. Die Pfarre Hollenstein kam erst später wieder ab von der Benediktinerabtey Seitenstetten, noch jetzt bezieht dies Stift den Zehent von den nächsten Säcularpfründen St. Georg in Reut, Openitz, Gösting und Meutling, die übrigen in den Paßauer Saalbüchern genannten Orte: Aschbach, Biberbach, Allhardsberg, Krenstetten, liegen an der Yps, ex utraque

Digitized by Google

parte fluminis Ybisae? — Der in diesen Jahrbüchern (auch gelegenheitlich der vorjährigen Rede über die monumenta boica) erwähnte goldene Steig des fürstlichen Einsiedlers Günther durch den Nordwald zur Verbindung Regensburgs und Paßaus mit dem innern Böhmen und zu dem bald darauf sehr beliebten Handelszuge von der Donau an die Weichsel und Oder und weiter nach dem Norden in den Kaiserbriefen Heinrichs des III., 1040, den 17. Jänner, Augsburg. — Conrads des II. und Heinrichs des III. Briefe vom 19. July 1033 Imleb und 18. Jänner 1040 Augsburg über den Königshof Alrain für die Freysinger Bischöfe Egilbert und Nitker in der Mark und im Comitate des Markgrafen Adalbert, — die auf Heinrichs des III. Zuge nach Ungern zu Perschling dem getreuen Reginold und dem Kloster Niederaltaich am 3. Juny 1045 gegebenen Briefe über königliche Güter zwischen der Fischa und Leytha, Taja und Zaja, und für eben dieses Altaich 1048, 8. April, Regensburg, Königsgründe an der Schwarza in orientali pago, an der carentanischen Gränze neben dem Gute Ulrichs, des Sohnes des Neuburger Grafen Thiemo; — 1048, 2. Okt., bestätigt Heinrich dem Bischof Hartwig von Bamberg das Gütchen Rotenmann, slavisch Cirminah geheißen, im Paltenthal und Gau in der Mark Gottfrieds; — 1049, 16. Juny, zu Gmünd Heinrichs Brief für Paßau über den Wald- und Forstbann zwischen der Sabnich und Tümnich in der Grafschaft des Markgrafen Adalbert; — 1051, 16. August, zu Paßau auf seiner neuerlichen Heerfahrt nach Ungern gibt Heinrich dem Kloster Metten in Adalberts Grafschaft einen Jahrmarkt; — 1051, 25. Okt., zu Heimburg aber auf den Altar unser lieben Frauen und St. Mauriz und Lorenz in Heimburg, den zehnten Mansus und den Zehent totius regionis in finibus ungarorum gladio ab hostibus acquisitae in pago Osterriche, zwischen Fischa und Leitha und bis an die March, nicht minder das Gut Sieghartskirchen im Gau Oesterreich und in der Grafschaft des Markgrafen Adalbert; — 1052, 20. July, zu Paßau bekräftigte Heinrich dem Paßauer Bischof Egilbert alles Besitzthum seiner Kirche, darunter die Abtey Kremsmünster, in Oesterreich Kirchbach am Fuße des comageniſchen Gebirges, Mattsee, Oettingen, Reit und Aufhausen: quemadmodum eandem Adalbertus ejusdem sanctae pataviensis aecclesiae episcopus *pro anesipurch sanctae lavriacensis aecclesiae* praedio, ubi quondam *episcopatus sedem* fore novimus, ab henrico duce bawauiorum juste et legaliter in concanbium accepit. — 1055, 20. Nov, Prissia schenkt Heinrich III. seinem Kanzler Günther königliche Gründe und den daran gelegenen Berg in comitatu Ernestonis, osterich dicto, montem

scilicet Averhilteburchstal. — 1055, 14. Dez., in Ulm vergabt Heinrich nach Paßau das Gut des als Hochverräther abgeurtheilten Richwin, Gobatsburg und Chrowaten. — 1056, 10. July, zu Berchtenſtadt eben dahin Baumgarten und das Thal bis an die ungriſche Gränze und bis an die Lundenburger Straße, Heinrich IV. beſtätigte dieß 1063, 25. Okt., zu Regensburg, und ſchenkte eben daſelbſt 6. März 1076 den Flecken Dieſurt mit der Ueberfuhr über die March nebſt den Orten Baumgarten, Stapfenreut und Motſiedel in pago ostricha in marcha Ernusti marchionis. — 26. Nov. 1074 zu Regensburg ſchenkte Heinrich IV. aus dem ihm vom Ungern-König Salomon abgetretenen Gebiete 100 Manſos bey Bruck an der Leytha, Königsbrunn, Neuendorf und Haslau, von der Leytha bis Bertau, mit Ausnahme des Wildbannes auf den Leythabergen und einer Beyſteuer von Seite des Domes zu Freyſing, in Wieſelburg eine Grenzveſte aufzurichten. — Merkwürdig iſt des Hohenſtauffen Conrad Brief für St. Peter in Salzburg über ein Achtel der Saline, welche Heinrich, der Richter von Laufen, ac trapezita Cuonradi salzburgensis archiepiscopi vermacht hatte in loco super Tekkindor ferebret 1144 in Nürnberg — Weiſſenau im Bamberger Sprengel quam olim vir illustris Erbo nomine et uxor ejus Willa, et neptis sua Hademuot fundaverunt, erhält die freye Abteswahl und unmittelbaren königlichen Schutz 1146 Ende Jänners zu Regensburg. — Derſelbe Aribo, Pfalzgraf Lothars des Starken Bruder, Sohn des Pfalzgrafen Hartwig, Enkel Aribos, des Stifters von Seon und Göß, ſtiftete der gemeinen Meinung nach auch die carentaniſche Abtey Millſtadt, am See gleiches Namens, — von ihm die berühmten Stellen des ſächſiſchen Annaliſten. — 1102 Aribo nobilis princeps de Carinthia, et quondam Palatinus Comes in Bavaria, Hartwici Palatini Comitis Filius, jam grandaevus obiit in Domino. — 1104. Boto comes cognomento Fortis Erbonis supradicti germanus, jam plenus dierum non longe a Ratisbona defunctus est. Hi duo *fratres*, *Erbo* scilicet et *Boto*, Paterno Sanguine Noricae Gentis Antiquissimam Nobilitatem trahebant *illius famosi* Erbonis (des öſtlichen Gränzgrafen Aribo, Bruders des Markgrafen Luitbold) posteri, quem in venatu a Vesonta bestia confossum, vulgares adhuc cantilenae resonant, *Hartwici Comitis Palatini filii*, qui germanus fuit illius *Sigehardi*, qui Sigehardum genuerat, quem Ratisbonae peremptum jam diximus. *Mater* illius fuit nobilis Frideruna, a Retingo filio Botonis, filii Retingi itemque ex Botone nati, procreata. Quae post mortem Hartwici statim viduitatis velamine consecratur, adhuc Erbone par-

Digitized by Google

vulo, Botone impraegnata posthumo. — 1114, 14. April zu Worms bestätigt Heinrich V. als Erbe des den carentanischen Markgrafen angehörigen Ulrich von Weimar: nos, ad quos allodia supradicti Oulrici communi judicio principum nostrorum devenerunt. — 1147, 1 März, gab Conrad einen königlichen Schirmbrief cellae beatae dei genitricis Mariae sitae in loco qui dicitur *Waltsassen* cujus fundator exstitit vir illustrissimus Marchio Theobaldus von Vohburg.

Die ersten drey Saalbücher von Paßau erhielten in der oftерwähnten Rede über die monumenta boica ihre ausführliche Würdigung. — Der vierte Codex verdient gleich dem dritten den Namen jenes hochverdienten Bischofs Otto von Lonsdorf zu tragen, der sich um die bayerischen und österreichischen Geschichten kein geringeres Verdienst erwarb, als lange vor ihm Arno von Salzburg und Hitto von Freysing mit ihren emsigen Geheimschreibern Benedict und Cozroch. — Nicht zufrieden, die nach den hunnivarischen, marhanischen und magyarischen Verwüstungen so sehr verringerten Reste des alten, höchst denkwürdigen Lorcher Urkundenschatzes seines Hoch- und Domstiftes errettet und gesichert zu haben, und bedenkend, wie manche Abteyen, eben zum Ersatz so großer Unfälle, seinem Hochstifte als Mensal-Güter einverleibt, aber auch wieder von demselben getrennt worden, erließ er zugleich an alle Klöster seiner Diöcese Umlaufschreiben, auch sie sollten ihm Abschriften ihrer Urkunden, zuvörderst der päpstlichen und der bischöflichen, einsenden — Einen Theil der Ergebnisse dieser weisen Verfügung enthält dieser vierte Paßauer Codex. — Ihn eröffnet die jenem Cirkular Otto's entsprechende Antwort des Altaicher Abtes Hermann: »quia vestra interest cognoscere jura et privilegia Ecclesiarum vestre dyocesis, et scire, qua auctoritate quelibet ecclesia fruatur.« — Darauf folgen die damals neuesten Altaicher Privilegien (vorzüglich auch auf die österreichischen Besitzungen in der Gegend von Melk und Krems sich beziehend), hierauf sechzehn Freyheitsbriefe der Päpste Innocenz und Alexanders für die, als eine der vorzüglichsten Stützen des heiligen Stuhles geltenden minderen Brüder, denen eben darum auch erlaubt wird, was dem Säcularclerus und andern Orden streng verpönt war, nicht nur im Lande zu bleiben und Gottesdienst zu halten, auf welchem Excommunikation und Interdikt ruhte, sondern auch alle Abtrünnigen ihres Ordens aus eigener Gewalt zu fangen, in Ketten zu werfen und jedweder Strafe zu unterziehen, und den fremden Orden streng untersagt, aufzunehmen, was von ihnen weiche, den weltlichen Behörden aber geboten, keinen Abzug zu gestatten von den ihnen geweihten

Digitized by Google

letztwilligen Vermächtnissen. — Die geistlichen Gewalten in König Ottokars Landen werden gewarnt vor den neuen Augustiner-Eremiten, die den geliebten Minoriten Eintrag thun könnten. — 1280 erhalten die Vorstände der Dominikaner und Minoriten in Alemannien, Böhmen, Mähren und Polen den Auftrag, das Kreuz zu predigen, wider einen neuen Mongoleneinfall, wider ein bitteres Volk, bereit, aus der Tatarenwüste hervorzubrechen (gens amara, quae progrediens de terra Tartarorum nullam arbitratur potentiam invenire, quae valeat sibi resistere). — Nun folgen nach einander die Privilegia domus S. Floriani, domus Ardacker, jene von Kleinmariazell und Seitenstetten, Waldhausen, Gleink und Altenburg. Seltsam, daß von vielen dieser Corporationen, insonderheit von zwey berühmten, Melk und Göttweih, gar nichts eingesendet, oder nichts auf uns gekommen ist.

Den Namen St. Florians, das seit einem Vierteljahrhundert eine so ausgezeichnete Stelle in der österreichischen Nationalbildung einnimmt, und dessen hochverdienter Kurz allein eine kleine historische Bibliothek geschrieben hat, behauptet nach den Aufschlüssen des ältesten und des Lonsdorfer paßauischen Codex im ganzen Ostlande und in Altbayern den Rang des höchsten Alterthums, eines wahrscheinlichen Ursprungs von St. Severin, eines urkundlichen Daseyns unter dem Merowingen Dagobert und unter dem Agilolfinger Garibald. — Dieses vierte Saalbuch gibt die Restaurationsurkunden Bischof Altmanns 1071 — 1074 mit vielen nachfolgenden Begünstigungen paßauischer Kirchenfürsten. Das gewöhnliche Verzeichniß der Florianer Pröpste weiset unter Otto von Lonsdorf nur zwey Arnolde und zwischen ihnen einen Dietmar. Hier finden wir noch einen Sibotho, aber mit der Pfarre St. Michael, der 1258 der feyerlichen Untersuchung Otto's weichen muß, statt dessen Arnold substituirt, Sibotho aber mit der Pfarre St. Michael in der Wachau abgefunden wurde. — Ardacker's Patron war Freysing. — Das Archiv von Kleinmariazell ist in der Klosteraufhebungs-Epoche wie das Seissensteiner völlig verschwunden. Um so größeren Dank verdient alles, was uns davon errettet ward. — Ein viel besseres Loos wurde Seitenstetten. Schon öfters rühmten diese Jahrbücher, neben dem edlen Eifer des jetzigen, eben so liebenswerthen als ehrwürdigen Abtes Columban Zehntner, jenes des vorletzten Dominik Gusman († 20. März 1777) und des gelehrten Capitularen Joseph Schaukegel (geb. zu Wien 26. Okt. 1721, † ebendaselbst 11. April 1798), Verfasser eines römischen Norikums und des, den Genealogen des nördlichen wie des südlichen Deutschlands schätzba-

Digitized by Google

ren Spicilegiums und ager Billunganus. — Seitenstetten ist fast aufs Jahr gleichzeitig mit Herzogenburg und Klosterneuburg. Seitenstetten drang südwärts, wie S. Lambrecht ihm entgegen nordwärts, in die Bergwüste an den Gränzen der Ostmark und Carentaniens. — Der Stiftsbrief von Waldhausen ist gegeben zu Wien als König Conrad und halb Deutschland und halb Frankreich die Donau hinuntergezogen auf S. Bernards Donnerworte an den Hellespont und ins heilige Land. — Otto's von Wachland, des Stifters von Baumgartenberg, Gemahlin Jutta heißt in dem Stiftsbriefe selbst eine Gräfin von Peilstein, in andern alten Aufzeichnungen eine Schwester des Paßauer Bischofs Reginbert. Demnach gehörten die semperfreyen Edelherren von Hagenau und Hayde der Wurzel nach zum Peilsteinischen Stamme. — Die schon oben erwähnten Cultursversuche durch den weit gelichteten Nordwald erhalten in Bischof Mangods Urkunden Nr. 48 und 50 über die von Ernst von Traun errichtete Kirche und Gemeinde Langschlag und über das dem Gundaker von Steyer verliehene Schloß Wildberg anziehende neue Beleuchtung. — Der reiche Dietrich, Bürger von Wien, gründet eine neue Vorstadt, bey S. Ulrich in Zaismannsbrunn. — S. Peter in Salzburg gründet sich in Dornbach und diesem allzunächst in Währing, Michelbeuern einen Besitz auf altem Playenschen Boden. — Wie S. Pölten eine Tegernseer, Haag eine Bamberger Colonie war, brachte S. Wolfgang die Benediktiner von Monsee an Leopolds des Erlauchten neue Eroberungen in Stainkirchen und Wieselburg. — Das sulzbachische Sieghardskirchen kam durch die Erbtochter Elisabeth an ihren Gatten, den Pfalzgrafen Rapotho von ihm die Abtey Baunoburg.

Handel, Gewerbe und Städtewesen gehen in der reichhaltigen Sammlung keineswegs leer aus. — Bischof Gebhard verspricht den Paßauer Bäckern, daß sie weder geschupft, noch mit einer andern verunehrenden Strafe belegt werden sollen. — Krems hat seinen eigenen Physikus, Meister Heinrich, welchem Bischof Otto einen Theil der Zehnten des Rechbergerthales überläßt 1258. — Die S. Pöltner hatten die Vergünstigung, gefärbte Tücher nach Wien einzuführen, wofür sie dem Wiener Stadtrichter eine bestimmte Summe zu geben hatten, und diese wieder hereinbringen mochten von den Kaufleuten von Yps, Kilb, Melk, Pechlarn, Wilhelmsburg und Bostorf. — Zahlreiche Briefe beweisen, daß selbst so kleine Städtchen, wie S. Pölten und Efferding, eigene Rechte unter dem Krummstabe hatten, daß die Geldmacht entschieden beym Bürgerstande, daß diesem die bedeutendsten Gefälle versetzt waren. — Gozzo, der Richter von Stein und Krems, spielte damals eine so bedeutende

Digitized by Google

Rolle, wie mancher Zwingherr zahlreicher Burgen. — Spuren, jedoch selten, daß Mannen, edlen Ursprungs, durch Unterstützung der Bischöfe oder ihrer eigenen Familien, in die Orden des Tempels, der deutschen Herren oder S. Johannes in Jerusalem getreten, — daß der um seiner Anhänglichkeit an Rom willen geächtete kinderlose Graf Conrad von Wasserburg, nach dem Tode des erzürnten Friedrichs II., ja selbst Conrads IV., in Oesterreich herumgeirrt, daß die Einfälle der Ungern und Cumanen damals eben so grausam gewesen, wie jene der Mongolen und Tataren, und Ottokar deßhalb mehreren österreichischen Abteyen, wie Mariazell und h. Kreuz, als Schadenersatz Pfarreyen und Güter verliehen habe. – Es erscheint auch jenes berühmte, in Wien verburgrechtete Geschlecht der Ritter von Neuburg, die von ihrer Wohnung Otto von Haymo vom Hohenmarkt hießen. — Stifter der Bartholomäus-Kapelle in Hernals und bey Andrä auf der Mauer, und so berühmt in Volksmund, daß man ihr Geschlecht nur die Otthaymen und die von ihnen gestiftete Salvatorskirche die Otthaymerkapelle nannte, und derselben hölzernes Standbild als S. Ottenhaym verehrte, wogegen Leo X. ein eigenes Breve erließ. — Bedeutend ist auch Otto's Verwahrung (1258), daß er durch die gemeinsam mit dem großen Olmützer Bischof Bruno im Wiener Stephansdome vorgenommene Consecration weder seinen eigenen Rechten, noch jenen des Metropoliten Gebhard von Mainz etwas vergeben wollte (Salzburgs wird hier gar nicht erwähnt). — Vielfache Verbindung der erlauchten böhmischen Rosenberge, die zu ihrem Glücke kurz vor dem Umsturze des alten Böhmen erloschen, und der Herren, späterhin Grafen von Schaumberg, die noch bis unter Carl V. unmittelbare Reichsstände waren, die Reichstage besuchten und zum Kammergerichte steuerten, bis sie kaum zehn Jahre vor ihrem Erlöschen 1559 eximirt und österreichische Landstände wurden. Was über dieses merkwürdige Geschlecht Graf Wurmbrand, der Freyherr von Hoheneck und Gebhard kund geben, hat der gelehrte Florianer Chorherr Kurz in seiner Geschichte der Albrechte, in den Beyträgen für das Land ob der Enns, in der Geschichte des mittelalterlichen Handels und der Militärverfassung trefflich ergänzt und beleuchtet, — eine Geschichte der böhmischen Rosenberge aber wäre Pallacky's scharfsinnigem Fleiße eine würdige Aufgabe.

Merkwürdig ist auch des Bischof Otto von Lonsdorf unwandelbares Festhalten zu Ottokar gegen die Bayerherzoge Ludwig und Heinrich, die er wie Hauptfeinde seines Stiftes und wie unbeständige Männer anzudeuten scheint, mit denen kein fester Bund zu schließen sey. — Otto's Gemüth zeigt sich auch in

Digitized by Google

der Aufmerksamkeit, mit der er die Begegnisse seines Lebens in die verschiedenen Saalbücher einzeichnete, und der Bücherschatz, von dem er an seine Domcapitularen, Aebte und Pfarrer manches bereitwillig verlieh, darunter Aristoteles, Euclides, Virgil, Lucan, Statius, Terenz, Cicero, Avienus, Plautus, Aesop, Cassiodor, Boethius, Macrobius; — XL. 8, 9 Anzeigeblatt dieser Jahrbücher gab aus derselben Quelle der Paßauer Saalbücher ein noch älteres merkwürdiges Bücherverzeichniß aus den Tagen Ludwigs des Kindes 903, vom Bischofe Burkard und seinem Chorbischofe Madalwic (Mon. Boic. XXVIII, S. 200, Nr. 3 des Lonsdorfer Codex). — Merkwürdige Beyspiele der Erpressungen der Legaten und Nuntien Roms auch im babenbergischen Oesterreich, vorzüglich während der Stürme des großen Zwischenreiches, als nicht nur jener in kirchlichen Dingen so großartig gesinnte Vater des Vaterlandes, Leopold der Glorreiche, sondern auch sein streitbarer Sohn Friedrich die Augen geschlossen, und in den Urkunden jener Zeit der malus status terrae, die desolatio universa, die bella et devastationes continuae unaufhörlich wiederkehren, gab bereits das Anzeigeblatt dieser Jahrbücher Proben in seiner stehenden Rubrik: »Perlen zur Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern, aus den urkundlichen und Handschriftenschätzen Münchens« — Zweckmäßig zusammengestellt sind die der Paßauer Kirche S. Stephans, von welcher auch die Tochterkirche S. Stephan in Wien den lange verehrten Namen trägt, durch das Ableben großer Vasallen heimgefallener Lehen und Güter, wichtige Beyträge zur Topographie und zur Uebersicht des Besitzstandes im Lande. — Unter dieselben kommt auch ein Verzeichniß der von der Paßauer Kirche unrechtmäßig abgekommenen Stücke und ihrer gegenwärtigen Besitzer. Die Uebersicht beginnt mit den frommen Vermächtnissen der Brüder Otto und Walchun von Machland und der edlen Frau Petrissa, Stifter von Waldhausen und Baumgartenberg. Erneuern des Nonnenklosters Erla, das keineswegs erst 1141 gegründet, sondern höchst wahrscheinlich nach Melk und S. Pölten das älteste ist. Am Tage der Stiftung beschenkte der Paßauer Bischof Engelbert (der 1045 auf Berengeren kam, und welchen 1065 Altmann, der Reformator und Stifter von S. Florian, S Pölten, Kremsmünster, Garsten, Lambach, S Nikola und Göttweih ihm nachfolgten) die frommen Frauen mit Weinbergen, Wiesgründen und Leibeigenen. — Bischof Reginmar (1121 — 1138) gab ihnen Güter. Die Zeugen der Stiftung sind fast alle um ein Jahrhundert älter. Wie könnte Erla erst 1141 seinen Ursprung haben? — Die Notiz der Einweihung der Kirche zu Wörd bey Mauer durch einen

Dienstmann der Grafen von Schala 1147 auf der großen Kreuzfahrt, in welcher auch S. Stephans Münster zu Wien, wahrscheinlich auch Mariastiegen geweiht wurden, wo mit König Conrad cum ingenti gloria terrae noricae auch sein Bruder Heinrich zurückkehrte, der Jasomirgott, dux ferocissimae gentis Bavariae; filiam illustrissimi ducis fratris regis Graecorum, nomine Theodoram uxorem secum adducens. — Wir finden die Lehen der Herzoge und Pfalzgrafen Bayerns; der Grafen von Perneck und Harantstein, der Regensburger Domvögte, der Hegenauer, Schaumberge und Rosenberge, der Zebeiger, der Herren von Eisenbuch, Marschalls des Pfalzgrafen, der Seefelde, Weier und Schenken von Felsberg, der Wachsenberge, ja der österreichischen Herzoge selbst. Auch folgen viele Ablösungen, Verpfändungen, Auftragungen der Burghut, sehr wichtig durch viele Sittenzüge, Preise der Dinge, Rechtsausdrücke und öffentliche Mall- und Gedingssprüche der Bischöfe.

4. Der Oberdonaukreis, in Hinsicht auf römische Alterthümer die merkwürdigste Gegend des gesammten oberen Deutschlandes, ist zugleich auch durch den edeln Forschungsgeist des Regierungspräsidenten und Generalcommissärs von Stichaner und des Directors von Raiser die am erschöpfendsten beleuchtete. — In den trefflichen Untersuchungen über Guntia, Drusomagus, Sedatum und Viaca (LII. 210—242 dieser Jahrbücher) sind bereits mehrere Züge des römischen Straßen- und Vertheidigungs-Systemes abgehandelt. — Hier erörtert der gelehrte Verfasser zuerst Namen und Umfang des, vom Lech und der Wertach (Lycus und Vindo) benannten Vindelicien. Nach der Ausdehnung des Römerreiches über den Limes der Donau und bis an den hadrianischen Gränzwall hieß es das zweyte Rhätien. — Ptolomäus begränzt Rhätien westwärts durch den Arlberg und eine Linie, die der Ursprung des Rheins und der Donau bildet, nördlich die Donau, ostwärts der Inn, südlich die an Italien gränzenden Alpen. — In den Norden Altrhätiens setzt er die Brixanten, südwärts die Suaniten und Rugusken, zwischen ihnen die Calukonen und Venonen. — Als Donaustädte nannte er: Bragadurum, Dracuina, Phäniana, Viana — und gegen den Ursprung des Rheines zu: Targätium, Brigantium, — weiterhin Vicus Eborodurum, Drusomagus, Ectodurum, — in Vindelicien nordwärts die Runicatä, unter ihnen die Leuni und Consuanetä, die Benlauni (in andern Abschriften Benauni, sogar Genauni) — alsdann die Breuni, nach Andern Brenni, und längs dem Lech die Lycatier; — die Städte in Vindelicien an der Donau sind ihm:

Digitized by Google

Artobriga, Bordurum, hinter diesem Augusta Vindelicorum, Carrodunum, Abudiacum, Cambodunum, Medullum, Inutrium.

Der Name des zweyten Rhätien, wohin Marc Aurel die dritte italische Legion verlegte, blieb diesem Lande während der Römerherrschaft, obgleich unter dem gothischen Claudius und selbst in den unseligen Tagen der Reichstheilung die Donau wieder die Limes gegen die Germania magna war.

Strabo nennt die Donau noch den Ister und Europas größten Fluß. Auf dem Bodensee habe Tiber den Vindeliciern ein Treffen geliefert. Dieser See berühre nur zum kleineren Theil Rhätien, zum größeren aber Helvetien und Vindelicien. Dann folge, bis nach Pannonien hinab, das verlassene Land der Bojer. Die Helvetier und Vindelicier bewohnten die Ebenen auf den Höhen, die Rhätier und Noriker aber die Alpen bis in Italien hinein. Zwischen dem Böhmerwalde und dem hercynischen Walde wären Sueven. Auch die Bojer hätten einst einen Theil dieses hercynischen Waldes bewohnt, sie wären aber von den Cimbern an die Donau und zu den gallischen Scordiskern, theils nach Gallien und Helvetien vertrieben worden. Mehr als 20,000 bojische Krieger thaten den cimbrischen Zug mit. — Pomponius Mela nennt den unteren und den oberen Bodensee den venedischen und acronischen See. Plinius der Aeltere erwähnt der in das Norikum hineinreichenden Wüste der Bojer, des Ursprunges der Donau auf den Höhen der Abnoba, ohnferne der Rauraker und der Donauanwohner, — der Vindeliker mit den Burgundern — Ein bey dem würtembergischen Marbach gefundener Votivaltar galt Dianen, von Bojern und Triboktern errichtet (letztere werden zwischen Neckar und Rhein gesetzt). — Tacitus nennt die Bojer, die er hinter den Rhein und Main setzt, ein gallisches Volk. Die Hermunduren, von den Römern vorzüglich begünstiget, und mit Rhätiens Hauptcolonie, der vindelicischen Augusta, verkehrend: »propior ad Danubium Hermundurorum civitas, fida Romanis, eoque solis Germanorum non in ripa commercium, sed penitus atque in *splendissima Rhaetiae Provinciae Colonia* passim et sine custode transeunt; et, cum ceteris gentibus arma modo castraque ostendamus, his, domos villasque patefacimus non concupiscentibus.«

Die Armalausi, schon S. 215 und 216, Bd. LII dieser Jahrbücher besprochen. — Armelausa, Aermelose, war das Wort für eine Kleidung, retrodivisa atque aperta, quasi armi clausura. — Das uns von Plinius aufbewahrte traephaeum alpium der Siege Drusus und Tibers zählt vier überwundene

vindelicische Stämme, die Consuanetes, Catonates, Licates, Virucinates; — eben so unmöglich genau zu bestimmen, als die beym Strabo und Ptolemäus. — Receptaculum Tiberii ist Lindau, und von Drusus heißt Drusomagus am Zusammenflusse der Wertach und des Lech, wie tief im Hochgebirge am Zusammenflusse des Eisack und der Talfer in die Etsch, Pons Drusi. — Augsburg, die vindelicische Augusta, hieß späterhin Hadrian zu Ehren auch Aelia Augusta. — Die kürzere Straße des Claudius über das heutige Maienfeld, Bregenz, Kellmünz und Günzburg, — die Drususstraße von Verona durch das heutige Tyrol bis an die Scharnitz, zog über Partenkirch, Ammergau und Epfach bey Landsberg nach Augsburg. — Die Salzburger Straße ging über den Inn bey Pfänzen, bey Rosenheim, über die Isar bey Baierbrunn, über die Amper zwischen Schöngeising und Wildenroth nach Augsburg, dann in einer andern Richtung von Bayerbrunn (Brataniano) nach Urusa castra an die Westufer des Ammersees nach Epfach und Campodunum oder Kempten.

Die Heerstraße nach Helvetien lief von der raurakischen Augusta über Windisch, ad fines, Pfinn auf der spätern Gränze Rhätiens und der großen Sequanerprovinz nach Arbon und Bregenz, und dann längs der vemanischen Lager an den beyden Argen nach Kempten, — ein Abschnitt über das viakische Lager bey Krummbach nach Augsburg. — Ein weiterer Zug in gerader Richtung von Kempten über Ober-Günzburg, rostrum Nemaviae, Türkheim, Rapis, der Wertachbrückenkopf bey Schwabeck nach Augsburg, von dort über die hohe Warte ohnferne Indersdorf nach einem Bollwerke bey Geisenfeld, von da an die Mündung der Abens und nach Regensburg. — Endlich bestand noch die Römerstraße von Windisch bey Thiengen über den Rhein führend und dann nach Schwaben laufend, wo noch mehrere Straßenorte unerforscht oder zweifelhaft sind, mit einer Ableitung von Pomone (Baumgarten bey Glött im Oberdonaukreise) und bey Iciniaco (Itzing bey Morheim), Biricianis (bey Burgmannshofen), Vetonianis (bey Nassenfels), Germanicum (Rösching), Celeusum (an der Kels), die Gränze des Oberdonaukreises berührend, über Abusenna nach Regino.

Der Straßenzug von der raurakischen nach der vindelicischen Augusta, von da nach Salzburg, — nach Veldidena oder Vetonianis bey Innsbruck.

Das Kaiser-Augst, die raurakische Augusta, gab einen starken Paß am Rhein und Jura. Schöpflin hat sie beleuchtet. — Windisch hat noch sehr viele Römersteine, darunter selbst, was unendlich selten ist, einen christlichen zu S. Martins Ehre. —

Digitized by Google

Die Römerstraße auf die Höhen des Wallersees. — Seltsames Zusammentreffen vieler Römersteine in der Nähe der alten Habsburg im Eigen und auf König Albrechts Todesstätte. — Der Winterthurerstein des Diocletian, ähnlich dem 1825 in Augsburg beym Abbrechen des Barfüßerthurmes ausgegrabenen. — Arben und die Ueberfahrt vom nahen Romishin, cornu Romanorum oder Agronicum. — Bregenz mit dem Pionnierscorps der dritten Legion und am Zusammenflusse zweyer Römerstraßen. Es hat einen Altar des Merkur, aber sonst nicht viele Monumente. — S. Galls und Columbans Walten in der Gegend und der Umsturz der Götterbilder, — oppidum Brigantium vetustate conlapsum.

Tibers Hafen am Bodensee, Lindau, weiset noch die Heidenmauer, — die Burg oder Römerschanze jetzt die Südseite des Hafens, — die Capelle der heiligen Aurelia, — ein Denkstein, dem Bacchus und dem Schlafe geweiht, und sehr viele Römermünzen, meist über Trajan hinaufreichend. An numismatischem und antiquarischem Funde aus dem Mittelalter fehlte es auch nicht, vorzüglich an Brakteaten. — Die via diversoria, Verbindungs-Zwischenstraße nach Wangen, castra vemania an der obern und untern Argen, eben so einer Vorlinie von Thürmen und Verschanzungen, wie die castra viaca an der Günz. — In Gestraz, wie im rhätischen Gaster, lebt noch der Anklang der castra. — Isny und Wangen; — wichtiger ist der jetzt im Augsburger Antiquarium stehende Meilenstein des Severus und seiner Söhne, Caracalla und Geta, 11 Straßenstunden von Kempten nach Isny gestanden. — An Denkmalen des Isisdienstes fehlt es in Vindelicien nicht, noch weniger in Rhätien; aber ob Isny daher seinen Namen habe? ist wohl höchst problematisch. — Nach der notitia imperii stand in den ersten Jahrzehenden des fünften Jahrhunderts der Legionsobriste für das Mittelland, dessen Bezirk von Vemania bis Cassiliacum reichte, in Kempten und die castra vemania waren von der zweyten valerischen Escadron aus Sequanern besetzt. — Der Straßenzug nach Kempten mit den rechts und links auslaufenden Seitenzügen, mit ungemeinem Fleiße beleuchtet, — die Trümmer römischer Schanzen und Thürme, die noch immerfort von dem frommen Landvolke geopferten Römermünzen — und mächtige Römertrümmer im Bau von Caladin, Calden, der uralten Burg der in die Carolingenzeit hinaufreichenden, unter den Hohenstauffen, ja selbst unter den letzten Saliern mit dem Reichsschwerte prangenden Marschälle von Pappenheim.

Kempten, Campodunum, dem Strabo und Ptolomäus, dem antoninischen Reisebuche und der Notitia bekannt, von

Digitized by Google

Strabo dem vindelicischen Stamme der Estionen zugeschrieben, — nach dem alten Laufe der Iller oder vielmehr eines Armes derselben, auf dem rechten Ufer, daher bey Dagoberts Gränztheilung der Sprengel augsburgisch, nicht constanzisch. Das castrum campidonense stand noch neben dem oppidum campidona, amoenum sed penitus desertum, als der Augsburger Bischof Wicterp die, von dem S. Gallischen Mönch und Missionär Theodor bey der alten Römerburg von Holz erbaute erste christliche Kirche weihte, der Obhut eben dieses Theodor untergab, und sohin die, von Carls des Großen Gattin Hildegard reich beschenkte Abtey gegründet hat. — Kempten war reich an römischen Münzen und Gefäßen. Auf der Burghalde Bäder, Opferaltäre, Mosaikböden, Tempelreste, das Meiste davon gleich Augsburgs wichtigsten Malen verschwunden, — zwey merkwürdige Meilensäulen und das Grabmal des Lucian Engilian. — Die Verbindungsstraßen von Kempten ins Gebirge. — Der Mackenecker römische Wachtthurm mit seiner unbeschreiblich schönen Aussicht an dem Straßeneinbuge von Sulzberg über Wertach und Nesselwang nach Pfronten, frons Rhaetiae. — Die mächtige Odakers-Schanze hinter Albis, — die großen Römertrümmer auf der Burg Emereis. — Viele mittelalterliche Burgen, viele Kirchthürme aus Römertrümmern gebaut. — Die merkwürdige Römerstraße im Agathazeller. Moos aus bloßen Holzstämmen in doppelter Lage jetzt zum Theil tief in den Moorboden eingesunken. — Alle steilen Pässe von Reitti in Tyrol bis hinter Oberstdorf heißen Kniepässe. — Häufige Römermünzen und Waffen in dieser Gegend zwischen dem Bodensee und dem tyrolischen Lechthale. — Das Memminger Schottenkloster ward vom alten Welf aus Römersteinen erbaut. — Der castra Navoe, wie die viaca und vemania eine Reihe fester Lagerstätten bey Obergünzburg und in der Umgegend. Der dortige Merkursaltar. — Die Befestigungen zu Beisweil schlossen von Campoduno her die castra Navoe und von rostro Nemaviae (Türkheim) an die castra nemavia, — Rapis ist der Brückenkopf über die reissende Werbach bey Schwabeck. Das ältere antoninische Reisebuch kennt den Weg ad novas (munitiones) nicht, eben weil sie neuer sind. Sie finden sich in der spätern theodosischen oder peutingerischen Tafel. Sie werden mit Recht an den Lech nach Landsberg gesetzt. Der Strom hat hier viel Unheil angerichtet, die älteren, zusammenhängenden Orte Sandau und Späting größtentheils weggeschwemmt, — Landsberg, einst Lechsberg, auch Pfetten ist neuer. — Das Lechfeld ist das Feld der Schlacht, durch Drusus und Tiber, durch Aurelian und Constantinus Chlorus, durch Pipin und Odilo, Carl und Thassilo und durch Otto's des Großen Ungern-

Digitized by Google

schlacht bekannt. — Auch das Dörflein Graben, aus dem der Weber Hanns Fugger 1370 nach Augsburg zog, weiset Römerreste, und die ungeheure Menge Grabhügel des Lechfeldes verdienten einer Eröffnung und näheren Untersuchung. — Escone für Schongau am Lech oder für die alte Stadt, antiqua civitas Schongawe, gehalten, die noch mit einer herrlichen alten Kirche prangt, und wegen der Aenderung des Lechufers auf die heutige Stelle übersetzt wurde, scheint jedenfalls richtiger und gewichtiger, als das, außer aller Route liegende Echt, rückwärts am Mauerberge, obgleich dort die Distanzen richtiger zusammentreffen (LII. 225 — 226) — die arces Coveliacae bey Ober- und Unter-Ammergau, einem Ursitze der Welfen, — Parthanum, noch in Partenkirchen anklingend. — Die lange zu dem andechsischen Diessen am Ammersee hingewiesenen pontes Tessenii setzt der verdienstvolle Verfasser in die Sümpfe der Loisach hinter Murnau und Höhendorf.

Art. III. *On Light.* By J. F. W. *Herschel.* London 1830.

Derjenige Theil unserer Physik, welcher das Licht betrifft, ist seit Newton's, Euler's und John Dollond's Zeiten, oder seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, so schnell vorgerückt, daß er nur mehr den astronomischen Entwicklungen derselben Periode nachsteht, und alle anderen weit hinter sich zurückgelassen hat. Die Geschichte der Optik zeigt mehr, als die irgend einer anderen Wissenschaft, die Größe und zugleich die Beschränktheit des menschlichen Geistes. Jahrtausende mußten vergehen, bis es endlich einem seltenen, an Reflexionen gewöhnten Manne einfiel, darüber nachzudenken, warum ein zum Theil ins Wasser gehaltener Stab gebrochen erscheint, warum unsere Spiegel die Bilder der äußern Gegenstände wiedergeben, warum der Regenbogen in so schönen Farben prangt u. s. w. Auch sind, wir müssen es zu unserer eigenen Demüthigung gestehen, die größten und schönsten Entdeckungen in der Optik nicht mit Absicht oder Vorbedacht, sondern nur durch gutes Glück und blinden Zufall gemacht worden. Ein Stückchen Kieselerde mit Potasche vermischt, mit dem die Kinder eines Brillenmachers in Holland spielten, öffnete uns zwey neue, bisher ungeahnete Welten, und erst seit diesem Kinderspiele können wir nun mit dem mikroscopischen Auge die Milbe, die Blüthentheile der Moose und jene Geschöpfe betrachten, welche zu Tausenden einen Wassertropfen bewohnen und heerdenweise durch das Oehr einer Nadel ziehen, und zugleich mit den Augen des Adlers die fernsten Grenzen unseres Planetensystemes und neue Schöpfungen

Digitized by Google

in Distanzen von uns bewundern, gegen welche alles, was uns hienieden groß und mächtig erscheint, nur als ein bedeutungsloses Nichts verschwindet. Ein lehrreiches Beyspiel, das uns zugleich erheben und demüthigen, aber auch auffordern muß, keine, auch nicht die geringste Erscheinung der Natur zu vernachlässigen, da sie, anfangs klein und unbedeutend, immer einen Ring mehr in der Kette unserer Kenntnisse bildet, dessen vielleicht uns nur unbekannte Kostbarkeit einmal Zeit und Glück bey einem unserer späten Enkel an den Tag bringen wird.

Die Masse dieser Kenntnisse, welche sich seit der oben genannten Epoche besonders in den optischen Wissenschaften so sehr angehäuft hatten, machten es schon längst sehr wünschenswerth, ein Werk zu besitzen, in welchem die vorzüglichsten Entdeckungen der letzten dreyzehn Decennien auf eine würdige Weise zusammengestellt erscheinen. Die vor uns liegende Schrift kömmt diesem allgemein gefühlten Bedürfnisse entgegen, und befriediget dasselbe auf eine Weise, die wir nicht anders als höchst gelungen nennen können. Auch scheinen dieß unsere fleißigen deutschen Physiker bereits anerkannt zu haben, da sogleich nach der Erscheinung des Originals eine Uebersetzung desselben von Ed. Schmidt (Stuttgart, bey Cotta, 1831) erschienen ist, die sich durch viele namhafte Vorzüge vor unseren anderen gewöhnlichen Uebersetzerarbeiten vortheilhaft auszeichnet. Wir werden uns bey der gegenwärtigen Anzeige an das Original halten, weil uns dieses mit mehreren Verbesserungen von der Hand des Verfassers selbst mitgetheilt worden ist. Wir bemerken nur noch, daß der Verf. selbst, der Sohn des gefeyerten Herschel, sich seit vielen Jahren vorzugsweise mit diesem Gegenstande beschäftiget; daß er alles Wissenswerthe, was über denselben in unseren Bibliotheken zerstreut ist, mit seltener Sorgfalt gesammelt und geordnet hat: daß er durch die bisher in Europa noch einzige Verlassenschaft seines Vaters an großen Spiegeltelescopen und anderen optischen Werkzeugen der vorzüglichsten Art in den Stand gesetzt worden ist, weiter zu gehen, als es vielen anderen, denen solche Mittel nicht zu Gebote stehen, möglich ist, und daß er endlich selbst mehrere seiner eigenen Entdeckungen mit in diese Sammlung verwebt hat, durch welche die Wissenschaft, vorzüglich die Construction der größeren Fernröhre, nicht wenig gefördert worden ist. Durch alle diese günstigen Umstände ist dieses Werk ein umfassendes geworden, das in der Geschichte der Optik selbst Epoche macht, und daher auf eine nähere Anzeige gegründeten Anspruch hat, die uns zugleich Gelegenheit geben wird, die interessantesten dieser Kenntnisse auch für einen größeren Kreis von Lesern zusammen zu stellen, da, nach dem Plane

Digitized by Google

dieser Blätter, die analytische Sprache der Mathematik, in welcher jenes Werk geschrieben ist, hier nicht aufgenommen werden kann, und es doch für jeden, auf wahre Bildung Anspruch machenden Mann wünschenswerth seyn muß, so schöne und wichtige Entdeckungen, welche den Namen ihrer geistreichen Urheber bis in die entferntesten Jahrhunderte tragen werden, wenigstens geschichtlich kennen zu lernen.

Das ganze Werk (in der Uebersetzung ein Band von 693 Seiten in gr. 8. und 224 Figuren) besteht aus vier Theilen. Der erste handelt von den Eigenschaften des nicht polarisirten Lichtes; der zweyte enthält die Farbenlehre; der dritte die eigentliche Theorie des Lichtes, und der vierte die Eigenschaften des polarisirten Lichtes. Diese Eintheilung ist eben nicht die glücklichste, wenigstens läßt sich aus diesen Ueberschriften der einzelnen Theile ihr eigentlicher Inhalt nicht deutlich abnehmen. Wir wollen daher, die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern, diesen Inhalt selbst näher angeben.

Der erste Theil enthält das Vorzüglichste aus der Photometrie (Messung der Intensität des Lichtes); die Gesetze der Reflexion und der Refraction bey ebenen und krummen Flächen; die Theorie der Brennlinien für reflectirte und gebrochene Strahlen. Die Bestimmung der Brennpuncte von Kugelflächen für centrale Strahlen; die Abweichungen der Strahlen bey sphärischen Oberflächen; die Bestimmung der Brennweiten, wenn der leuchtende Körper nicht mehr als ein einzelner Punct betrachtet werden kann, und endlich den Bau des Auges und die Theorie des Sehens.

Der zweyte Theil gibt zuerst die Lehre von der sogenannten Zerstreuung des Lichtes für die verschiedenen farbigen Strahlen; ferner die Theorie der achromatischen Fernröhre oder der Doppelobjective, und endlich das Wesentlichste über die Absorption des Lichts in nicht krystallisirten Mitteln.

Der dritte Theil verbreitet sich über Newton's Emanations- und Huyghens oder Eulers Undulationssystem, und behandelt dann die Beugung des Lichtes und die Interferenz der Lichtstrahlen, und endlich die Farben dünner Blätter, dicker Platten und feiner Fasern.

Der vierte Theil handelt von der doppelten Brechung des Lichtes in Krystallen; von dem Unterschiede zwischen polarisirtem und unpolarisirtem Lichte; von der Polarisation durch Zurückwerfung und durch einfache und doppelte Brechung; von der Interferenz der polarisirten Strahlen; von der kreisförmigen Polarisation; von der Wirkung der Hitze und des mechanischen Drucks auf die Erzeugung des Lichtes; von dem Gebrauche des Lichtes zur Bestimmung der chemischen und mineralischen Eigenschaften

der Körper; von den Farben der Körper und endlich von dem Unterschiede der wärmenden, leuchtenden und chemischen Strahlen des Sonnenspectrums.

Man sieht aus diesem Inhalte den inneren Reichthum des Werkes, dessen Erscheinung uns um so schätzenswerther seyn muß, da die meisten dieser Gegenstände mit einer Sachkenntniß, mit einer Vollständigkeit und mit einer Deutlichkeit vorgetragen sind, die selbst bey dem strengsten Leser wohl nur wenig Wesentliches mehr zu wünschen übrig lassen wird.

Wir wollen nun die vorzüglichsten und die für einen größeren Kreis von Freunden der Optik interessantesten der angeführten Gegenstände näher betrachten.

Es ist zuerst bekannt, daß das Licht nur in gerader Linie fortgeht, und daß es von den selbstleuchtenden sowohl, als von den bloß beleuchteten Körpern nach allen Richtungen ausströmt. Aus dem letzten Grunde sehen wir die Sonne oder eine brennende Kerze in jeder Lage des Auges, so lange nur kein dunkler Körper zwischen uns und der Sonne steht. Darin besteht zugleich der eigentliche Unterschied zwischen den leuchtenden Körpern und den optischen Bildern, z. B. in unseren Spiegeln, von welchen letzten das Licht nur in gewissen Richtungen ausgeht. In einem Spiegel sehen wir das Bild eines äußeren Gegenstandes nur in einer bestimmten Lage des Auges. Wenn der Spiegel von der Sonne beschienen wird, so blendet er uns nur, wenn er eine gewisse Stellung gegen unsere Augen hat, und in allen andern Stellungen erscheint er uns völlig dunkel, wenn er in der That ein vollkommen glatter Spiegel ist, und nicht von andern seitwärts stehenden Gegenständen Licht erhält. Man hat öfter die Meinung geäußert, daß der Mond und die Planeten sehr glatte, spiegelförmige Kugeln seyn müssen, weil sie so hell leuchten. Allein sie leuchten im Gegentheile nur deßhalb so stark in allen Puncten ihrer Oberfläche, weil diese Oberfläche rauh und uneben ist. Wäre sie ganz glatt, so würden wir die Planeten nur als hellleuchtende Puncte, nicht mehr als lichte Scheiben sehen, und auch nur in einer bestimmten Richtung des Auges, während sie für jede andere Richtung uns ganz unsichtbar seyn würden.

Wenn man durch eine kleine Oeffnung in dem Fensterladen eines verschlossenen Zimmers die Sonnenstrahlen einfallen läßt, und diese Strahlen im Zimmer durch eine ebene Tafel auffängt, so bildet sich dadurch auf der Tafel eine lichte, kreisrunde Scheibe ab. Daß diese Scheibe nichts anderes, als das Bild der Sonne ist, folgt daraus, daß der Winkel, welchen zwey gerade Linien von jener Oeffnung nach den beyden Endpuncten des

Digitized by Google

Durchmessers dieser Scheibe bilden, immer gleich dem Durchmesser der Sonne oder gleich 32 Minuten ist, in welcher Entfernung auch die Tafel von der Oeffnung stehen mag. Zur Zeit einer Sonnenfinsterniß erscheint auch diese Scheibe auf der Tafel mondförmig ausgeschnitten. Ist die Oeffnung größer, ohne eben rund zu seyn, so ist doch jene Scheibe immer sehr nahe kreisförmig, weil sie dann der Ort von mehreren Sonnenbildern ist, deren Mittelpuncte alle in einem Raume der Tafel liegen, welcher gleich der Oeffnung im Fensterladen ist. — Läßt man aber statt der Sonne bloß die Strahlen von einem beleuchteten Gegenstande, z B. von einer Kirche, durch jene kleine Oeffnung fallen, so bildet sich auf der Tafel das genaue Bild dieses Gegenstandes, und zwar in verkehrter Lage, ab, so daß z. B. die Spitze des Kirchenthurmes abwärts steht. Diese schöne Erscheinung folgt unmittelbar aus der oben gegebenen Erklärung, daß das Licht von jedem Puncte nach allen Seiten ausströmt. Wäre das Fenster des Zimmers offen, so würde auf jeden einzelnen Punct der Tafel nicht bloß von der Kirche, sondern auch von jedem einzelnen Puncte der ganzen Umgegend der Kirche, Licht auf die Tafel fallen, und die Tafel würde daher bloß beleuchtet erscheinen, aber keine Bilder zeigen. So fällt auf den verschlossenen Fensterladen, in jeden Punct desselben, ein Strahl von der Spitze des Thurmes, und von allen diesen Strahlen kömmt nur jener, der durch die kleine Oeffnung geht, auf die Tafel. Von dem Zifferblatte der Thurmuhr fallen ebenfalls nur die durch die Oeffnung gehenden Strahlen auf die Tafel, und zwar auf einen anderen Punct der Tafel, und da auf diesen letzten Punct kein anderes Licht von dem Thurme mehr fallen kann, so erscheint in diesem Puncte der Tafel das Bild des Zifferblattes, so wie auf dem ersten Puncte das Bild der Thurmspitze erschien, und so fort mit allen einzelnen Puncten der ganzen Kirche. Je kleiner diese Oeffnung im Fensterladen ist, desto netter und reiner erscheint das Bild auf der Tafel. Durch eine größere Oeffnung werden von jedem einzelnen Puncte der Kirche mehrere Strahlen auf verschiedene Puncte der Tafel fallen, und da, wo z. B. vorhin das Bild der Thurmspitze hinfiel, wird jetzt auch das Bild des Uhrblattes, des Kirchendaches u. s. hinfallen, und diese mehrfachen Bilder in demselben Puncte werden eine Verwirrung dieser Bilder, ein undeutliches Sehen derselben erzeugen, ja sie werden endlich, wenn die Oeffnung noch größer wird, gar kein deutliches Bild mehr, sondern bloß eine helle Stelle auf der Tafel hervorbringen, wie dieses bey dem ganz geöffneten Fenster ebenfalls Statt hat.

Die Geschwindigkeit des Lichtes ist die größte, welche wir

Digitized by Google

bisher in der Natur kennen. Das Licht durchläuft 41,900 deutsche geogr. Meilen in einer Secunde. Um uns davon einigermaßen einen bestimmten Begriff zu machen, wollen wir die Geschwindigkeit des Lichts mit der einer 24pfündigen Kanonenkugel vergleichen, die bey der schärfsten Ladung in der ersten Secunde 1200 Par. Fuß zurücklegt. Da eine d. geogr. Meile 22,816 Par. Fuß hat, so folgt, daß die Geschwindigkeit des Lichtes 796,000mal größer ist, als die jener Kanonenkugel. Der schnellste Vogel würde den Umkreis unserer Erde, 5400 Meilen, in nahe drey Wochen zurücklegen: das Licht braucht dazu nur den zehnten Theil einer Secunde, also nicht einmal die Zeit eines Flügelschlages jenes Vogels. Jene Kugel würde, wenn sie nicht ermattete, von der Erde zur Sonne erst nach zwölf Jahren gelangen: das Licht legt diesen Weg, von 20,666,000 Meilen, schon in 8 Min. und 13 Sec. zurück. Und doch sind die Räume, welche das Licht durchläuft, noch erstaunungswürdiger, als selbst diese Geschwindigkeit desselben. Es läßt sich zeigen, daß das Licht von dem nächsten Fixsterne bis zu uns erst nach fünf Jahren kommen würde, und es ist möglich, ja selbst wahrscheinlich, daß das Licht von vielen anderen Fixsternen, wenn sie gleich schon vor vielen Jahrtausenden entstanden sind, noch nicht Zeit gehabt hat, von ihnen bis zu uns zu gelangen. Dabey ist merkwürdig, daß alles Licht, was wir kennen, das der Sonne, der Planeten und der Fixsterne, durchaus dieselbe Geschwindigkeit hat, wenigstens haben unsere schärfsten astronomischen Beobachtungen darin noch keinen Unterschied bemerken lassen.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen geht der Verf. zu den ersten Grundsätzen der Photometrie über, von welchen wir hier nur die vorzüglichsten anführen. — Nennt man A die Oberfläche eines leuchtenden Körpers, I die Intensität (den Glanz) seines Lichtes, und H die absolute Helligkeit oder die Lichtmenge, welche von diesem leuchtenden Körper nach irgend einer Richtung ausfließt, so ist $H = A\,I$; die scheinbare Helligkeit H' aber, unter welchem ein Auge in der Distanz D von dem leuchtenden Körper denselben sieht, ist $H' = \frac{L}{D^2}$. Die Erleuchtung E einer ebenen Tafel in derselben Entfernung D, wenn sie unter dem Winkel Θ gegen den Lichtstrahl geneigt ist, ist $E = H'$. Sin. Θ.

Nimmt man die Erleuchtungskraft der ganzen uns sichtbaren Hälfte des Himmels als Einheit an, so ist die Erleuchtung eines kreisförmigen Ausschnittes des Himmels, dessen Halbmesser r ist, und dessen Mittelpunct die Zenithdistanz z hat, gleich Cos. z Sin.^{2} r. Daraus folgt, daß eine horizontale Ebene, die von der in ihrem Zenithe stehenden Sonne beleuchtet wird,

Digitized by Google

46,170mal stärker würde beleuchtet werden, wenn die ganze Halbkugel des Himmels einen eben so starken Glanz hätte, als die Sonne. Eben so viel größer würde also auch die Beleuchtung der Erde seyn, wenn sie der Sonne beynahe bis zur Berührung nahe gebracht würde.

Die bisher vorgeschlagenen Instrumente, die Intensität des Lichtes zu messen, sind alle noch sehr unvollkommen. Das von Ritchie möchte noch eines der anwendbarsten seyn. In vielen Fällen sind die von Rumford vorgeschlagenen Schattenmessungen allen anderen Mitteln vorzuziehen.

Wenn ein Körper von einem Lichte beschienen wird, so kann man im Allgemeinen vier verschiedene Strahlen dieses Lichtes unterscheiden. Der eine Theil dieser Strahlen wird regelmäßig zurückgeworfen, und setzt nach seiner Zurückwerfung seinen Weg außer dem beschienenen Körper weiter fort. Ein zweyter und dritter Theil wird regelmäßig gebrochen, d. h. beyde Theile treten in den Körper in andern Richtungen ein, als in welcher sie zu ihm gekommen sind. In vielen Mitteln nehmen diese beyden Theile ganz denselben Weg; in den meisten krystallischen Körpern aber nehmen diese beyden Theile unter sich verschiedene Wege, und haben auch verschiedene physische Eigenschaften. Bey diesen letzten Körpern hat daher, wie man sagt, eine doppelte Brechung Statt. Der vierte Theil der Lichtstrahlen endlich wird nach allen Richtungen zerstreut, indem er theils in das Innere des Körpers eindringt, theils sich auf der Fläche desselben verbreitet, theils auch auf andere äußere Körper zurückgeworfen wird. Dieser letzte Theil ist es besonders, der eigentlich die Körper unserem Auge sichtbar macht

Von den in den Körper eindringenden zwey Theilen der Lichtstrahlen wird von den Körpern mehr oder weniger absorbirt, und der absorbirte Theil des Lichtes geht dann für unser Auge gänzlich verloren. Auch werden die auf diese Weise in den Körper eindringenden Lichtstrahlen der Sonne in verschiedene farbige Strahlen zerlegt, die zugleich in ihren physischen Eigenschaften von einander Abweichungen zeigen.

Für die von den Körpern zurückgeworfenen Strahlen werden nun die Gesetze und Erscheinungen dieser Reflexionen bey ebenen sowohl, als bey krummen Flächen entwickelt. Wenn der leuchtende Punct in dem einen Brennpuncte der Ellipse ist, so werden die Lichtstrahlen von der inneren polirten Fläche der Ellipse so zurückgeworfen, daß sie alle sich in dem anderen Brennpuncte vereinigen. Bey der Hyperbel werden die aus dem einen Brennpuncte auf die äußere polirte Fläche auffallenden Strahlen so gebrochen, daß ihre Richtung, rückwärts verlängert, nach dem

Digitized by Google

andern Brennpuncte derselben geht. In der Parabel werden alle mit der Achse parallel auf die innere Fläche fallenden Strahlen nach dem Brennpuncte gebrochen, und dasselbe gilt auch von den krummen Oberflächen, welche durch die Umdrehung dieser drey krummen Linien um ihre Achse entstehen. — Strahlen, die aus dem Mittelpuncte der Kugel kommen, werden durch die Reflexion von der innern Kugel wieder in dem Mittelpuncte derselben vereiniget. Die Strahlen, welche von einem leuchtenden Puncte auf einen ebenen Spiegel fallen, werden von dem letzten so gebrochen, daß die Richtungen der gebrochenen Strahlen, rückwärts verlängert, sämmtlich durch einen Punct gehen, der hinter dem Spiegel eben so weit, als der leuchtende Punct vor dem Spiegel, von ihm absteht.

Für andere krumme Linien, außer den bisher betrachteten Kegelschnitten, werden die zurückgeworfenen Strahlen sich nicht wieder in einen einzigen Punct vereinigen, sondern es werden vielmehr je zwey einander nächste dieser zurückgeworfenen Strahlen sich schneiden, und die so entstehenden, auf einander folgenden Durchschnittspuncte werden eine eigene krumme Linie, die Katakaustik, bilden. Die Theorie derselben ist hier sehr deutlich vorgetragen, aber sie läßt sich nicht ohne die analytische Sprache mittheilen, welche wir, nach dem Zwecke unserer Blätter, nicht voraussetzen können. Hier nur einige Beyspiele. Wenn die reflectirende Linie eine Cyclois ist, und die einfallenden Strahlen alle der Achse der Cyclois parallel einfallen, so ist die Katakaustik wieder eine Cyclois, die aber nur halb so groß ist, als jene. Ist die reflectirende Linie ein Kreis und der strahlende Punct unendlich weit entfernt, so ist die Katakaustik eine Epicyclois oder eine Linie, welche durch die Bewegung eines Kreises entsteht, der auf der Peripherie eines anderen festen Kreises einhergeht. Es ist für sich klar, daß die Dichtigkeit der Strahlen in der Brennlinie größer ist, als in jedem anderen Puncte des Raumes, und daß diese Dichtigkeit zwischen der zurückwerfenden und der Brennlinie größer sey, als in jedem anderen Puncte außer diesem Raume. Brewster hat dieß durch einen practischen Versuch sehr deutlich gemacht, indem er einen schmalen Streifen von polirtem Stahl senkrecht auf ein Stück weißes Papier legte, und das Ganze der Sonne so aussetzte, daß die Ebene des Papiers durch die Sonne geht. Man sieht dann die Brennlinie auf dem Papier als eine glänzende und sehr scharf begrenzte Linie, und den Theil zwischen ihr und dem Stahl viel heller, als den übrigen Raum des Papiers.

Läßt man dann diese reflectirenden Linien sich um eine gerade Linie, als Achse, drehen, so entstehen unsere Metallspiegel, de-

Digitized by Google

ren Katakaustik also ebenfalls krumme Flächen sind, in welchen das reflectirte Licht des Spiegels durchaus die größte Dichtigkeit hat.

Bey der Brechung des Lichtes durch verschiedene Medien wird bekanntlich nur immer ein Theil r der aus dem leeren Raume einfallenden Strahlen wirklich gebrochen, während der andere Theil R von dem Medium zurückgeworfen wird. Dieses R ist am kleinsten, wenn der Strahl senkrecht auffällt, am größten aber, wenn der Strahl die Oberfläche des Mediums gleichsam nur streift. Aber auch in dem letzten Falle wird bey weitem nicht alles Licht zurückgeworfen, denn auch hier dringt immer noch ein bedeutender Theil in das Medium ein. Im Gegentheile, wenn der Strahl aus dem Medium in die Luft tritt, so nimmt der zurückgeworfene Theil R der Strahlen immer zu, wie der Einfallswinkel wächst, bis er endlich, bey einem gewissen Einfallswinkel, die ganze Masse des Lichtes aufnimmt, und der gebrochene Theil r ganz verschwindet. Dieser plötzliche Uebergang aus der Brechung in die Zurückwerfung ist sehr merkwürdig, wie wir später sehen werden. Die auf diese Art erhaltene Reflexion des Lichtes ist äußerst vollkommen, und übertrifft selbst unsere besten Spiegel bey weitem. Man kann dieselbe sehr leicht sichtbar machen, wenn man ein mit Wasser gefülltes Glas, in welches z. B. ein Löffel eingetaucht ist, in einer gewissen Höhe über dem Auge hält, wo sodann die Oberfläche des Wassers mit einem metallischen Glanze wie hochpolirtes Silber erscheint; und das eingetauchte Stück des Löffels viel heller, als in dem besten Spiegel, gesehen wird. Man sollte diese Bemerkung bey unseren Spiegelteleskopen berücksichtigen, was man bisher noch nicht gethan hat. Auch folgt daraus, daß sich einem Auge unter dem Wasser, z. B. eines Fisches oder eines Tauchers, die Gegenstände ganz anders darstellen werden. Ein solches Auge sieht die äußeren Gegenstände nur durch eine nahe kreisförmige Oeffnung von etwa 97 Graden im Durchmesser. Innerhalb dieses Raumes sind alle Gegenstände bis zum Horizonte herab sichtbar, aber die am Rande dieser Oeffnung sind sehr verzerrt in ihrer Gestalt, auch ist dieser kreisförmige Raum durch einen immerwährenden Regenbogen begrenzt. Außerhalb diesem Raume aber sieht man den Grund des Wassers und alle in dem Wasser sich befindenden Gegenstände nur mehr durch Reflexion, aber äußerst lebhaft. Die Erfahrungen der Taucher stimmen damit vollkommen überein.

Der Verf. betrachtet dann die Erscheinungen des gebrochenen Lichtes an ebenen Flächen, an Prismen und an krummen Flächen, so wie die Brennlinie (Diakaustik), welche bey diesen Brechungen entstehen. Dieß führt ihn auf die Bestimmung der

Digitized by Google

Brennpuncte der Kugelflächen und Linsen, welche, als für die gesammte Optik sehr wichtig, hier umständlich entwickelt wird, so wie auf die Abweichung der gebrochenen Strahlen bey Kugelflächen, die wir allein zu unseren Fernröhren anwenden können, weil die Künstler andere krumme Flächen nicht mit der gehörigen Schärfe darzustellen im Stande sind.

Setzt man in der Oeffnung des Fensterladens eines verschlossenen Zimmers eine biconvere oder eine planconvere Linse von Glas ein, so entsteht hinter der Linse ein schönes und sehr nettes Bild von den äußeren Gegenständen. Am besten sieht man dieses Bild, wenn man es mit einem weißen Papiere auffängt. Bringt man an der äußeren Seite der Linse einen ebenen Spiegel an, so kann man dadurch, indem man den Spiegel dreht, die ganze Umgegend nach und nach im Bilde sichtbar machen, wodurch die sogenannte Camera obscura entsteht. — Fängt man aber das Bild mit einer auf einer Seite matt geschliffenen, ebenen Glasplatte auf, so kann ein hinter dieser Platte befindliches Auge das Bild eben so gut sehen, als wenn es sich vor der Platte befindet. Man kann jetzt dieses feine Miniaturbildchen auf der Glasplatte durch ein Mikroscop betrachten, wo es viel größer und deutlicher erscheint. Ja man kann endlich selbst die Glasplatte wegnehmen, und das frey in der Luft schwebende Bild durch das Mikroscop betrachten, wodurch man das Fernrohr erhält.

Alles dieß setzt voraus, daß die Linse, durch welche die Lichtstrahlen fallen, so beschaffen ist, daß die Strahlen, welche von irgend einem Puncte der äußeren Gegenstände kommen, nach der Brechung durch die Linse wieder genau in einem einzigen Puncte vereiniget werden. Wenn dieß nicht der Fall ist, so wird das Bild nicht rein, sondern verworren seyn, und das Fernrohr die Gegenstände nicht deutlich zeigen.

Allein sphärische Linsen (und andere können unsere Optiker nicht mit der gehörigen Präcision ausführen) haben den Fehler, daß die Strahlen, welche nahe an dem Mittelpuncte der Linse auf dieselbe fallen, nach der Brechung in einem anderen Puncte sich vereinigen, als diejenigen Strahlen, welche nahe an dem Rande der Linse auffallen. Die Bilder einer solchen Linse müssen also immer verworren und undeutlich seyn, wenn die Linse nur einige Größe hat. Man müßte also nur kleine Linsen (kleine Objectivgläser der Fernröhre) wählen, aber auf solche kleine Linsen fällt natürlich nur wenig Licht auf, und dann ist das Bild, wenn gleich rein, doch auch, wegen Mangel an Licht, zu dunkel, um gut gesehen werden zu können. Man nennt diesen Fehler der Linsen wegen ihrer kugelförmigen Gestalt die sphärische

Abweichung derselben. Dieselben Linsen haben aber noch einen zweyten Fehler, der selbst für eine andere, als die Kugelgestalt, nicht gut wegzuschaffen ist. Die Lichtstrahlen werden nämlich, wie schon oben erinnert wurde, bey ihrer Brechung in farbige Strahlen gespalten, deren jeder seine eigene Brechung hat, so daß also statt eines einzigen Bildes jetzt immer mehrere von verschiedenen Farben entstehen, die neben einander liegen, und offenbar wieder eine Undeutlichkeit des Bildes hervorbringen müssen. Diesen zweyten Fehler nennt man die Farbenzerstreuung der Linsen.

Man hat sich lange vergebens bemüht, diesen beyden Fehlern abzuhelfen, da auf der Entfernung derselben die Vollkommenheit der Fernröhre beruhte. Der große Newton hat diese Entfernung der beyden Fehler sogar für unmöglich gehalten, weil sie, nach seiner Meinung, in der Natur der Sache selbst liegen sollten. Euler, der dieß nicht zugeben wollte, zeigte, daß die Natur bey der Einrichtung unseres Auges diese Fehler zu entfernen wußte, und glaubte daher, durch eine, der Einrichtung unseres Auges ähnliche Verbindung von Gläsern und Feuchtigkeiten, dem Uebelstande begegnen zu können. Er stützte sich dabey vorzüglich auf die Verschiedenheit der Brechbarkeit sowohl, als der Farbenzerstreuung dieser Körper. Nennt man A das Verhältniß des Sinus des Einfallswinkels dividirt durch den Sinus des Brechungswinkels, und nennt man dA den Unterschied des Brechungsverhältnisses für die beyden äußersten oder für die rothen und violetten Strahlen des Sonnenspectrums, so hat man nach den neuesten Versuchen der Physiker:

	A	dA
Atmosphärische Luft	1.0003	— —
Wasserstoffgas	1.0001	— —
Aether	1.360	0.012
Olivenöl	1.470	0.018
Schwefelalkohol (Sulphuret of Carbon)	1.678	0.060
Wasser, reines	1.336	0.012
Crownglas	1.535	0.020
Flintglas	1.600	0.028
Diamant	2.487	0.056
Bergkrystall	1.570	0.014
Chromsaures Bley	3.000	0 770
Kohlensaures Bley	2.080	0.091

Die Differenzen dieser Zahlen, so gering sie sind, schienen doch hinlänglich, darauf Versuche zu bauen, um jene beyden Fehler wegzubringen. Es handelte sich daher um die Verei-

Digitized by Google

nigung zweyer Linsen, deren jede aus einem anderen Stoffe verfertiget ist, und deren Krümmungen so gewählt werden, daß dadurch jene Fehler aufgehoben erscheinen. John Dollond war der erste, welcher solche sogenannte achromatische Fernröhre verfertigte, und Euler'n verdankt man besonders die Vervollkommnung der Theorie dieser wichtigen Instrumente. Seit jener Zeit haben unsere Fernröhre nicht nur einen viel höheren Grad von innerer Vollkommenheit, sondern sie sind auch zugleich viel kürzer und bequemer zum Gebrauche, da man früher, wo man sich nur noch einer einzigen Objectivlinse bedienen konnte, sehr lange Fernröhre von 100 und 150 Fuß verfertigen mußte, um starke Vergrößerungen hervorzubringen.

Allein zu einem guten Objectivglase dieser Art wird auch noch erfordert, daß die Glasmasse, aus welcher die beyden Linsen genommen sind, in allen ihren Theilen vollkommen gleichartig oder homogen ist, daß sie keine Blasen, Wellen oder Streifen habe, weil sonst das Licht in verschiedenen Theilen der Linse auch auf verschiedene Art gebrochen, und dadurch das Bild, auf welches alles ankömmt, wieder undeutlich wird. Diese letzte Schwierigkeit ist leider noch nicht gehoben, und wir wissen nicht, auf welche Weise man größere Stücke von Crown- oder Flintglas ganz wolken- und wellenfrey erzeugen kann. Fraunhofer, der durch den Tod den Wissenschaften viel zu früh entrissen wurde, scheint das Räthsel glücklich gelöst zu haben, allein er nahm sein Geheimniß mit in das Grab. Was seitdem Gutes gefunden wurde, scheint bloß dem Zufalle zuzuschreiben zu seyn, und es wäre äußerst wünschenswerth, daß die Vorsteher aller Glasschmelzereyen auf eine wirksame Weise aufgefordert würden, ihre Kräfte zu vereinigen, um dieses Ziel zu erreichen, von dem allein die weitere Vervollkommnung unserer Fernröhre abzuhängen scheint.

Der Verf. gibt sodann die Theorie der Construction der Fernröhre, die hier, ohne die analytische Sprache zu gebrauchen, nicht mitgetheilt werden kann. Diese Theorie ist übrigens dieselbe, welche er vor mehreren Jahren in den Philosophical Transactions bekannt gemacht hat, und obschon sich dieselbe in mehr als einer Beziehung, besonders für die practische Anwendung, auszeichnet, so wäre es doch wünschenswerth gewesen, in einem Werke dieser Art auch der anderen Theorien von Clairaut, Euler, Klügel, d'Alembert u. m. a. eine Anzeige zu finden.

Ueber den Bau des Auges findet man hier das Vorzüglichste mit Einsicht und Sorgfalt gesammelt. Es hat bekanntlich drey Abtheilungen, deren die erste und vorderste von der so-

Digitized by Google

genannten wässerichten Feuchtigkeit, die zweyte von der Krystalllinse, und die dritte, hinterste und größte von der gläsernen Feuchtigkeit eingenommen wird. Die wässerichte Feuchtigkeit wird auf der Vorderseite von der Hornhaut, auf der Rückseite von der Regenbogenhaut oder von der Iris begränzt, welche letzte in ihrer Mitte durchbohrt ist, und dadurch den Stern des Auges bildet. Die Hornhaut ist nach den neuesten Beobachtungen ein Ellipsoid, das durch die Umdrehung einer Ellipse um ihre große Achse entstanden ist. Der Scheitel dieser Ellipse fällt aber nicht in den Mittelpunct der Hornhaut, sondern etwa 10 Grade näher zur Nase, und das Verhältniß der halben Achse dieser Ellipse zur Excentricität derselben ist $1:\frac{3}{10}$. Da nun das Brechungsverhältniß der wässerichten Feuchtigkeit ebenfalls nahe $1:\frac{3}{10}$ ist, so folgt daraus, daß parallele Lichtstrahlen, welche in der Richtung der Achse auf das Auge fallen, sich alle in einem einzigen Puncte hinter der Hornhaut vereinigen müssen. Die Krystalllinse besteht aus zwey Segmenten von Ellipsoiden, die durch Umdrehung um die kleinen Achsen von Ellipsen entstanden sind, wo aber die Größe dieser beyden Ellipsen verschieden ist. Diese Linse enthält Eyweißstoff und Gallerte, die durch die Hitze des kochenden Wassers gerinnt und hart wird. Sie ist gegen die Mitte zu dichter, als an den Seiten. Die brechende Kraft der Linse ist bedeutend größer, als die der wässerichten und gläsernen Feuchtigkeit, daher werden die durch die Hornhaut auf die Linse fallenden, ohnehin schon convergenten Strahlen noch mehr convergent gemacht. Die Brennpuncte der Linse liegen alle auf der Netzhaut, welche die hinterste Wand des Auges bildet, und aus den feinsten Nerven besteht, die sämmtlich aus dem großen Sehnerven entspringen. Alle diese Häute und Feuchtigkeiten sind endlich von einer dicken und zähen Hülle, der sogenannten Sclerotica, umschlossen, die sich auf der Vorderseite des Auges mit der Hornhaut verbindet, und dasjenige bildet, was man gewöhnlich das Weiße des Auges nennt.

Bey diesem Baue des Auges werden also parallele Strahlen, von weit entfernten Gegenständen, nach der Netzhaut zu gebrochen. Da das Auge aber nicht nur entfernte, sondern, bis auf gewisse Grenzen, auch nahe Gegenstände noch gut sieht, so müssen in demselben Veränderungen vor sich gehen. Olbers meint, daß die Hornhaut durch eigene Muskeln ihre Krümmung ändern kann; Young zeigte mit sehr viel Wahrscheinlichkeit, daß die Gestalt der Linse sich ändert.

Bey sehr vielen Menschen ist die Hornhaut, wenigstens eines ihrer Augen, fehlerhaft gebildet. Man sieht dieß, wenn man

Digitized by Google

ein Auge schließt, und mit dem anderen den Mond zur Zeit seiner Viertel betrachtet, wo man oft zwey, drey und mehrere Bilder des Mondes sieht. Airy fand bey einem seiner eigenen Augen, daß die Brennweite desselben in einer verticalen Ebene viel kürzer war, als in einer horizontalen Ebene. Da dadurch das Auge ganz unbrauchbar wurde, so bemühte er sich lange, aber vergebens, dem Uebel durch eine Brille abzuhelfen. Die Hornhaut dieses Auges war nämlich keine Fläche mehr, die durch Rotation einer Ellipse entstanden ist. Endlich gelang es ihm mit einer Brille, die eine biconvexe Linse hatte, bey welcher die eine Oberfläche sphärisch und die andere cylindrisch war, und durch welche er alle Gegenstände sehr gut sehen, und sein Auge, wie ein vollkommen gesundes, brauchen konnte.

Die Frage: warum wir mit zwey Augen nicht doppelt sehen, hat die Physiker lange beschäftiget. Man ist nun größtentheils übereingekommen, daß dieß bloß Sache der Gewohnheit sey, und daß wir, ganz aus derselben Ursache, mit unseren zehn Fingern doch nur einmal fühlen. Wir sehen also im Grunde jeden Gegenstand zweymal, aber da wir uns durch Erfahrung von den ersten Jahren an überzeugt haben, daß diese Gegenstände doch nur einfach sind, so verbindet sich diese Idee der Einfachheit des Objectes mit dem doppelten Eindrucke des Auges. Indeß hat Wollaston auch noch eine physiologische Erklärung dieser Erscheinung gefunden. Nach ihm durchkreuzen sich die beyden Sehnerven gleich bey ihrem Austritte aus dem Gehirne, und von jedem derselben geht die eine Hälfte nach dem linken, die andere nach dem rechten Auge. Diese Durchkreuzung der Nerven an ihrer Wurzel vereinigt vielleicht die getrennten Eindrücke der beyden Augen zu einer einzigen Wirkung auf das Gehirn.

Warum sehen wir die Gegenstände aufrecht, da doch ihre Bilder auf der Netzhaut des Auges verkehrt sind? — Aufrecht heißt uns z. B. bey einem Menschen, daß der Kopf desselben entfernter und die Füße näher an dem Erdboden sind. Allein der Erdboden hat in dem Gemälde auf der Netzhaut dieselbe Lage gegen das Bild des Menschen, als er in der Natur gegen den Menschen selbst hat. Allerdings stehen in diesem Bilde die Menschen mit dem Kopfe abwärts, allein die schweren Körper fallen auch aufwärts, und der Geist, oder sein Werkzeug, der Nerve, urtheilt nur über die gegenseitigen Verhältnisse der Dinge. Ihre absolute Lage gegen die Außenwelt erfahren wir erst durch das Gefühl, durch Gewohnheit und durch Reflexion.

Bekanntlich ist die Stelle der hinteren Netzhaut, wo der Sehnerve in das Auge tritt, ganz unempfindlich für den Lichtreiz,

Digitized by Google

daher er auch das punctum coecum genannt wird. Wahrscheinlich hat sich hier der Nerve noch nicht in die ungemein feinen Fasern zertheilt, die allein von dem Lichte gereizt oder erschüttert werden. Wenn man auf ein schwarzes, horizontales Papier zwey weiße Oblaten, etwa in der Entfernung ihrer Mittelpuncte von 3 Zoll, legt, und dann das rechte Auge über die linke Oblate, etwa 12 Zoll hoch, hält, so daß die Linie, welche durch die beyden Augen geht, parallel mit der Linie ist, welche die beyden Centra der Oblaten verbindet, und in dieser Lage des Kopfes das linke Auge schließt, so erblickt man mit dem rechten Auge bloß die unter ihm befindliche linke Oblate; die andere ist unsichtbar, wird aber sogleich wieder sichtbar, wenn man die Stellung des Auges nur etwas verändert.

Der an sich weiß gefärbte Strahl des Sonnenlichts wird bekanntlich durch die Refraction in einem Prisma in mehrere farbige Strahlen gespalten. Das eine Ende des so entstehenden Farbenspectrums ist ein glänzendes Roth, schöner und lebhafter, als die Farbe irgend eines in der Natur vorkommenden Körpers. Auf dieses Roth folgt Orange, Strohgelb, Grün, Blau, Dunkelblau und Violett. — Wenn man einen dieser gefärbten Strahlen allein durch ein zweytes Prisma gehen läßt, so ändert er seine Farbe nicht mehr; läßt man aber alle so zerlegten farbigen Strahlen wieder durch ein Prisma so gehen, daß die frühere Zerstreuung der Strahlen aufgehoben wird, so erscheint wieder das erste weiße Licht der Sonnenstrahlen. Läßt man bey dem letzten Versuche z. B. das Blau weg, so daß man nur die übrigen Farben vereinigt, so erhält das Weiß der Vereinigung eine gelbliche Färbung; wird aber das Roth weggelassen, so wird das Weiß der Vereinigung blaßgrün; wird Grün und Blau weggelassen, so wird das Weiß der Vereinigung carmoisinroth u. s. w. Auf diese Weise kann jede nur denkbare Verschiedenheit der Farben hervorgebracht werden, und zwar mit einem Glanze und mit einer Schönheit, welche jede künstliche Färbung bey weitem übertrifft.

Dieses sogenannte Lichtspectrum ist aber keineswegs, wie man noch vor Kurzem glaubte, ein ununterbrochener Lichtstreifen, in welchem die oben genannten Farben nach und nach auf einander folgen, sondern dieser Streifen wird durch ganz dunkle oder schwarze Linien unterbrochen, die unter sich parallel sind, und senkrecht auf der Länge des Spectrums liegen. Diese Streifen behalten immer dieselbe gegenseitige Lage und Distanz, dieselbe Breite und denselben Grad ihrer Schwärze, vorausgesetzt, daß man sich entweder des unmittelbaren Sonnenlichts, oder auch des von den Planeten, vom Monde, von den Wolken, von dem

Regenbogen u. dgl. reflectirten Sonnenlichts bedient. Man zählt ihrer über 500 in einem jeden Spectrum dieses Sonnenlichts, und unter ihnen vorzüglich 7 oder 10 von ganz besonderer Stärke und Schwärze. Auch das Sternlicht zeigt diese dunklen Linien, aber jeder Stern hat sein eigenes System dieser Streifen, und eben so unser Kerzenlicht, das electrische Licht u. s. Diese äußerst interessante Entdeckung hat zuerst Wollaston gemacht, und sie in den Philos. Transact. 1802 mitgetheilt. Seitdem sind diese Erscheinungen von Fraunhofer, der sie wahrscheinlich für sich entdeckt hat, näher und genauer untersucht worden.

Da kein Körper, so viel wir wissen, vollkommen durchsichtig ist, so absorbirt jeder einen Theil des auf ihn fallenden Lichtes, und zwar wird von dem einen Körper besonders der rothe, von andern der blaue oder gelbe Strahl ꝛc. absorbirt. Ueber diese Absorption findet man hier das Vorzüglichste gesammelt, was wir den neuesten Bemühungen der Physiker verdanken.

Eben so umständlich verbreitet sich der Verf. über die beyden vorzüglichsten Theorien des Lichts, die von Newton und Huyghens aufgestellt worden sind. Wir begnügen uns, hier nur die vorzüglichsten Momente der ersten dieser beyden Theorien anzuführen. — Nach ihr besteht das Licht aus materiellen Elementen, welche die Kraft der Trägheit besitzen, mit anziehenden und abstoßenden Kräften begabt sind, und von allen leuchtenden Körpern mit großer Geschwindigkeit ausgeworfen werden. Die Theilchen des Lichtes sind von einander verschieden in Beziehung auf die Intensität der anziehenden und abstoßenden Kräfte und in Beziehung auf ihre Verwandtschaft zu andern Körpern. Diejenigen Elemente, welche die größte Trägheit besitzen, bringen die Empfindung der rothen Farbe hervor; diejenigen aber, welche die kleinste Trägheit haben, erzeugen die violette Farbe. Die Molecules der andern Körper und die Elemente des Lichts üben auf einander eine gegenseitige Wirkung aus, die in Anziehungen und Abstoßungen besteht, und welche sich nach einem Gesetze richten, das eine Function ihres gegenseitigen Abstandes ist, und woraus die Erscheinungen der Refraction und der Reflexion folgen. Die Kräfte, mit welchen die Elemente des Lichts und der anderen Körper auf einander wirken, sind unter einander sehr verschieden, und nicht bloß mechanischer Art, sondern auch von der Natur der chemischen Kräfte und der Wahlverwandtschaften. Die Entfernung der Elemente der Körper von einander ist sehr gering in Vergleich mit der Ausdehnung der Wirkungssphäre derselben auf die Lichtelemente. Die Kräfte, welche die Reflexion und Refraction des Lichts hervorbringen, sind in allen uns

Digitized by Google

noch meßbaren Entfernungen von den Elementen der Körper völlig unmerklich. Endlich gelangt jedes Lichtelement während seines ganzen Weges durch den Raum in abwechselnd periodische Zustände, vermöge welchen es in dem einen Zustande leichter den anziehenden, in dem anderen Zustande aber leichter den abstoßenden Kräften gehorcht. Diese letzte Abwechslung kann vielleicht durch eine Achsendrehung der Elemente und eine dadurch entstehende Ab- oder Zuwendung der Pole des Elements entstehen.

Aus diesen Principien suchten nun die Newtonianer alle Erscheinungen des Lichtes zu erklären, und es ist kein Zweifel, daß zu diesen Erklärungen viel Scharfsinn verwendet worden ist. Im hohen Grade interessant ist die Bestimmung der Kraft, welche die Elemente der Körper auf die Lichttheilchen anwenden, um die Erscheinungen der Refraction und Reflexion hervorzubringen. Diese Kraft muß ganz außerordentlich groß seyn, weil sie die geradlinige Bahn des Lichtes plötzlich um mehr als 30 Grade biegt, und weil doch die Zeit der Wirkung dieser Kraft so ungemein kurz ist, nämlich bloß die Zeit, während welcher das mit einer so großen Geschwindigkeit sich bewegende Licht innerhalb der ungemein kleinen Attractionssphäre verweilt, welche das Element jedes Körpers umgibt. Man findet, daß diese Kraft eines jeden körperlichen Elements auf die Lichttheilchen über fünfmalhunderttausend Quadrillionenmal größer ist, als die Wirkung der Schwere unserer ganzen Erde, welche bekanntlich die Körper in der ersten Secunde um 15 Fuß zu sich herabzieht. Vergleicht man aber jene Kraft, die das Element auf das Licht ausübt, mit der Anziehung einer kleinen Kugel von $\frac{1}{1000}$ Zoll Durchmesser, die mit unserer Erde gleiche Dichtigkeit hat, so findet man, daß die letzte von jener mehrere Septillionenmale übertroffen wird. So ungeheuer sind also die Kräfte, welche die Erscheinungen der Brechung und Zurückwerfung des Lichtes hervorbringen.

Die Brechung des Lichtes in durchsichtigen Körpern hat nach dem oben angeführten Gesetze Statt, daß die Sinus des Einfalls- und des Brechungswinkels ein constantes Verhältniß haben. Dieses Gesetz bemerkt man bey allen Flüssigkeiten und Gasarten; dann auch bey solchen festen Körpern, die aus dem flüssigen Zustande durch Abkühlung in den festen Zustand übergehen, ohne eine regelmäßige krystallinische Form zu erhalten, wie Glas, Harz, Gummi u. dgl.; endlich auch bey denjenigen Körpern, die zwar eine Krystallform haben, aber zu dem sogenannten Tessularsysteme gehören. Alle anderen Krystalle aber, Salze, Edelsteine, krystallisirte Mineralien, dann Horn, Perlmutter, Federspulen ꝛc. sind in Beziehung auf die Brechung der Lichtstrahlen

Digitized by Google

ganz anders beschaffen. Bey den letztgenannten Körpern theilt sich nämlich der gebrochene Strahl in zwey unterschiedene Theile, deren jeder seinen Weg im Mittel nach seinen besonderen Gesetzen nimmt. Diese Erscheinung heißt die doppelte Brechung. Man sieht sie am besten in dem Minerale, welches isländischer Spath heißt. Man findet ihn gewöhnlich in schiefen Parallelepipeden, die sich durch Spaltung sehr leicht auf regelmäßige, stumpfe Rhomboiden bringen lassen. Der Winkel dieser beyden Strahlen ist veränderlich nach der Lage des einfallenden Strahls gegen die brechende Fläche und gegen gewisse feste Linien oder Achsen innerhalb des Krystalls. In jedem Krystalle gibt es wenigstens eine, in manchen aber auch zwey solche Achsen, in welchen jene beyden Strahlen zusammenfallen, und nur einen einzigen Strahl ausmachen. Man nennt diese Linien die optischen Achsen des Krystalls. So oft der Strahl längs einer dieser Achsen fortgeht, also auch nicht in zwey Strahlen gebrochen wird, geht die Brechung ganz nach dem oben angeführten Gesetze der beyden Sinus vor sich. In allen anderen Lagen des Strahls aber ist dies Gesetz auch ein ganz anderes.

Befestiget man in einer Röhre eine Glasplatte unter einer bestimmten Neigung gegen die Achse der Röhre, und richtet man dann die Röhre gegen die Sonne, so kann man diese Röhre um ihre Achse drehen, ohne daß dadurch die Intensität des durch die Glasplatte gebrochenen Strahles irgend eine Aenderung leidet. Der gebrochene Strahl dreht sich zugleich mit dem ganzen Apparate herum, so daß der Strahl, wenn er auf eine, mit der Röhre fest verbundene Tafel auffallt, während der Drehung immer auf denselben Punct der Tafel trifft. Wenn man aber statt des bisherigen unmittelbaren Sonnenstrahles einen anderen Strahl nimmt, der schon einige Zurückwerfungen oder Brechungen erfahren hat, so findet jene Gleichförmigkeit der Erscheinungen, bey der Drehung der Röhre, nicht mehr Statt. Es bleibt nämlich jetzt nicht länger mehr gleichgültig, welche Lage die Glasplatte während der Drehung gegen den einfallenden Strahl hat. Die Intensität des Strahles ändert sich durch die Drehung, obschon die Richtung wohl immer noch dieselbe bleibt. In diesem Zustande sagt man, der Strahl sey polarisirt.

Statt aber die Röhre oder die Glasplatte zu drehen, während der Strahl ruhig bleibt, kann man auch annehmen, daß die Platte unverändert bleibt, während der Strahl sich um seine Achse dreht, die hier zugleich die Richtung des Strahles selbst hat. Durch diese, übrigens bloß imaginäre Inversion wird offenbar an der Erscheinung nichts geändert. Es scheint also, daß der Lichtstrahl, seiner Feinheit ungeachtet, verschiedene Sei-

Digitized by Google

tenlinien hat, deren jede ihre besondere Eigenschaften besitzt, so wie z. B. ein Magnet immer zwey Seiten hat, die ebenfalls verschiedene und einander meistens entgegengesetzte Eigenschaften haben. Bey dem Magnete nennt man diese Seiten oder Puncte die Pole des Magnets, und analog mit dieser Benennung kann man also auch die Seiten des Lichtstrahls als polarisirt betrachten. Es wird also fortan nicht mehr gleichgültig seyn, welche Seite des Strahls man vorzüglich auf die Körper wirken läßt, so wie es z. B. bey einem Stabe, wenn wir dieß Gleichniß brauchen dürfen, nicht mehr gleichgültig ist, mit welcher Seite desselben man auf einen Gegenstand schlägt, wenn dieser Stab ein Prisma ist, dessen Seiten eine verschiedene Breite haben, während bey einem vollkommen cylindrischen Stabe dieser Unterschied der Seiten ganz wegfällt.

Wenn man eine dünne Turmalinplatte zwischen das Auge und ein Licht stellt, so sieht man dadurch das Licht immer gleich gut, wie man auch diese Platte in ihrer eigenen Ebene herumdrehen mag. Stellt man aber zwischen diese Platte und das Auge noch eine zweyte Turmalinplatte, und dreht dann diese zweyte Platte in ihrer eigenen Ebene herum, so wird das Licht bald am stärksten, bald am schwächsten oder beynahe gar nicht mehr sichtbar seyn, und diese beyden Grenzen der Sichtbarkeit stehen auf einander senkrecht, so daß bey jeder Umdrehung von 90 Graden das Maximum oder das Minimum der Beleuchtung eintritt. Das durch die erste Platte gebrochene Licht ist daher durch die zweyte Platte polarisirt worden.

Allein es gibt noch mehrere Arten, das Licht zu polarisiren, die wir hier der Kürze wegen übergehen müssen. Der Zeichen aber, woran man erkennt, daß ein Lichtstrahl polarisirt ist, sind im Allgemeinen drey. 1) Die eben erwähnte wechselseitige Zu- und Abnahme des Lichtes bey der Drehung des spiegelnden oder brechenden Körpers. 2) In gewissen Lagen der Einfallsebene und bey gewissen Größen des Einfallswinkels wird der polarisirte Strahl von einem Spiegel nicht mehr reflectirt. 3) In solchen Krystallen, die sonst den unmittelbar von dem Lichte kommenden Strahl in zwey Strahlen spalten, wird der polarisirte Strahl nicht mehr gespalten.

Bey der Reflexion der Sonnenstrahlen von Spiegeln spielt die Polarisation des Lichtes eine sehr wichtige Rolle. Von jedem unmittelbar von der Sonne kommenden und auf einen Spiegel auffallenden Strahl wird immer, wenigstens ein Theil, reflectirt, der gewöhnlich desto größer ist, je größer der Einfallswinkel ist, unter welchem der Strahl auf den Spiegel fällt. Bey einem gewissen Einfallswinkel aber ist dieser reflectirte Strahl immer

Digitized by Google

auch zugleich ein polarisirter. Wenn man einen Spiegel vor das offene Fenster an das Tageslicht bringt, und durch eine Turmalinplatte darauf sieht, so bemerkt man bey einer gewissen Stellung des Auges, wenn man die Turmalinplatte in ihrer eigenen Ebene herumdreht, daß der Spiegel bald sehr hell glänzt, bald wieder ganz verschwindet und unsichtbar ist, und diese beyden Erscheinungen entsprechen wieder einer Drehung der Platte von 90 Graden. Welches ist aber jene Stellung des Auges, unter welcher diese sonderbare Erscheinung Statt hat? Oder mit andern Worten: Welches ist der Einfallswinkel, unter welchem der von dem Spiegel reflectirte Strahl polarisirt wird? Brewster hat die schöne Entdeckung gemacht, daß die Tangente dieses Einfallswinkels immer gleich ist dem Brechungsverhältnisse des Mittels, aus welchem der Spiegel besteht. Bey dem Glase z. B. ist das Brechungsverhältniß, nach dem Vorhergehenden, gleich 1 535, und jener Einfallswinkel 56° 55′. Bey dem Diamant sind diese beyden Zahlen 2.487 und 68° 6′.

Nehmen wir jetzt, um diese interessante Erscheinung besser zu übersehen, den ganzen Verlauf derselben in einem neuen Beyspiele vor. — Wenn ein Lichtstrahl auf eine dünne Platte von Turmalin oder noch besser von isländischem Spath fällt, so wird er von diesem Krystalle in zwey Strahlen gebrochen. Der eine dieser Strahlen ist der gewöhnliche, den man auch bey Glas, Wasser und andern nicht krystallischen Körpern findet. Der andere aber ist der ungewöhnliche, der nur bey diesen Krystallen angetroffen wird. Der Kürze wegen wollen wir diese beyden Strahlen auch durch diese zwey Benennungen bezeichnen. Beyde gebrochene Strahlen liegen immer in einer und derselben Ebene, die zugleich senkrecht auf die brechende Fläche des Krystalls steht. Diese Ebene oder dieser Schnitt des Krystalls durch diese Ebene heißt der Hauptschnitt des Krystalls. — Nehmen wir nun an, daß dieser Krystall so liege, daß sein Hauptschnitt von Süd nach Nord gehe, oder daß der Hauptschnitt mit dem Meridian zusammenfalle; legen wir dann unter diesen Krystall in irgend einer Entfernung einen anderen ähnlichen, dessen Hauptschnitt ebenfalls im Meridian liegen soll; was wird geschehen, wenn der Sonnenstrahl durch beyde Krystalle geht? — Wenn er durch den ersten geht, so wird er, nach dem Vorhergehenden, durch die Brechung dieses ersten Krystalls in zwey Strahlen gespalten oder der Strahl leidet durch den ersten Krystall eine doppelte Brechung. Also wird auch wohl jeder dieser zwey Strahlen durch den andern Krystall wieder eine doppelte Brechung leiden, und sonach der erste ursprüngliche Sonnenstrahl durch beyde Krystalle in vier Strahlen gebrochen werden? —

Digitized by Google

Keineswegs! Sondern, wenn jene beyden Strahlen bey dem zweyten Krystalle ankommen, so bleibt der gewöhnliche Strahl auch hier wieder der gewöhnliche, der ungewöhnliche aber wird durch den zweyten Krystall wieder verdoppelt oder in zwey andere gespalten.

Diese sonderbare Erscheinung zu erklären, könnte man auf die Idee gerathen, in jedem Lichtstrahle zweyerley Gattungen von Atomen oder Elementen anzunehmen, von welchen die einen immer nur eine einfache, die andern aber immer eine doppelte Brechung erleiden. Allein das ist nicht so. Denn wenn man den zweyten Krystall um 90° dreht, so daß jetzt sein Hauptschnitt von Ost nach West geht oder senkrecht auf den Meridian liegt, so wird von jenen zwey Strahlen des ersten Krystalls der gewöhnliche jetzt zu dem ungewöhnlichen und umgekehrt, oder der gewöhnliche Strahl erleidet jetzt eine doppelte Brechung und der ungewöhnliche nicht.

Dieß zwingt uns, anzunehmen, daß in jedem Sonnenstrahle die Nord- oder Südseite wesentlich verschieden ist von der Ost- oder Westseite desselben, und überdieß, daß die Nord-Südseite des gewöhnlichen Strahls genau dieselben Eigenschaften mit der Ost-Westseite des ungewöhnlichen Strahles haben und umgekehrt, so daß, wenn der ungewöhnliche Strahl um 90 Grade um sich selbst gedreht wird, er von dem gewöhnlichen Strahle weiter nicht mehr verschieden ist.

Wir wußten schon, daß die Sonnenstrahlen so ungemein feine Fäden sind, daß ihrer Millionen auf einmal durch das feinste Nadelöhr gehen können. Die neuesten Naturforscher haben uns aber noch gezeigt, daß diese feinen Fäden nun auch verschiedene Seiten haben, ja sie haben uns sogar die charakteristischen Eigenschaften dieser Seiten kennen gelehrt. Wir verdanken diese interessanten Entdeckungen vorzüglich den Bemühungen der berühmten Physiker Brewster, Fresnel, Arago und Malus. Zwar kannten schon Newton und Huyghens vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts diese Phänomene, aber sie blieben unfruchtbar in den Schriften dieser beyden Männer liegen, und über hundert Jahre mußten vergehen, bis es ihre Nachfolger unternahmen, auf der von ihnen geöffneten Bahn weiter zu gehen.

Die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns mehrere solcher Sonderbarkeiten. Wie lange lagen z. B. Newton's große Entdeckungen über die allgemeine Schwere unbekannt, bis sie endlich durch den dichten Schleyer drangen, der sie verhüllte, und dann ganz Europa beleuchteten, indem sie bey den Gebildeten allgemeinen Eingang fanden. Die Ursache dieser Stillstände

Digitized by Google

ist wohl, daß man, wenn wieder ein außerordentlicher Mann große Fortschritte im Felde der menschlichen Erkenntniß gemacht hat, mit den Erklärungen und Erläuterungen derselben sich beschäftiget; daß man sie anstaunt und es nicht wagt, weiter zu gehen, noch viel weniger, sie zu verbessern. Erst muß diese blinde Bewunderung und der Schwarm der Nachahmer entfernt werden, bis das Licht des Genies wieder frey hervortreten und wirken kann.

Wir haben bereits gesehen, daß das Licht nicht bloß durch die doppelte Brechung jener Krystalle polarisirt wird, sondern daß auch jede spiegelnde Fläche polarisirtes Licht erzeugen kann. Diejenigen Sonnenstrahlen, welche von der Oberfläche des Wassers unter einem Winkel von 37° 15′ oder von einem Glasspiegel unter dem Winkel von 35° 25′ reflectirt werden, sind ebenfalls polarisirte Strahlen, und haben ganz dieselben Eigenschaften, welche die durch den isländischen Spath gebrochenen Strahlen besitzen. Diese Entdeckung, daß die Reflexion der Strahlen von Spiegeln das Licht polarisiren könne, machte zuerst Malus im J. 1808, indem er zufälliger Weise das Licht untersuchte, welches von den Fenstern des Pallastes Luxemburg auf sein Zimmer in Paris beym Untergange der Sonne reflectirt wurde. Schon seit Hipparch's Zeiten, 150 Jahre vor Chr. G., kannte man die Reflexion des Lichts von den Spiegeln, und benutzte sie zu tausend Experimenten, zu tausend theoretischen Speculationen. Eine Menge alter und neuer Instrumente wurden auf diese Erscheinungen gegründet, und von allen diesen aufgeklärten Männern, von allen diesen geschickten Künstlern, die seit 2000 Jahren sich mit jenem Gegenstande beschäftigten, dachte auch nicht ein einziger daran, daß diese Spiegel wohl auch noch zu etwas andern gut seyn könnten, als das Licht zu reflectiren oder es in einen Punct zu sammeln. Nicht Einem fiel es ein, daß das von einem Spiegel zurückgeworfene Licht auch wohl ein ganz anderes Licht seyn könnte, als dasjenige war, welches auf ihn aufgefallen ist: alle suchten nur eine Veränderung seines Weges, und keiner ahnete auch zugleich eine Veränderung der ganzen Natur des Lichtes. Seit Jahrtausenden folgten die Beobachter, Naturforscher und Künstler auf einander, und stießen beynahe an eine der herrlichsten Entdeckungen, die zu ihren Füßen lag, und die doch keiner von ihnen bemerkte. — Malus sah sie, er sah sie schon in seinem 24sten Jahre. Was würde ein Mann seiner Art nicht noch weiter gesehen haben, wenn ihn nicht Napoleon, der in dem Menschen nur den Soldaten kannte, als Artillerieobersten nach Moskau genommen hätte, wo eine Kano-

Digitized by Google

nenkugel ihm das Leben und uns vielleicht Entdeckungen raubte, die jetzt noch Jahrhunderte lang verborgen bleiben können.

Diese zwey Polarisationen, von Huyghens und Malus, sind zwar in Beziehung auf ihre Entstehung verschieden, da die eine durch Refraction im Krystalle und die andere durch Reflexion von einem Spiegel entsteht, aber in Beziehung auf ihre Wirkungen sind sie es nicht, da beyde auf diese Weise polarisirten Strahlen dieselben Eigenschaften haben. Arago hat nun noch eine dritte Art von Polarisation entdeckt, die man die gefärbte Polarisation nennt. Wenn man die auf diese dritte Art polarisirten Strahlen durch einen isländischen Krystall gehen läßt, so erhält man auch zwey Strahlen oder zwey Bilder, aber diese Bilder sind mit den schönsten und lebhaftesten Farben geschmückt. Wenn also z. B. der polarisirte einfallende Strahl weiß ist, so ist doch der gebrochene gewöhnliche Strahl roth, orange, gelb, grün, blau oder violett, je nachdem man den Hauptschnitt des Krystalls um das Auge dreht; der ungewöhnliche Strahl aber ist nicht nur nie von derselben Farbe mit dem gewöhnlichen, sondern er ist zugleich in seiner Farbe von dem letzten immer so sehr als möglich verschieden, so daß, wenn der eine z. B. roth ist, der andere grün wird u. s. w.

Wenn ein solcher, auf die dritte Art polarisirter weißer Strahl von einem durchsichtigen Spiegel reflectirt wird, so bemerkt man folgende interessante Erscheinung. Nehmen wir diesen einfallenden Strahl vertical an, und er begegne dem Glasspiegel unter einem Winkel von 35 Graden. Dreht man den Spiegel in seiner Ebene herum, wodurch jener Winkel nicht geändert wird, so wird der reflectirte Strahl allmälig roth, orange, gelb, grün, blau, indigofarb und violett, aber nie weiß erscheinen. Hier hat man also nicht mehr bloß vier Pole, die sich unter rechten Winkeln an dem äußeren Umfange des Strahles begegnen: es gibt hier tausende, oder vielmehr eine unendliche Anzahl von Polen, da jene sieben Farben durch zahllose Abstufungen in einander übergehen, so daß also, von dem gleichsam als cylindrisch angenommenen Sonnenstrahl, jede einzelne Seitenlinie ihre eigene Eigenschaft, ihre eigene Farbe hat. Dadurch hat man zugleich ein Mittel erhalten, den Strahl in seine Farben durch Reflexion zu spalten, da man bisher diese Farben nur durch Brechungen erhalten konnte.

Noch gibt es eine vierte Art der Polarisation, die Fresnel gefunden hat, und die man die kreisförmige Polarisation zu nennen pflegt. Nach Huyghens Polarisation sind die zwey Bilder, welche ein weißer Lichtstrahl nach der Brechung im isländischen Spath gibt, wieder weiß. Nach Fres-

Digitized by Google

nel's Polarisation aber sind sie beyde colorirt, ohne daß man dabey, wie bey Arago, eine Drehung anzuwenden braucht. Wenn man den bekannten Bergkrystall auf eine bestimmte, von Fresnel angegebene Weise schleift, so gibt er unmittelbar durch Refraction diese ganz gefärbten Strahlen, so wie der isländische Spath die zwey weißen gibt.

Wenn wir uns etwas länger bey diesen Erscheinungen aufgehalten haben, so wird uns das Interesse des Gegenstandes und die wenige Bekanntschaft der meisten Leser mit ihm entschuldigen. Man muß nur bedauern, daß diese Untersuchungen nicht in der ihnen eigenthümlichen Sprache der Analyse vorgetragen werden können, und daß dadurch eben das Interessanteste gänzlich verloren gehen muß.

Wir wenden uns nun zu einem anderen, nicht minder interessanten Phänomene des Lichtes, welches leider noch so wenig unter dem größeren Kreise der Leser bekannt ist, daß selbst der Name desselben den meisten neu erscheinen wird.

Wenn man durch die kleine Oeffnung des Fensterladens einen Sonnenstrahl auf eine weiße Tafel fallen läßt, so wird er auf dieser Tafel einen ebenfalls weißen, helleuchtenden Kreis bilden. Eine zweyte Oeffnung, nahe an der ersten, wird einen ähnlichen hellweißen Kreis auf die Tafel geben Wenn man nun diesem zweyten Strahl eine kleine Neigung gegen den ersten gibt, so daß beyde helle Kreise der Tafel auf einander fallen, so wird, sollte man glauben, dadurch die Stelle des ersten Kreises nur noch um so heller werden. Allein dieser Glaube ist nicht richtig. — Weit entfernt, daß der Kreis heller wird: er wird vielmehr ganz schwarz, und alles Licht in ihm verschwindet. Hier hat man also die höchst sonderbare Erscheinung, daß, wenn man Licht zu Licht bringt, Finsterniß erzeugt wird. Diese Verwandlung des Lichts, diese gegenseitige Zerstörung der Lichtstrahlen heißt die Interferenz des Lichtes Der Entdecker derselben ist Thomas Young in England, der erst vor drey Jahren den Wissenschaften durch den Tod entrissen worden ist.

Wir wollen die vorzüglichsten Gesetze und näheren Umstände dieser Erscheinungen angeben. — 1) Zwey Lichtstrahlen interferiren nur dann (d. h. können nur dann ihr Licht gegenseitig zerstören), wenn sie aus demselben leuchtenden Puncte kommen. So interferiren zwey Strahlen nie, wenn der eine von dem Rande und der andere von dem Mittelpuncte der Sonne kömmt. 2) In jedem weißen (oder aus mehreren farbigen Strahlen zusammengesetzten) Lichtstrahle interferiren eigentlich nur die Strahlen von gleicher Farbe. So kann also z. B. ein rother Strahl nie einen grünen oder gelben interferiren. 3) Wenn gleichgefärbte

Digitized by Google

und von demselben leuchtenden Puncte kommende Strahlen, im Augenblicke ihrer Kreuzung, beyde denselben, d. h. einen gleich großen Weg von dem leuchtenden Puncte an zurückgelegt haben, so interferiren sie nicht. 4) Diese Strahlen können also nur dann interferiren, wenn die von ihnen zurückgelegten Wege ungleich sind. Aber nicht jede Ungleichheit dieser Wege bringt schon eine Interferenz hervor. 5) Ist a die kleinste Differenz der Wege beyder Strahlen, für welche sie nicht interferiren, so werden sie auch nicht interferiren, wenn die Differenz ihrer Wege 2a, 3a, 4a, 5a, 6a u. s. w. ist. 6) Ist eben so b die kleinste Differenz der Wege beyder Strahlen, für welche sie interferiren, so werden sie auch interferiren, wenn die Differenz ihrer Wege 3b, 5b, 7b u. s. w. ist. 7) Für solche Differenzen der Wege, welche zwischen diese beyden Zahlen fallen, werden die Strahlen nur zum Theil interferiren oder der oben erwähnte lichte Kreis der Tafel wird nur schwächer, dunklerer werden, ohne ganz zu verschwinden. 8) Diese Zahlen 2a, 3a und 3b, 5b... sind nicht dieselben für verschieden gefärbte Strahlen Für die rothen Strahlen sind die Zahlen a und b die größten, für die violetten Strahlen aber die kleinsten unter allen Farben.

Daraus folgt, daß, wenn zwey weiße Strahlen sich in irgend einem Puncte kreuzen, eine oder die andere Farbe derselben interferiren kann, während alle anderen nicht interferiren. Interferiren z. B. die rothen Strahlen, so wird jener lichte Kreis der Tafel grün erscheinen, weil Grün nichts anders ist, als Weiß weniger Roth. Die Interferenz also, die bey gleichgefärbten Strahlen das Verschwinden jenes Kreises hervorbringt, bringt bey weißen Strahlen die verschiedenen Farben jenes Kreises hervor.

Welches ist aber diese Differenz der Wege der Strahlen, durch welche die Interferenz hervorgebracht wird. — Sie ist z. B. für die rothen Strahlen gleich 0.00014 einer Wiener Duodecimallinie, also auch 3, 5, 7... mal so groß. Diese geringe Differenz der Wege entscheidet also schon, ob die Strahlen interferiren oder nicht. Dieß gilt aber nur für den Fall, wenn beyde Strahlen in der Luft oder beyde im Wasser oder überhaupt in demselben Mittel sich bewegen. Bewegen sie sich in verschiedenen Mitteln, so muß man, nebst der Differenz jener Wege, auch noch auf die Brechbarkeit und auf die Ausdehnung dieser Mittel Rücksicht nehmen. Vermehrt man nach und nach die Dichte des einen dieser Körper, setzt man z. B. immer mehr Glasplatten an einander, so kann man auch bey ganz gleichen Wegen der beyden Strahlen schon eine Interferenz derselben

Digitized by Google

hervorbringen, was bey gleichen Mitteln unmöglich ist, wie wir oben Nr. 3 gesehen haben. Uebrigens wird man auf der Oberfläche unserer Erde wohl nur wenige Stellen finden, die bloßes directes Sonnenlicht erhalten, da unzählige andere Strahlen, die durch Refraction oder Reflexion in ihren Wegen abgelenkt werden, in verschiedenen Richtungen auf dieselben Stellen einfallen. Man sieht, zu welchen mannigfaltigen Erscheinungen dieses Durchkreuzen so vieler Lichtstrahlen Gelegenheit geben muß.

Haben aber dieselben Phänomene der Interferenz, die wir so eben für die gewöhnlichen oder directen Lichtstrahlen kennen gelernt haben, auch für die polarisirten Strahlen Statt? — Wenn zwey Sonnenstrahlen polarisirt werden, und wenn dann die zwey gewöhnlichen, oder auch wenn die zwey ungewöhnlichen Strahlen sich durchkreuzen, so verhalten sich diese Strahlen-Paare nach der Polarisation ganz genau eben so, wie vor derselben, und die oben entwickelten Gesetze haben unverändert für beyde Statt. Wenn aber nach der Brechung durch den Krystall der gewöhnliche Strahl mit einem anderen ungewöhnlichen sich schneidet, so interferiren sie nie. In diesem Falle kann man die Differenz der Wege beyder Strahlen oder die Dichte und Brechbarkeit der Mittel verändern, wie man will, ja man kann sogar durch zweckgemäße Reflexionen beyde Strahlen wieder zu zwey gewöhnlichen oder auch zu zwey ungewöhnlichen machen — aber zu einer Interferenz, zu einer gegenseitigen Vernichtung derselben wird man sie nie mehr bringen. Umgekehrt aber, wenn die beyden Strahlen ursprünglich in demselben Sinne polarisirt waren, und später, durch Reflexion, zur entgegengesetzten Polarisation gebracht worden sind, so braucht man sie nur wieder auf die erste Polarisirung zurückzuführen, um ihnen auch sofort die Eigenschaft der Interferenz wieder zu geben.

Der gegenwärtige Zustand der Strahlen, in Beziehung auf ihre Polarisation, reicht also noch nicht hin, auch über ihre Interferenz zu entscheiden, sondern man muß noch überdieß wissen, in welcher Ordnung die beyden Polarisationen vorgenommen worden sind. So auffallend es daher auch auf den ersten Blick erscheinen mag, daß zwey Lichtstrahlen, wenn sie zusammentreffen, in dem Puncte ihres Durchschnittes Finsterniß erzeugen, so muß es doch noch viel auffallender seyn, daß wir nun auch die Mittel kennen, den Strahlen diese Eigenschaft wieder zu nehmen, die Mittel, sie den Strahlen entweder auf einige Zeit, oder auch auf immer zu nehmen. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, erscheint die Theorie der Interferenz des Lichtes mehr die Frucht eines phantastisch-träumenden Gehirns, als

Digitized by Google

die strenge und wissenschaftlich begründete Folge einer Reihe der schönsten und scharfsinnigsten Beobachtungen.

Es sey uns erlaubt, hier einiger, vielleicht noch wenig bekannter Züge aus der Geschichte der Erfindung der Fernröhre zu erwähnen, von welcher wir die neuesten Mittheilungen dem Herrn Professor Moll aus Utrecht verdanken, der sie in den hinterlassenen Papieren eines seiner Collegen gefunden, und in dem Journal of the Royal Institution of Great Britain, Febr. 1831 mitgetheilt hat. — Die Erfindung der Brillen, aus welchen sich später die Fernröhre entwickelten, ist gewiß sehr alt. Daß aber die Brillen schon von den Griechen und Römern gekannt waren, wie man aus mißverstandenen Stellen des Plautus und Plinius (H. N. Lib. VII. Cap. 53) behaupten wollte, kann nicht zugegeben werden, selbst wenn diese Stellen noch viel deutlicher dafür sprächen. Diese in der That große und wohlthätige Erfindung, die unser Leben durch die Unterstützung unsers edelsten Sinnes gleichsam zu verlängern bestimmt scheint; die uns von der traurigen Unthätigkeit, der größten Beschwerde des höheren Alters, befreyt, und die besonders den wissenschaftlichen Mann, wenn ihn die Natur schon zu verlassen droht, wieder mit neuen jugendlichen Kräften ausrüstet — diese so preiswürdige Erfindung hätte, einmal gemacht, nie mehr wieder verloren gehen können. Wie wäre es möglich, daß in den zahlreichen uns hinterlassenen Schriften der alten Griechen und Römer auch nicht eine einzige bestimmte Spur derselben angetroffen werden könnte, ja daß selbst das Andenken an eine so große Wohlthat, besonders für die Schriftsteller, die ihrer so sehr bedürfen, sich so ganz und gar verloren haben sollte.

Der erste, der dieses Gegenstandes, als seiner eigenen Entdeckung erwähnt, ist Roger Baco (geb 1214, gest. 1294), ein erfindungsreiches Genie, welches sich über alle Gegenstände des menschlichen Wissens verbreitete, und in der dunklen Nacht der Barbarey wie ein Feuermeteor über alle seine Zeitgenossen hervorragte. Aber leider mußte auch Er der Zeit, die ihn erzeugte, das allgemeine Opfer der Menschheit bringen. Seine Zeitgenossen waren alle von einer beynahe blinden Anhänglichkeit an die Alten, besonders an Aristoteles, ergriffen, und die Sucht zu Hypothesen und Systemen hatte sie auf den falschen Weg geleitet, die Natur nicht sowohl durch Beobachtungen, als vielmehr durch eitle Declamationen und zwecklose Speculationen zu befragen. Dieser ungünstige Zeitgeist hinderte auch ihn, der Urheber vieler großer Entdeckungen zu werden, welche seine späten Nachfolger berühmt gemacht haben, und von welchen er,

Digitized by Google

die Zukunft nicht ahnend, den ersten Keim in seinen Werken niedergelegt hatte. Er stand so nahe an der Erfindung der Brillen, als an der der Teleskope, des Schießpulvers und so mancher anderer einflußreicher Sachen, daß man, seine Worte lesend, kaum begreifen kann, wie sie ihm noch entgehen konnten. De visione fracta, sagt er, majora adhuc sunt miracula. Nam facile patet, maxima posse apparere minima et e contra et longe distantia videbuntur propinquissima. Sic enim faceremus solem et lunam et stellas descendere. Aber diese und so viele andere Ideen des großen Mannes blieben todt, weil ihnen die Befruchtung durch Anwendung und Beobachtung fehlte. Er war bekanntlich Franziskanermönch in Oxford, und wurde als ein Zauberer in das Gefängniß seines Klosters geworfen, wo er den größten Theil seines späteren Alters bis an seinen Tod in Einsamkeit vertrauerte.

Die erste bestimmte Nachricht von der Erfindung der Brillen wurde in einem i. J. 1299 verfaßten Manuscripte gefunden (Di Governo della famiglia de Scandro di Lopozzo). Ein zweytes Manuscript einer Klosterbibliothek zu Pisa erzählt, daß Alexander Spina, ein erfindungsreicher Kopf, der alles, was er sah, nachmachen konnte, auch die Brillen nachgemacht habe, die er bey einem Mechanikus gesehen hatte, der sie aber als sein Geheimniß zu bewahren suchte. Spina war aus Pisa geboren, und starb daselbst i. J. 1313. Diese und mehrere andere Nachrichten lassen uns nicht zweifeln, daß die Erfindung der Brillen, die man gewöhnlich dem Spina selbst zuschreibt, einem seiner Landsleute und dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts angehört.

Die Entdeckung des Fernrohres gehört ohne Zweifel zu den schönsten des menschlichen Geistes, da sie uns eine neue Welt aufschloß, und uns Gegenstände erkennen läßt, welche unserem unbewaffneten Auge für immer verborgen geblieben wären. Doch mögen wir uns hüten, nicht zu stolz auf diese an sich so herrliche Erfindung zu werden; denn sie wurde nicht auf dem Wege der Ueberlegung und des Nachdenkens, sondern auf dem des blinden Zufalls gemacht. Wir verdanken sie dem absichtslosen Spiele der Kinder eines Brillenschleifers in Holland. Ohne hier die bekannten Erzählungen von Metius und Lippersheim aus den Schriften des Descartes und Borellis zu wiederholen, theilen wir nur die erwähnten Nachrichten, die Moll gefunden hatte, in Kürze mit. — Dieser Metius, dem allgemein die Entdeckung der Fernröhre zugeschrieben wird, hieß eigentlich Jacob Adrianez. Sein Vater, Adrian Anthonisz,

Digitized by Google

ist der, welcher das Verhältniß 113 : 355 des Durchmessers des Kreises zur Peripherie desselben gefunden hatte. Sein Sohn Jacob erhielt den Namen Metius von seinen Collegen auf der Universität von Franecker, wo er auch i. J. 1635 als Professor der Mathematik starb. Dieser Spottname Metius wurde ihm zu Theil, weil er sich immer nur mit Messen und Rechnen abgegeben hatte. Er hinterließ ein Manuscript, welches man nach seinem Tode fand, in welchem er erzählt, daß er das Fernrohr i. J. 1606 erfunden habe. Er gesteht in derselben Schrift, daß i. J. 1608 ein Brillenmacher in Middelburg auch ein solches Instrument zusammengebracht habe, wie es scheint, ohne von jenem etwas zu wissen. Dieser Brillenmacher hieß Hans Lippershey, und er soll zu seinen Linsen statt Gläser, Bergkrystall, crystal de roche, gebraucht haben. Dieser legte sein Instrument früher noch, als Metius, den Generalstaaten in Holland vor, von welchen er den Auftrag erhielt, noch ein zweytes für den Preis von 900 holl. Gulden (705 fl. öst. Conv.) zu verfertigen. Der wohlweise Magistrat setzte aber in seinem schriftlichen Auftrage hinzu, daß er das Instrument noch für unvollkommen halte, und zwar besonders aus dem Grunde, weil man nur mit Einem Auge durch dasselbe sehen könne, daher er wünsche, daß das neue Fernrohr für beyde Augen eingerichtet werde. Lippershey gab diesem Wunsche nach, und lieferte in der That das erste Binoculum dieser Art, daher man in der Geschichte der Optik diese Erfindung mit Unrecht dem Capuciner Rheita zuschreibt, der aber dafür das bekannte irdische Ocular mit vier Gläsern erfunden hat, wie man in seinem sonderbaren Buche: Oculus Enoch et Eliae. Antwerp. 1645, sehen kann. Noch muß bemerkt werden, daß ein zweyter Brillenmacher von Middelburg, Zacharias Tanz, die Erfindung des Fernrohres überhaupt für sich selbst reclamirte, und daß er eigentlich von seinen Mitbürgern und Zeitgenossen als der wahre und erste Erfinder desselben betrachtet worden ist.

Wenn wir nun das ganze Werk des Verfassers, wie es vor uns liegt, überblicken, so finden wir, daß es die reichste und vollständigste Sammlung alles dessen ist, was besonders in den neueren, an Entdeckungen so fruchtbaren Zeiten in diesem Theile der Physik gefunden worden ist. An manchen Stellen, ja in manchen größeren Partien, scheint er etwas eiliger gearbeitet zu haben, als man bey einem Werke dieser Art wohl wünschen möchte. Ganze Gegenden des Buches erscheinen nur als Aus-

Digitized by Google

züge aus den Memoiren der verschiedenen Akademien, in welchen die ersten Erfinder ihre Schätze mit der Weitläufigkeit niederzulegen pflegen, die bey neuen Gegenständen und bey isolirten Abhandlungen wohl zuweilen nöthig ist, die aber einer sorgfältigen Ueberarbeitung bedürfen, wenn sie in ein das Ganze der Wissenschaft umfassendes Werk aufgenommen, und mit den übrigen Theilen derselben verschmolzen werden sollen. Durch die Nichtbeachtung dieser Vorsicht ist hier manche Weitläufigkeit, manche Wiederholung, ja selbst manche Dunkelheit entstanden. Auch ist die sonderbare Ordnung, in welcher die so mannigfaltigen Gegenstände aufgeführt werden, eben nicht geeignet, die Verständlichkeit des Vortrags zu erhöhen oder die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern. Das viel zu kurze Inhaltsverzeichniß kann diesem Mangel keineswegs abhelfen. So ist z. B. die Theorie des Fernrohrs, die doch jeder Leser gern im Zusammenhange vor sich sehen möchte, in mehrere verschiedene Partien des Buches zerstreut worden. Die Unterabtheilungen derselben in astronomische, holländische Fernröhre u s. w. findet man in dem Capitel von dem Baue des Auges. Die Lehre von der sphärischen Abweichung der Objectivlinse ist S. 130 zu finden, die Farbenabweichung S. 224, die Classification der Teleſcope S. 166 u. s. w. Präcipitationen und Nachlässigkeiten im Vortrage, die von zu großer Eile zeigen, finden sich mehrere, und wären doch so leicht zu vermeiden gewesen. — Wir würden übrigens diese und ähnliche Bemerkungen nicht angeführt haben, wenn nicht eben die übrigen großen Vorzüge des Werkes die Entfernung jener Flecken doppelt wünschenswerth gemacht hätten. Immer besitzen wir an demselben einen Schatz, der uns das bisher Geleistete besser übersehen und beurtheilen läßt, als dieß durch irgend ein anderes uns bekanntes Werk über denselben Gegenstand möglich gemacht wird. Die meisten dieser eben so schönen als interessanten und wichtigen Entdeckungen sind in ganzen Bibliotheken von Zeitschriften und Memoiren zerstreut, die sämmtlich nur den wenigsten Lesern zugänglich seyn können, daher wir das Geschenk, welches uns der berühmte Verfasser mit seinem Werke gemacht hat, als eine den Bedürfnissen der Wissenschaft entsprechende, zeitgemäße Gabe nicht anders, als mit innigem Danke aufnehmen können.

J. J. Littrow.

Digitized by Google

Art. IV. 1) Kirchliche Topographie von Oesterreich. Zehnter Band. Oder: Historische und topographische Darstellung des Stiftes Kremsmünster in Oesterreich ob der Enns; der örtlichen, disciplinären, sittlichen und literärischen Verhältnisse des Stiftes, so wie seines zeitlichen Besitzstandes in verschiedenen Zeiträumen. Aus den Stiftsquellen gezogen, geordnet, berichtiget, und bis auf das Jahr 1830 fortgesetzt von P. Ulrich Hartenschneider, Mitglied des Stiftes. 446 S. Mit drey topographischen Ansichten.

2) Der kirchlichen Topographie von Oesterreich eilfter Band. Oder: Historische und topographische Darstellung von den Märkten Wolkersdorf und Großrußbach und ihren Umgebungen, oder das Dekanat Pillichsdorf. Von Aloys Schützenberger, Kapitular des Stiftes in Klosterneuburg. Mit einem Anhange: Geschichte des ersten Klosters der Klarisserinnen in Wien; aus Originalurkunden gezogen von Joseph Herborn, Deutschordenspriester und Pfarrer im deutschen Hause. 434 S. Mit zwey topographischen Abbildungen und mit der Karte des Dekanates. 1831.

Der energische Eifer des würdigen Herrn Canonikus Stelzhammer für die gute Sache des schönen Unternehmens und die unermüdete Thätigkeit der gelehrten Mitarbeiter heischen in kurzer Zeit wieder diese abermalige Anzeige der Fortsetzung der kirchlichen Topographie mit dem zehnten und eilften Bande der ganzen Folge. Man muß es gestehen, daß dieses Werk, ohne irgendwo ein gleiches seiner Art an der Seite zu haben, sich auch des unter uns in unseren Verhältnissen seltenen Glückes eines besonderen und raschen Gedeihens erfreue, und der Wunsch, welchen wir am Schlusse unserer vorigen Anzeige ausgesprochen haben, beginnt bereits in Erfüllung zu gehen: wir haben im zehnten Bande die Geschichte des altehrwürdigen Stiftes Kremsmünster erhalten, jenes geistlichen Hauses, dem gar wenige Stifte und Klöster nur die Krone ausgezeichneter Verdienste um Kirche und Staat streitig machen dürften. Der gelehrte Herr Verfasser, Ulrich Hartenschneider, ehedem verdienstvoller und gründlicher Lehrer der Kirchengeschichte am Lyceum im Stifte Kremsmünster, hat zwar auf unsere Andeutung: eine mit Urkunden aus dem Stiftsarchive belegte Geschichte des Münsters an der Krems zu liefern, — keine Rücksicht mehr nehmen können, weil seine Arbeit bereits schon in den Händen des Herrn Herausgebers war; nichts destoweniger aber hat der Herr Verfasser aus den bereits gedruckt und handschriftlich ihm vorliegenden Annalen seines Stiftes, und der von ihm bestimmt aufgestellten richtigen Ansicht eine möglichst getreue, klare und kurz zusammengefaßte Darstellung aller Ereignisse, welche einer Klostergemeinde

Digitized by Google

wichtig, und für die Geschichte von einiger Bedeutung sind, und eine pflichtgemäße Würdigung und helle Beleuchtung aller mannigfaltigen, sowohl inneren als äußeren Verhältnisse religiöser Gemeinden zu liefern, vom Anfange bis zum Ende getreu, eine solche Arbeit vollendet, welche für alle künftigen Geschichten von Stiften und Klöstern gar wohl zum Muster aufgestellt zu werden verdiente. Der Idee des Ganzen zu Folge gibt er daher zuerst einen historisch-diplomatischen Auszug aus den Annalen des Stiftes von dessen Beginn bis zum Jahre 1830. Darauf folgt eine topographisch-statistische Darstellung der örtlichen, der sittlichen und der literärischen Verhältnisse Kremsmünsters, so wie seines zeitlichen Besitzstandes in verschiedenen Zeiträumen.

Beygegeben als Anhang ist endlich auch noch eine topographisch-statistische Beschreibung der dem Stifte einverleibten Pfarreyen und der im Bereiche derselben befindlichen Schlösser und Edelsitze. Die Biographien mancher Stiftsäbte sind nach Erforderniß der Sache selbst umständlicher gegeben; der ausgezeichneten Stiftsmitglieder jedes Zeitraumes ist sorgfältige Erwähnung gethan; und, was nicht genug zu loben ist, von der Zeitgeschichte hat der Herr Verfasser nur das Allerwenigste in kurzen, kräftigen Umrissen eingewebt.

Nach einer gedrängten Schilderung der Lage Kremsmünsters unter dem 31° 45′ 45″ östlicher Länge und 48° 3′ 29″ nördlicher Breite, und 210 Klafter über der Meeresfläche, mit Berücksichtigung der bisher im Drucke erschienenen Beschreibungen dieses Ortes, folgt die Darstellung der Gründung des Stiftes selbst durch den agilolfingischen Bayerherzog Tassilo II., der Verwüstung Kremsmünsters durch die Ungern, bis zu dessen Wiedererhebung durch Kaiser Heinrich II., d. i. vom Jahre 777 bis 1007, p. 6—19. Von der früheren Zeit wird richtig bemerkt, daß die in der Specialkarte des Donaustromes von Sandrat 1684 auf Kremsmünster versetzte römische Station, Tutastione, nicht dahin gehöre. Eine römische Heerstraße aber ist schwerlich hart an Kremsmünster nach dem Mittelnorikum zu vorübergegangen. Auf Muchars Karte des römischen Norikums sind die Heerstraßenzüge der Römer von Aquileja bis an die Donau herauf nach anderen Richtungen und ganz nach Quellen dargestellt. Eben so sind die christlichen Institutionen seit ihrer Gründung im Ufernorikum, im Lande zwischen dem Innstrome und der Enns, nie wieder erloschen, sondern sie haben überall dort fortgeblüht unter dem segensreichen Walten der fränkischen Agilolfinger in Bawarien: die Urkunden von Paßau, Salzburg, St. Florian, Monsee, Niederalteich geben dafür mehr als einen Beleg; und selbst nach den Einfällen der Hunni-

Digitized by Google

waren über die Enns herauf, und seit der Uebersetzung des Bischofssitzes von Lorch (Laureacum bey Enns) nach Paßau blieb das Land ob der Enns fortwährend der feste Fußungspunkt zur Christianisirung der, durch die avarischen Barbaren der Pflanzungen des Evangeliums größtentheils wieder beraubten Landtheile zwischen der Enns und dem Kahlenberge. Der Zweck der Gründung Kremsmünsters selbst liefert hiefür den Beweis. Auf Bitten der Bischöfe von Salzburg und Paßau hat Herzog Tassilo II. im Jahre 777 (nach der gewöhnlichen Angabe) Münster und Kloster an der Krems im Osten seiner fränkischen Marken zum Behufe des Missionsgeschäftes unter den jenseits der Enns nahe gesiedelten Barbaren, und im Vereine mit mehreren frommen Landesedeln jenes Vorlandes p. 10 — 13, beydes mit Ländereyen, Rechten und Leuten reichlich beschenkt, so wie eben derselbe edle Agilolfinger im Südosten der norisch-bayerischen Landmark, auf dem Hochlande zwischen dem Doblacherfelde und dem Anarasserbache, und fast zu gleicher Zeit die Stiftung der Benediktinerabtey zu Inichen hatte ausführen lassen. — Hinsichtlich der sehr alten Sage, daß Günther, ein Sohn Tassilo's II., auf einer Eberjagd bey einem Teiche an der Krems schwer verwundet worden und umgekommen sey, und daß dies Ereigniß die Stiftung Kremsmünsters veranlaßt habe: stimmen wir dem Herrn Verfasser bey. Derley Sagen sind nicht immer ganz verwerflich; nur müssen sie von aller Farbe des mittelalterlichen Aberglaubens und von den ihnen dadurch aufgedrungenen besonderen Folgen gereiniget, und auf die einfachsten Grundzüge zurückgeführt werden. — Die erste Colonie von Benediktinern kam aus dem vom Herzoge Odilo auf Bitten des H. Pirminus im Jahre 731 gegründeten Kloster Nieder-Alteich nach Kremsmünster, welches erst im Jahre 792 von K. Karl dem Großen bestätiget, und im Jahre 802 mit dem Albensee und dessen Umgegend beschenkt worden ist, p. 13. — Wenn aber Tassilo im Stiftsbriefe hinsichtlich seiner Spenden an Kremsmünster sagt: »tradidi, quod *potui*,« — so heißen diese Worte wohl nicht: nach meinem Vermögen, — wie der Herr Verfasser glaubt; sondern dieß ist in Beziehung auf freyeigene Allodialgüter gesagt, und so viel, als der urkundliche Ausdruck: potestativa manu tradidi; — wozu die Agilolfinger nicht erst eine Erlaubniß ihrer fränkischen Oberherrn, der austrasischen Könige, bedurften. — Die Urstiftung von Kremsmünster umfaßte Güter im Traun-, Donau-, Wils- und Matachgaue; und bis zum Jahre 893 vereinigten die dortigen Mönche, von K. Arnulf vorzüglich begünstigt, sehr ausgedehnte Besitzungen im Lande ob und unter der Enns, dieß- und jenseits der Donau an der Sala (unter Weissenberg), Kamp

Digitized by Google

und Perschling, p. 14—16. — In der ältesten Epoche hatten die dortigen Mönche auch noch nicht das Recht, sich durch freye Wahl einen Abt zu erkiesen; sondern die ersten Aebte wurden auf Anempfehlung der Bischöfe und Landesedeln — von den deutschen Kaisern in Kremsmünster eingesetzt, welche Würde dann vorzüglich auf die Hofkapläne, Räthe und Geheimschreiber der Kaiser fiel, dergleichen der vom Kaiser Arnulf besonders ausgezeichnete Abt Snello gewesen war, zu dessen Zeit, J. 888, Kaiser Arnulfs Hofkaplan, Zazko mit Namen, wahrscheinlich ein Karantanerslave, gelebt hatte. — Die Angabe des alten Chronisten und Mönchs von Kremsmünster, Bernhard des Norikers, daß das Stift vom Jahre 899 mehr denn hundert Jahre verödet gestanden sey, wird als übertrieben p. 16—17 widerlegt. Gewiß ist es, daß seit den wiederholten Einfällen der Ungern über die Ostmark her die Besitzungen des reichen Kremsmünsters in die Hände der Laien gekommen waren, bis sie mit den Gütern der Stifte St. Florian und St. Pölten dem Paßauerbisthume von K. Otto I. J 972 und 973 einverleibt, und von jenem kirchlichen Oberhirten den Laienhänden wieder entrissen worden sind; und daraus schreibt sich auch eigentlich des Paßauer Hochstiftes überreicher Besitz im Lande ob der Enns und in der Ostmark her, Ohne Schonung bezeichnet der Herr Verfasser auch in diesem Punkte mehrere Irrthümer Bernhards des Norikers, p. 16—19. — In diesem ersten Zeitraume hatten sich die Mönche des Münsters an der Krems durch Ausrodung von Wäldern und Gestrippen, durch Erbauung von Kapellen und Kirchen und durch Ausbreitung und Gründung der christlichen Gottesverehrung und Moral sehr verdient gemacht.

Der zweyte Abschnitt behandelt die Wiederherstellung des Stiftes durch K. Heinrich II., den Verfall der Disciplin, die Reformation derselben durch den Bischof Altmann von Paßau, die Bedrückungen des Stiftes durch die Paßauer Bischöfe, bis zur Befreyung Kremsmünsters von der Gewalt übermüthiger Schutzvögte durch H. Leopold VII., bis zur Erlangung einer freyen Abtwahl und zu weitläufigen Erwerbungen neuer Besitzungen von den Edeln von Kirchdorf, Hartberg, Wiltberg, Schaumberg, Bernstein, Rebgau, Hohenberg, den Markgrafen und Herzogen von Oesterreich und Steyer, den Bayerherzogen und von den Paßauer Bischöfen, Jahr 1007—1217. Den Bischof Altmann, den flammenden Eiferer im Geiste seines Papstes Gregor VII, beurtheilt der Hr V. mit kritischem Auge p. 26—27; dem Verfasser der Vita S. Altmanni bey Pez schenkt er nicht unbedingten Glauben, dessen Schilderungen wahrlich auch übertrieben sind. — Um das Jahr 1080 wurden auch in

Digitized by Google

Kremsmünster eingeführt die Regeln des Klosters Clugny, die Constitutiones cluniacenses, welche ihrem Geiste nach in gedrängtem Auszuge bekannt gemacht zu werden verdienten. Die vom Herrn Verfasser mit richtigen Bemerkungen p 36 begleitete Darstellung der unaufhörlichen Eingriffe der Paßauer Bischöfe in das innere Walten, und besonders bey Wiederbesetzung der Abtstelle zu Kremsmünster — wider den Geist der Regel St. Benedikts — liefert einen schlagenden Beweis, wie viel Unheil überhaupt durch derley Eingriffe bewirkt werde. — Als auffallend bemerkt der Hr. V. p. 40 in einer Original-Urkunde vom J. 1179 den Beysatz, in welchem Ottokar von Steyer Marchio Styrensis *tertius* — genannt werde. Dieser offenbare Irrthum ist unter den urkundlichen Fehlern kein ungewöhnlicher.

Der dritte Abschnitt und zum Theil auch der vierte, p. 46 — 130, bietet in einem Zeitraume von beynahe 400 Jahren (1217 bis 1600) gar wenig Interessantes; was also auch die Geschichte Kremsmünsters mit allen anderen Klostergeschichten gemein hat. Ausgezeichnet durch verdienstvolles Wirken zum Zwecke ihres Hauses, der Kirche und des Staates waren in jener langen Epoche nur die Aebte Friedrich I. aus dem edlen Geschlechte von Aich; Friedrich II., ein Landesedler von Ritzendorf; Jakob Teutelkofer; Ulrich IV., Schoppenzaun; Wolfgang I.; Johann I., Schrem von Zlawings; und Johann III., Spindler. — Wirklich merkwürdig ist, was der Hr. V. über die Einnistung und Ausbreitung der Lollharden in Oberösterreich aus den stiftischen Archivsquellen berichtet. Mit dem Jahre 1315 erhoben sich bey den Schriftstellern dieser Zeit häufige Klagen über die Einwanderung und Verbreitung der Lollharden, oder, wie dieselben auch schimpfweise genannt wurden, der Adamiten, in Oesterreich. Diese sehr häßlich geschilderte Secte legte nach dem Zeugnisse eines Manuscripts von St. Florian (apud Petz, Tom. II, p. 533) hier nicht nur viele Vereine (Scholas), sondern auch mehrere Vorsteherſitze (Episcopatus) an. Ob nun gleich der wachsame Eifer des Abtes (Friedrich I.) und die Thätigkeit der hiesigen Mönche ihr an diesem Orte keinen Aufenthalt gestattete, so konnten dieselben doch nicht verhindern, daß die so berufene Secte sich in der Umgegend und auf mehreren, dem Stifte zuständigen Pfarreyen sehr beträchtlich vermehrte. So hatte sie, bemeldtem Zeugnisse zu Folge, in Kematen allein zehn sogenannte Schulen, zu Neuhofen Schulen der Aussätzigen, und so auch zu Weißkirchen, Buchkirchen und Wels mehrere derley Schulen errichtet. — Wahrscheinlich ist diese aus den Rheinländern und aus Franken, wo selbe zu Kolmar und durch die zu Aschaffenburg im J. 1292 gehaltene Synode zuerst verfolgt wurde, im Anfange des vier-

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts in Oesterreich eingewandert; und der hier angeführte Name Schule scheint bey diesen Mystikern vorzüglich als beschämende Antithese mit den gelehrten Schulen der ihnen verhaßten Scholastiker auf die Uebungsörter werkthätiger Liebe, Armen-, Kranken- und Irrenanstalten, Leichenbestattung u. dgl. (schola charitatis), angewendet worden zu seyn. In diesem Sinne allein läßt sichs erklären, wie oft an einem minder beträchtlichen Orte mehrere derley Schulen zugleich bestehen konnten. Wir finden in der schnellen und weiten Verbreitung dieser mystischen Secte über Oesterreich einen auffallenden Fingerzeig auf den eigenthümlichen Hang nach religiöser Sectirerey im Charakter der dortigen Landesbewohner. Denn ist dieser schon vor fünfhundert Jahren vorherrschende Hang nicht mehrmals in der späteren Zeit, und noch heut zu Tage greller, als je einmal, wieder hervorgetreten? — Ueber die besonderen Ursachen, welche, neben den allgemeinen, zur schnellen Festsetzung und Ausbreitung der lutherischen Grundsätze in Oesterreich beygetragen haben, erhellet aus den Winken des Hrn. Verf.'s p. 112 und 124 Folgendes: Im Lande Oesterreich war die Macht der Geistlichkeit von jeher durch das Ansehen der Regenten mehr als irgendwo beschränkt. Wo nämlich Albrecht II. Standhaftigkeit bey der Zwietracht der Päpste und Concilien zum Widerstande gegen den römischen Hof anreizte, wo Kaiser Maximilians I. Verhältnisse mit den Päpsten Julius II. und Leo X. Roms Ansehen und Achtung sehr erschütterten: — da konnte Luthers Lehre bey ihrem Anfange, und so lange sie nur Mißbräuche betraf, leicht eifrige Gönner finden Die vorzüglichste Ursache aber der, trotz der eifrigen Gegenbemühungen K. Ferdinand I. so schnell überhand nehmenden Reformation, welche weder die Thätigkeit des zu diesem Ende im Jahre 1551 in Oesterreich eingeführten Ordens der Jesuiten, noch selbst der vom Papste Pius IV. auf des Kaisers Bitte im Jahre 1564 zugestandene Gebrauch des Kelchs im heil. Abendmale, einzuhalten vermochte, war unbezweifelt die Unwissenheit und der immer zunehmende Verfall eines Theiles des katholischen Clerus, welcher zum Theil selbst aus Bequemlichkeit sich auf Luthers Seite hinneigte; größtentheils aber aus Mangel an gehörig gebildeten, tauglichen Individuen, vorzüglich an eifrigen und geschickten Volkslehrern, Ansehen und Wirksamkeit verloren hatte. Dieß war das Uebel auch in Oesterreich, das der Bischof Urban von Paßau gar wohl in seiner ganzen Größe fühlte, und weßwegen er seinen Eifer in der ernstlichen Reformation des ihm untergebenen Clerus verdoppelte. Dieser bekümmerte Oberhirt suchte, nicht ohne große Aufopferungen, selbst aus entfernteren Gegenden fromme und gelehrte

Digitized by Google

Priester herbeyzuziehen, und er bestellte die vorzüglicheren Kirchenämter nur mit würdigen Männern. Seine Bemühungen wurden indessen durch die großen Vortheile, welche die milde Regierung K. Maximilian II. den Protestanten in Oesterreich zugestand, größtentheils vereitelt. Dieser Regent hatte die Grundsätze der Reformation durch den Unterricht seines lutherisch gesinnten Lehrmeisters Wolfgang Schiser und durch den häufigen Umgang mit Protestanten frühzeitig kennen gelernt, und war denselben viel minder, als sein Vater, abhold. Zwar suchte auch er das erschütterte Ansehen der katholischen Religion und ihrer Lehrer durch mehrere gute Anstalten zu begründen; aber er gestattete auch zu gleicher Zeit den protestantischen Ständen die freye Religionsübung. Da erhielten nun Luthers Anhänger auch im Lande ob der Enns eine Menge geschickter und eifriger Prediger aus Sachsen und Würtenberg; der apostolische Doktor, David Chyträus, gab denselben eine bestimmtere kirchliche Form, und verfertigte für die Gemeinde eine besondere Kirchenagende. Dieß alles, und mehrere neubegründete, wohlbestellte Schulen in Städten und Märkten, und eine eigene, den Protestanten vom Kaiser im Jahre 1571 zugestandene Buchdruckerey beförderte die Aufnahme der Reformation in Oesterreich in Kurzem so sehr, daß bey K. Maximilian II. im Jahre 1576 erfolgtem Tode zwey Drittheile der Landesbewohner derselben zugethan waren. — Das Andenken an seinen verdienstvollen Abt, Alexander I. a lacu, Doktors der Philosophie und Theologie, zweymaligen Rectors der Wiener Universität, J. 1587 und 1589, und kaiserlichen Rathes, hat Kremsmünster durch eine silberne und vergoldete Denkmünze verewigt mit dem Bildnisse Alexanders und der Legende: Alex. a Lacu. Abb. Crem. Th. D. P. Ap. S. C. M. C., und auf der Kehrseite mit einem unter Sturm und Meerungeheuern ruhig segelnden Schiffe und einem auf einem Felsen befestigten Kreuze und mit der Devise: Te Duce! — Weit ruhmbekrönter aber war Alexanders I. Nachfolger, Anton Wolfradt, von dem man nicht genug bewundern kann die hohe Kraft geistiger Anlagen, moralischer Vorzüge und wirklicher Charaktergröße, wodurch er sich, ein Sohn armer Aeltern ganz niedrigen Standes (geb. zu Köln am Rhein 1581), aus dem Collegium germanicum in Rom zum Cisterzienserm önch im burgundischen Kloster Citeaux, zum Priester im gleichen Orden zu h. Kreuz in Unterösterreich, zur theologischen Doktorswürde in Rom, nach einander zum Abte der Stifte Rein in Steyermark, Jahr 1612 zu Wilhering in Oberösterreich und Jahr 1613 zu Kremsmünster, zum Rathe Kaiser Mathias I., zum Kammerpräsidenten oder Finanzminister Kaiser Ferdinand II. und 1626 zu dessen geheimen

Digitized by Google

Rathe in allen Religions- und Staatsangelegenheiten, zum Friedensvermittler zwischen dem Landesherrn und dem rasenden Bauernvolke in Oberösterreich, zum Fürsterzbischofe in Wien 1631, zum Präsidenten des geheimen Rathes und beständigen Begleiter K. Ferdinand III. emporgeschwungen hatte, — bis er als der in seiner Zeit an den größten Verdiensten reichste Mann am ersten April 1639 im St. Stephansdome zu Wien hinabgestiegen war in die Gruft, deren Denkstein er selbst noch mit den Worten bezeichnen ließ: *Fui* Abbas, Episcopus, Princeps. — *Sum* Pulvis, Umbra, Nihil!

Außer dem unglücklichen Abte Bonifazius Regele war Kremsmünster ganz ausnehmend von dem Geschicke begünstiget, p. 170 — 256, fortwährend an Placidus Buchauer, J. 1644 — 1669; Ehrenbert II. Schrevogel, J. 1696 — 1703; Honorius Aigner, J. 1703 — 1704; Martin III. Resch, J. 1704 — 1709; Alexander II. Straßer, J. 1709 — 1732; Alexander III. Firmillner, J. 1731 — 1759; Berthold III. Vogel, J. 1759 — 1771; Ehrenbert III. Meyer, J 1771 — 1800 — ganz ausgezeichnete Vorsteher gehabt zu haben, welche der glanzvollen Aufrechthaltung ihres Hauses durch wesentliche und stets sich erhöhende Verdienste um Religion, Vaterland und Menschenwohl in Seelsorge, Wissenschaft und edlere Erziehung und Bildung der Jugend — alle ihre Kräfte und ihr Leben geweiht haben. Als in den Jahren 1648 und 1649 Hagelschlag und Wolkenbrüche gänzliche Mißernten verursachten, und im Lande ob der Enns und um Kremsmünster große Noth verbreitet worden war, — ließ der Abt Placidus auf der Stelle alle Vorrathshäuser des Stiftes den bedrängten und tiefbekümmerten Landbewohnern und der Stadt Linz öffnen, große Getreidevorräthe in Ungern aufkaufen, und unter die Stiftsunterthanen, welchen er bedeutende Zahlungen gänzlich erlassen hatte, nicht nur zum Lebensunterhalte, sondern auch zur Bestellung ihrer Felder menschenfreundlich und großmüthig austheilen. Als ihm der Stiftsrentmeister die aus dem verkauften Getreide eingegangene Geldsumme überbrachte, mit der Bemerkung, daß darunter manche langgesparte, ihres Alters oder ihrer Seltenheit wegen wohl zu beachtende Münzstücke sich befänden, wies ihn der dadurch tief ergriffene Abt schnell mit den Worten zurück: »Packe dich mit deinem Rothgelde, und gib es nur wieder mit dem übrigen aus; denn es wolle Gott nicht, daß ich diese herben Zeugen von dem Trübsale dieser Zeit bey mir aufbewahre« — Abt Alexander II. legte dadurch einen vorzüglichen Patriotismus an den Tag, daß er zur Zeit der Kriegsbedrängniß nicht nur selbst aus seiner Casse sehr bedeutende Geldvorschüsse dem Staate leistete, sondern auch alle

Digitized by Google

übrigen geistlichen Stände seinem Beyspiele nachzuahmen bewogen hatte. Die durch den Anwachs hoher Interessen bereits schwer gedrückte Landschaft befreyte er dadurch von ihren Schulden, daß er im Namen seines Stiftes ansehnliche Kapitalien zu höheren Zinsen aufnahm, diese aber den Ständen gegen geringere Interessen vorstreckte. — Auf die Bedenklichkeiten, welche ihm sein Stiftskapitel über seine vielen Bauten äußerte, erwiederte dieser Abt mit einem Seherblicke in die kommenden Zeiten: »Er habe dabey einzig nur das Wohl des Stiftes und dessen künftigen Vortheil im Auge, indem er die Zeit voraussehe, worin die Existenz der Stifte, gleich jener der Juden, nur noch auf ihrer Zahlungsfähigkeit beruhen werde! — Der große Abt Alexander III. Firmillner, nach der Einnahme des Landes ob der Enns durch die Bayern und nach der abgedrungenen Huldigung von Seite der Stände am 2. Oktober 1741 zu Linz, hatte den patriotischen Muth gehabt, bey den in jener Stadt angestellten Siegesfeyerlichkeiten in Gegenwart des Churfürsten die Bemerkung auszusprechen, »daß der glänzende Anfang der Dinge kein Bürge für deren glücklichen Ausgang sey!« — So charaktervoll dieser Abt auch war, eben so groß und aufrichtig war seine Demuth und Genügsamkeit, indem er sich durch 28 Jahre mit dem Staatsrocke seines Vorfahrers begnügte, bey voll und mannigfaltig besetzter Tafel nie mehr als drey Speisen genoß, meistentheils zu Fuße umherging, und gewöhnlich nur in einer einspännigen Kalesche nach Linz fuhr; und seine Rechtlichkeit war so allgemein und in einem solchen Grade anerkannt, daß sein Bischof, der Cardinal Joseph Dominikus von Lamberg, ihm die Schlichtung seiner Familienangelegenheiten anvertraute. — Abt Berthold Vogel war auf die Hebung der Volkscultur sehr bedacht. Der hochverdiente Abt Ehrenbert III. Mayer hatte den schweren Kampf aller Klöster mit dem Geiste der Zeit und der josephinischen Regierung zu bestehen; und ungeachtet er sich mit preiswürdiger Klugheit, und aufrichtig eingehend in die edleren Absichten und in den Geist so vieler Reformen, ununterbrochen thätig für Religion, Vaterland, Erziehung und Wissenschaft benahm, mußte er es dennoch erleben, sein Haus den aufzuhebenden Stiften bereits zugeschrieben, durch die Gerechtigkeitsliebe des Monarchen zwar noch erhalten, viele Besitzungen desselben aber veräußert, die Stiftsmitglieder auf ein gewisses Interteniment herabgesetzt, sich selbst aber von seiner Würde suspendirt zu sehen — Mit der Errichtung eines neuen Bisthumes zu Linz, wo am 1 May 1784 Ernst Johann Graf von Herberstein als erster Oberhirt eingesetzt worden war, begann mächtig das feindliche Rütteln an der tausendjährigen Eiche Kremsmünsters und eine neue Epoche der Geschichte dieses Stiftes,

Digitized by Google

das nach der Wiedereinsetzung Ehrenbert III. bis auf das Jahr 1830 noch drey Aebte gehabt hat, p. 256 — 363.

In der topographisch-statistischen Darstellung des Stiftes und Marktes Kremsmünster behandelt der Hr. V. in sechs Abschnitten erschöpfend nach allen Forderungen, Lage, Beschaffenheit, Volkscharakter, Ortsbestand und natürliche Merkwürdigkeiten, die sämmtlichen Stiftsgebäude und die dazu gehörigen Gärten (zusammen 65,000 Q. Kl. im Arealmaße), den Markt, die Burgfrieden, den disciplinären Zustand des Stiftes in verschiedenen Zeiten, den älteren und gegenwärtigen Stand der dem Stifte einverleibten Pfarreyen mit ungefähr 40,000 Seelen und mit 24 in der Seelsorge angestellten Stiftsmitgliedern, dem wissenschaftlichen Zustande in verschiedenen Zeiträumen, die besonderen Lehr- und Erziehungsanstalten, den gegenwärtigen Stand der Lyceal- und Gymnasialschulen, das k. k. Convikt, die gelehrten Stiftsprofessoren und Schriftsteller, den zeitlichen Besitzstand des Stiftes, dessen Ausdehnung in verschiedenen Epochen, Herrschaft, Landgericht, Districtscommissariat des Ortes, andere Herrschaften, Stiftshäuser und unbewegliche Güter, p. 364 — 460, und schließt mit dem chronologischen Ueberblicke der Folgereihe der Aebte zu Kremsmünster p. 467. — Künste und Wissenschaften wurden in dem altehrwürdigen Kremsmünster von seiner Entstehung her, vorzüglich aber in der neueren Zeit mit besonderer Vorliebe und Hingebung gepflegt. Von Tegernsee her ließ Abt Gotthardt um das Jahr 1006 Handschriften des Cicero und Horatius nach Kremsmünster bringen; und dessen Nachfolger, Abt Simon, ließ die heil. Schrift prachtvoll in eilf großen Bänden abschreiben, und viele richtige Copien der Werke des Boethius, Smaragdus, Arator, Donatus und anderer classischer Autoren hinterlegen. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts übertraf Kremsmünster alle umhergelegenen Klöster an Büchern und Gemälden, zu welcher Zeit auch schon dort eine ordentlich eingerichtete Schule unter eigenen Magistris und Scholasticis blühte, in welcher auch Candidaten des geistlichen Standes nach den damaligen Anforderungen der Zeit in theologischen Disciplinen unterrichtet worden sind. Unter Abt Friedrich I. betrieb man in Kremsmünster mit großem Eifer die Glasmalerey unter Anleitung des kunstreichen Klosterbruders Herwik und die Schönschreibekunst, wovon noch viele in der Stiftsbibliothek aufbewahrte schön geschriebene und mit trefflichen Initialen gezierte Handschriften dieses Zeitalters zeugen. Die Bibliothek bereicherte Abt Friedrich mit vielen neuen Handschriften aus anderen Gegenden her, und wies ihr, was damals ein in dieser Art einziges Beyspiel ist, gewisse jährliche Einkünfte zu, zur unausge-

Digitized by Google

setzten Beyschaffung neuer Werke. Er ließ auch das Stiftsarchiv ordnen, dessen älteste Urkunde dermalen nur erst vom Jahre 1179 ist, eigene Rationarien über alle Einkünfte, Besitzungen und Gerechtsamen des Stiftes aufrichten, und er vertraute die Sorge und Aufsicht über die Bibliothek und das Archiv dem für seine Zeit sehr gelehrten Stiftsmönch Bernard dem Noriker, welchem allein man die Aufbewahrung der älteren Geschichte Kremsmünsters zu verdanken hat, und der bey allen Irrthümern eines unkritischen Zeitalters doch auch sehr viele wichtige Nachrichten in der vaterländischen Geschichte gerettet hat. Endlich hat gedachter Abt auch um das Jahr 1300 eine eigene Sing- und Musikschule im Stifte gegründet. — Eben in diesem Geiste wirkten auch die Aebte Jakob Teutelkofer und Ulrich IV. Schoppenzaun, Baccalaureus der freyen Künste und des kanonischen Rechts i. d. J. 1419—1484. — An der theologischen Schule im Stifte waren gröstentheils Lehrer aus den Stiftsgliedern angestellt, und bisweilen auch aus andern ordensverwandten Stiften herbeygerufen. Es sind aber auch des Lehramtes wegen selbst aus fernen Gegenden durch Gelehrsamkeit und Ruf ausgezeichnete Seculargeistliche nach Kremsmünster gezogen und dort als Lehrer angestellt und vom Stifte besoldet worden, wie Johannes Schrein von Zlawings aus Mähren, lange Zeit Lehrer der Philosophie und Theologie, und vom Jahre 1505—1524 Stiftsabt zu Kremsmünster, der sich um Vermehrung der Bibliothek vorzüglich verdient gemacht hat. Mit vielen Kosten hatte Abt Georg Lechner (1543—1584) im Jahre 1549 das erste ordentlich eingerichtete Gymnasium im Lande ob der Enns zu Kremsmünster gegründet, von welcher Zeit an dort drey Unterrichtsanstalten bestanden hatten: die deutsche Schule im Markte, das Gymnasium im Stifte selbst, oder die äußere, die vordere, die Hofschule für alle Laien, und die innere oder Conventschule für die dem Stifte geschenkten Kinder und Chorknaben. Die bestellten Lehrer geistlichen und weltlichen Standes wurden sämmtlich vom Stifte unterhalten, und hießen Magistri, Cantores, Succentores, Collaboratores, Adstantes etc. etc. — Zum Behufe der Studien hatte jener Abt auch eine eigene Papiermühle in der Nähe des Stiftes angelegt. Alle diese Anstalten und Einrichtungen gewährten dem Lande großen Vortheil — bey dem wiederholten Verbote K. Ferdinand I., ausländische Schulen zu besuchen. Den Geist und die Verdienste des Abtes Erhart Voit, J. 1571—1588, für Bildung und Wissenschaft beweisen viele schätzbare, theure und in der Stiftsbibliothek noch aufbewahrte Werke. Um die höhere Bildung seines eigenen Clerus zu erzielen, nahm der große Abt Anton Wolfradt an den Bemühungen

Digitized by Google

des thätigen Abtes Caspar zu Mölk — zur Errichtung einer österreichischen Benediktiner-Congregation sehr bedeutenden Antheil. Die wissenschaftliche Bildung seiner Mönche war sein vorzüglichstes Augenmerk. Er erhöhte die Zahl der Stiftsglieder von 20 auf 60, theils um dem von Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1628 an die Stifte im Lande ob der Enns erlassenen Befehle: »in ihren Klöstern taugliche Seelsorger zu bilden,« bestens zu entsprechen, theils um damit den Nutzen, den Ruhm und die Wichtigkeit seines Stiftes im Staate zu erhöhen. Dabey hatte er auf die Bildung seiner Mitglieder auf auswärtigen Universitäten, auf Reisen und auf reichlichen Büchervorrath sehr bedeutende Kosten verwendet; welche Bemühungen jenem großen Manne auch den glänzenden Nachruhm gebracht hatten, daß zu Kremsmünster unter ihm mehr Doktoren der Theologie, als vor ihm Schüler derselben gezählt worden sind. Er war zwar der unter Abt Caspar zu Mölk eingeleiteten, von dessen Nachfolger, dem Abt Reiner, zu Stande gebrachten, und J. 1625 vom Papste bestätigten Benediktiner-Congregation beygetreten; es erdrückte jedoch der, in den unter dem Titel: Constitutiones Congregationis Austriacae, bekannt gemachten Statuten vorherrschende ascetische Geist zu sehr alles höhere und edlere Streben, als daß dieser Verein die billigen Forderungen hochsinniger Manner hätte befriedigen können; weßwegen dieser Verein auch mit den meisten anderen deutschen Congregationen weit hinter jenen zurückgeblieben ist, welche bereits früher schon in den Niederlanden, z. B. die Congregatio S. Vedasti, in Lothringen die Congregatio S. S. Vannonis et Hidulphi und vorzüglich in Frankreich die Congregatio S. Mauri J. 1618 ruhmvoll bestanden hatten. Nebenbey ließ sich Abt Wolfradt auch die Erziehung der talentvollen und mittellosen Jugend sehr angelegen seyn, so daß im Jahre 1630 allein im Stifte 53 Knaben ernährt, und einige Jahre später nebenbey noch 16 adelige Jünglinge unentgeltlich verpflegt und gebildet worden sind. Alle diese preiswürdigen Einrichtungen wurden ununterbrochen im blühenden Stande erhalten, bis die ausgezeichneten Aebte Placidus Buchauer (1644 — 1669) und Alexander III. Fixmillner (1731 — 1759) neue Erweiterungen und Verbesserungen machten, und die Lehr- und Erziehungsanstalten in Kremsmünster zum schönsten Flore brachten, während welcher Zeit immerfort mehrere Stiftsglieder auf auswärtigen Universitäten, selbst in Rom, gebildet, und die philosophischen Studien im Stifte selbst mit solchem Eifer betrieben wurden, daß der Lehrstuhl der Philosophie an der Universität zu Salzburg größtentheils von Doktoren des Stiftes Kremsmünster besetzt worden war. Abt Placidus äußerte sich oftmals:

Digitized by Google

»daß er jenen für den Glücklichsten auf Erden erachte, dem es gegönnt sey, seine Zeit unter Büchern zuzubringen!« — Im Jahre 1653 trat er mit mehreren österreichischen Aebten dem, zur Bestellung und Verbesserung der Benediktiner-Universität zu Salzburg und des daselbst zur gelehrten Bildung der jüngeren Ordensbrüder errichteten Convictes geschlossenen Vereine förmlich bey, übernahm dabey die Stelle eines Assistenten 1658, und verwendete große Summen zur Beförderung dieser gelehrten Anstalt. Unter ihm ward gebildet und lebte der gelehrte Annalist von Kremsmünster, Simon Rettenpacher, den er mit einem anderen Stiftsmitgliede, Leopold Leichling, zu Rom in den morgenländischen Sprachen ausbilden ließ, nebst welchen damals auch noch 30 andere Stiftsprofessen auf auswärtigen Universitäten ihre höhere Ausbildung auf Stiftskosten erhielten. Hierauf errichtete Abt Placidus auch eine eigene Lehrkanzel der hebräischen Sprache im Stifte. — Auch Abt Ehrenbert Schrevogl (J. 1669—1703) sendete viele ausgezeichnete Stiftsprofessen zur höheren wissenschaftlichen Bildung nach Rom und auf andere gelehrte Anstalten, und bestellte sie dann als Professoren im Stifte und auf der Universität in Salzburg, auf welcher sich im Jahre 1682 vier Lehrer aus Kremsmünster, Georg Wimberger als Rektor, Ehrenbert Blumberger als Theologieprofessor, Martin Resch als Professor des canonischen Rechts, und Honorius Aigner als vielberühmter Lehrer der Philosophie befunden haben. Einen großen Theil seiner seltensten Bücher, Kunstgemälde und kunstreichen Schnitzarbeiten verdankt Kremsmünster diesem Abte. In seinen Diensten und auf seine Rechnung arbeiteten die nicht unberühmten Architekten: Anton Carlone, J. B. Mazza, J. Barberini; die kunstreichen Stuccatur-Arbeiter: J. B. Columba, Sante Capone, Ant. Quadrio; die Statuare: Ant. Rhangieri und Hieronym. Fromberta; die Frescomaler: Joh. Christ. Lederwasch, J. M. Steyerl, Joh. Bened. Thallinger, J. Mich. Feichtmayr und die Gebrüder Grabenberger. Außer diesen hielt er mehrere Künstler, wie die ausgezeichneten Maler: Ant. Galiardi, Adrian Volkart de Lyr, Franc. Hamilton (den Vater) und Wilhelm Hamilton (den Sohn), einige Jahre hindurch bey sich, und erfreute sich ihres belehrenden Umganges; auch bestellte er andere, wie den nachmaligen berühmten ständischen Geographen Matthäus Vischer, mit einem ansehnlichen Jahrgehalte zu Lehrern seiner jungen Geistlichen, und ließ diese von den geschickten Mathematikern und Mechanikern Franz Knittel und Franz Brandtner, wie auch von dem als Zeichner und Seidensticker gleich ausgezeichneten Fr. Benno (einem Laienbruder des Stiftes Admont) in verschiedenen Künsten unterrichten. — Auf solche

Digitized by Google

Weise beförderte der kluge Prälat bey seinen Untergebenen den für Gelehrte überhaupt und für Jugenderzieher insbesondere sehr nöthigen Geschmack an Kunst und Schönheit, und begründete hiemit zugleich das so wohlthätig wirksame feinere Gefühl für Anstand und Sittlichkeit. Beweise hievon ergaben sich bald in der vermehrten Anzahl gelehrter und kunstfertiger Conventualen, wovon P. Ildephonsus Schnepf (welcher als ein Laienbruder des Stiftes zu den Schotten in Wien zum Priesterthume befördert ward) sich als geschickter Architekt und Zeichner; Günther Scholz, Eustachius Guggenberger und Gabriel Fauconet als Mathematiker und Mechaniker; Anton Stadlmayer, Theodoricus Beer und Augustin Gerl aber als Musiker rühmlichst hervorthaten. Abt Martin Resch beschäftigte die Kunstmaler Johann Andrä Wolf in München und Martin Altomonte im Stifte selbst. Viele seiner Stiftsmitglieder ließ er zur Erhöhung ihrer Bildung gelehrte Reisen im In- und Auslande machen. Ausgezeichnete Männer waren seine Stiftsprofessen, Wilhelm Pichler, ein gewandter Mathematiker, welcher über alle Stiftspfarren sehr genaue topographische Karten verfertiget hatte; Odo Schwarz, Professor des canonischen Rechts und vieljähriger Rektor der Universität zu Salzburg; und der mit allen damaligen Gelehrten des Auslandes in Verbindung gestandene Bibliothekar Hieronymus Fackler. Dieser Abt, selbst Rektor der Universität zu Salzburg, ward von Kaiser Karl VI. vorzüglich berathen über die projectirte, wiewohl nicht ausgeführte Gründung einer zum Behufe der Pflege der höheren und ernsteren Wissenschaften aus Religiösen zu bildenden Gesellschaft in Wien im Jahre 1729. — Abt Alexander ist der eigentliche Gründer des Lyceums zu Kremsmünster, J. 1738, der Einführung des Leibnitzischen Systems und der Verdrängung der aristotelischen Lehrweisen hier und auf der Universität zu Salzburg; und er faßte ganz den Geist der Studienreformen unter der großen Kaiserin Theresia, J. 1752 und 1757, durch die Ausdehnung der Mathematik nach Wolf'scher Lehrmethode auf zwey Jahreskurse, durch die Einführung der Experimentalphysik und durch Beyschaffung der mannigfaltigsten und kostspieligsten physikalischen Apparate. Als im Jahre 1740 das bayerische Benediktinerstift Ettal durch eine Feuersbrunst fast zerstört worden war, mußte die dort bestandene, auch vom österreichischen Adel besuchte Ritterakademie aufgelassen werden. Da ging nun der allgemeine Wunsch im Lande dahin, eine gleiche Anstalt auch im Inlande, und zwar in Kremsmünster, errichtet zu sehen. Durch Unterstützung eines zahlreichen Adels im In- und Auslande in den Stand gesetzt, und durch die wohlwollende Beystimmung der Landesfürstin hiezu aufgemuntert, bewirkte

Digitized by Google

dieser thätige Abt in kurzer Zeit die Errichtung einer adeligen Akademie in Kremsmünster, welche die Monarchin nicht nur (17. Septbr. 1744) mittels eines eigenen Diplomes huldvollst bestätigte, sondern dieselbe auch durch Bewilligung zu mehreren von den Landständen hieher gemachten Stiftungen im J. 1751 ansehnlich erweiterte. Der bey Errichtung dieser Akademie für die nöthigen Bauten, Bestellung der erforderlichen geistlichen Aufseher und Professoren aus allen Lehrfächern der Theologie und Jurisprudenz, die Besoldung der von Wien und anderen Orten herbeygerufenen Lehrer der Sprach-, Fecht-, Tanz- und Reitkunst, die Anstellung eines eigenen Arztes und Ingenieurs, nebst den Erfordernissen für Bedienung, Pferde und Hausgeräthe gemachte Aufwand belief sich auf eine bedeutende Summe, zu deren Hingabe sich Abt Alexander um so bereitwilliger bezeigte, als hiedurch das Beste des Landes und die Ehre seines Stiftes befördert ward. Bey allen diesen Einrichtungen hatte er an dem bayerischen Benediktiner und nachmaligen Abte seines Klosters Ennsdorf, Anseln Desing, einen eben sowohl unterrichteten als thätigen Rathgeber, welcher als Gelehrter und Schulmann gleich ausgezeichnete Schriftsteller für die Unterrichtsanstalten in Kremsmünster eine besondere Vorliebe trug, und für diese selbst ein eigenes Lehrbuch der Geschichte und Geographie verfaßte. Eben dieser Mann war es auch, welcher, nachdem er vergeblich bey dem Benediktinervereine an der Salzburger Universität die Erbauung eines astronomischen Observatoriums zu bewirken versucht hatte, es beym Abt Alexander dahin brachte, daß in Kremsmünster eine Sternwarte zu Stande kam, welche ein unvergängliches Ehrendenkmal seiner Regierung und eine immerwährende Zierde Kremsmünsters bleibt. Bekannt mit dem menschenfreundlichen Streben des Abtes Alexander, in jenen Zeiten der Theuerung und Arbeitslosigkeit den Dürftigen Beschäftigung und Unterhalt zu verschaffen, gewann Desing von dieser Seite denselben zur Ausführung des großen Werkes, dessen meisterhaften Plan er selbst entwarf, und dessen Bau die ersten Jahre hindurch mit nicht geringerer Sorgfalt als Einsicht leitete. In zehn Jahren erst (1748 — 1758) und mit einem mittleren, acht Stockwerke hohen Thurmgebäude, mit zwey fünf Stockwerke hohen Seitenflügeln, welche sich gleich jenen zu oberst in eine Plattform enden. Hierdurch erhält die Hauptfronte gegen Nordost so wie ihr entgegengesetzter Hintertheil bis zum fünften Stockwerke eine Reihe von sieben Fenstern, wogegen selbe weiter aufwärts, so wie an den beyden schmäleren Seiten der Flügel deren nur drey zählt. Das Ausmaß dieses Gebäudes beträgt nach der breiteren Seite 15, nach der schmäleren 10 Klafter; in seiner

Digitized by Google

Höhe über der Erde 25, von der Grundfeste aus aber über 30 Klafter. Die über drey Stufen sich erhebenden, mit einem Stein-Portale eingefaßten, an der Vorder- und Hinterseite sich gegenüberstehenden Eingangsthüren sind mit Aufschriften folgenden Inhaltes besetzt:

An der Vorderseite: Ad gloriam Altissimi Bonarumque Disciplinarum Ornamentum Hanc Speculam posuit Alexander III Abbas Cremifanensis Anno MDCCLVIII G D O M B V.

An der Hinterseite: Benedicite sol et luna Domino
Benedicite Stellae coeli Domino.

Eben so gefällig und für astronomische Operationen, wie für die Aufstellung und Verwahrung der verschiedenen gelehrten Collectionen bequem und zweckmäßig ist die innere Structur dieses Prachtbaues. Den Vordertheil desselben nimmt ein bis zum vierten Stockwerke aufsteigendes, mit breiten Doppelstiegen und geräumigen, von drey Fenstern beleuchteten Vorhäusern bestelltes Stiegenhaus ein, zu dessen beyden Seiten und im Hintertheile die verschiedenen Kabinette und Gemächer ununterbrochen in einander laufen, welche insgesammt geräumig und wohl beleuchtet sind. Vom vierten Stockwerke aufwärts führt eine in der Mitte des Gebäudes befindliche steinerne Schneckenstiege zu den höheren Etagen und bis zur obersten Plattform, nebst welcher noch eine vom Fundamente bis zum höchsten Gipfel aufsteigende, rund ausgemauerte Röhre, in einem Durchmesser von beynahe vier Fuß (der astronomische Brunnen) das Gebäude durchzieht. Beym Eintritte in das Erdgeschoß stehen sich die beyden Eingangsthüren gegenüber, und eben so auch die nächst den beyden Aufgangsstiegen befindlichen Eingänge in die verschiedenen Gemächer. Unter dem Doppelaufgange weiter rückwärts geht eine gleiche Doppelstiege auch zu den unterirdischen Gewölben, deren größte Tiefe fünf Klafter beträgt. Schon zu ebener Erde befinden sich ein Laboratorium, eine Drechslerwerkstätte, ein Arbeitszimmer und eine Abtheilung des zoologischen Kabinets. Im ersten Stockwerke sind 240 Porträte aller adeligen Jünglinge, welche in der Ritterakademie des Stiftes sind gebildet worden, die zweyte Abtheilung des zoologischen Kabinets, die Offizin und die Wohnung des Mechanikers. Im zweyten Stocke befindet sich das, mit einem 32 Fuß hohen Wasserbarometer, mit großen Elektrisirmaschinen, mit dem neuesten elektro-dynamischen Experimentalapparate u. s. w. reich ausgestattete physikalische Kabinet in dreyfacher Abtheilung, mit einer Bildergallerie von 152 Stücken von Johann Quinten, Tamm, Schinnagel, Daniel Gran, Hamilton, Altomonte, Tallinger,

Digitized by Google

Anhuber. — Im dritten Stockwerke sind die Bibliothek, die Wohnzimmer des Astronomen, das Mineralien- und Kunstkabinet mit den Porträten des ausgezeichneten ersten Astronomen Placidus Firmilner und seines aus einem gemeinen Zimmermanne zum kunstreichen Mechaniker gebildeten Gehülfen Johann Illinger, und die Statue des Landschaftsmathematikers Johann Keppler. Im vierten Stocke ist die große Gemäldegallerie aufgestellt mit 432 größeren und kleineren Kunststücken von Rubens, von Eyck, Corkye, Solimene, Rempp, Rosa, Luccas von Leyden, Claudius Loraine, Rugendas, Hamilton, Breugel, Hans Holbein, Cordova, Schwarz, Frank, van der Helst, Roseling de Heem, Salvator Rosa u. a. Im fünften Stocke sind aufgestellt ein durch die Güte Sr. Majestät des Kaisers hieher geschenktes astronomisches Instrument, der Meridiankreis, eine von dem dänischen Künstler Urb. Jürgensee verfertigte astronomische Uhr, ein Vermächtniß des k. k. Generals Fallon, und eine Sammlung merkwürdiger Antiken, vorzüglich aus dem Mittelalter. — Den sechsten Stock nimmt das eigentliche astronomische Observatorium ein Ein großer, zwey Stockwerke hoher, unten mit hohen, zu oberst mit ovalen Fenstern bestellter und mit Marmor gepflasterter Saal, zu dessen beyden Seiten die Plattforme der oft erwähnten Flügelgebäude, zwey sehr geräumige, an ihren Ecken mit Steinfiguren gezierte Altanen bildet, und dessen Hintertheil mit einer hölzernen Gallerie umgeben ist. Hier werden die vorzüglichsten astronomischen Beobachtungen angestellt, zu welchem Ende auch hier die nöthigsten Instrumente, Uhren und Sehröhre zum Gebrauche aufbewahrt werden. Von diesen sind zwey große Mauerquadranten nebst der zwischen beyden im Pflaster des Fußbodens bemerkten Mittagslinie, mehrere Sextanten, worunter auch ein hadleyischer ist, ein reichenbachischer Vollkreis, ein Theodolit, ein newtonianisches Telescop, ein fraunhoferscher Achromat, ein Kometensucher, mehrere Chronometer von Paris, Wien und Linz (unter welchen sich eine astronomische Uhr von Fertbauer auszeichnet), zwey besonders großen Globen und verschiedenes anderes wissenschaftliches Geräthe von vorzüglicher Wichtigkeit. Der Anfang zu den astronomischen Observationen ward hier am 12. Juny 1760 von dem hier durch funfzehn Jahre als Lehrer der Mathematik bestandenen Benediktiner von Irsee, Eugenius Dobler, mit Beobachtung einer Sonnenfinsterniß gemacht, welcher am 25. May des folgenden Jahres die Beobachtung des Durchganges der Venus folgte. Als Eugen Dobler bald hierauf in sein Mutterstift zurückkehrte, übertrug Abt Alexander III. im Jahre 1762 die Stelle eines Astronomen und Directors der hiesigen Sternwarte seinem hiezu durch eigene Aus-

Digitized by Google

bildung qualificirten Neffen Placidus Firmüller, welcher diese auch bis zum Jahre 1791 mit unermüdetem Fleiße bekleidete. Seine sorgfältige Beobachtung der am 1. April 1764 erfolgten großen Sonnenfinsterniß setzte ihn in den Stand, den Meridian des hiesigen Observatoriums genauer zu bestimmen, worüber auch im nächsten Jahre ein besonderes Werk: Meridianus Speculae astronomicae Cremisanensis Styrae 1765 in 4. im Drucke erschien. Die von da ununterbrochenen Observationen traten hierauf im Jahre 1776 als das erste Decennium astronomicum, Styriae in 4., an das Licht. Ein zweytes Decennium lag im Jahre 1785 zum Abdrucke bereit, ward aber der ungünstigen Verhältnisse wegen, in welchen sich damals das Stift befand, zurückbehalten. Diese Arbeit erschien jedoch mit den indeß fleißig (insbesondere über den Uranus) fortgesetzten Beobachtungen im Jahre 1791, und zwar mit dessen Allerhöchster Bewilligung dem Kaiser Leopold II. dedicirt, in zwey Abtheilungen, unter dem Titel: Acta astronomica Cremisanensia, Styrae, in 4. — Der Beyfall, womit alle diese Werke aufgenommen wurden, erhöhte den Ruhm der hiesigen Sternwarte und ihres Vorstehers ungemein, indem nicht nur die hierüber in den verschiedenen, mit Wien, Prag, Gotha, Berlin und selbst mit Paris geführten Correspondenzen demselben zahlreich ertheilte Lobsprüche dieses bestätigen, sondern vornehmlich die unparteyischen und sachverständigen Zeugnisse des de la Lande in dem Journal de Savans für das Jahr 1777, Bernoulli's in seinen Ephemeriden für das Jahr 1779, Bode in seinem astronomischen Jahrbuche für das Jahr 1789, vor allen aber das in Schlichtegrolls Necrologe unserm Placidus von dem sachsen-gotha'schen Astronomen auf der Sternwarte zu Seeberg, Freyherrn v. Zach, gesetzte Ehrendenkmal (zum Jahre 1797), dieses hinreichend beweisen. Sein Zögling und Nachfolger, Thaddäus Derflinger, setzte die Beobachtungen vom Jahre 1791 bis 1824 mit nicht geringem Fleiße, aber seiner früheren Gesichtsschwächung wegen mit minder glänzendem Erfolge fort. Indeß legte auch er die Beweise seiner Kenntnisse und Thätigkeit durch häufige Beyträge und Aufsätze in verschiedenen astronomischen Zeitschriften des In- und Auslandes ab, und erhielt während der für so manche Sternwarte verderblich gewordenen Zeitverhältnisse die hiesige doch immer aufrecht (siehe Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, Jahrg. 1820, Märzheft, S. 121). Ihm folgte im Jahre 1824 der gegenwärtige Astronom Bonifacius Schwarzenbrunner, dessen Kenntnisse und Fleiß, verbunden mit männlicher Kraft und einer glücklichen Unterstützung von Seite hoher Mäcenaten, zu großen Hoffnungen berechtigen. — Im siebenten Stockwerke zieht sich

Digitized by Google

das Thurmgebäude in ein geräumiges, mit zwey kleinen Erkern und zwey mit einem Eisengitter umfangenen Altanen bestelltes Zimmer zusammen. In besagten Erkern bestehen eine kleine Meßcapelle und Sacristey, wovon jedoch vom Astronomen nur selten Gebrauch gemacht wird. Von den beyden Altanen aus genießt man auf der Vorder- und Hinterseite der Sternwarte einer ungemein schönen Aussicht über die ganze malerische Umgegend; auch werden in diesem Zimmer die Gedächtnißbücher zur Namensverewigung der hiesigen Gäste sorgfältig aufbewahrt. Von hier erhebt man sich mit der vom vierten Stockwerke bis hierher fortgeführten, 174 Stufen hohen Wendeltreppe zur obersten unbedeckten Fläche oder Plattform des Gebäudes, welche auf den vier Ecken mit kleinen Erkerthürmchen, auf der Rückseite auch noch mit einem Rundgebäude besetzt ist. In letzteren ist ein feststehender Azimuthal-Quadrant mit einer Uhr, und über dieser ein mittels Triebwerkes bewegliches Runddach. Im Erker zur Rechten ist die mit einem Eisengitter umfangene Oeffnung des von hier in einer gemauerten, gegen vier Fuß breiten Röhre sich dreyßig Klafter tief senkenden astronomischen Brunnens. Die gesammte Stufenzahl dieses Gebäudes beträgt 339; die der Fenster 126, und die der Thüren 45. — Beym Tode dieses unvergeßlichen Abtes befanden sich im Stifte 83 Kapitularen, und darunter Männer von ausgezeichneten Verdiensten. Im Geiste Alexanders III. fuhr fort sein Nachfolger Berthold III. Vogel (J. 1759 — 1771). Vor allem ließ er sich die adelige Akademie und zwar um so mehr angelegen seyn, als sich selbst die erhabene Monarchin Maria Theresia dafür sehr theilnehmend bezeigte, und sie auch schon aus dem nicht ganz verwerflichen Grunde, »daß eine einzelne, außer dem Verbande mit der großen Welt stehende Klostergemeinde weder hinsichtlich des wissenschaftlichen Unterrichtes, noch einer feineren Sittenbildung den gesteigerten Forderungen des Zeitgeistes vollkommen entsprechen könne,« mannigfaltigen Anfechtungen ausgesetzt war.

Unter den bereits vom Abte Alexander III. hierbey angestellten Professoren hatten sich schon Sylvester Langhaider als Jurist, Placidus Firmülner als Canonist und Astronom, Raimund Joly als Theolog, Colestin Schirmann als Philosoph und Hieronymus Besange als Bibelforscher, auch durch Schriften der gelehrten Welt bestens empfohlen; noch mehrere zeichneten sich unter seiner Leitung in den verschiedenen gelehrten Fächern aus, wovon Amand Grusdorf als Lehrer der Weltweisheit, Rudolph Graser als theoretischer und practischer Kanzelredner, Udalricus Oettl als Rechtslehrer, Georg Pasterwitz als Philosoph und Lehrer der Polizeywissenschaften, und die Gebrüder Con-

Digitized by Google

stantin und Meinrad Langhayder sowohl hier, als auch auf der Hochschule zu Salzburg durch gelehrte Rechts- und Geschichtsforschungen sich den Beyfall des In- und Auslandes erwarben. Nebst diesen bestanden hier auch andere, bereits durch gelehrte Werke bekannte, durch erhaltene Ehrenpreise ausgezeichnete oder auch schon anderer Orten hinsichtlich ihrer Geschicklichkeit erprobte Männer als Lehrer der verschiedenen Künste und adeligen Uebungen, wovon wir nur den durch Sprachforschungen und seine Abhandlung »vom Meere« bekannten Joh. Sigm. Val. Poppowisch, welcher hier zuerst die Geschichte lehrte, den mit akademischen Ehrenzeichen gezierten ungemein fleißigen Architekten und Geometer Joh. Blasius Frank, einen durch Herausgabe einer sehr gerühmten französischen Sprachlehre wohlverdienten Sprachmeister Karl Moriz Mengs (Bruder des berühmten Malers Raphael Mengs) und den als Orientalisten, auch durch seine Schriften, bekannten Weltpriester Paul Wartha, hier namhaft machen. So viele Kosten eine so ausgedehnte Lehranstalt dem Stifte nothwendig verursachte, so ward dennoch die Verpflegung der akademischen Zöglinge von dem uneigennützigen Prälaten immer auf das billigste angesetzt, und die Stiftsrechnungen weisen mehrere Jahre auf, in welchen bey den häufigen Ausständen, und nicht selten auch ganz unterbliebenen Zahlungen der hiesigen Akademisten, er bedeutende Summen aus der Stiftskasse herzugeben sich genöthiget sah. Demungeachtet zeigte er sich noch zu vielen anderen wissenschaftlichen Ausgaben, dem Zeitbedürfnisse gemäß, sehr bereitwillig. Der im letzten Jahre seines Vorfahrers vollendete Bau des astronomischen Observatoriums ließ ihm noch gar Vieles zu dessen Einrichtung und zweckmäßiger Bestellung zu thun übrig. Dem zu Folge stellte er sämmtliche mit schönen Glastafeln versehene Fenster her, deckte die vier Altanen nebst dem obersten unbedeckten Fußboden mit Kupfer, bereitete die Zimmer zur Aufnahme der verschiedenen astronomischen, mathematischen und physikalischen Instrumente, ordnete die hieher übertragenen Kunst- und Antiquitaten Sammlungen, und brachte vornehmlich durch den kunstverständigen Stiftsprofessen Sylvester Langhayder die in der geräumigen Gallerie des vierten Stockwerkes bestehende, 432 Stück (von größtentheils ausgezeichneten Meistern) enthaltende Gemäldesammlung zu Stande. Nach Aufhebung der Jesuiten wurde der Besuch der Lehranstalten zu Kremsmünster ungemein erhöht; es traten aber zu gleicher Zeit auch mehrere Gegner der dortigen Ritterakademie auf, theils weil viele adelige Familien die Uebertragung der Akademie nach Linz wünschten, um ihre Kinder näher bey sich zu haben; theils aus Eifersucht und Mißgunst einiger Lehrer in Linz, um durch

Digitized by Google

die Unterdrückung der Schulen in Kremsmünster die Celebrität der Unterrichtsanstalten in Linz zu erhöhen; theils auch, weil der Geist der Zeit den Mönchen weder den guten Willen, noch die Geschicklichkeit zutrauen wollte, die hochadelige Jugend standesgemäß auszubilden. Gegen alle diese offenen und verstellten Angriffe erhöhte Abt Ehrenbert nur desto mehr seinen Eifer und seine Großmuth, den strengen Forderungen des vorgerückten Zeitgeistes vollständig zu entsprechen, so, daß seine adelige Ritterakademie den meisten inländischen Anstalten dieser Art würdig zur Seite stand; daß eigene landesfürstliche Commissionen, nach Kremsmünster gesendet, sich von der gewandten Geschicklichkeit der Lehrer sowohl, als von den ausgezeichneten Fortschritten der adeligen Zöglinge die beruhigendste Ueberzeugung verschafft hatten, und daß endlich die großen Verdienste dieser Akademie in ihren Lehrern und Zöglingen öffentlich anerkannt, und dem preiswürdigen Abte von der gütigsten Landesfürstin die Zeugnisse ihrer vollsten Zufriedenheit, nebst der Zusicherung des ferneren Bestandes derselben mittels eigenen Diploms 21. August 1779 gnädigst ausgestellt wurden. Durch solche wohlverdiente Anerkennung angespornt, suchte der thätige Abt durch erhöhtere Verdienste um die Erziehung der adeligen Jugend den Ruhm und die Wichtigkeit seines Stiftes noch mehr zu steigern. Die Zahl der unentgeltlichen Zöglinge vermehrte er auf vierzig, erweiterte das Gebäude der Akademie, vermehrte die Lehrgegenstände, die Lehrer und die adeligen Uebungen, so daß im Laufe des Jahres 1782 — 1783 die Zahl der Grafen und Barone auf dreyßig gestiegen war, und daß, ungeachtet des durch zahllose Flugschriften verbreiteten Mißtrauens gegen Mönche und Klosterschulen, der Ruf dieser Akademie immer glänzender und weiter verbreitet wurde. Eben dadurch aber ward die Eifersucht der bisherigen Gegner so sehr gesteigert, daß sie ihre Angriffe heftiger erneuerten, den Kaiser selbst (Joseph II.) berückten, als wäre die Uebertragung der Akademie nach Linz dem Stifte selbst sehr erwünscht —? — und endlich im Jahre 1783 nach allerhöchsten Entschließungen erwirkten, daß die über 200 Jahre bereits bestandenen Schulen in Kremsmünster geschlossen werden sollten. Nur einer persönlich vor dem Kaiser erscheinenden Deputation von Stiftsgliedern und der Bürgerschaft konnte es gelingen, die falschen Darstellungen zu enthüllen, und vom gerechten Monarchen eine mildere Anordnung zu erwirken, in welcher am 12. Sept. 1783 der Fortbestand der philosophischen Lehranstalt und insbesondere der Akademie in Kremsmünster bestätigt worden ist. Abt Ehrenbert erwarb sich endlich auch noch durch Einführung einer nach den Grundsätzen des berühmten sa-

Digitized by Google

ganischen Propstes Felbiger eingerichteten Hauptschule im J. 1776 nicht nur um das gemeine Schulwesen ein bedeutendes Verdienst, sondern er gewährte hiedurch auch den Hörern der Philosophie den Vortheil eines pädagogischen Unterrichtes; wobey diese, außer den allgemein vorgeschriebenen Lyceal-Studien, durch die Verwendung und Gefälligkeit der hiesigen Professoren auch in Stand gesetzt wurden, aus der Feldmeßkunst, der bürgerlichen und militärischen Baukunst, der Naturgeschichte und Botanik, der Philologie und Aesthetik, der allgemeinen Weltgeschichte und Astronomie (wie an keinem anderen Lyceum im Staate) unentgeltlichen Unterricht zu erlangen. — Bey der im Jahre 1784 begonnenen Vermessung und Steuerregulirung wurden die Stiftsmathematiker, Thaddäus Derflinger und Benno Wallner mit Auszeichnung verwendet. — Die seit dem Jahre 1786 wieder neu erhobenen Angriffe gegen die Lehranstalten in Kremsmünster siegten endlich, und erwirkten 12. April 1789 anfänglich die Aufhebung der Rechtsstudien, dann auch die der seit dem Jahre 1744 mit so hohem Ruhme bestandenen Ritterakademie zu Kremsmünster. Mit den umfassenden Lehranstalten der deutschen Schule, des Gymnasiums, der philosophischen, juridischen und theologischen Studien und den Lehrern der französischen und italienischen Sprache, der Zeichen- und Ingenieurkunst, der Tanz-, Fecht- und Reitkunst, mit den hiezu eigens errichteten Uebungsplätzen, — waren seit den frühesten Zeiten immer auch besondere Erziehungsanstalten für die hier theils unentgeltlich verpflegte, theils für Bezahlung in Kost und Wohnung aufgenommene, studierende Jugend verbunden, das sogenannte Museum nämlich und das k. k. Convict. Das Museum trat um das Jahr 1643 an die Stelle des ehedem in Benediktiner-Klöstern üblichen Oblaten-Institutes, indem die in den ersten Jahrhunderten des Ordens von ihren Aeltern dem Gottesdienste und Klosterleben geweihten Knaben von den Mönchen auferzogen, und in den klösterlichen Standespflichten unterrichtet wurden, in der Folge aber solche Knaben ihre Jugendzeit ohne weitere Verpflichtung, als die eines zeitweiligen Chor- und Klosterdienstes, jedoch im Ordenshabite und unter der Aufsicht eines geistlichen Schulaufsehers verlebten, und nachher zu Folge eines freyen Entschlusses sich ihrer Berufsweise widmeten.

Abt Placidus war der eigentliche Urheber dieser bis auf die neuesten Zeiten bestandenen, durch den Wohlthätigkeitssinn der Aebte Erenbert II., Alexander III. und Erenbert III. erweiterten, vom Abte Wolfgang II. aber mannigfaltig verbesserten Anstalt, in welcher mittellose und talentvolle Jünglinge vom Stifte mit allem zum bequemen Lebensunterhalte und zur wissenschaftlichen

Digitized by Google

Ausbildung Nöthigen hinreichend versehen wurden, und unter der Aufsicht eines geistlichen Präfecten nach bestimmten Statuten gemeinschaftlich zusammen lebten. Dieses Institut war lange eine fruchtbare Pflanzschule braver Tonkünstler, welches unter der Leitung kunstfertiger geistlicher Chorregenten (Franz Sparry, Georg Pasterwitz, Mar. Piessinger und Beda Blank) und mittels des fortwährenden Unterrichtes geschickter weltlicher Lehrer (Vinc. Schmid, Friedr. Krammel, Stan. Reidinger, Jos. Gartner, Adam Mühel, Wenzel Wawra ꝛc.) sich nicht nur zu sehr brauchbaren Musikern ausbildeten, und als solche, wie Fr. Xav. Süßmayr, Mich. Vogel, Ernest Frauenberger (Donnamonte), Jos. Schnepf u. a. m. sich in der Folge besonders auszeichneten, sondern auch die hiesige Kapelle in solchem Stande erhielten, daß diese im Verlaufe vieler Jahre sich zur Production der auserlesensten Musikstücke geeignet fand. Es zeigt das Verzeichniß der hiesigen Regenterey und die oftmalige Aufführung der vorzüglichsten Kirchen- und Theaterstücke von Bigaglia, Caldara, Dittersdorf, Gluck, Graun, Händl der Gebrüder Haydn, Mozart, Paisiello, Salieri, Süßmayr, Winter, wie auch der neueren Compositeure Beethoven, Eybler, Pühler, Stadler u. a., daß insbesondere unter dem Schutze des für Kunst- und Geschmacksbildung sehr eingenommenen Abtes Erenbert III. die Tonkunst hier vorzüglich geblüht habe, und durch die Bemühungen enthusiastischer Musikliebhaber, wie des ehemaligen Apothekers Felix Guilielmo und des gegenwärtigen Stiftsarztes Ferd. Wagner auch die Kunstfertigkeit der hiesigen musikalischen Jugend mittelst häufiger Uebung sehr befördert worden sey. Bedauernswerth ist es daher, daß dieses vormals oft gegen 50 Zöglinge enthaltende Institut durch die ökonomischen Beschränkungen der letzten Zeit auf einen sehr dürftigen Stand zurückgewiesen wurde.

Die k. k. Convictsanstalt ließ Abt Wolfgang II. im Jahre 1803 mit kostspieligen Umänderungen der Stiftsgebäude auf das zweckmäßigste herstellen. Diese Anstalt ist auf eine Anzahl von 50 Zöglingen berechnet, welche der Ordnung nach kaiserliche Stipendisten sind, in deren Ermanglung aber auch Kostgänger aufgenommen werden dürfen. Die Oberaufsicht hierüber steht dem Abte, die mittelbare Leitung dem von diesem ernannten und von der Landesregierung bestätigten Direktor zu, mit welchem die Präfekte der drey Abtheilungen die höheren Ortes vorgeschriebenen Statuten handhaben, und die Haushaltungsgeschäfte besorgen. Der Unterricht besteht in dem der öffentlichen Gymnasiallehrer und Lycealprofessoren, und in dem der Anstalt eigenen Sprach-, Musik- und Zeichenmeister.

Alle diese Bildungsanstalten und Mittel, mit Ausnahme

Digitized by Google

der juridischen und theilweise auch der theologischen Studien, wurden, nach den josephinischen Reformen, theils wieder hergestellt, theils aufrecht erhalten, erweitert und neu eingeführt, in einer verhängnißvollen Zeit, wo das Stift, neben den gewöhnlichen Prästationen, durch baare Kriegscontributionen von 93,000 fl. M. M und dem Kostenaufwande bey drey feindlichen Invasionen von seinem Vermögensstande über 470,000 fl. M M. aufgezehrt hatte. In der neueren Zeit wurden vom gerechten und gnädigsten Monarchen die besonderen Verdienste ausgezeichneter Lehrer zu Kremsmünster, und zwar der Convictsdirector und Astronom Thaddäus Derflinger, — und nach mehr als dreyßig Jahre geführtem philosophischen Lehramte, Benno Wallner, mit der großen goldenen Ehrenmedaille sammt Kette; Lukas Furjäger, über 33 Jahre Vorsteher der akademischen Bibliothek, mit der großen goldenen Ehrenmedaille; die Professoren Amand Mayrhausser und Placidus Hall mit den mittleren goldenen Ehrenmedaillen; und David Landsmann, als Verfasser einer biblischen Geschichte für Gymnasien, mit Belobungsdekreten und Gnadengeschenken zu wiederholten Malen belohnt. Die Zahl der sämmtlichen Studierenden in Kremsmünster belief sich in der neuesten Zeit auf 300, worunter das Gymnasium 265 zählte.

Die gelehrte Wirksamkeit der Stiftsglieder zu Kremsmünster blieb aber nicht bloß auf die häuslichen Lehrinstitute eingeschränkt, sondern dehnte sich auch bald auf auswärtige Lehranstalten aus. Vornehmlich diente die im Jahre 1622 auf Betrieb des Erzbischofs Paris Lodron, unter der Mitwirkung der meisten österreichischen, bayerischen und schwäbischen Benediktiner-Abteyen neu errichtete, und dem Benediktinerorden zur Bestellung eingeräumte Universität zu Salzburg zum vorzüglichsten Uebungsplatze ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse und Lehrfähigkeiten. Nicht nur, daß Kremsmünster immer mehrere seiner jüngeren Stiftsglieder zur intellectuellen Ausbildung in das nächst jener Hochschule bestandene Benediktiner-Convent abschickte, so standen auch vom Jahre 1641, in welchem Placidus Buchauer daselbst die philosophische Lehrkanzel bestieg, bis zum Jahre 1778, in welchem Leopold Wibner, als der letzte Professor aus dem Stifte, die obgenannte Lehrkanzel verließ, 27 Stiftsglieder den verschiedenen Lehrstühlen jener Universität mit Auszeichnung vor, und vier derselben, als: Gregor Wibmperger (vom Jahre 1681 — 1705), Odo Schwarz (vom Jahre 1741 — 44), Berthold Vogel (vom Jahre 1744 — 59) und Constantin Langhayder (vom Jahre 1766 — 87), führten auch das Amt eines Rektors zum nicht minderen Ruhme als Vortheile derselben. Eine andere gelehrte Wirkungssphäre ward dem Stifte vom Kaiser Joseph II.

Digitized by Google

dadurch angewiesen, daß dieser im Jahre 1783 demselben die aus der vormaligen Jesuiten-Bibliothek und dem Büchervorrathe mehrerer aufgehobener Klöster erwachsene akademische Bibliothek zu Linz auf beständige Zeiten und zwar mit dem Bedinge übertrug, derselben zur Aufstellung in einem seiner dortigen Häuser ein schickliches Lokale anzuweisen, und diese mit einem von ihm zu besoldenden Aufseher und Bedienungs-Personale zu bestellen. In Folge dessen ward im Jahre 1784 der Stiftspriester Wenzeslaus Grumich der erste Bibliothekar in Linz, nach dessen Tode im Jahre 1793 Lukas Fuchsjäger folgte, und diesem Amte 33 Jahre hindurch löblichst vorstand. Als nach der Wahl des Abtes Anselm im Jahre 1813 das hiesige theologische Hausstudium sich auflöste, und nach einem kurzen Aufenthalte der Stiftskleriker in dem zu Göttweih neu errichteten Benediktiner-Lehrinstitute diese, wie vordem, wieder in die Diöcesan-Lehranstalt nach Linz versetzt wurden, bewarb sich der vormalige Professor des A. B. Anton Viehbäck um die dortige Lehrkanzel des N. B., welche ihm auch im Wege der Concurs-Entscheidung im Jahre 1815 zu Theil ward, und die selber als Senior jener Anstalt noch derzeit bekleidet.

Von den unter so vielen den Wissenschaften obliegenden Männern, deren Verdienste theils aus dem bey Pachmayer nach der Ordnung ihrer Professe eingerichteten Verzeichnisse derselben, theils aus der Historia universitatis Salisburg.. dem gelehrten Oesterreich von de Luca, der allgemeinen deutschen Bibliothek und anderen literarischen Zeitschriften ersehen werden können, führen wir folgende, auch als Schriftsteller verdiente Stiftsprofessen, und zwar nach Eintheilung der Hauptwissenschaften, in welchen sich selbe ausgezeichnet haben, kürzlich an. — Als Annalisten des Stiftes machten sich im Gebiete der Geschichte insbesondere verdient: Bernardus, mit dem Beynamen Noricus, welcher zur Zeit des Abtes Friedrich I im hiesigen Stifte zwischen den Jahren 1285 bis 1330 lebte, die Stelle eines Bibliothekars oder Archivars (Cartularii) bekleidete, und wahrscheinlich als Prior starb. Unter mehreren kleineren, von Hier. Petz und Adrian Rauch in ihre Sammlungen österreichischer Schriftsteller aufgenommenen Werkchen ist seine Narratio ecclesiae Kremsmünster für die Stiftsgeschichte das bedeutendste, und wird mit den übrigen im Autographo in der hiesigen Bibliothek aufbewahrt. Unter den weiteren, zum Theil anonymen Fortsetzern der Stiftsjahrbücher zeichnen sich der im Jahre 1671 verstorbene Stiftsbibliothekar Romanus Pernatz, der einstmalige Stiftsprior Benedictus Lechler, gestorben 1654, der in gleicher Würde hier bestandene Cölestin Maralt, gestorben 1740, der als Subprior

Digitized by Google

im Jahre 1799 verstorbene Laurenz Doberschütz, und der noch im 89sten Lebensjahre thätige Kanzley- und Musikdirektor Beda Plank insbesondere aus. Im öffentlichen Drucke wurden die Stiftsannalen zuerst durch Simon Rettenpacher, Annales monasterii Cremifan Salisburg. 1677, Fol., bekannt gemacht, welcher jedoch mehr von der älteren Kaisergeschichte, als der Hausgeschichte erzählt, bey dieser aber die vorzüglichsten Diplome mit aufführt. Zur tausendjährigen Jubelfeyer des Stiftes im Jahre 1777 gab der Professor des Bibelstudiums an der hiesigen Akademie, Hieronymus Besange, seine kurzgefaßten Selecta Historiae Cremifanensis (Linz in 4.) und seine Synopsis vitae Religiosorum O. S. B. in monaster. Cremifan (Styriae 1777 in 8), im Jahre 1780 aber der als Pfarrer zu Weißkirchen im Jahre 1805 verstorbene Marian Pachmayer seine in drey Theilen beschriebene Historia Cremif., Styrae in Folio heraus. Letzterer ist hinsichtlich der Zeitgeschichte sehr sparsam, um so ausführlicher aber in der bis zum Jahre 1780 fortgeführten Stiftsgeschichte. Vornehmlich aus ihm ist gegenwärtiger Auszug entnommen, und die letzten 50 Jahre sollen gleichsam seine Supplemente vorstellen. Mit einer neuen Stiftsgeschichte wollte der Professor der griechischen Sprache, Bibliothekar und Archivar des Stiftes, Gabriel Straßer, im Jahre 1808 uns erfreuen, brachte aber nur den ersten Theil bis zum Jahre 1273 zu Stande; diese führt den Titel: Kremsmünster aus seinen Jahrbüchern, Steyer in 8., und zeichnet sich durch eine mühsame Genealogie des agilulfingischen Fürstenstammes aus. — Im theologischen Lehrfache hinterließen Ambros Ziegler, gestorben 1739, Guilielm Bekum, gestorben 1742, der als Abt im Jahre 1771 verstorbene Berthold Vogel, der einstmalige Stiftsprior Raimund Joly, gestorben 1792, der schon oben bemeldete, ungemein fleißige Hieronym. Besange, gestorben 1781, und der als Schriftsteller und Kanzelredner gleich berühmte Rudolph Graser, gestorben als Pfarrer zu Ried im Jahre 1787, mehrere zu ihrer Zeit belobte und zum Theil auch im Auslande sehr wohl aufgenommene Schriften nach sich. Ihnen gesellte sich in letzterer Zeit der Religionslehrer David Landsmann bey, welcher im Jahre 1813 zum Gebrauche der Gymnasien ein in drey Abtheilungen bestehendes Handbuch der Religionsgeschichte, Wien in 8., an das Licht treten ließ.

Im juridischen Fache hat das Stift Männer von ausgezeichnetem Verdienste aufzuweisen, welche theils auf der Universität zu Salzburg, theils an der hiesigen Akademie ihre Gelehrsamkeit auch in öffentlichen Schriften beurkundeten. So hat der im Jahre 1709 als hiesiger Abt verstorbene Martin Resch, als

Digitized by Google

Lehrer des Kirchenrechts zu Salzburg einen sehr belobten Tractat. de jure patronatus (Salisburg. anno 1685, 4.) herausgegeben; der nachmalige Rector jener Hochschule Odo Schwarz (gest. 1749) in seinem Tractat. in libros Decretal. I — V (Salisbg. 1734 — 30 — 38 — 40, in 4.) sich als einen gewandten Gegner des protestantischen Rechtsgelehrten Böhmer bewiesen; der hiesige Regens der adeligen Akademie und Professor des canonischen Rechtes, Placidus Firmillner, aber seine anderweitigen Verdienste auch noch mit der Herausgabe eines mit großem Beyfalle aufgenommenen Werkes: Reipubl. Sacr. origines divinae (Styrae 1756 in 4.), vermehrt. Als geschickte Civilisten erprobten sich an der hiesigen Akademie Sylvester Langhayder (gestorben 1795) durch mehrere gelehrte Abhandlungen (Pachmayr, Fob 765), Udalricus Oettl (gestorben im Jahre 1795) durch seine Historia juris civilis (Styrae 1769 in 8.) und institutiones juris civil. (Tom. II. Styrae 1770 — 71 in 8), der als hiesiger Abt im Jahre 1812 verstorbene Wolfgang Leuthner durch seine Dissertatio de torturis (Linz 1784 in 8.), und der auch als Etymologist der deutschen Sprache bekannt gewordene, im Jahre 1826 auf seiner Pfarre Kematen verstorbene Mathias Höfer durch seine Exercitat. jurid. de origine et proprietatibus Peculiorum apud Romanos (Vindobonae 1780 in 4.).

Vornehmlich aber waren die philosophischen Studien diejenigen, worauf sich mehrere der hiesigen Stiftsglieder mit ausgezeichnetem Erfolge verlegten. Außer den bey Pachmayer angeführten Professoren der Philosophie an der Universität zu Salzburg, Gerard Brandstetter, Gregor Wibmperger, Carolus Grueber, Gotthard Vischl, Honorius Aigner, Sebastianus Mayrlechner und Meinrad Langhayder, haben sich an der hiesigen Akademie der als Rural-Dechant zu Thalham im Jahre 1793 verstorbene Cölestin Schirmann durch seinen gepriesenen Tractat de mundo optimo, Dissertatio academica (Styrae 1756 in 4.), der auch als Lehrer der Polizeywissenschaften verdiente, und als Musik-Compositeur ausgezeichnete Georgius Pasterwitz (gestorben 1803) durch seine Dissertationes philosophicas: I de lege naturali, perfecte, jucunde ac commode vivendi, II de officiis circa honorem (Styrae 1765 — 1767 in 4.), und der noch vor diesen durch die Herausgabe seiner philosophischen Institutionen, Logicae, Ontologiae et Psychologiae (Styrae 1765 — 66 und 70 in 8. und 4.), den hiesigen Schulen sehr nützlich gewordene, auf seiner Pfarre Weißkirchen im Jahre 1792 verstorbene Amandus liber Baro de Grustdorff vorzüglichen Ruhm erworben. — Die Mathematik zählte, wie es sich aus dem zahlreichen handschriftlichen Nachlasse und den von den hiesi-

Digitized by Google

gen Künstlern verfertigten, verschiedenen mathematischen Instrumenten, Sonnenuhren und Architectur-Zeichnungen ergibt, schon seit den früheren Zeiten große und thätige Verehrer in Kremsmünster. Aegydius Eberhard von Raittenau (Pachmayer F. 454) war ein geschickter Architect, verfertigte auch aus Messing und Stahl viele geometrische, hydrostatische und astronomische Werkzeuge, und verschiedene künstlich gearbeitete Sonnenuhren; er starb im Jahre 1675. — Antonius Sauther hinterließ nach seinem, im Jahre 1660 erfolgten Tode mehrere schätzbare, zum Theil während seines achtjährigen Aufenthaltes in Rom noch verfaßte mathematische Schriften. Der schon als Jurist belobte Martin Resch beschäftigte sich mit der Algebra, Optik und Geometrie, wovon er mehrere schriftliche Aufsätze hinterließ. Der vormalige Laienbruder bey den Schotten zu Wien und nachmalige hiesige Stiftspriester Ildephonsus Schnepf führte mehrere Stiftsgebäude eben so schön als regelmäßig auf, arbeitete sehr künstlich in Metall, und hinterließ nach seinem im Jahre 1722 erfolgten Hintritte vortreffliche Handzeichnungen. Der schon oben bemeldete Professor der Mathematik, Roman Ettenauer, aber beförderte dieses Studium an der hiesigen Akademie auch durch mehrere zum Vortheile der studierenden Jugend verfertigte Schriften. — Von Placidus Firmillners Verdiensten um die Astronomie ist bereits öfters gesprochen worden. — Unter den gegenwärtigen Stiftsmitgliedern hat der Professor der Mathematik, Wolfgang Danner, sich um seine Schüler durch practische Anleitung zur Geometrie, als geschickter Zeichner und Kalligraph aber durch Beförderung dieser Künste um die ganze Lehranstalt verdient gemacht. — Endlich haben sich in den humanistischen Studien mehrere Professoren und Liebhaber derselben in häufigen Gelegenheitsgedichten, Orationen und Declamationen seit langem her geübt, wovon viele in Schriften und Abdrücken vorhanden sind, und wovon wir nur Rudolph Graser, Corbinian Schweigert, Gabriel Straßer und Ignaz Reischel mit Auszeichnung nennen. Als Philolog hat sich insbesondere Leo Peternader durch seine auch im Auslande beliebte Einleitung zur griechischen Sprache (Steyer 1776 in 8.), und neulichst der für die Etymologie des hierländigen Dialectes sehr beflissene Mathias Höfer durch sein etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Oesterreich üblichen Mundart (Linz 1815 in 8.) zu seinem Ruhme bekannt gemacht. — Durch diese gedrängte Zusammenstellung der ausgezeichneten Verdienste des Stiftes Kremsmünster um Kirche und Staat durch gelehrte Bildung und durch einflußreiches thätiges Wirken zur edleren Jugendbildung, glauben wir unseren Ausspruch, daß unter den

Digitized by Google

so zahlreichen Stiften und Klöstern der älteren Zeit bis auf die neuere Epoche nicht ein einziges demselben den Vorrang streitig machen könne, gerechtfertigt zu haben. — Die beygegebenen Ansichten des Stiftes, des astronomischen Thurmes und der Umgegend von Kremsmünster sind von geschickter Hand entworfen und ausgeführt.

Der eilfte Band enthält das Dekanat Pillichstorf mit seinen Pfarren Jedlersdorf, Stammersdorf, Strebersdorf, Rendevous, Klemenzersdorf, den Filialen Flandorf, Hagenbrun, Dietrichsdorf, Stallarn, Enzesfeld, Grosebersdorf und den Filialen Putzung, Münchsthal, Seyring, Eybersbrun, Wolkersdorf, Schleinbach, Ulrichskirchen, Breitenlee, Deutschwagram, Gerasdorf, Großenzersdorf, Großrußbach, Horasburg und Ritzendorf, Ebersdorf, Oberkreuzstätten, Kagran und den Filialen Hirschstätten und Stadlau, Eipoltau und Leopoldau, Florisdorf, Mannhartsbrun, Niederkreuzstätten, Pillichsdorf, Traunfeld, Hanzendorf und der Pfarkirche am heiligen Berge, Unterwolberndorf — aus den Beyträgen der Pfarrer Lambert Mick, Gerard Tampl, Cölestin Hauer, Jakob Hanke, Karl Pürtner, Martin Willert, Emanuel Steinwendler, Berthold Sengschmitt, Joseph Kainz, Anton Kudera, Nikolaus Janza, Laurenz Alko, Franz Sartori, Friedrich Baumann, Johann Jordann und Joseph Dominikus Herborn — ausgearbeitet durch die geschickte Hand des fleißigen Herrn Alois Schützenberger. Es sind zwar alle, die angeführten Orte betreffenden urkundlichen Notizen mühsam gesammelt und zusammengestellt, — in unnöthiger Breite jedoch p. 3 — 296, so, daß das Durchlesen um so mehr ermüdend ist, als wenig Interessantes erzählt wird, außer daß in früherer Zeit J. 1501, 1508, 1520, 1527, 1570, 1572, 1573 öfters alle gedachten, der Donau näher gelegenen Ortschaften und Gegenden von den angeschwollenen Fluthen des mächtigen Stromes im Sommer und Winter überschwemmt, daß die meisten derselben bey den Türkeneinfällen gräßlich verheert, und von der Pest heimgesucht worden seyen, und daß auch in diesen Gegenden, zu Wolkersdorf, Schleinbach, Kronberg, Deutschwagram, Süssenbrun, Kagran, Niederkreuzstätten, Pillichstorf und Hauzendorf vorzüglich die protestantische Lehre eingerissen, und sich durch längere Zeit erhalten hatte. — Als Anhang ist beygegeben die vom Herrn Joseph Herborn, Pfarrer im deutschen Hause zu Wien, aus den Originalurkunden p. 299 — 340 zusammengestellte Geschichte des ersten Klosters St. Klara zu St. Anna in Wien, von der Stiftung im J. 1305 bis zum Tode der letzten Abtissin im J. 1572, während welcher Zeit diesem Kloster 37 Abtissinnen vorgestanden waren; dessen Gebäude dann anfänglich vermiethet, die

Digitized by Google

Güter aber zum einstweiligen Fruchtgenusse 1573, und im J. 1581 das Kloster sammt allen Besitzungen den Jesuiten übergeben, und ihrem Collegium einverleibt worden sind. Der Darstellung selbst sind viele urkundliche Stellen eingeflochten; auf welche dann noch eine Beygabe von wörtlich abgedruckten Urkunden vom J. 1305 bis 1583 folgt, p. 391 — 452. Beydes ist reichhaltig an Notizen für die Geschichte Wiens und Unterösterreichs, für die Genealogie des dortigen Adels und der älteren Bürgerfamilien der Kaiserstadt, und daher ein denkwürdiger Beytrag zur vaterländischen Geschichte. Die lithographirten Blätter dieses Bandes geben die Ansichten von Ulrichskirchen, Wolkersdorf, der ehemaligen Kirche im Bürgerspitale zu Wien und die Karte des Dekanates Pillichsdorf. N.

Art. V. 1) Der letzte Ritter. Romanzenkranz von Anastasius Grün. München, bey F. G. Frankh. 1830. kl. 4. 210 Seiten.

2) Der Cid. Ein Gedicht von Maximilian Löwenthal. Wien 1831. Gedruckt bey den Edlen von Ghelen'schen Erben. 4. 41 S.

3) Das Habsburglied. Von Lud. Aug. Frankl. Wien 1832 Gedruckt und im Verlage der Edlen von Ghelen'schen Erben. gr. 8. 228 S.

Wenn wir in einem einzigen Ueberblicke zusammenzufassen suchen, was der poetische Genius der Deutschen seit seinem Wiedererwachen in der zweyten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts erstrebt und geleistet hat: so finden wir uns von zwey sehr verschiedenen Empfindungen in Anspruch genommen. Denn wenn uns einerseits die Ueberzeugung, daß wir die Leistungen einiger unserer ausgezeichnetsten Dichter kühn jenen der gebildetsten Nationen an die Seite setzen dürfen, mit gerechtem Stolz erfüllt: so wird dieses stolze Gefühl bald wieder durch die Betrachtung niedergeschlagen, wie unsere Poesie die rechte Richtung, welche sie hätte nehmen sollen, im Ganzen fast immer verkannt habe, und wie sie darum auch nie im wahren Sinne eine volksthümliche geworden sey.

Der letztere Vorwurf ist der deutschen Poesie so oft gemacht worden, daß es etwas sehr Ueberflüssiges scheinen kann, ihn hier zu wiederholen, wenn man nämlich mit den Ausdrücken »volksthümlich und unvolksthümlich« den Begriff verbindet, daß etwas der Denk- und Empfindungsweise eines Volkes entsprechend sey oder nicht. In diesem Sinne genommen, wäre aber jener Vorwurf nicht bloß ungerecht, sondern selbst gänzlich unstatthaft. Denn in diesem Sinne wird und muß jede poetische

Digitized by Google

Leistung eine volksthümliche seyn, wenn bey derselben überhaupt von Werth und Erfolg die Rede seyn kann. Nie nämlich wird der Dichter sich dem Einflusse der Denk- und Empfindungsweise seines Volkes gänzlich zu entziehen vermögen; und nie wird er, wenn er es versucht, bey seiner Nation Eingang finden. Wo nur immer der Versuch gemacht wurde, in die Poesie einer Nation ein unvolksthümliches Element einzuführen, da war die Letztere entweder nie zu einem rechten Bewußtseyn einer geistigen Eigenthümlichkeit gekommen, oder die Eigenthümlichkeit des Volkslebens war bereits in sich selbst ermattet und auf den Nullpunkt herabgesunken, und die Nation neigte sich selbst zu jenem ihr ursprünglich fremdartigen Elemente hin; oder endlich sie stieß bald wieder mit Entschiedenheit von sich, was ihr eine Zeit lang gewaltsam aufgedrungen worden war.

Allein jener Begriff von Volksthümlichkeit darf unbedenklich für unzulänglich und allzubeschränkt erklärt werden, indem ja das eigenthümliche Leben eines Volkes nicht bloß in seiner Denk- und Empfindungsweise, sondern mit voller Entschiedenheit in seinem Handeln und in den besonderen Formen seiner äußern Erscheinung sich ausspricht. Damit aber ist zugleich für die Poesie das höchste wie das nächste Ziel bezeichnet, nach welchem sie streben soll, so wie die Richtung, welche sie nehmen muß, wenn sie im wahren Sinne des Worts volksthümlich werden will; daß sie nämlich überall an die Gegenwart sich anschließe, und ihrem hohen Berufe gemäß überall erhebend, veredelnd, begeisternd auf diese zurückwirke.

Die Forderung, daß der Dichter, um volksthümlich zu seyn, sich ganz der Gegenwart zuwende, kann zwar allerdings auf den ersten Anblick den Kreis seiner Schöpfungen allzusehr zu verengen scheinen: allein dieser Vorwurf kann sie nur dann treffen, wenn man sie selbst nicht richtig begriffen hat, und sie so versteht, als ob der Dichter dadurch bey der Wahl seines Stoffes ausschließend an die Gegenwart gewiesen sey. Das ist aber keineswegs der Fall, wenn sich gleich nicht in Abrede stellen läßt, daß der Dichter, alles Uebrige gleich gerechnet, die größte Wirkung dort hervorbringen werde, wo er auch den Stoff unmittelbar aus der Gegenwart schöpft. Es wäre Verläumdung des deutschen Volkes, zu läugnen, daß es seinen Dichtern, wie in der älteren, so auch in der neueren Zeit, Stoff zu den herrlichsten Leistungen gegeben habe; es wird sich nicht läugnen lassen, daß diese denselben nur wenig benützt haben; und noch weniger wird man läugnen können, daß die deutsche Poesie, wenn sie dieser Richtung mit Entschiedenheit gefolgt wäre, einerseits mehr Halt in sich selbst und eine sicherere Ausbildung gewonnen hätte, als sie

Digitized by Google

wirklich gewonnen hat: und andererseits ihre Rückwirkung auf die Ausbildung aller edleren Keime des Volkslebens eine weit entschiednere gewesen seyn würde.

Durch diese Rücksicht aber wird der Kreis des Dichters in der Wahl seines Stoffes durchaus nicht beschränkt. Jede Zeit hat ihre eigenen Vorzüge, wie in jeder bestimmte Aufforderungen liegen, mit aller Kraft, die in ihr ist, nach zunächst bestimmten Vorzügen zu streben; jede Zeit hat ihre besonderen Fehler und Schwächen, und besondere Veranlassungen zu solchen; jede Zeit endlich hat besondere Interessen, und ist bey Verfolgung derselben besonderen Gefahren und Verirrungen ausgesetzt. Wie nun jeder Satz durch einen ihm conformen Satz, jedes Bild durch ein ihm entsprechendes in ein helleres Licht gestellt wird, und bestimmter hervortritt: so auch hier. Daß der Poesie durch diese Ansicht keine einseitig dialektisch-moralische Richtung zugewiesen werde, sollte hier kaum bemerkt zu werden brauchen; und eben so wenig, daß der Dichter bey der Rücksicht auf seine Zeit keineswegs gedrungen sey, wenn er seinen Stoff aus der entfernteren wählt, die Eigenthümlichkeit der letzteren zu verläugnen, und ihn durch eine gewaltsame Verrenkung der ersteren näher zu bringen. Bild und Gegenbild werden sich dem Dichter hier um so leichter bieten, als es sich allein um das Ergreifen und die Abspieglung der geistigen Elemente seiner Zeit handelt: diese aber, wie bewegt und vielgestaltig jene Zeit auch immer sey, in der Vergangenheit entweder wirklich vorhanden gewesen, oder, oder, wo die Dichtung auf keiner historischen Grundlage ruht, als wirkliche angenommen werden können.

Auch der Einwurf muß als unstatthaft zurückgewiesen werden, daß das moderne Leben in seiner äußeren Erscheinung eine poetische Färbung weder habe, noch zulasse. Leider ist in der modernen Zeit aus dem deutschen Volksleben aller kräftige Aufschwung des Geistes und der Phantasie, so wie die volle, frische Lust und Heiterkeit früherer Jahrhunderte verschwunden, und nicht läugnen läßt es sich, daß es so trocken und farblos geworden, wie ein aufgetrocknetes Herbarium; allein es ist eben die Aufgabe des Dichters, dem Farblosen Farbe zu geben, und auch über das Gewöhnliche jenen magischen Schimmer auszugießen, der es uns zu gleicher Zeit neu und ansprechend erscheinen läßt: eine Aufgabe, deren Lösung ihm gewiß nicht mißlingen wird, wenn ihm nur sonst die ächte Weihe zu Theile geworden ist.

Man wird zum mindesten nicht läugnen können, daß die hier an die Poesie gestellte Forderung mit der Geschichte derselben im vollkommenen Einklange stehe. Denn überall, wo wir

Digitized by Google

die Poesie mit gesunder Kraft zu einem mächtigen Stamme erwachsen, unvergängliche Blüthen entfalten, und sie Früchte hervorbringen sehen, die noch entfernte Jahrhunderte erquicken: da wächst dieser Stamm aus dem Boden eines selbst sich bewußt gewordenen Volkslebens hervor, und bildet sich gleichförmig mit diesem aus, alle Stufen seiner Entwicklung durch; da schließt sie sich überall innig und mit Liebe an die lebendige Gegenwart oder an die nächste Vergangenheit; da, und nur da wirkt sie mit der ganzen Macht ihres Zaubers erhebend, kräftigend, veredelnd auf die Gemüther: weil alles, was sie verkündet, in diesen lebendig vorhanden ist, und jede Saite, die sie anschlägt, in ihnen ihren Widerklang findet. Da webt im Dichter selbst die höhere Begeisterung, weil er schaut, was er singt, und weil, was er dichtet, nicht ein Erträumtes, sondern ein Wahres und Wirkliches ist. So sehen wir die Poesie bey den Griechen mit dem der Barbarey sich entringenden Volksleben sich entwickeln; jugendlich heiter und lebenskräftig, wie sonst nirgends, und mit einer Eigenthümlichkeit und Vollendung in sich selbst, die sie bis zu der Zeit bewahrt, wo das Volksleben selbst sein eigenthümliches Gepräge verliert: während die Poesie der Römer vielleicht nur in der frühesten Zeit und späterhin nur in einzelnen Gattungen mit dem Volksleben in eine nähere Beziehung tritt, darum aber auch nie weder Werth noch Einfluß der griechischen zu erreichen vermag. Unter den neueren Nationen aber gibt es keine, bey der die Poesie so innig mit dem Volksleben verschwistert erwachsen wäre, und so fest sich an die Gegenwart angeschlossen hätte, wie bey den Spaniern: während sich dieses bey andern Nationen nur beziehungsweise, und nur von einzelnen Perioden, wie z. B. bey uns von der Periode der schwäbischen Kaiser, behaupten läßt.

Ganz anders aber ist es, wenn die Poesie nicht im Volksleben und nicht in der Gegenwart wurzelt: sondern als ein fremder Zweig dem geistigen Leben einer Nation eingeimpft wird. Wie sie nicht unmittelbar aus dem Leben hervorgeht, so findet sie in diesem auch keine rechte Heimat, und wirkt nicht kräftig auf dasselbe zurück; und wie sie der Gegenwart nicht mit Liebe angehört, bleibt sie der Gegenwart immer auch mehr oder minder fremd. Dann sucht der Dichter das Eigenthümliche, das er in dieser nicht findet, bey fernen Völkern und unter fernen Himmelsstrichen, im Süden heute und morgen im hohen Norden; heute in den Urwäldern Amerika's und morgen unter den Palmen Indiens. So wird der Garten mit einer Ueberfülle der mannigfaltigsten Blumen bereichert, die, was auch die Pflege an ihnen thun mag, doch nie zum ferngesunden Wuchs und zur vollen

Digitized by Google

Blüthenpracht ihres Geburtslandes gedeihen: indessen die heimischen Gewächse verkümmern oder mindestens unveredelt bleiben. Schlimmer wird dann noch das Uebel, wenn, wie es bey einem solchen Gange der poetischen Entwicklung fast immer der Fall ist, die wissenschaftliche Kritik eine ungemessene Ausdehnung gewinnt, oder sich anmaßt, wenn sie dann jeden Tag neue Theorien zeugt, und der zuletzt gezeugten immer unbedingte Geltung beylegt und zu verschaffen sucht. Dann ist eigentlich sie es, welche allem unbefangenen Schaffen und Walten der Poesie den Todesstoß versetzt, und es ihr unendlich schwer macht, sich mit Wärme und Innigkeit ihrem Ziele zuzuwenden. Denn wie die Kritik dann selbst am liebsten in den Regionen einer Alles aufs Aeußerste sublimirenden Spekulation nach hundert verschiedenen Richtungen sich herumtreibt, und sich am wenigsten darum bekümmert, die poetischen Elemente der Gegenwart zu durchdringen: so zieht sie auch den Dichter um so leichter von dieser ab, je früher sie sich seiner bemächtigt, je leichter sie ihn durch ein einseitiges Anpreisen großer Muster verwirrt, und je weniger er, wie selbstständig sein Geist sonst auch sey, es gänzlich vermeiden kann, auf sie Rücksicht zu nehmen. Geht nun die Kritik unter solchen Umständen aus den Instituten, in welchen sie mindestens mit wissenschaftlichem Ernst und Interesse betrieben wird, in zahllose Flugschriften und Unterhaltungsblätter über, und nimmt sie hier, um ihre Flachheit geltend zu machen, bald den Ton kecker Anmaßung, bald niedriger Possenreißerey an: dann zerstört sie nicht nur im Dichter selbst die frische, unbefangene, sich vertrauende Begeisterung, sondern im Publikum alles poetische Leben; und während bey der vorgeschrittenen Ausbildung der Sprache und der Technik die Leichtigkeit des Producirens wächst, und einerseits die Zahl der poetischen Productionen ohne Maß zunimmt, andererseits aber jeder liest und gierig verschlingt, nicht um des geistigen Genusses oder der geistigen Erhebung wegen, sondern um mitsprechen zu können und gelegenheitlich selbst den Kritiker zu spielen, verbreitet sich immer allgemeiner jene geistige Flauheit und Flachheit, in der nicht nur alle Empfänglichkeit für Poesie, sondern zuletzt alle kräftigere Regsamkeit des Geistes selbst untergeht.

Wohl mag hier die Frage gestellt werden, ob die Poesie eines Volkes, wenn sie nicht in schwesterlicher Vereinigung mit dem Volksleben sich herangebildet, oder wenn sie, wie die deutsche Poesie im dreyzehnten Jahrhundert diese Vereinigung wieder aufgegeben hat, in einer späteren Periode noch zu derselben gelangen möge. Am innigsten und erfolgreichsten wird diese Verbindung immer dort seyn, wo sie von der ersten Periode der

Digitized by Google

Entwicklung des Volkslebens an bestanden hat, und durch alle folgenden sich gleich geblieben ist; wie wir auch im einzelnen Menschen immer jene Kraft am vollkommensten und gediegensten ausgebildet finden, die sich fortwährend im gleichförmigen Verhältniß mit seinen übrigen Kräften ausgebildet hat. Wie aber bey dem einzelnen Menschen Perioden der Erneuerung eintreten, in welcher, so zu sagen, alle seine Kräfte einen neuen Schwung nehmen, und eine neue, mit Bewußtseyn gewählte Richtung verfolgen: so mag wohl auch bey ganzen Völkern derselbe Fall eintreten, wenn ihr geistiges Leben einen neuen Umschwung gewinnt, und sie darüber zu klarem Bewußtseyn gelangen. In einer solchen Periode geistiger Erneuerung aber wird, wie sie selbst die Frucht eines regsamen, begeisterten Strebens ist, auch die Poesie mit frischer Begeisterung an die lebenskräftige Gegenwart sich anschließen.

Es würde zu weit führen, hier im Einzelnen nachzuweisen, was einzelne Dichter in Beziehung auf die oben gestellte Forderung geleistet haben, wenn gleich die deutsche Poesie es im Allgemeinen versäumte, diesem Ziele mit Entschiedenheit nachzustreben. Auch in dieser Beziehung ragt Goethe über alle seine Mitbewerber um den ersten Kranz, so wie über die Bildung seiner Zeit hinaus, und auch in dieser Beziehung hat der Genius der deutschen Poesie seinem Liebling den Sinn hell und klar für das Rechte aufgeschlossen. Hier soll nur an Hermann und Dorothea und an die Zeit, in welcher dies Epos erschien, so wie an seine lyrischen Gedichte, vorzüglich an seine Lieder, Episteln und Elegien erinnert werden. Die Vergleichung von Voßens Idyllen mit jenen Geßners — seiner Luise nicht zu gedenken — ist mehr als jede andere geeignet, ins hellste Licht zu setzen, wie viel die Poesie an Leben und Kraft gewinne, wenn sie sich mit Liebe der Gegenwart befreundet. Das Nämliche beweisen L. Tieck's neuere Novellen, in welchen die Aufgabe, die Gegenwart im Spiegel einer vergangenen Zeit zu reflektiren, auf das glücklichste gelöst ist. Der Roman und das Lustspiel haben in der fraglichen Beziehung leider noch am wenigsten geleistet, obwohl gerade sie, und vorzüglich das Lustspiel, an die Gegenwart gewiesen sind. Ihren Stoff und die äußeren Formen des Lebens nehmen sie freylich größtentheils aus dieser: aber leider fehlt hier, wenige einzelne Leistungen ausgenommen, jenes tiefere Eindringen in die Interessen und in den eigenthümlichen Charakter der Zeit, jener höhere Standpunkt für das Auffassen ihrer Erscheinungen und jenes freyere, heitere Walten des poetischen Geistes, ohne welche keine bedeutende Wirkung zu erwarten ist. Dagegen tritt uns im Tragischen Goethe's natürliche Toch-

Digitized by Google

ter als ein erfreuliches Muster klarer, poetischer Anschauung und Behandlung der Zeitverhaltnisse entgegen, welche sie veranlaßten, und Karl Immermann hat es mit dem glücklichsten Erfolge gewagt, eine kaum verflossene Begebenheit zum Gegenstand einer tragischen Dichtung zu wählen. Den meisten Beruf, die Gegenwart mit lebendiger Begeisterung zu ergreifen, hat unstreitig die lyrische Poesie, in engerer Bedeutung, weil sie als unmittelbarer Ausdruck der Empfindung den nächsten Impuls immer von dieser empfängt. Klopstock hat hier mit sicherer Hand den rechten Ton angeschlagen, nur daß in vielen seiner herrlichsten Oden die nordische Mythologie störend eintritt; Ramler, Denis — nur auf die Aeonenhalle des Letzteren soll hier hingedeutet werden — Voß und zum Theil Hölty müssen hier dankbar genannt werden, wie gerne man auch die beyden Ersteren jetzt zum Plunder würfe; und unter den Neueren Th. Körner, Uhland, Müller und Andere. Je geringer nun aber der Vorrath von Poesien ist, die dem oben bezeichneten Ziele zustreben, um so mehr Ursache haben wir, uns über jede in dieser Hinsicht gelungene Leistung zu erfreuen.

Eine gelungene darf aber Nr. 1 der hier angezeigten Dichterwerke mit vollstem Rechte genannt werden. Gewiß ist es höchlich zu bedauern, daß die historische Romanze unter uns Deutschen nie hinlänglich in Schwung gekommen, um, wie bey den Spaniern, kräftig auf das Volksleben zurückzuwirken. In ihrer Einfalt, Natürlichkeit und Abgeschlossenheit ist sie vor vielen andern Dichtungsarten geschickt, eine solche Wirkung hervorzubringen, um so mehr, da sie, trotz ihres geringen Umfanges, das epische, dramatische und lyrische Element in sich vereinigend, über eine größere Menge von Mitteln gebietet, als irgend eine andere Gattung von gleichem Umfange Auch konnte des edlen Maximilians Geist und Gesinnung kaum auf eine andere Weise besser und vortheilhafter poetisch dargestellt werden, als durch einen solchen Cyklus von Romanzen, der es dem Dichter erlaubte, jeden bedeutenden Punkt im Leben seines Helden in das hellste und in das eigenthümlichste Licht zu stellen.

In einer Zeit, in welcher Geist und Gemüth sich täglich mehr verengen und verflachen; wo trotz der Aufgeregtheit dennoch überall nur wenig gesunde Kraft zum Vorschein kommt; und trotz der Ansprüche, die sie an Bildung und Verfeinerung macht, jener reinmenschliche und heitere Sinn, der die Basis aller wahren Humanität, wie aller geistigen Erhebung ist, täglich mehr verschwindet; Eigensucht aber, leidenschaftlicher Parteygeist und finsteres Mißtrauen jeden Tag mehr überhand nehmen, und das Leben jeden Tag unerquicklicher machen; in einer

Digitized by Google

solchen Zeit war es eine sehr glückliche Eingebung des poetischen Genius, das Bild eines Fürsten zu zeichnen, dessen hoher und klarer Sinn und dessen offenes, heiteres, wohlwollendes, vertrauensvolles Gemüth — den entschiedensten Gegensatz eben dieser Zeit bilden. Wie nun der Dichter dieses Bild mit inniger Liebe und mit warmer Begeisterung in sich aufgenommen hat: so gibt er es wieder, und in demselben ein treffliches Muster, wie die Poesie, wenn sie ihren Stoff außer dem Kreise der Gegenwart in einer fernen Vergangenheit sucht, mit ersterer sich innig verbinden, und auf solche Weise im ächtesten Sinne volksthümlich werden könne.

»Kenner der Geschichte des großen Kaisers,« sagt der Dichter S. 208 in einer Anmerkung, »werden wohl schon bemerkt haben, daß manche Thaten und Feldzüge Maximilians mit Stillschweigen übergangen worden. Darauf habe ich nun Folgendes zu entgegnen, daß meines Erachtens viele glücklich geführte Kriege und ruhmvoll erkämpfte Siege, wenn sich nicht sonst eine poetische Deutung dazu gesellt, zur dichterischen Auffassung nicht geeignet seyen, und daß ich daher jene davon, in denen sich — mir wenigstens — keine poetische Idee erschloß, nicht aufgenommen oder nur leise berührt habe. Ferner mache ich auf den Titel des Ganzen: Der letzte Ritter, aufmerksam. Aus diesem Gesichtspunkte mußte manches, was in das Buch der Geschichte fällt, bis zu einer gewissen Gränze ausgeschlossen bleiben.« Dagegen läßt sich nun allerdings nichts einwenden. Der Dichter hat gegeben, was er geben wollte, und hat es so gegeben, daß er die vollste Anerkennung verdient Nur für normal darf diese Behandlungsweise der historischen Romanze nicht angenommen werden. Die historische Romanze verträgt einen historischen Hintergrund sehr wohl, und das Bild ihres Helden tritt nur auf diesem mit sicherer Bestimmtheit hervor; ihrem poetischen Gehalte aber thut dieser Hintergrund um so weniger Eintrag, da sie ihn mit wenigen scharfen, ebenfalls dichterischen Zügen zeichnet, und ihn ebenfalls zu poetischen Effekten zu benützen weiß. Das ist wenigstens bey den spanischen Romanzen der Fall, die in dieser Gattung mit Recht für Muster gelten können. Auch dürfte es außer Maximilian nur noch wenig geschichtliche Helden geben, deren ganze Eigenthümlichkeit reich, mannigfaltig und anziehend genug wäre, um ihr Bild ohne jenen historischen Hintergrund eine hinreichend feste Consistenz gewinnen zu lassen.

Der Verfasser von Nr. 2, dem poetischen Publikum durch seine Caledonier, so wie sonst durch eine gehaltreiche Reisebeschreibung bekannt, hat in sieben Gedichten den Cid besungen,

den Kampfhelden ohne Gleichen, den zur guten Stunde Gebornen. So gering auch der Umfang des Ganzen ist, so wird man es doch gewiß nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen. Der Anhauch einer warmen Begeisterung ist unverkennbar, und manches Einzelne ist vortrefflich gelungen. So z. B. die Schilderung Valencia's zu Anfang des siebenten Gedichtes:

O wie freundlich schaut die ew'ge Sonne
Aus den blauen, nie getrübten Lüften!
Welch ein Glanz umher und welche Wonne!
Welche Fluth von Tönen und von Düften!
Dieser Bäume, dieser Blüthen Pracht!
Schön der Tag, doch schöner noch die Nacht.
Unermessen ruhn des Meeres Fluthen,
Leise athmen seine grünen Wellen,
Tragen still in sich des Himmels Gluthen,
Und viel hundert weiße Segel schwellen
Von dem Lüftchen, das sie lang erharrt;
Schiff an Schiff im lauten Hafen starrt.
— — — — — — — — — — —
Gärten bieten ihre kühlen Schatten,
Wasser springen plätschernd durch das Dunkel,
Wunderblumen auf den grünen Matten,
Uepp'ge Früchte locken mit Gefunkel,
Erde weit umher und helle Luft,
Stille See durchwoget Lust und Duft.

Einer besonderen Beachtung scheint die Behandlung des Versmaßes, des vierzehnsylbigen katalektischen Jambus, im ersten Gedichte zu verdienen, wo die Cäsur immer auf die siebente Sylbe fällt. Es klingt sehr gut, aber täuscht Ref. sein Ohr nicht, nur dann, wenn die Jamben durchaus rein sind, und am besten dann, wenn ein oder zwey zweysylbige Wörter der Cäsur vorausgehen.

An einigen störenden Flecken fehlt es zwar keineswegs, z. B. die »unsäglich schönen Augen« im ersten Gedichte, oder die Strophe:

Sancho's beste Streiter sinken ꝛc.

im vierten, aber es sind ihrer wenige, und dem Dichter war es erlaubt zu sagen:

In wenig Zügen, doch voll Kraft und Leben,
Mag sich das große Bild vor Euch erheben!

Daß der Verfasser von Nr. 3 die nahe Beziehung der Gegenwart suche, zeigt schon die Wahl seines Stoffes. Auch ist es im Interesse der Zeit, daß ihr vorgehalten werde, welche Mäßigung und welche Gesinnung sie den angestammten Herrschergeschlechtern schuldig sey; ein Interesse, welches die leidenschaftlichste Parteysucht selbst nicht wegläugnen wird. Die Wahl des

Gegenstandes konnte also kaum glücklicher seyn. Was nun die Ausführung betrifft, so glaubt Ref., da dieser Aufsatz das billige Maß ohnedieß schon überschritten hat, um die Leser dieser Blätter mit Geist und Gehalt derselben bekannt zu machen, nichts Besseres thun zu können, als einige Stellen aus dem Gedichte auszuheben, und so den Dichter sich selbst aussprechen zu lassen. Die Zueignung an Ferdinand den Fünften, gekrönten König von Ungern, beginnt mit folgenden Strophen:

Wenn uns des Lebens Arme weich umschlingen,
Wenn freundlich weht der Ruhe Seligkeit,
Was braucht es da des Dichters frohes Singen,
Daß Strahlen er aufs Daseyn klingend streut?
Da ist das Leben selbst ein süß Verklingen —
Doch des Gesangs bedarf die ernste Zeit.
Als Mittler steht der Sänger in Verheerung,
Der Blitzstrahl zuckt, er braucht ihn zur Verklärung!

Wie die Natur hinhaucht auf dunkle Wogen
Des Regenbogens halben Blumenkranz,
Wie sie den Strom, der glatt im Thal gezogen,
Vom Felsen donnert, daß er Demant ganz;
Mit Sternen schmückt des Himmels schwarzen Bogen:
So wirft aufs Seyn er hellen Glanz.
Den weißen Leichenstrahl vom Lebensschisma
Bricht er durch des Gesangs krystallnes Prisma.

Jetzt, wo sie Kronen draußen rings zerschmettern,
Wo in dem Menschen sich der Mensch empört,
Wo unsre Zeit mit purpurrothen Lettern
Sich in der Weltgeschichte stolz verklärt;
Wo in des Aufruhrs wild empörten Wettern
Der Blitz auf rohe Willkür niederfährt:
Jetzt wagt' ich es, die Harfe anzuklingen,
— — — — — — — — — — — — —

Der Helden ein Jahrtausend alten Reigen
Führ ich ins Leben aus der Gruft zurück.
Und jeden will ich von den Helden fragen,
Und jeder soll von Großthat Antwort sagen.

Jeden der Helden feyert der Dichter darauf in einer oder mehreren Romanzen, welchen gewiß niemand den Vorwurf machen wird, daß in ihnen nicht eine warme Ergebenheit und eine treue Gesinnung gegen das erhabene Herrscherhaus ausgesprochen sey. In dem Gedichte auf Franz den Ersten heißt es:

Es flammt der Wissenschaften helles Feuer,
Der Geist entfaltet kräftig seinen Flug,
Es webt die Kunst den gold'nen Zauberschleyer,
Und wirft aufs Leben ihren süßen Trug:
Des Bildners Meißel und des Dichters Leyer,
Des Bergmanns Hammer und der blanke Pflug,

Digitized by Google

Des Kaufmanns Fracht, des Handwerks fleiß'ges Streben,
Bewegen sich in freudig hellem Leben!

Drum geht, ein Volk der Erde zu erfragen,
Das seinen Fürsten so liebt, wie wir ihn.
Geht hin, die Weltgeschichte aufzuschlagen,
Wo Herzen für den Fürsten heißer glühn.
Ihr seht nicht jetzt, nicht in der Vorwelt Tagen
Ein Beyspiel solcher treuen Liebe blühn.
Wo Fürst und Volk so liebend sich vereinen,
Da muß des Glückes Genius erscheinen!

Welcher biedersinnige Oesterreicher sollte diese Strophen nicht mit freudeklopfendem Herzen unterschreiben! M. Enk.

Art. VI. Koloſtogade. Ein Heldengedicht aus den Sagen der Cechiſchen Vorzeit, von Ludwig Aloiſ John. Zwey Bände. Prag, bey M. J. Landau. gr. 8. Erſter Band 436 S. Zweyter Band 347 S.

Ueber die Schwierigkeit der Epopöe iſt noch zu jeder Zeit und bey allen Nationen geklagt worden. Die Ueberwindung materieller Hinderniſſe und die Herſtellung von Erforderniſſen der bedeutendſten Art haben ſelbſt die begabteſten Dichter abgehalten, ſich in dieſer Kunſtgattung zu verſuchen. Beſonders die gegenwärtige Zeit, die jede Kunſtleiſtung ſo ſchnell als möglich abzufertigen liebt, hat ſich von der Epopöe möglichſt fern gehalten, wo ſie mindeſtens Studien in Betreff der Vorarbeiten und Fleiß in techniſcher Hinſicht hätte anwenden müſſen, wenn das Werk auch nur einigermaßen gelten und den äußeren Anforderungen entſprechen ſollte, die man daran zu ſtellen pflegt.

Dieſe Schwierigkeiten werden noch vermehrt, wenn ein nationales Epos in die Welt treten ſoll. Hier geſellen ſich zu den allgemeinen Erforderniſſen noch ſpezielle. Eben ſo wenig als jede Zeit, iſt jede Nation der epiſchen Behandlung günſtig; es müſſen ſich nicht allein poetiſche, ſondern auch epiſche Materialien in ihrem Charakter vorfinden, und von letzteren ſolche, die auf das Schickſal der ganzen Nation weſentlichen und nothwendigen Einfluß haben.

Die böhmiſche Geſchichte iſt vielleicht mehr als manche andere an ſolchen Stoffen reich zu nennen. Einzelne Erſcheinungen derſelben haben außer dem allgemeinen poetiſchen Charakter noch den epiſchen insbeſondere. Es muß dabey auffallen, daß demungeachtet bis nun ſo wenig Stoffe daraus epiſch behandelt worden ſind. In wiefern der Verfaſſer der Koloſtogade, der durch ſeine, vom Jahre 562 bis in die gegenwärtige Zeit fortgeführte, in ihrer Art einzige, zur Geſchichte und Topographie

Digitized by Google

von Teplitz Bezug habende Sammlung rühmlich bekannt ist, den vorgedachten Erfordernissen nachgekommen, in wiefern er die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, beseitigt habe, mag aus der Charakteristik seines Werkes hervorgehen.

Das Ganze zerfällt in 26, von einem besonderen Gedichte eingeleitete Gesänge, von denen der erste Band vierzehn, der zweyte die übrigen enthält.

Der erste Gesang berichtet, wie die böhmischen Wládyken auf Vorladung des Herzogs Nezamysl zum ersten Landtage erscheinen. Am Abend vor dem bestimmten Tage fordert Sobëslaw den Greis Odolen auf, zu singen, wie Libussa die höchste Würde errang, und wie sie Přemysln zu ihrem Gemahl wählt Odolen genügt der Aufforderung in einem Gesange mit Begleitung der Laute durch seinen Enkel Kolostog, der, Tapferkeit und Weisheit paarend, als der größte im Volke geehrt wird. Im Anfange des Gesanges erscheint Kossál, der Bëla Gemahl, mit der Botschaft, daß der Herzog den Landtag auf einen Tag verschoben habe, und den früher bestimmten durch öffentliche Spiele wolle feyern lassen. Nachdem er mit Vergnügen das Lob des herrschenden Stammes gehört, und die Wládyken mit Freude erfüllt hat, bey dem Spiele ihre Geschicklichkeit zeigen zu können, eilt er zum Herzoge zurück, den er von der guten Stimmung der Versammelten in Kenntniß setzt, und der beschließt, sich gegen Odolen, der sie hervorbrachte, dankbar bezeigen zu können. Der zweyte Gesang schildert die Spiele. Der Herzog hält eine Lobrede des Musiktalents der Cechen. Die Musiker schiffen, von den herzoglichen Brüdern angeführt, nach Prag, und von dort geht der Zug zum Kampfplatze. Odolen wird Richter des Spiels. Kolostog trägt im Scheibenwerfen den Sieg davon. Im dritten Gesange kommt der Landtag vor, welchen der Herzog eröffnet und schließt. Der vierte schildert, wie der Herzog auf den folgenden Tag alle Redner des Landtages, dann Odolen und Kolostog zum Mahle geladen habe. Durch Wysko, einen der Wládyken, veranlaßt, erzählt er seine Reisen, dabey auch der Griechen gedenkend. Von ungewohntem Genusse des Weines berauscht, stößt Wysko Schmähungen gegen dem Vater des Herzogs aus. Es entsteht ein Tumult, wobey der Beleidiger entwaffnet wird, und die drey Wrschowzen, die auf den wehrlosen Herzog eindringen, von Kolostog getödtet werden. Der fünfte Gesang schildert Wysko's Reue im Gefängnisse. Die Richter verdammen ihn zum Tode, der Herzog begnadigt ihn. In diesem Gesange führt der Verfasser auch die Götter ein, welche sich auf dem Donnerberge versammeln, und

Digitized by Google

von nun an in die Handlung eingreifen. Die Götter entfernen Rezamysl wegen eines zu besorgenden Meuchelmords. Er beschließt, den Landstrich hinter dem Donnerberge im Norden zu bevölkern und zu bebauen. Im sechsten Gesange bemüht sich Cernobog, unter der Gestalt eines Raben den Wysko zum Aufruhr zu verleiten, welcher Verführung er aber so, wie einer späteren durch fünf Wladyken, anfänglich widersteht, bis er endlich, ihr weichend, mit ihnen nach Kurim zieht, den Fürsten Rozhon mit in den Bund zu bringen. Der Fürst feyert die Hochzeit seiner Schwester Libka.

Der siebente Gesang ist größtentheils Episode. Die Gefährten des Wysko singen von den Grausamkeiten der Wlasta im Mädchenkriege. Sie bringen alle Gäste auf ihre Seite, nur Rozhon widersteht. Im achten Gesange setzt Wysko die Bemühungen fort, Rozhon auf seine Seite zu bringen, und ruft bey ihrem Mißglücken den unterirdischen Gott Cernobog zu Hülfe, der ihm seinen Beystand zusagt. Durch eine List, welche gelingt, wird Rozhon eingesponnen. Er zieht mit dem Heere ab; seine Gemahlin Niwa folgt ihm heimlich in männlicher Rüstung.

Im neunten Gesange entdeckt der am Hochzeittage verschwundene Gast Lub dem Radobeil den Verschwörungsentwurf des Wysko. Radobeil versammelt mehrere in Prag noch befindliche gut gesinnte Wladyken zur Berathung. Sie reisen darnach fort, ihre Mannen zu holen. Die Prager Jugend rüstet sich zur Vertheidigung des Herzogs. Ein großes Heer bricht gegen Kurim auf. Der zehnte Gesang schildert die Schlacht, so auch der eilfte. Die Kurimer fliehen, ohne daß Wysko und die übrigen Führer sie zurückhalten können. Rozhon schließt einen Waffenstillstand mit Radobeil, und zieht sich darauf heimlich in der Nacht mit dem Heere nach Kurim. Der zwölfte Gesang berichtet Wysko's Verzweiflung über das Mißlingen der Schlacht. Zu des Fürsten Dienste wird die übrig gebliebene Jugend und die ganze Mannschaft dargeboten. Neues Hülfsvolk für ihn kommt in tiefer Nacht an. Der dreyzehnte Gesang beschreibt den zweyten Tag der Schlacht. Die Schwäger des Kolostog machen im feindlichen Heere große Verwüstungen durch ihre Schleuderer, werden aber zuletzt zurückgetrieben. Der vierzehnte Gesang erzählt, wie Kráfata nebst mehreren Führern und ihren Leuten sich des Thores der Kurimer Veste bemächtigen, sie aber leer finden, und in derselben durch Kostka eingesperrt und von dem Heere getrennt werden, zuletzt aber einen unterirdi-

Digitized by Google

ſchen Ausgang finden, und mit ihrem Gefolge glücklich beym Heere wieder anlangen.

Die Geſänge des zweyten Bandes ſind folgenden Inhalts: Funfzehnter Geſang: Nezamyſl kommt mit den Anſiedlungsvölkern am Donnerberge an, wo ihm Odolen einen Geſetzentwurf für die Anſiedler macht, welchem er Geſetzeskraft verleiht, und ihn in dieſer Eigenſchaft ſeinen Leuten vorträgt. Der weitere Zug geht nach dem Wachholderberge und von da in das Thal Wřetenice, wo Nezamyſl den Koloſtog als den Beſitzer des ganzen Bezirks der neuen Anſiedlung erklärt, ſich ſelbſt aber mit den Bergleuten und Winzern nach dem Erzgebirge begibt. Sechzehnter Geſang: Nezamyſl arbeitet mit den Bergleuten im Erzgebirge, Odolen ſucht Kräuter, und wird von himmliſchen Geſtalten im Auffinden derſelben unterſtützt und belehrt. Bey der Rückkunft vom Bergbau erzählt Odolen von berühmten Männern, die nach der Prophezeyung Libuſſa's Böhmen beglücken werden. Am folgenden Tage wird die Geſellſchaft nach Graupen geführt. Am Fuße des Harzgebirges findet man an der Horka einen gelegenen Platz zum Weinbau und einen zweyten bey Podskal, wo der alte Herzog Samo durch Nezamyſl nebſt ſeinen Gefährten von der langen Strafe erlöſt wird.

Siebenzehnter Geſang: Der oberſte Prieſter entdeckt durch eine Gattung Wunder den Aufruhr im Lande. Nezamyſl wird durch zwey Boten dadurch in Kenntniß geſetzt. Man macht ſogleich Anſtalten zur Rückreiſe; unterwegs ſtürzt Kowál vom Pferde, und wird in Begleitung Odolens nach Bilin gebracht. Nezamyſl, der oberſte Prieſter und Koloſtog kehren nach Prag zurück. Achtzehnter Geſang: Koloſtog vermehrt zu Prag das Heer. Der Herzog, für das Wohl des Landes bedacht, will, um ſchnelle Ruhe zu verſchaffen, die Regierung niederlegen; Koloſtog widerräth es, und ſchlägt den Zweykampf vor. Der Antrag wird vom Feinde verworfen, es bleibt beym Kriege. Neunzehnter Geſang: Der Kampf erneuert ſich mit der größten Heftigkeit, Koloſtog zeichnet heldenmäßig ſich aus. Er tödtet vier ihn vereint anfallende Gegner, und macht auch die Angriffe derer zu Schanden, welche ſich der Zaubermittel bedienen, um ihn zu vernichten. Zwanzigſter Geſang: Niwa eilt dem durch Koloſtog verwundeten Gemahle zu Hülfe; der Kampf erhebt ſich noch einmal, um den Fürſten von Kurim zu rächen, und endet für immer mit dem Tode Sekerkó's. Die Richter halten Gericht über die Verſchwornen, und laden den Sieger dazu ein, welcher die Vollziehung des Urtheils zu verſchieben räth. Nezamyſl's Heer

Digitized by Google

dringt darauf, daß Koloſtog es nach Wiſehrad zurückführe; dieſer heißt den Rozhon mit der Gemahlin nachziehen. Das Heer wird freudig von Nezamyſl, der Prieſterſchaar, den Greiſen, Weibern und Kindern empfangen. Nezamyſl ſöhnt mit Rozhon ſich aus. Die Prager ſtellen dem Herzoge die Waffen zurück, die ſie auf der Wiſehraderburg erhalten hatten; er läßt ſie zum Andenken ihres Ruhmes in ihren Händen. Dann geht der Zug auf Petřin, den Göttern für den glücklichen Ausgang zu danken. Ein und zwanzigſter Geſang: Běla und Wyſko verfolgen den Sieger bey Strahof auf verſchiedene Weiſe und aus verſchiedener Abſicht. Wyſko erfüllt Běla's Herz mit Rache gegen Koloſtog; dieſer, geſchreckt durch ein Traumbild, eilt nach dem Norden, um ſeinen Großvater noch einmal zu ſehen; dieß vermehrt Běla's Verdacht, ſie fordert Rache bey Nezamyſl, und als dieſer ſie abweiſt, reiſet ſie eilends nach Bilin. Koloſtog beſucht auf ſeiner Reiſe die Gegend des Rip, um ſeine dort zurückgelaſſene Gemahlin und Kinder abzuholen. Er findet den Odolen, der ihm die Leiden erzählt, die er in Bilin bey Koſál ausgeſtanden.

Zwey und zwanzigſter Geſang. Běla kommt in Bilin an, und ſtachelt ihren Gemahl wider Koloſtog auf. Wyſko, der ihr nacheilte, beſtärkt ſie im Zorn über den Retter der Familie. Er läßt die Eichburg in Brand ſtecken, wo Koloſtog's Gemahlin ſich aufhält. Odolen und Miláda retten ſich durch einen verborgenen Gang. Koloſtog benimmt ſich mit männlicher Würde. Die Göttin Zjwa gibt ihm glänzende Beweiſe ihrer Anerkennung ſeines Werthes und ſeiner Tapferkeit. Drey und zwanzigſter Geſang: Zjwa weiſſagt von künftiger Berühmtheit des Städtchens Töplitz durch die Schlacht bey Culm, und gewährt auf Koloſtog's Bitte das Entſtehen des Biliner Sauerbrunnens zu Gunſten Koſál's. Vier und zwanzigſter Geſang: Die Belehrungen und Weiſſagungen Zjwa's dauern fort

Fünf und zwanzigſter Geſang: Koſál beſchließt, ſich mit Koloſtog zu verſöhnen, wird aber von Wyſko wieder auf andere Geſinnungen gebracht. Die Erbitterung nimmt immer zu. Wyſko ſendet Ralsko auf Wiſehrad, mit der Bitte, daß der Herzog in dieſer Sache perſönlich entſcheiden möge. Sechs und zwanzigſter Geſang: Koſál erſcheint mit den Bilinern zum Treffen, Koloſtog erwartet ihn mit ſeinen Leuten auf dem Spitlberge. Fruchtlos verſucht er mehrmal die Verſöhnung; der erbitterte Koſál, noch mehr durch das Zureden erhitzt, ſtürzt auf ihn los, und wird, obſchon ungern, von ihm getödtet. In Koſál erwacht nun die Reue über ſeine That.

Digitized by Google

Béla wird beym Erblicken der Leiche ihres Gemahls wahnsinnig, und gibt sich den Tod; der zu spät gekommene Herzog hört das öffentliche Geständniß des Wysko über seine Verbrechen.

Die Betrachtung des hier vorliegenden Organismus des eigenthümlichen Werkes, wird am sichersten die Beschaffenheit desselben erkennen lassen. Die Art und Weise der Durchführung mag folgende Probe anschaulich machen.

Seite 128. Fünfter Gesang.

Ueberfällt den Wand'rer die Nacht, er verdoppelt die Schritte,
Aber durch Schwäche zu Boden er sinkt, im Sinken schon schlafend;
Riesen erschlägt er im Traum, und zerstöret die Schlösser des Zaub'rers,
Aber daß alles nur Dunst war, zeigt ihm der dämmernde Morgen;
Denn er sieht sich zum Schreck an dem Hange des steilesten Felsen.
Eben so Wysko sich stark auch fühlt' in der Dauer des Rausches,
Doch beym Verrauchen er steht an der scheußlichen Pforte des Kerkers,
Schauer ergreift ihn, als er beschaute die künftige Wohnung.
Hoch an der Decke des Thurmes, wo der Eulen düstere Nester,
Fledermäus' an dem hellen Tag in der Runde sich jagen,
Hing ein größeres Rad, umwickelt von stärkeren Seilen,
Und an dem Ende des Seils ein eiserner Korb war befestigt.
Balken schoben vor zum Besteigen des Korbes die Schergen.
Wysko zu sich in den Bart sprach: »Was jetzt soll ich mir rathen?
»Wär' es nicht besser, sogleich mit dem Kopfe zu stürzen in Abgrund,
»Und so zuvorzukommen den bald mich erwartenden Leiden?
»Denn entweder man läßt mich hier so lang im Gefängniß,
»Bis ich, abgezehrt an dem Leib, aushauche die Seele,
»Oder ich sterb' auf dem Blutgerüste zur ewigen Schande?
»Doch nein! sey die Strafe so groß, als es immer nur denkbar,
»Selbst die härteste hatt' ich verdient, das sagt das Gewissen.«
Und er bestieg den Korb, den stummen Gefährten ins Elend.
Nachgesendet ihm ward bald eine düstere Lampe,
Aber dazu nicht gemacht, zu hellen die düstere Seele.
Eher vermehrt sie die Schwermuth, zeigt ihm, was seh'n er nicht mochte,
Hin und her zerstreut von den Leichen noch einzelne Rippen;
Feuchte der Boden, und naß die Wände vom schmutzigen Wasser,
Feuerkröten allein zu Gesellen und häßliche Spinnen,
Harter Stein der Tisch und der Sitz, und das Lager und Bette;
Nichts zu der Hand zum Beschäftigen, nichts zum Tödten der Langweil
Selbst ihn der Schatten verdroß an seinem eigenen Körper,
Welchen rund um ihn führt das am Seile sich drehende Lämpchen:
Denn er haßte sich selbst, sah seine Gestalt als Gespenst an.

Digitized by Google

Art. VII. **Historia de la Literatura Española, escrita en Aleman por *Bouterwek*, traducida al Castellano y adicionada por D. José Gomez de la *Cortina* y D. Nicolás *Hugaldé y Mollinedo*. Madrid, imprenta de D. Eusebio Aguado. 1829. 4. Tomo I. XI y 276 Pag.**

(Fortsetzung.)

Der Erzpriester von Hita beginnt, ganz im Geiste des Mittelalters, sein Werk mit einem Gebete zu Gott, Jesus Christus und der Jungfrau Maria, worin er sie anfleht, ihn aus seiner traurigen Lage, nämlich der gefänglichen Haft, zu befreyen, in welche ihn böse Verläumder (mezcladores) gebracht hätten. Dieses Gedicht ist in der vierzeiligen, durch denselben Reim gebundenen Alexandriner-Strophe, deren er sich überhaupt in den mehr erzählenden und didaktischen Theilen seines Werkes nach der Sitte der damaligen spanischen Kunstdichter vorzugsweise bedient, so daß, wenn wir nicht ausdrücklich eine andere Versart bemerken, immer diese zu verstehen ist.

Hierauf folgt ein prosaischer Prolog, worin er sein Werk gegen Mißverständniß zu wahren sucht; denn nicht der Wortsinn und die scheinbare verführerische Form, sondern die Absicht entscheide; er aber habe dieses von ihm neu erfundene Buch (compuse este nuevo libro) in der Absicht verfaßt, um vor den Fallstricken einer bloß weltlichen, thörichten und sündigen Liebe (loco amor) zu warnen, ihre Verführungskünste aufzudecken, und zur reinen, gottgefälligen hinzulenken. — Ueber die von ihm gebrauchten metrischen Formen, als Nebenzweck bey Abfassung dieses Werkes, äußert er sich sehr merkwürdig also: »Et compóselo (este libro) otro si à dar *algunas lecciones*, é *muestra de metrificar*, et *rimar*, et de *trovar*: con trovas et notas, et rimas, et decades, et versos, *que fis complidamente segund que esta ciencia requiere.*«

In dem sich daranreihenden Eingangsgedichte bittet er Gott abermals um seinen Beystand, damit er zum Vergnügen und zur Belehrung ein: »libro de buen amor« vollenden könne, und zwar in poetischer Einkleidung und in Reimen, weil es so lieber gehört werden würde:

»Et porque mejor de todos sea escuchado,
Fablarvos he por *trobas* é *cuento rimado*.«

Doch, sagt er in einigen gut gewählten Gleichnissen, möge man sein Buch nicht bloß nach der scherzhaften Außenseite beurtheilen (non es libro necio de devaneo), und den tiefer liegenden Sinn übersehen. Weil aber alles Guten Anfang und

Digitized by Google

Wurzel die h. Jungfrau Maria iſt, ſo wolle auch er vor allem Andern ſie beſingen. Es folgen nun zwey Gedichte auf die ſieben Freuden der Mutter Gottes, das erſte mit einer vierzeiligen Cabeza in vierſylbigen Verſen, und vierzeiligen Strophen achtſylbiger Verſe; das zweyte in ſechszeiligen Strophen, in welchen immer nach zwey achtſylbigen Verſen ein Halbvers (quebrado, von 4—6 Sylben) kömmt, beyde auch durch die künſtlichere Anordnung der Reime merkwürdig.

Er kömmt nun auf ſein voriges Thema zurück, indem er ſeine poetiſche Vorrede alſo fortſetzt: Da aber ſchon Cato ſagt, daß man dem Ernſt auch Scherz beygeſellen müſſe, ſo habe auch er einige Schwänke (burlas) eingeflochten; doch verwahrt er ſich ſogleich wieder vor übler Auslegung:

»Cada que las (burlas) oyerdes non querades comedir,
Salvo en la *manera del trovar et del desir*.«

Sonſt könnte es ihm mit ſeinen Leſern leicht ſo gehen, wie dem griechiſchen Doktor mit dem römiſchen Vagabunden (Copla 36—53, ein mit vieler Laune erzählter Schwank nach einer uns unbekannten, vermuthlich mittellateiniſchen Quelle *). Daher kömmt es vor allen auf den Leſer ſelbſt an, daß er den rechten Sinn herauszufinden wiſſe; zu allen ſpreche zwar die Schrift, aber nur die Verſtändigen werden ſie richtig auszulegen wiſſen.

Nun kömmt er zu dem eigentlichen Gegenſtande ſeines Werkes: »Schon Ariſtoteles ſagte ſehr wahr,« fährt nämlich unſer Dichter fort, »daß alle Welt ſich um zwey Dinge bemühe: um ſich zu erhalten (mantenencia) und ſich fortzupflanzen« (juntamiento con fembra), ſehr naiv ſetzt er aber ſogleich dieſe Klauſel hinzu:

»Si lo dixiese *de mio*, seria de culpar,
Diselo grand filosofo, *no so yo de rebtar*«

Daß der Philoſoph aber wahr geſprochen, ſehen wir an dem Beyſpiele aller Thiere, noch mehr an dem des Menſchen ſelbſt, der ungeregelter wie jene dem Geſchlechtstriebe fröhnt, und wider ſein beſſeres Wiſſen der thörichten Liebe, d. i. der bloßen Sinnenluſt, ſich hingibt; denn der Trieb iſt mächtiger, als die Vernunft:

Et yo como soy omen como otro pecador,
Ove de las mugeres á veses grand amor,

*) Dafür ſpricht wenigſtens, daß ſich derſelbe Schwank auch in Pauli's Schimpf und Ernſt (Frankf. a. M. 1504. 8. »Von Keyſern und weltlichen Regimenten.« Bl. 28 v°.: Ein Narr diſputirt) findet.

Digitized by Google

Probar omen las cosas non es por ende peor,
E *saber bien*, é *mal*, é *usar lo mejor*.«

Hierauf beginnt der Dichter, um gleichsam an seinem eigenen Lebensromane die Verirrungen der thörichten und die endliche Erkenntniß der wahren Liebe zu zeigen, die Erzählung seiner wirklich erlebten oder wahrscheinlicher, ja zum Theil, nach seinem eigenen Geständnisse, gewiß erdichteten Liebesabenteuer (De como el Arcipreste fue enamorado). »Einst bezauberten mich,« so erzählt er uns, »die Reize einer schönen und tugendhaften Frau von edler Geburt:

Siempre avia della *buena fabla*, é *buen riso*,
Nunca al fiso por mi, ni creo *que faser quiso*.«

Doch das genügte ihm nicht; da er sie aber auch nicht ein Stündchen ohne Zeugen sehen und sprechen konnte, denn:

»Mucho de omen se guardan alli (las dueñas) do ella mora,
Mas mucho que non guardan los Jodios la Tora,«

so nimmt er seine Zuflucht zu einer Unterhändlerin (mensagera), um ihr durch dieselbe ein Lied (Cántiga) zu übersenden [1]). Aber ein wahres Wort sagt: ehr- und tugendsame Frauen glatten Worten nicht vertrauen; die Schöne antwortet daher der Ueberbringerin, bey ihr seyen ihre Ueberredungskünste verschwendet, sie sey durch den Schaden anderer von ihr Getäuschter klug geworden, und erzählt ihr die Fabel vom Fuchse, der durch das Beyspiel des Wolfes gewarnt, den Ochsen mit dem kranken Löwen besser zu theilen verstand [2]). Ueberdieß hatten verläumde-

---

[1]) Es ist ein nicht zu übersehender Zug aus der Sittengeschichte jener Zeiten, daß er fast alle seine Liebeswerbungen durch Uebersendung selbst verfaßter Lieder eröffnet. Gewöhnlich heißt es: »Enviel esta cántiga que es *deyuso puesta*;« leider scheinen aber nur wenige derselben in den Handschriften sich erhalten zu haben, denn meist fehlen sie; vermuthlich hielten es die raumkargen Abschreiber nicht der Mühe werth, solche, in ihren Augen unbedeutende Kleinigkeiten aufzunehmen, und machten nur zu Gunsten der Gesänge religiösen Inhalts eine Ausnahme, unter den übrigen wählte Jeder nach seinem Geschmacke höchstens einige aus. Wie viel hat nicht die Geschichte der spanischen Lyrik und Metrik dadurch verloren! —

[2]) Abgedruckt in Faber's »Floresta,« Tom. II, Nro. 442. — S. die ursprüngliche Quelle in: *Aesopus-Corai* (Μύθων Αἰσωπείων Συναγωγή. Paris, 1810. 8.), fab. 38: Αἶων, καὶ ὄνος, καὶ ἀλώπηξ. — Vgl das nähere Vorbild in: *Legrand*, fabliaux etc.... 3ème éd. Paris, 1829. 8. Tom. IV, *Fables de Marie de France*, p. 360 (findet sich nicht unter den von Roquefort herausgegebenen Fabeln dieser Dichterin). — Unser Dichter nennt seine Fabeln immer »Enxiemplo,« gerade wie die deutschen Dichter des Mittelalters, z. B. Boner oder Stricker, »Bispel.«

Digitized by Google

rische Zwischenträger die Dame gegen ihn argwöhnisch gemacht, und als bald darauf seine Bewerbung bekannt wurde, zog sie sich gänzlich zurück. Jedoch läßt sie ihm auftragen, ein Klaggedicht darüber zu machen (algun triste ditado), was er auch that, und welches sie, wie er sich schmeichelt, nicht ohne Schmerz absang:

»Más que yo podria *ser dello trovador.*«

Er verwünscht die Verläumder, die ihm unziemliche Prahlereyen andichteten, wodurch die Dame gegen die Aufrichtigkeit seines Antrags mißtrauisch gemacht wurde, und deßhalb, über ihn erzürnt, zu seiner Botin sagte: »Wenn die Männer um eine ehrbare Frau freyen, so versprechen sie alles, was man will, haben sie aber ihren Zweck erreicht, so halten sie wenig oder gar nichts.« Was sie ihr, da sie sehr unterrichtet war (mucho letrada), durch die äsopische Fabel (fabla compuesta de *Isopete* sacada) von der kreißenden Erde, die einen Maulwurf gebar, erläutert *). Das Ende dieser ersten Bewerbung war aber, wie gesagt, ein Korb. — Der Dichter sucht sich mit Salomo's Ausspruch zu trösten, daß alles eitel sey, außer der Liebe zu Gott; ein Bemühen ohne Erfolg aber die größte Thorheit. — Doch habe er deßhalb weder dieser, noch anderen ehrbaren Frauen je übel nachgeredet, was eine große Gemeinheit wäre, da eine gute, schöne Frau das höchste Gut der Erde und die größte Wonne ist. — Denn wäre das Weib etwas Schlechtes, hätte sie Gott dem Manne nicht zur Gefährtin bestimmt und so edel geschaffen, die Liebe hätte nicht so viel Reiz, daß alle ihr huldigen müßten:

»Por santo nin santa que seya, non se quien,
Non codicie compaña, si solo se mantien.«

Da auch er sich nun in dem letzteren Falle befand, so richtete er sein Augenmerk auf eine Andere, minder unzugängliche (puse el ojo en otra non santa). Er erreicht aber auch bey dieser seine Absicht nicht; denn ein falscher Freund, dessen er sich als Liebesboten bediente, benützt die Gelegenheit für sich:

»El comió la vianda, é á mi fiso rumiar.«

*) S. *Phaedrus*, Lib. IV, fab. XXII: Mons parturiens. — Unser Spanier bezieht sich hier offenbar auf eine jener im Mittelalter gangbaren Compilationen äsopischer Fabeln, die er, wie die Trouverre, den »kleinen Aesop« (Ysopet, Isopete) nennt. Ja vielleicht war sogar eine solche nord-französische Bearbeitung seine unmittelbare Quelle, da er, wie wir noch im Verfolge mehrmals Gelegenheit haben werden, zu zeigen, mit den Dichtungen der Nordfranzosen sehr bekannt war.

Digitized by Google

Der Dichter rächt sich dafür durch ein Spottgedicht (trova cazurra) an diesem falschen Boten (De lo que contesció al Arcipreste con Fernand Garcia su mensajero). Dieses Spottgedicht besteht aus einer zweyzeiligen Cabeza und fünf vierzeiligen Strophen, sämmtlich in achtsylbigen Versen; die ersten drey Verse jeder Strophe sind durch denselben weiblichen Reim gebunden, der vierte aber endet auf den männlichen Reim der beyden Verse der Cabeza. Es scheint im Volkston gedichtet zu seyn [1]).

Diese beyden unglücklichen Versuche hätten ihn nun allerdings von allen weitern Liebesbewerbungen abhalten sollen; allein die Astrologen sagen mit Recht, es sey Jedem schon bey seiner Geburt sein Schicksal bestimmt, dem suche man vergeblich zu widerstreben. Zum Beweise beruft er sich auf das Beyspiel des Maurenkönigs Alacarás, der fünf der angesehensten Naturkundigen (Sabios naturales) um das künftige Geschick seines neugebornen Sohnes befragte, deren jeder ihm eine andere gewaltsame Todesart desselben verkündete, deren Aussprüche daher unvereinbar schienen, und doch buchstäblich zutrafen (Copla 119 — 129) [2]). Man dürfe ihn wegen seines Glaubens an die Aussprüche der Astrologie nicht einen Fatalisten und Ketzer schelten, gegen welchen Vorwurf er sich durch ein sinnreiches Gleichniß zu vertheidigen sucht, indem er Gott mit dem Papste oder einem Könige, und das Schicksal mit den Gesetzen vergleicht, und doch könnten die Ersteren, trotz der unveränderlichen Aussprüche der Letzteren, das Begnadigungsrecht üben. — Er macht nun die Nutzanwendung auf sich und sein eigenes Geschick: denn, fährt er fort, viele werden im Stern der Venus geboren, und müssen daher ihr Leben lang der Liebe huldigen, wenn sie auch noch so sehr widerstreben, und nur selten den ersehnten Lohn erhalten:

---

1) Dieses Spottgedicht enthält ein uns unverständliches Wortspiel mit dem Worte »Crus,« vielleicht der Name der Schönen. Noch spricht er von einem anderen, in den Handschriften nicht verzeichneten Spottgedichte über denselben Gegenstand:

»Del escolar goloso *compañero de Cucaña*
Fise esta *otra trova*, non vos sea estraña.«

Die Erwähnung des »pays de Coquaigne,« eine Erfindung der Fabliers, beweist abermals seine Bekanntschaft mit diesen Dichtern (s. die Anm. zum Mährchen vom Schlauraffenland in der Brüder Grimm Kinder- und Hausmährchen. Thl. 3, S. 249 — 252).

2) Die offenbar orientalische Quelle dieser Erzählung ist uns unbekannt; vielleicht eine maurische Volkssage.

Digitized by Google

»*En este signo atal creo que yo nasci,*
Siempre puñé en servir dueñas que conoci
El bien que me fecieron, non lo desgradeci,
A muchas serví mucho, que nada acabescí.
Como quier que he probado mi signo ser atal
En servir á las dueñas puñar é non en al;
Pero *aunque ome non goste la pera del peral,*
En estar á la sombra es plaser comunal.

Er zählt nun die vortheilhaften Wirkungen der Liebe auf; nur einen Fehler müsse er an ihr tadeln, und zur Steuer der Wahrheit, selbst auf die Gefahr, es mit den Frauen zu verderben, entdecken, nämlich: »que el amor siempre *fabla metteroso*,« sie gibt den Schein für Wirklichkeit, und gleicht einem von außen schönen und wohlriechenden Apfel, der aber den Keim der Fäulniß in sich trägt. »Laßt euch, ihr Frauen, daher vor ihr warnen, ich muß es euch sagen, wenn auch die Wahrheit nicht gerne gehört wird.«

Trotz dieser schönen Lehren, die er anderen zu ertheilen weiß, verliebt sich unser Dichter abermals, denn wer kann nun einmal wider seinen Stern, und (como dise el Sabio) die Gewohnheit ist eine andere Natur. Er beschreibt die Vorzüge und Reize seiner neuen Schönen (dießmal abermals: una dueña encerrada):

»Por amor desta dueña *fis trovas* é *cantares*,
Sembré avena loca ribera de Enares;
Verdat es lo que disen los *antiguos retraeres*,
Quien enl arenal siembra non trilla pegujares.«

Er wird abermals verschmäht; sie will ihre Ehre und ihr Seelenheil nicht um schnöder Geschenke und Lieder willen preis geben. Es ergeht ihm mit ihr, wie in der Fabel dem Diebe mit dem treuen Wachthunde, den er umsonst durch vergiftetes Brot zu bestechen und unschädlich zu machen suchte *). Er findet es daher gerathener, sich zurückzuziehen, und tröstet sich mit seinem Unglücksstern:

»Ca segund vos he dicho, de tal ventura seo,
Que si lo fas mi signo, ó si mi mal asco,

*) S. *Phaedrus*, Lib. I, fab. XXIII: Canis fidelis. — Wenn wir, wie hier, auf einen Fabeldichter des klassischen Alterthums, als auf die ursprüngliche Quelle, verweisen, so versteht es sich wohl von selbst, daß unser Dichter nicht unmittelbar aus dieser, sondern nur vermittelst einer mittellateinischen oder nordfranzösischen Bearbeitung daraus geschöpft habe; nur aber, wenn dieses Medium durch einen charakteristischen Zug sich von dem Originale unterscheidet, der in die Nachbildung überging, werden wir es nebst diesem besonders anführen.

Digitized by Google

Nunca puedo acabtar lo medio que deseo,
Por esto á las vegadas con el amor peleo.

»Als ich nun eben eines Nachts über meinen Unglücksstern nachdachte, und auf Amor, den Urheber meiner Leiden, zürnte:

Un omen grande, fermoso, mesurado á mi vino;
Yo le pregunté, quien era? dixo: *Amor tu vesino.*«

Der kömmt ihm gerade recht, um sein Müthchen an ihm zu kühlen; er überhäuft ihn mit Vorwürfen und Schmähungen, und rückt ihm alle seine Tücken vor; unter andern, er mache weichlich, und zerstöre selbst die physische Kraft des Mannes (Siempre tiras la fuerza, disenlo en fasañas); so erzählt man sich eine solche Geschichte von einem jungen, überaus starken und unbändigen Burschen, der durchaus drey Weiber auf einmal heiraten wollte, aber schon eines war hinreichend, ihn ganz zahm zu machen (Copla 179—186) [1]. »Die dich,« Amor, zum Gebieter wählen,« fährt er fort, »denen wird es gehen, wie den Fröschen in der Fabel, die sich vom Jupiter einen König erbaten [2]. So beraubst auch du die Verblendeten ihrer Freyheit, mißhandelst sie und verspottest sie noch überdieß. Du entwendest ihre Herzen, um sie an solche zu verschenken, die für Gegenliebe unempfänglich sind. Drum hebe dich hinweg von mir, du ungerufener Gast, der du auch mich, der ich frey und froh war, so lange ich dich nicht kannte, zu deinem trauernden, wehklagenden Sklaven gemacht hast. Dein Anblick erregt meinen Zorn nur noch mehr, und gedenke ich des vielen Leides, was du mir, der ich dich nie beleidigte, zugefügt hast, so kann ich dir nicht Schlechtes genug nachsagen.« Da aber trotz dem Amor hartnäckig bleibt, so hält auch der Dichter Wort, ihm sein vollständiges Sündenregister vorzuhalten; gleich der Eingang lautet sehr erbaulich:

»Contigo siempre traes los *mortales pecados*« [3].

Dieses Thema führt er nun aus, durch Beyspiele aus der biblischen und profanen Geschichte und Fabeln veranschaulicht,

---

[1] Dieser allerliebst erzählte Schwank ist offenbar eine Nachbildung des »fabliaus du Vallet aux douze fames« (s. *Barbazan*, fabliaux .... publ. par *Méon*. Paris, 1808. Tom. III, p. 148). Aber bey weitem übertrifft unser Dichter an Naivetät der Erzählung und durch glücklich veränderte Nebenumstände sein Vorbild.

[2] S. *Aesop.* — *Corai*, fab. 167: Βάτραχοι. — Abgedruckt in Faber's »Floresta,« Tom. II, Nro. 436.

[3] Ein Lieblingsstoff der Schriftsteller des Mittelalters. Man erinnere sich nur, um eines der bekanntesten Beyspiele zu erwähnen, an Chaucer's Persones Tale: »de septem peccatis mortalibus.«

Digitized by Google

und mit gehöriger Nutzanwendung auf seinen Erzfeind, »Don Amor,« den Inbegriff aller übrigen Sünden. Und zwar zuerst beschreibt er den Anführer dieser saubern Vasallen Amors, die Habsucht (Cobdicia) oder richtiger Selbstsucht, die Wurzel alles Bösen:

»De todos los pecados es rais la cobdicia,
Esta es tu fija mayor, tu mayordoma ambicia,
Esta es tu alferes, et tu casa oficia etc.... .«

Veranschaulicht durch die Fabel vom Hunde mit dem Stücke Fleisch [1]). Dann führt er ihm jeden der übrigen, nämlich die sieben Todsünden, einzeln vor, und zeigt die Verheerungen, die sie unter dem Banner des Don Amor unter dessen armen Schlachtopfern anrichten. Den Reihen eröffnet »Soberbia;« eingeschaltet die Fabel vom stolzen Streitroß und dem demüthigen Packesel. [2]) Dann folgen: »Avarisia,« mit der Fabel vom Wolfe und dem Kraniche [3]); »Luxuria,« deren verderbliche Wirkung der Dichter an dem Beyspiele David's und des mythischen Virgil's [4]) zeigt, und durch die Fabel vom Adler und vom Jäger erläutert [5]); — »Invidia« (hier als

---

[1]) S. *Aesop.* — *Corai*, fab. 209: Κύων κρέας φέρουσα.

[2]) S. ibid, fab. 58: Ὄνος καὶ ἵππος; noch näher sich anschließend an *Romulus Ulmensis*, Lib. III, fab. 3: Equus et Asinus (in der Ausg. des Phaedrus von Schwabe und Gail, Paris 1826. 8. Tom. II, p. 455 — 456).

[3]) S. *Aesop.* — *Corai*, fab. 144: Λύκος καὶ Γέρανος.

[4]) Er erzählt die bekannte Geschichte vom mythischen Virgil mit der romischen Dame (vgl. altenglische Sagen und Mährchen, nach alten Volksbüchern. Hgg. v. W. J. Thoms. Deutsch u. m. Zus. v. N. O. Spazier. Braunschweig, 1830. Thl. I, S. XXIII, 87, 111 — 114 und 291); doch hat unser Spanier ein paar Nebenumstände hinzugefügt, die sich, so viel wir wissen, in keiner andern Bearbeitung dieser Sage finden, und die wir deßhalb hieher setzen wollen:

Despues desta desonra et de tanta vergueña,
Por faser su loxuria Vergilio en la dueña
Descantó el fuego que ardiese en la leña,
Fiso *otra maravilla* quel omen nunca ensueña.

Todo el suelo del rio de la cibdad de Roma
Tiberio, agua cabdal que muchas aguas toma,
Fisole suelo de cobre, reluse mas que goma,
A dueñas tu loxuria desta guisa las doma.

Desque pecó con ella, sentióse escarnida,
Mandó faser escalera de torno enjerida
De navajas agudas, por que á la sobida
Que sobiese Vergilio, acabase su vida.

El sopo que era fecho por su escantamente,
Nunca mas fue á ella, nin la hobo talente.

[5]) S. Fabul. Aesop. ex *Aphthonio* Sophista, fab. 32 in: Fab.

Eifersucht); eingeschaltet die Fabel von der Krähe im Pfauengefieder [1]), — »Gula,« mit der Fabel vom Löwen und dem Pferde [2]); — »Vanagloria« (ira), bey welcher Gelegenheit die Fabel vom alten, schwachen Löwen, den alle Thiere, selbst der Esel, mißhandeln, und der sich aus Zorn und Scham darüber selbst tödtet, erzählt wird [3]); — und endlich »Acidia,« erläutert durch die Fabel vom Wolfe, der den Fuchs vor dem Richterstuhle des Affen wegen Diebstahls verklagt [4]).

Allein selbst nach diesem ansehnlichen Sündenkataloge hat sich der Dichter noch nicht in seinen Vorwürfen gegen »Don Amor« erschöpft; er fährt vielmehr fort, ihn einen Verführer der Töchter, Verderber der Sitten u. s. w zu schelten; wer ihm am meisten glaube, werde auch am ärgsten von ihm betrogen; ja Verführer und Verführte, Betrüger und Betrogene werden am Ende beyde von dem Erzschelm überlistet, es ergeht ihnen mit ihm, wie in der Fabel dem Maulwurfe und dem Frosche mit dem Geyer [5]). Endlich schließt der Dichter, keineswegs aber aus Mangel an Stoff, seine Philippika, indem er ganz naiv hinzusetzt: »Ich könnte noch mehr sagen, fürchtete ich nicht den Zorn der Verliebten. Laß uns daher schweigen, und hebe dich von dannen.« Es wäre aber eine mehr als unbillige Forderung, daß »Don Amor,« der so lange geduldig sich ausschelten ließ, nun sich schweigend entferne; der Dichter, eingedenk der poetischen Gerechtigkeit, sieht sich daher nothgedrungen, dessen Replik anzuhören und aufzunehmen (Aqui fabla de la respuesta que Don

---

Aesop.... c. ac st. Fr. de *Furia*. Lipsiae, 1810. 8. fab. 218: Τοξότης καὶ Λεττός.

[1]) Abgedr. in Faber's »Floresta,« Tom. II, Nro. 447. — S. *Phaedrus*, Lib. I, fab. 3, Graculus superbus et Pavo.

[2]) S. *Romulus Divionens. et Ulmens.*; Lib. III, fab. 2: Leo et Equus; doch bey unserem Dichter mit einiger Veränderung und einer ganz anderen Epimythe. — Bey Faber, l. c., Nro. 444.

[3]) S. *Phaedrus*, Lib. I, fab. 21, Leo senex, Aper, Taurus et Asinus. Im Spanischen, wegen der Anwendung, mit anderem Ausgang. — Bey Faber, l. c. Nro. 445.

[4]) S. *Phaedrus*, Lib. I, fab. 10: Lupus et Vulpis, judice Simio. Bey unserem Dichter aber bedeutend erweitert und zugleich Satyre auf Richter und Advokaten (»Abogado de fuero: oy fabla provechosa«) und Parodie des Gerichtsstyls; daher auch als launige Schilderung des damaligen Rechtsverfahrens merkwürdig. Hier fängt der Auszug bey Velasquez (in der Uebersetzung von Dieze S. 136) an. — Copla 364—377 hat Sanchez unterdrückt.

[5]) S. *Aesop.-Corai*, fab. 245: Μῦς καὶ Βάτραχος.

Digitized by Google

Amor dió al Arcipreste): Der Gott, minder rachsüchtig, als man wohl glauben sollte, begnügt sich aber nicht, ihm bloß sein unüberlegtes Schelten zu verweisen, und zu zeigen, daß er größtentheils selbst sein Mißgeschick verschuldet habe; sondern ertheilt ihm großmüthig guten Rath, wie er es künftig besser anfangen solle, um sich die Gegenliebe der Schönen zu erwerben, indem er ihm zugleich empfiehlt, fleißig die Schriften seiner gelehrigen Schüler »Pánfilo« und »Nason« zu lesen [1]):

Quesiste ser maestro ante que discipulo ser,
Et non sabes la manera como es deprender,
Oye é leye mis castigos, é sábelos bien faser,
Recabdarás la dueña, é sabras otras tener.

— — — — — — — — —

Si leveres *Ovidio* el que fue mi criado,
En él fallarás fablas, que le hobe yo mostrado,
Muchas buenas maneras para enamorado;
Pánfilo y *Nason* yo los hobe castigado [2]).

Er belehrt ihn nun zuerst über die Wahl der Geliebten (»Sabe primeramente la muger escoger«), und beschreibt ihm genau, wie sie aussehen müsse, um liebreizend zu seyn (Copla 421 — 425; interessant als Musterbild weiblicher Schönheit nach damaligem Geschmacke); dann, wenn er also richtig gewählt habe, müsse er vor allem immer eifrig und unermüdet im Dienste seiner Schönen seyn (»Sirvela, non te enojes, sirviendo el amor cresce«), nachgiebig und zuvorkommend, zur rechten Zeit aber auch kühn und unternehmend [3]); denn durch Zaghaftigkeit

[1]) Diese von Amor und später von der Venus dem Dichter ertheilten Rathschläge sind offenbar eine Nachahmung von Ovid's »Kunst zu lieben« wie sich selbst oft bis ins Einzelne nachweisen läßt (z. B. Copla 418 vgl. mit art. amat. lib. I, v. 32 — 33; — 421 mit ibid. v. 35; — 426 — 27 mit lib. II, v. 197 — 98 u. s. w.), versteht sich im Gewande des Mittelalters, und von unserem Spanier glücklich lokalisirt. — Wie häufig dieses Werk Ovid's überhaupt von den Dichtern des Mittelalters nachgeahmt wurde, sieht man z. B. bey Legrand, fabliaux (Paris, 1829. Tom. II, p. 265 — 296), der aus mehreren ähnlichen altfranzösischen Gedichten drey über die Kunst zu lieben ausgewählt und mitgetheilt hat, die unverkennbar nach dem Ovidischen gebildet sind. Vielleicht hat unser Spanier, bey seiner Bekanntschaft mit den Werken der Trouverre, auch einige derselben vor sich gehabt.

[2]) Vgl. auch Copla 865. — Von dem hier genannten Pánfilo werden wir später Gelegenheit haben, zu sprechen.

[3]) Manches ist hier sehr derb gegeben; wie denn oft die Dichter des Mittelalters neben überschwenglicher Galanterie unwillkürlich ihre kräftigere Natürlichkeit ganz schmucklos und naiv genug aussprechen, z. B.:

Digitized by Google

wie durch Läßigkeit verliert man die Gunst der Weiber, und erzählt ihm zum Beweise das Beyspiel von den zwey Faulen, die sich um eine Schöne bewarben (Copla 431 — 441) [1]). Wiewohl nun hier Sanchez einige Strophen zu unterdrücken für gut fand, so ergibt sich doch aus dem Zusammenhange, daß Amor, in seinem Unterrichte fortfahrend, dem Dichter räth, gegen seine Schöne freygebig zu seyn, und ihm zu diesem Ende die Macht des Geldes preist (Copla 464 — 489: Ensiemplo de la propiedat que el dinero ha) [2]); den Reizen dieses mächtigen Beherrschers der Welt widersteht nicht leicht ein Weib, und sollte er auch kein Geld in der Tasche haben, so möge er es doch im Munde führen:

»Sey franco de palabra, non le digas rason loca,
Quien no tiene miel en la orza, téngala en la boca.«
(Vgl. *Ovid*, art. amat. Lib. II, v. 275 — 280).

Wenn er sich auf Gesang und musikalische Begleitung (estromentos) verstehe, so möge er sich manchmal, doch nicht zu oft und nur bey schicklicher Gelegenheit (A las vegadas poco en honesto lugar), vor seiner Schönen hören lassen (non dexes de trobar; — vgl. *Ovid*, l. c. v. 281 — 286). Strophe 490 — 501 wurden abermals vom Herausgeber weggelassen, doch fährt

»Verguenza non te embargue quando con ella estodieres,
Perezoso non seas á dò *buena asina* vieres.
Quando la muger vee al perezoso cobardo,
Diso luego entre sus dientes, *oy este tomará mi dardo*,
Con muger non empueresces, *nin te envuelvas en tabardo*,
Del vestido mas chico sea tu ardit alardo.«

[1]) Vgl. einen ähnlichen Schwank: Die drey Faulen, in der Brüder Grimm Kinder- und Hausmährchen. Zweyte Ausgabe. Berlin, 1819 — 22. Thl. II, S. 274, und die Nachweisungen hiezu in Thl. III, S. 244 — 245; — und: La vida y fabulas de *Ysopo* (Anvers, en casa de J. Steelsio. S. A. 12°) fab. extravag. XIII: Del padre y de los hijos, fol. 82, wo die drey Söhne, um sich im Lügen zu überbieten, Aehnliches von sich erzählen, wie hier die Faulen. — Copla 442 — 463 hat Sanchez unterdrückt.

[2]) Das Original zu dieser Episode findet sich abermals bey den Nordfranzosen. S. *Legrand*, fabliaux, Tom. III, p. 216: De Dom Argent. Wie sehr dieser Gegenstand auch schon im Mittelalter ansprach, zeigen die häufigen Nachahmungen. Vgl. Müller, Sammlung deutscher Gedichte a. d. XII. — XIV. Jahrh., Bd. I, am Ende: Dis ist von dem Pfenninge; — und Ancient Songs and Ballads. From the Reign of K. Henry II. to the Revolution. Collected by J. *Ritson*. London, 1829. 8. Tom. I, p. 134 — 135: A Song in Praise of Sir Penny. In der einleitenden Bemerkung sagt der Herausgeber: »The praises of this worthy Knight have been a favourite topic both with the English and Scottish Poets «

Digitized by Google

auch in den nächſtfolgenden Amor noch immer fort, guten Rath zu ertheilen; er ſchärft nämlich ſeinem Schüler ein, ſich eines anſtändigen Betragens zu befleißigen, und vor allem (sobre todo) möge er ſich hüten, übermäßig Wein zu trinken (de beber mucho vino blanco é tinto; — vgl. *Ovid*, Lib. I, v. 589 — 595). Er zeigt ihm die ſchrecklichen Folgen, die aus der Uebertretung dieſes Rathes entſtehen können, an dem Beyſpiele eines Eremiten, den der Teufel durch Trunkenheit zu Nothzucht und Mord verleitete (Copla 503—517) *). Ferner ſolle er auch im Reden das rechte Maß zu halten ſuchen, kein Spieler und Raufbold ſeyn, nie andere Frauen in Gegenwart ſeiner Schönen loben, wohl aber ihre Schönheit und Vorzüge preiſen, und ja ſich hüten, ihrer Gunſtbezeugungen ſich zu rühmen, denn je verſchwiegener er ſeyn werde, je mehr werde er erhalten; viele aber haben durch tadelnswerthe Plauderhaftigkeit die Gunſt der Frauen verſcherzt, und nicht nur ſich, ſondern alle Männer bey ihnen in üblen Ruf gebracht:

»Por un mur pequeño que poco queso preso
Disen luego: los mures han comido el queso.«

»Beachteſt du dieſe meine Warnungen, ſo wird dir manche Schöne, die dir heute noch den Zutritt verſchloß, morgen ſelbſt die Thüre öffnen. Noch viel mehr könnte ich dir ſagen,« ruft Don Amor endlich abbrechend aus, »aber nicht länger kann ich bey dir weilen, zu viele Andere bedürfen meiner:

Pésales por mi tardanza, á mi pesa del vagar,
Castigate castigando, é sabras á otros castigar.«

Der Dichter aber ſetzt zur Warnung Anderer hinzu:

Yo *Joan Ruis* el sobredicho *Arcipreste de Hita*,
Porque mi corazon de trovar non se quita,
Nunca fallé tal dueña como á vos Amor pinta,
Nin creo que la falle en toda esta coyta.

»So ſchied Amor von mir, und ſtörte nicht länger meinen Schlaf (Partióse Amor de mi, é dexóme dormir),« berichtet er, ganz treuherzig weiter erzählend; »aber kaum dämmerte der Morgen, als ich über die ertheilten Lehren nachzuſinnen begann, und, um die Wahrheit zu ſagen, fand ich mit Erſtaunen, daß ich ſie ja ohnehin ſtets befolgt hätte:

*) Unſer Dichter hat den Stoff dieſer Erzählung aus zwey »Contes devots« geſchöpft, die er mit vieler Geſchicklichkeit zu einem Ganzen zu verarbeiten verſtand. S. *Méon*, nouv. Recueil de fabliaux. Paris, 1823. 8. Tom. II, p. 173: de l'Ermite qui s'enyvra und p. 362: de l'Ermite que le Deable conchia du coc et de la geline.

Digitized by Google

Mucho las guardé siempre, nunca me alabé,
Qual fue la razon negra, porque non recabdé?
Contra mi corazon yo mismo me torné,
Porfiando le dixe, agora yo te porné,
Con dueña falaguera, é desta ves terné,
Que si bien non avengo, nunca mas averné.
Mi corazon me dixo, faslo é recabdarás.«

Er beschließt also, dieser so zuversichtlich ausgesprochenen Mahnung seines Herzens zu vertrauen, und sich frischen Muthes eine neue Geliebte zu suchen:

»Busqué et fallé dueña de qual so deseoso.
— — — — — — — — —
La mas noble figura de quantas yo haber pud,
Viuda rica es muncho, et moza de juventud,
Et bien acostumbrada, es de Calataud,
De mi era vesina, mi muerte é mi salud.«

Nun folgt die Erzählung dieses Liebesabenteuers (Copla 557—865), eine der ausgeführtesten Partien dieses Werkes, die, obschon sie eine Nachahmung und oft wörtliche Paraphrase einer, auch unter Ovid's Namen, im Mittelalter bekannten Komödie (*Pamphilus* de documento amoris. Comedia) ist, doch von unserem Dichter sehr glücklich nationalisirt und lokalisirt wurde *). Da aber dießmal der Buhler durch Hülfe der

*) Schon D. Juan Ant. Pellicer hat den Herausgeber auf diese Nachahmung aufmerksam gemacht, der dessen Auszug aus dem lateinischen Original nebst einigen vergleichenden Bemerkungen über die Art der Benützung desselben von unserem Spanier seinem »Prologo« angehängt hat (p. XXIII—XXIX), worauf wir verweisen, und nur bemerken, daß Pellicer die im Texte angeführte Komödie irrig für ein und dasselbe Werk mit einem anderen, auch dem Ovid fälschlich beygelegten Produkte des Mittelalters: »de Vetula,« gehalten habe. Da unser Erzpriester dem Gange des lateinischen Originals (wir hatten weder eine der alten Ausgaben dieser Komödie, noch Goldast's Abdruck in dessen: »*Ovidii* erotica et amatoria opuscula etc....« Francof. 1610. 8. zur Hand, haben aber eine Handschrift der k. k. Hofbibliothek: Inter Codd. Mss. occident. perg. Nro. 303, Fol. 78 r°—86 v° verglichen, und Pellicer's Auszug treu gefunden), in der Hauptsache wenigstens, genau gefolgt ist, so hielten wir eine umständlichere Angabe des Inhalts dieser Erzählung für überflüssig, die auch durch den häufig gebrauchten Dialog und die oft ächt dramatische Darstellung ihren Ursprung und das Talent unseres Dichters beurkundet, und wohl als das Muster des über ein Jahrhundert jüngeren so berühmten dramatischen Romans »Celestina« gelten kann. Nur so viel müssen wir daraus anführen, daß die handelnden Personen Doña Venus (hier als Gattin Amor's), der Dichter unter dem Namen Don Melon de la Uerta (Pamphilus), die Schöne, Doña Endrina (Galatea), und die alte Kupplerin (die er »Trota-Conventos« sehr bezeichnend nennet) sind; daß er auch

Kupplerin sein Ziel erreicht, so hält sich der Dichter für verpflichtet, das Anstößige der Erzählung durch die moralische Anwendung unschädlich zu machen; er fügt daher noch eine ausdrückliche Warnung an die Schönen bey (Del castigo quel Arcipreste dá á las dueñas), die er, wie gewöhnlich, in eine Fabel einkleidet:

»Dueñas, habed orejas, oid buena licion,
Entendet bien las fablas, é *guardatvos del varon*,
Quardatvos, non vos contesca, *como con el Leon*
Al Asno sin orejas é sin su corazon *).

Der Held dieser Fabel, an dem sich die Schönen ein Beyspiel nehmen sollen, ist zwar eben nicht sehr galant gewählt; dafür ist aber die Lehre um so uneigennütziger und erbaulicher, sich vor der thörichten Liebe zu hüten (Guardadvos de amor loco), und nur einer reinen, gottgefälligen ihr Herz zuzuwenden (vuestro corazon se lance en amor de Dios limpio); am Schlusse derselben entschuldigt sich der Dichter bey den Frauen

---

hier nicht unterlassen hat, ein paar Fabeln einzuschalten, nämlich: Copla 720—727 vom Trappen (abutarda) und den anderen Vögeln, die den Rath der Schwalbe verachten (bey *Faber*, l. c. Nro. 438; — s. *Romulus Divionens.* et *Ulmens.*, Lib. I, fab. 19: Aves et Hirundo) und Copla 740—753: Del Lobo que aventó torpemente (wovon aber der Anfang fehlt wegen Lücken in den Handschriften; — vgl. *Vita y fabulas de Ysopo*, Extravagant. fab. X, Fol. 75 v°, woraus wir den Titel supplirt haben); und daß er keineswegs seine Quelle verläugnet, ja im Gegentheile zu seiner Rechtfertigung sie ausdrücklich anzuführen für nöthig erachtet, indem er die Erzählung, sich also verwahrend, schließt (Copla 865):

Da, *Endrina* é D. *Melon* en uno casados son,
Alégranse las compañas en las bodas con razon,
Si villania he dicho; haya de vos perdon,
Que lo feo del estoria dis Pánfilo é Nason.

*) S. *Calila et Dimna*..... publ. par Silv. de *Sacy*. Chap. IX, Le Singe et la Tortue, p. 212—215 des arab. Textes; und nach der griechischen Bearbeitung (Στεφανίτης καὶ Ἰχνηλάτης) in *Aesop.-Corai*, fab. 358, p. 233—235: Λέων, Ἀλωπηξ, καὶ Ὄνος Die Einkleidung ist bey unserem Spanier charakteristisch; hier ist der Esel ein »Joglar,« der den kranken Löwen durch seine lärmende Musik (su atambor taniendo) belästigt; dieser erzürnt sich über die Frechheit des Esels, der, schon einmal gewarnt, entflohen ist, und läßt ihn, um seiner wieder habhaft zu werden und ihn durch den Tod zu bestrafen, durch die »Gulhara Juglara« abermals an seinen Hof locken; der Esel geht in die Falle, und wird auf Befehl des Löwen getödtet, der dem Wolfe die Obhut über den für den königlichen Gaumen bestimmten Braten aufträgt; dieser aber frißt das Herz und die Ohren des Esels, und gibt dem darob entrüsteten Löwen die bekannte Antwort.

Digitized by Google

wegen ihrer ungeschminkten Wahrheit, und verwahrt sich nochmals gegen jede Mißdeutung wegen Aufnahme der obigen Erzählung:

»Dueña, por te desir esto non te asañes, nin te aires,
Mis fablas é mis fasañas, ruégote, que bien las mires.
Entiende bien mi estoria de la fija del Endrino,
Dixela por te dar ensiempro, non porque á mi vino,
Guardate de *falsa vieja*, de riso de mal vesino,
Sola con ome non te fies, nin te llegues al espino.«

Doch er hat sein Thema noch keineswegs erschöpft, denn er beginnt unmittelbar nach dieser Strophe die Erzählung einer neuen Intrigue, indem er also fortfährt:

»Seyendo yo *despues desto sin amor é con cuidado.*
Vi una apuesta dueña ser en su estrado, etc.....

Da er die guten Dienste seiner »Trota-conventos« bey dem vorhergehenden Abenteuer bereits hinlänglich erprobt hat, so nimmt er auch jetzt sogleich seine Zuflucht zu ihr. Diese spielt überhaupt von jetzt an bey allen seinen verliebten Unternehmungen eine Hauptrolle, die vorzüglich in der Absicht erdichtet zu seyn scheinen, um die Ränke dieser, in Spanien von jeher so häufig gebrauchten, ja bey der zurückgezogenen Lebensweise der Frauen den Verliebten unentbehrlichen Mittelspersonen (»Que estas son comienzo para *el loco pasaje*«) darzustellen, und durch ironisches Loben ihrer Verführungskünste und satyrische Ausfälle auf seine leicht verführbaren Landsmänninnen die Unschuldigen zu belehren (»en agena cabeza sea bien castigada«). Er war auch dießmal bereits auf dem besten Wege, durch Hülfe der Künste seiner Alten das ersehnte Ziel zu erreichen, denn seit er sich auf den Rath der Venus einer so kunsterfahrnen Liebesbotin bedient, ist er viel glücklicher in seinen Unternehmungen, als er durch einen unvorsichtigen Scherz das Ehrgefühl der Dame Urraca (so heißt nämlich die Trota-conventos) tief beleidigt (»Yo le dixe como en juego: *picaza parladera* etc.«). Sie rächt sich durch Entdeckung seiner Herzensangelegenheit, und die Schöne wird nun strenge bewacht (fue la dueña guardada quanto su madre pudo). Er räth daher jedem, derley unentbehrliche Freundinnen durch Spott nicht böse zu machen, und zählt ein ganzes Register von Spottnamen (Copla 898—901 enthalten 41 solcher Ehrentitel! Gewiß eine merkwürdige Stelle für die spanische Sprach- und Sittengeschichte!) auf, die man bey Verlust ihrer Freundschaft auch nicht im Scherz ihnen geben dürfe. — Was sollte er aber nun ohne die Allvermögende anfangen? — Er mußte sich also bequemen, durch Bitten und Geschenke sie zu versöhnen. Sie schmollt zwar anfangs, ist aber nicht unerbittlich, und räth ihm für die Zukunft:

Digitized by Google

»Nunca digas nombre malo nin de fealdat,
Llamarme *buen amor*, é faré yo lealtat.«

Der Dichter ſetzt ironiſch hinzu:

Por amor de la vieja é por desir rason,
Buen amor dixe al libro é á ella toda sazon.

Ihre Meiſterſchaft ſollte er aber erſt jetzt in ihrem ganzen Glanze kennen lernen:

Fiso grand maestria et sotil travesura,
Fisose *loca publica* andando sin vestidura.

So wußte ſie, ſich verrückt ſtellend, ihre eigene Ausſage, in der ſie aus Rachſucht das Geheimniß der Verliebten kund gegeben hatte, als das Geſchwätz einer Wahnſinnigen unſchädlich zu machen; die Schöne wird nun nicht mehr ſo ſtrenge bewacht, und die Alte, als Hauſirerin verkleidet (Fisose corredera de las que venden joyas), weiß ſich von neuem bey ihr Eingang zu verſchaffen, und durch ihre Zauberkünſte ſie für ihren Schützling zu erobern. — Sein Unglücksſtern waltete aber noch immer über ihm; er ſollte auch dieſes Glück nicht lange genießen, denn nach wenigen Tagen der Luſt ſtarb die Schöne:

Como es natural cosa el nascer é el morir,
Hobo por mal pecado la dueña á fallir,
Murió á pocos dias, non lo puedo desir etc...

Er wird darüber krank vor Schmerz; ſeine vermittelnde Freundin ſchilt ihn deßhalb einen weichlichen Jungen, indem es nicht der Mühe werth wäre, wegen eines ſo leicht zu erſetzenden Verluſtes ſich zu grämen, und ſpricht überhaupt ſo verächtlich von ihrem eigenen Geſchlechte, daß er ſeinen Schmerz und Unmuth in Spottliedern auf das ſchöne Geſchlecht zu betäuben ſucht:

De toda la laseria et de todo este cojijo
Fis *cantares cazurros* de quanto mal me dixo;
Non fuyan dello las dueñas, nin los tengo por lijo,
Ca nunca los oyó dueña, *que dellos mucho non rijo.*

Wir bedauern daher um ſo mehr, daß dieſe Spottlieder nicht auf uns gekommen ſind; wahrſcheinlich hat ſie aber der Dichter ſelbſt unterdrückt, um den Zorn der Schönen nicht zu ſehr zu reizen, die er auch deßhalb ſogleich um Verzeihung anfleht:

Á vos, dueñas Señoras, por vuestra cortesia
Demando vos perdon, que sabed que non querria
Haber saña de vos; ca de pesar morria,
Consentid entre los sesos una tal vavoquia.

Mit Anbruche des Frühjahrs (el mes era de Marzo) macht er, wahrſcheinlich um ſich zu zerſtreuen (á probar la Sierra), einen Ausflug in die nahen, von Hirten bewohnten Gebirgsthäler und durch den Paß von Lozoya nach Segovia. Er beſchreibt

Digitized by Google

uns mit vieler Laune die tragi-komischen Abenteuer, die er auf dieser Fahrt, von der noch rauhen Jahreszeit und den noch rauheren, häufig irreführenden Gebirgswegen übel mitgenommen, mit ungeschlachten Hirtinnen (Serranas) bestand, die seine Galanterie oft sehr unzart erwiederten, ihm aber, als einem ächten Dichter, bey dem »Schmerz und Freude zu Gesang wird,« Stoff zu einigen recht artigen Hirtenliedern (Cänticas de Serrana) gaben, die es glücklicher Weise den Abschreibern gefiel, größtentheils aufzunehmen, wofür ihnen die Spanier die Erhaltung ihrer bis jetzt, so viel uns bekannt ist, ältesten ächten Lieder im Volkstone zu danken haben*). Nach all diesen

*) Sanchez hat sie, die raumkargen Handschriften genau kopirend, bis auf eines fehlerhaft abgetheilt; doch lassen sie sich durch die hinlänglich markirte Reimfolge und den regelmäßigen Strophenbau sehr leicht auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückbringen, wodurch sie für die Geschichte der spanischen Metrik, eben der charakteristischen Form wegen, erst den rechten Werth erhalten. In ihnen hätten wir also die, so viel wir wissen, ältesten, auf uns gekommenen Muster jener »Cänticas Serranas,« deren schon der Marquis von Santillana in seinem berühmten Briefe erwähnt (*Sanchez*, l. c. Tom. I, p LVIII — LIX). Die ersten drey dieser Gedichte sind in sieben- und neunzeiligen Strophen achtsylbiger Verse, mit dem Ton auf der zweyten oder dritten und vorletzten Sylbe; die Anordnung der Reime ist bey den siebenzeiligen Strophen des ersten: ab ab cc b; die Reimstellung der neunzeiligen Strophen des zweyten mit einem Estribillo von drey Versen, ab ab ab ab c, welcher letzte Vers in allen Strophen durch denselben Reim mit dem letzten des Estribillo gebunden ist, auch ist das letzte Wort jeder Strophe zugleich das erste der nächstfolgenden (Coplas encadenadas; daher saat der Dichter selbst von diesem besonders künstlich konstruirten Gedichte: Non es mucho fermoso, *creo que nin comunal*); die siebenzeiligen Strophen des dritten haben diese Reimstellung: ab ab ab b (dieses Gedicht ist besonders anziehend durch seine naive Schilderung des Hirtenlebens und der ländlichen Spiele der Sierren-Bewohner). — Das letzte Abenteuer in diesen Gebirgsthälern bestand er mit seiner Führerin durch den Cagpaß von Tablada, einer riesenmäßig gebauten Serrana, die er sehr komisch als einen Ausbund von Häßlichkeit und ein wahres Ungethüm beschreibt (Yeguarisa trefuda, talla de mal ceñiglo etc...):

> De quanto que me dixo et de su mala talla
> *Fize bien tres cántigas*, mas non pud bien pintalla,
> *Las dos* son *chanzonetas*, la *otra de trotalla*,
> De la que te non pagares, veyla, é rie, é calla.

Aber statt dieser zwey »Chanzonetas« und der »Cäntiga de trotalla« (Gassenhauer?) folgt unmittelbar die vierte »Cäntiga de Serrana,« die von alle dem nichts enthält, sondern ähnlichen Inhalts mit den drey früheren ist. Diese hat Sanchez richtig abgetheilt; sie besteht aus einer Cabeza von vier durch denselben

glücklich überſtandenen Fährlichkeiten beſchließt er, vor ſeiner Heimkehr noch nach Santa Maria del Vado, einem Gnadenorte in der Nähe dieſer Sierren, zu wallfahrten:

Fui tener y vigilia, como es acostumblado,
A honra de la Virgen, ofrecile *este ditado*.

Reim gebundenen Verſen und fünfzeiligen Strophen ſechsſylbiger Verſe, mit dem Ton auf der erſten oder zweyten und vorletzten Sylbe, wovon die erſten vier paarweiſe gereimt ſind, der letzte aber in allen Strophen mit den vier Verſen der Cabeza durch denſelben Reim gebunden iſt. Die erſten fünf Strophen dieſer Cäntiga hat Ortiz de Zuñiga (Anales de Sevilla, p. 815, a 1253), auf die Autorität des Argote de Molina ſich ſtützend, als Probe von den Gedichten eines Romanzenſängers, des Domingo Abad de los Romances, der unter Ferdinand dem Heiligen gelebt haben ſoll, angeführt (auch in Diez's Ueberſ. des Velazquez abgedruckt S. 146); Sanchez beweiſt aber hinlänglich (p. 166—167), daß dieß auf einem Irrthume des Argote beruhe, und daß dieſes Gedicht, das bey unſerem Erzprieſter aus ein und zwanzig Strophen beſteht, ſchon der viel jüngeren und ausgebildeteren Sprache wegen, wenigſtens in der auf uns gekommenen Form keinem Dichter des dreyzehnten Jahrhunderts beygelegt werden könne. Vielleicht berechtigt aber eben dieſer Umſtand zu der Vermuthung, alle dieſe »Cäntigas« für ächte Volkslieder zu halten, die von unſerem Dichter nur benützt und ſeinem Werke einverleibt worden ſind, wenigſtens iſt der Volkston ſehr glücklich getroffen. Wenn wir aber auch einerſeits den Einfluß der Volkspoeſie auf dieſe Gedichte, beſonders in Rückſicht der metriſchen Form (denn ſie ſind, wie wir gezeigt haben, nach Art der ſpäteren, erweislich ächten Volkslieder in der bekanntlich gebräuchlichſten Versart derſelben, nämlich in »Versos de redondilla mayor y menor« abgefaßt), für ſehr wahrſcheinlich halten, ſo läßt ſich doch das Zuſammentreffen derſelben, vorzüglich in Bezug auf den Inhalt, mit den damals und ſchon früher bey den Süd- und Nordfranzoſen ſo beliebten Schäferliedern (den »Pastoretas« der Troubadoure und den »Pastourelles« der Trouverre) als kein bloß zufälliges annehmen (S. Diez, die Poeſie der Troubadours, S. 114; und *Roquefort*, de l'état de la poésie franç., dans les XII. et XIII. siècles, Paris 1821. 8. p. 223—224 und 387—394), um ſo weniger, als wir die genaue Bekanntſchaft unſeres Erzprieſters mit den Dichtungen derſelben mehrfach nachgewieſen haben. Wir glauben daher, daß die fremden Muſter die nächſte Veranlaſſung zur Beachtung und Benützung des Heimiſchen möchten geweſen ſeyn, und deſſen kunſtmäßigere Ausbildung, ſchon bey unſerem Dichter und noch vielmehr bey den Späteren, befördert haben. Wie enge war nicht damals überhaupt die Verbindung zwiſchen Volks- und Kunſtpoeſie, beſonders in der erſt ſich entwickelnden Lyrik! — Wie ſehr unterſcheiden ſich daher auch dieſe noch wenig kultivirten Kinder der Natur von dem raffinirten, ſüßlichen Schäfergewinſel des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts nach italieniſchen Muſtern!

Digitized by Google

Dieſer der Mutter Gottes huldigende Lobſpruch (ditado; dit) iſt in vierzeiligen Strophen zwölfſylbiger Verſe mit der Reimſtellung: aaab, cccb u. ſ. w. abgefaßt. Um ihr Andenken noch mehr zu ehren (yo en tu memoria algo quiero faser), reiht er daran noch zwey Gedichte, in denen er die Leidensgeſchichte Chriſti beſingt und die im metriſchen Bau und in Anordnung der Reime dem obigen gleich ſind, nur daß das zweyte derſelben faſt durchgängig dreyzehnſylbige Verſe hat.

Bey Herannahung der »heiligen Zeit« (der Faſten) kehrt er denn endlich wieder heim (por folgar algun rato); es fehlten nämlich nur mehr ſieben Tage bis zum Aſchermittwoch (dende á siete dias era quaresma). — Er ſitzt eben mit einem guten Freunde, Don Jueves Lardero, bey Tiſche, als ein leichtfüßiger Bote ihm zwey Schreiben übergibt. Das eine iſt ein Beglaubigungsſchreiben (Carta de creencia) der *Doña Quaresma* für alle ihre Diener und insbeſondere die Erzprieſter und Kleriker, worin ſie ihnen befiehlt (so pena de sentencia), ihren Erzfeind, den *Don Carnal* (hier die Zeit des Fleiſcheſſens überhaupt), der nun ſchon faſt ein Jahr ungeſtraft ihre Länder verwüſte, herauszufordern, und zwar von heute über ſieben Tage, wo ſie mit ihrem ganzen Heere zum Kampfe gegen ihn anrücken werde. Dieſes Schreiben ſoll im ganzen Lande verkündet werden, damit die Vaſallen und Verwandten ihres Feindes (su gente) ſich nicht entſchuldigen könnten, als ſey ihnen nicht gehörig abgeſagt worden (»Dada en Castro de Ordiales, en Burgos rescebida«). Das andere Schreiben iſt der Fehdebrief der Doña Quaresma an Don Carnal in aller Form Rechtens:

— — — — — abierta é sellada,
Una concha muy grande de la carta colgada,

den ſie ihm durch ihren Herold, Ayuno, überſendet. Der Erzprieſter und ſein Gaſtfreund ſind zwar über dieſe Nachricht ſehr betrübt, und Letzterer beſchließt ſogar, eine Lanze mit der übel berathenen Doña zu brechen; der Erzprieſter aber fügt ſich dem Befehle ſeiner Herrin, und ſendet ſeinerſeits ſogleich auch einen Abſagebrief durch »Viernes« an Don Carnal:

Que venga apercebido el martes á la lid.

Hierauf rüſten ſich beide Theile zum Kampfe (hier beſchreibt der Dichter mit vieler Laune die beiden Heere, beſtehend aus den verſchiedenen Land- und Seethieren, die, je nachdem ſie zu Fleiſch- oder Faſtenſpeiſen dienen, ſich unter die zwey feindlichen Banner reihen); Don Carnal und die ſeinen, die ſich im Eſſen und Trinken etwas zu ſehr übernommen hatten und eingeſchlafen waren, werden in der Mitternachtsſtunde im Lager über-

Digitized by Google

fallen, und leiſten daher nur geringen Widerſtand (komiſche Beſchreibung der Schlacht); Don Carnal wird beſiegt, und von allen ſeinen Vaſallen, bis auf »Cecina« und »Tocino«, verlaſſen, mit dieſen beyden gefangen genommen und gebunden vor ſeine triumphirende Feindin geführt; dieſe befiehlt, ihn ſelbſt einzuſperren, ſeine Gefahrten aber aufzuhängen;

Mandó á Don Carnal, que guar*dase el ayuno*,
Et que lo toviessen encerrado á dó non lo vea ninguno,
Si non *fuese doliente*, ó *confesor alguno*,
Et quel diesen á comer al dia manjar uno *).

Don Carnal kommt auch wirklich in den Fall, eines Beichtigers zu bedürfen, und ein Mönch (llayre) kommt zu ihm, um ſein Glück zu verſuchen, dieſen verſtockten Sünder zu bekehren. Bey dieſer Gelegenheit macht der Dichter eine Digreſſion über die Lehre von der Beichte und Buße, und wiewohl er, wie er ſagt, dieſen hochwichtigen Gegenſtand nur mit geziemender Scheu und Ehrfurcht vor der Meinung gelehrterer Männer berühre, indem er ſehr beſcheiden ſich mit ſeinem geringen Wiſſen wiederholt entſchuldiget:

Só rudo é sin sciencia, non me oso aventurar,
Salvo un poquillo que oi desputar.
— — — — — — — — — — — —
Escolar só mucho rudo, nin *Maestro nin Doctor*,
Aprendi et sé poco para ser demostrador,

ſo könne er doch nicht unterlaſſen, die Anmaßung einfacher Geiſtlicher (Clerigos simples) zu tadeln, Jeden Beichte hören und alle Sünden aus eigener Machtvollkommenheit vergeben zu wollen; er erinnert an die reſervirten Sünden, und beruft ſich, ſeine theologiſche Beleſenheit zeigend, auf das »Comun Derecho«, Santo Decreto«, die Decretalen und die Schriften der gelehrteſten Kirchenrechtslehrer der damaligen Zei-

*) Die Grundidee dieſer Allegorie hat unſer Dichter abermals von den Nord-Franzoſen entlehnt (S. *Barbazan*, fabliaux. Tom. IV, p. 80: Bataille de Karesme et de Charnage); aber mit viel mehr Laune und Anſchaulichkeit, bis ins Einzelne die Sitten, Gewohnheiten und religiöſen Gebräuche mit vielem Geſchick kopirend und oft ſehr witzig parodirend, ausgeführt, und ſo wie eine andere Veranlaſſung des Streites, ſo auch eine neue Reihe von Begebenheiten und einen anderen Ausgang hinzu gedichtet. — Ueberhaupt waren ſolche allegoriſche Kämpfe (Allegorie und Kampf) ein Lieblingsgegenſtand der Dichter des Mittelalters. (Vgl. z. B. »la Bataille des Vins« bey Barbazan, l. c. Tom. I, p. 152; — »Dis ist von dem Herbste vnd von dem Meigen« in Müller's Samml. deutſch. ged. Bd. III, S. XXIX. — XXX. u. ſ. w.), deren urſprüngliches Vorbild wohl die *Batrachomyomachie* geweſen ſeyn dürfte.

Digitized by Google

ten. — Der oben erwähnte Mönch aber, berichtet er, in seiner Erzählung fortfahrend, war vom Papste mit einer ausgedehnteren Lösungsgewalt begünstigt (Era del Papa é del mucho privado), er konnte daher einen so großen Sünder, wie D. Carnal, allerdings absolviren; schreibt ihm aber als Buße vor, daß er jeden Tag der Woche nur ein bestimmtes Gericht (un manjar señalado) essen dürfe, nebstdem fleißig die Kirchen und Gräber besuchen, Freytags sich die »santa Disciplina« geben, sich vor aller Sünde hüten und Niemanden Aergerniß geben solle. D. Carnal unterwirft sich demüthig allen diesen Bußen; worauf er zwar absolvirt wird, aber, von seinen Wunden noch ganz erschöpft und der erlittenen Niederlage tief gebeugt, allein und verlassen im Kerker schmachten muß; denn kein frommer Christ will jetzt etwas mit ihm zu thun haben.

Unterdessen hatte seine Siegerin, Doña Quaresma, gleich mit Anbruch des Aschermittwochs (miércoles corvillo) ihr Regiment angetreten; sie begnügte sich aber nicht, bloß alle Geschirre und allen Hausrath von den Spuren des früheren tollen Lebens reinigen, scheuern und fegen zu lassen:

Bien como en este dia para el cuerpo repara,
Asi en este dia por *el alma se para*:
A todos los Christianos llama con buena cara,
Que vayan á la Iglesia *con conciencia clara*.
A los que allá van con el su buen talente,
Con ceniza los cruzan de ramos en la fruente etc.

Während sie so durch Aufmunterung zur Buße und zu Werken der Frömmigkeit für das Seelenheil der Gläubigen sorgt, hat sich Don Carnal von seinen Wunden und Schmerzen nach und nach erholt, stellt sich aber noch sehr erschöpft. Am Palmsonntage (Domingo de Ramos) ladet ihn Don Ayuno ein, mit ihm zur Messe zu gehen; er nimmt diese Einladung sehr gerne an, indem er hofft, diese Gelegenheit zur Flucht zu benützen. Er entkömmt auch wirklich aus der Kirche:

— — — — fuese á la *Joderia*,
Rescebieronlo muy bien en su carneceria,
Pascua de pan cenceño estos los venia.

Am Montage darauf in aller Frühe ist ihm der »Rabi Acelin« zu weiterer Flucht behülflich; sogleich setzt er die ganze Umgegend, mit unglaublicher Schnelligkeit durcheilend, in Allarm, versammelt wieder viele seiner Anhänger um sich, und dadurch ermuthiget, wagt er, seine Feindin zur Erneuerung des Kampfes herauszufordern, und sendet ihr durch seinen treuen Vasallen, Don Almuerzo, den Fehdebrief, worin er ihr den Ostersonntag (De hoy en quatro dias, que será el Do-

Digitized by Google

mingo) als den Beginn der Feindſeligkeiten anſetzt. Er verſäumt indeſſen nicht, an alle ſeine Vaſallen unter Chriſten, Mauren und Juden Gruß (Salud con muchas carnes siempre de nos á vos) und Umlaufsſchreiben (Dada en Valdevacas nuestro Lugar amado) ergehen zu laſſen, worin er ihnen den Ausbruch der erneuten Feindſeligkeiten meldet, ſie zum Zuzug entbietet und ihnen aufträgt, durch Doña Merienda der gemeinſchaftlichen Feindin abſagen zu laſſen. Er ſieht ſein Unternehmen mit dem erwünſchteſten Erfolge gekrönt, denn Alle verlaſſen nun mit Freuden ſeine erſchrockene Feindin, die zu ſpät ihre Unvorſichtigkeit bereut, und, wie alle Weiber, im Augenblicke der Gefahr ſchwach und unentſchloſſen, ihre eigene Sache für verloren gibt [1]). Sie beſchließt daher, da es ihr keine Schande bringt, den Kampf mit dem beſiegten Feinde zu meiden, und die Fiſche, ihre beſten Hülfstruppen, ihr im Frühjahr nicht zuziehen können, nach Jeruſalem zu pilgern. Am Charfreytage (Viernes de Indulgencias) verkleidet ſie ſich als Pilger (Copla 1179—1181, genaue Beſchreibung des damaligen Pilgerkoſtüms), und ſo, unkenntlich gemacht, entwiſcht ſie den auflauernden Feinden am Oſterheiligenabend:

El Sábado á la noche saltó por las paredes.

So hatte die Feindin ſelbſt das Feld geräumt, und nichts hindert Don Carnal, mit erneutem Glanze den verlaſſenen Thron zu beſteigen. Der Dichter beſchreibt nun den feyerlichen Empfang und Einzug desſelben und deſſen gleich mächtigen Mitherrſchers:

Vigilia era de Pascua, Abril cerca pasado,
El Sol era salido, por el mundo rayado,
Fue por toda la tierra grand roido sonado
De *dos Emperadores*, que al mundo han llegado:
Estos Emperadores *Amor* et *Carnal* eran,

Alles zieht ihnen entgegen, um ſie freudig zu empfangen. Dem »Emperador Carnal« insbeſondere die Schlächter, Kaldaunenverkäuferinnen, Hirten und Rabbiner. Er erſcheint auf einem koſtbaren Wagen, bewaffnet und von Jagdhunden umgeben; denn er erlegt auf ſeinem Zuge eine Menge Thiere, die er an Kaſtilier und Engländer verkauft, und ſo reichlich hereinbringt, was er im vorhergehenden Monat verloren hat.

Aber noch feyerlicher und freudiger wird Don Amor von Allem, was lebt, empfangen, alle nur möglichen Inſtrumente (Copla 1202—1208 werden alle damals bekannten angeführt [2])

[1]) Hier wird der Auszug bei Velazquez etwas vollſtändiger.

[2]) Vgl. mit dieſer Stelle: *Roquefort*, de l'Etat de la poésie françoise; p. 106—131.

Digitized by Google

ertönen in Jubel- und Lobgesängen. Selbst Ordensgeistliche und Nonnen ziehen ihm in Prozession entgegen und Alles huldigt ihm. Allein nun erhebt sich ein Streit unter der Menge seiner Verehrer, wem die Ehre zu Theil werden soll, den geliebten Herrscher zu beherbergen (diesen Streit benützt der Dichter zu satyrischen Ausfällen auf die verschiedenen Stände durch die gegenseitigen Beschuldigungen der sich um diese Ehre zankenden Mönche, Weltgeistlichen, Ritter, Knappen und Nonnen; bekanntlich ein Lieblingsthema der Dichter des Mittelalters). Doch Amor, obwohl er Allen seine Huld verspricht, will sich weislich für keine Partey entscheiden. Da nähert sich ihm der Dichter; als Amor's Schüler, alter Diener und treuer Vasall bittet er ihn um die ausgezeichnete Gunst, bey ihm abzutreten. Amor bewilligt ihm auch diese Bitte, und nach Entlassung des größten Theils seines Gefolges (Peroque en mi casa fincaron los *instromentos*) quartirt er sich wirklich bei ihm ein. Doch da selbst für den Ueberrest der Dienerschaft das Haus des Dichters zu klein ist, so läßt Amor sein prächtiges Zelt in der Nähe desselben aufschlagen, und befiehlt, alle Liebenden zu jeder Zeit da zu ihm zu führen (Copla 1240—1274 Beschreibung der inneren Ausschmückung und Malereyen dieses Zeltes, die zwölf Monate vorstellend*). Als sich nun Amor, nach kurzer Sieste erwacht, allein mit dem Dichter befand (los mas de su mesnada con D. Carnal fasian su morada), wagt es dieser (como era su criado), ihn zu befragen, wo er die Zeit über gewesen sey, während welcher sie sich nicht gesehen hätten? — Don Amor erzählt ihm hierauf, daß er den Winter über (en la invernada) in Sevilla und Andalusien sich aufgehalten und der besten Aufnahme überall erfreut habe; in der Fasten sey er nach Toledo gegangen, habe aber Alle in Gebet und Bußübungen begriffen gefunden, und sey daher fast von Niemanden wohl aufgenommen und endlich gar zum Thore von Visagra hinausgejagt worden. Selbst in den Klöstern, wo er um ein Unterkommen bettelte, wurde er unbarmherzig abgewiesen. Er floh daher nach Villa de Castro (Castro Ordiales), wo er gut empfangen ward, und die Fastenzeit zubrachte. Nun aber, da Don Carnal's Herrschaft wieder begonnen hat, ist auch für ihn die Zeit der Trübsal vorüber; er will zuerst nach Alcalá, die Messe dort über weilen, und dann

*) Diese Stelle ist der Beschreibung von Alexander's Zelt im »*Poema de Alexandro*« (Vgl. insbesondere Copla 2390—2402) so ähnlich, daß man fast glauben sollte, unser Dichter habe seinen Landsmann hier kopirt, wenn nicht derley Beschreibungen allegorischer Malereyen überhaupt den Dichtern des Mittelalters gemeinsam wären.

Digitized by Google

von da das ganze Land durchziehen (dando á muchos materia). Des andern Morgens verläßt Amor auch wirklich den Dichter:

Dexóme *con coydado*, pero *con alegria*,
Este mi Señor siempre tal costumbre habia *).

Da nun unser Dichter mit dem Wiederkommen des Frühlings und der Liebe Aller Herzen mit süßem Jubel und Hochzeitsfreuden erfüllt sieht:

Dia de Quasimodo Iglesias et Altares
Villenos de alegrias, de bodas é cantares,
Todos habian grand fiesta, fasien grandes yantares,
Andan de boda en boda *Clérigos é Juglares*,

so erwacht auch in seinem Herzen die alte Sehnsucht wieder, seine traurige Einsamkeit wird ihm unerträglich; er nimmt daher abermals seine Zuflucht zu der klugen »Trota-conventos«, damit sie einen Gegenstand ihm suchen helfe, der die Leere seines Herzens ausfülle (que me catase alguna tal garrida). Sie ist auch gleich sehr bereitwillig dazu, und sagt ihm, daß sie eine reiche, junge und schöne Witwe kenne, bey der wolle sie für ihn ihr Glück versuchen. Der Dichter versieht sie wie immer sogleich aus seinen, wie es scheint, stets vorräthigen Schätzen mit einigen selbstgedichteten Liedern (Cántigas que vos aqui trobé) für die Schöne. Allein auch sein Unglücksstern ist mit Frühjahr und Liebe wiedergekommen.

Asas fiso mi vieja quanto ella faser pudo,
Mas non pudo trabar, atar, nin dar nudo,
Tornó á mi muy triste, é con corazon agúdo;
Dis: do non te quieren mucho, non vayas á menudo.

Nicht viel besser geht es ihm mit einer andern Dame, die er am Feste des heil. Marcus in der Kirche sieht, und sich sogleich in sie verliebt. Nur mit Widerwillen übernahm diesmal die Liebesbotin Urraca seine Anträge und »Desires« zu bestellen, und nicht ohne Grund; denn wenn sich auch Anfangs die Schöne nicht ganz abgeneigt zeigte, so änderte sie doch bald wieder ihren Sinn, und zog Hand und Trauring eines Andern dem Herzen und den Liedern des Dichters vor, der noch überdieß von seiner Alten ausgelacht wird:

— — — — —, ella dixo: á dolo?
Vino á mi reyendo, dis: homillome D. Polo:
Fe *aqui buen amor* qual buen amiga buscólo.

Aber sie sucht den unzeitigen Spott durch heilsamen Rath

*) Wem fällt nicht unseres Göthe eben so schönes als wahres Wort dabey ein:

Glück ohne Ruh
Liebe bist du.

Digitized by Google

wieder gut zu machen, indem sie ihm die Vortheile schildert, wenn er eine Nonne zur Geliebten wähle (einige sehr merkwürdige Züge für die Sittengeschichte enthält die hier eingeschaltete Beschreibung des damaligen Lebens in den Nonnenklöstern). Er wendet ihr ein, daß er da nicht eintreten könne, wo ihm kein Pförtchen bekannt sey (yo entrar como pue do donon sé tal portillo). Aber was sind solche Schwierigkeiten für eine so erfahrne Vermittlerin, wie Trota-conventos; sie hat ihr Terrain bereits ausgekundschaftet:

> Ella dis: yo lo andaré un pequeño ratillo,
> Quien fase la canasta, fará el canastillo.
> Fuese á una monja, *que habia servida.*

Von ihrer Sendung zurückgekehrt, erzählt sie ihm hierauf mit diplomatischer Genauigkeit den ganzen Gang der Verhandlungen: daß *Doña Garoza* (so heißt die Nonne) Anfangs durchaus nichts von ihren Anträgen habe hören wollen, denn:

> Aquesta buena dueña habie *seso bien sano,*
> Era de *buena vida, non de fecho liviano;*

daß sie ihrer ganzen Kunst und Standhaftigkeit bedurft habe, um die Einwendungen derselben, die sie durch Fabeln und Erzählungen *) zu unterstützen wußte, durch gleiche Waffen

*) Nach seiner gewohnten Weise verwebt der Dichter auch hier in die Gespräche zwischen der Nonne und der Alten einige Fabeln, nämlich: Copla 1322—1328: Enxiemplo del Ortolano é de la Culebra (S. *Aesop.-Corai*, fab. 170: Γεωργός καὶ Ὄφις und *Romulus Ulm. et Divionens.*, Lib. I, fab. 10: Homo et Colubra); — Copla 1331—1340: del Galgo é del Señor (S. *Phaedrus*, Lib. V, fab. 10 u. *Romulus*, Lib. II, fab. 7: Venator et Canis); — Copla 1344—1358: del Mur de Monferrado et del Mur de Guadalaxara (S. *Aesop.-Corai*, fab. 301: Μῦς ἀγρουραῖος καὶ Μῦς ἀστικός Abgedruckt bey *Faber*, l. c. II, No. 448); — Copla 1361—1365: del Gallo que falló et Zafir en el muladar (S. *Phaedrus*, Lib. III, fab. 12: Pullus ad Margaritam. Was hier der Hahn sagt, läßt unser Spanier den Edelstein sprechen); — Copla 1373—1382: del Asno é del Blanchete (bey *Faber*, l. c. II, No. 439. — S. *Aesop.-Corai*, fab. 212, p. 371: Ὄνος καὶ Κυνίδιον. Im Spanischen ist es eine Herrin, die der Esel liebkosen will, auch wird er nicht zu Tode geprügelt, und der Dichter spricht selbst die Epimythe); — Copla 1386—1395: de la Raposa que come las gallinas en la aldea (bey *Faber*, l. c. II, No. 441. — Die Quelle ist uns unbekannt, wahrscheinlich eine noch unedirte Fabel des sogenannten *Romulus*. Dieselbe Fabel findet sich mit einigen Veränderungen des Details und einer anderen Anwendung in des Infanten *D. Juan Manuel*, Conde Lucanor, Cap. 43: De lo que contesció á una raposa que se fizo muerta); — Copla 1399—1408: del Leon et del Mur (bey *Faber*, II, No. 440. — S. *Aesop.-Corai*, fab. 217: Λέων καὶ Μῦς): — Copla 1411

Digitized by Google

zu entkräften, und den schnöden Worten und selbst bedenklichen Drohungen Trotz zu bieten; und daß sie endlich nur mit vieler Mühe, nach wiederholten Besuchen und feyerlichen Betheurungen ihrer wohlgemeinten Absichten, und nach einer genauen Personsbeschreibung und Charakterschilderung des so eindringlich Anempfohlenen *), deren Wahrheit sie überdieß verbürgen mußte, doch

—1416: de la Raposa et del Cuervo (bey *Faber*, II, No. 443. — S. *Aesop.-Corai*, fab. 204: Κόραξ καὶ Ἀλώπηξ); — Copla 1419—1424: de las Liebres (bey *Faber*, II, No. 446. — S. *Aesop.-Corai*, fab. 57: Λαγωοὶ καὶ Βάτραχοι. Im Spanischen fehlt der Vorsatz der Hasen, sich aus Verzweiflung über ihr elendes Loos ins Wasser zu stürzen; vielmehr hat sie das Rauschen desselben so erschreckt, daß sie in blinder Angst umherirren und sich zu verbergen suchen. Umsonst macht sie einer der ihrigen auf die ungegründete Furcht der Frösche aufmerksam, um sich daran ein Beyspiel zu nehmen; sie fliehen); — und Copla 1428—1453: Enxiemplo del Ladron que fiso carta al Diablo de su anima. (Eine der vielen Teufelsgeschichten, von denen die ascetischen Schriften des Mittelalters voll sind, deren Quelle wir aber nicht auffinden konnten. Auch hier hat der Infant *D. Juan Manuel* mit unserem Erzpriester aus derselben Quelle geschöpft; denn dieselbe Geschichte erzählt er mit einigen leichten Abänderungen in seinem Grafen Lucanor, Cap. 49: De lo que conteseió al ome bueno, que fue fecho rico, é despues pobre con el diablo. — Einige Aehnlichkeit hat damit auch ein Geschichtchen in: Paul's Schimpf und Ernst, unter der Rubrik: vom Teufel und bösen Geist, nach der Frankfurter Ausgabe vom J. 1594 Bl. 232 v.: Teufel und Dieb machen einen Pact).

*) Copla 1439—1463: *De las figuras del Arcipreste.* Da diese Stelle eine humoristische Selbstschilderung des Dichters zu enthalten scheint, so hielten wir sie für vorzüglich geeignet, um zugleich als Bild und Probe von diesem ausgezeichneten Manne und seinem merkwürdigen Werke hier zu stehen:

Señora, dis la vieja: yol' veo á menudo,
El cuerpo há bien largo, miembros grandes, trefudo,
La cabeza non chica, belloso, pescozudo,
El cuello non muy luengo, cabel prieto, orejudo.

Las cejas apartadas, prietas como carbon,
El su andar enfiesto bien como de pavon,
Su paso sosegado, é de buena rason,
La su naris es luenga, este le descompon.

Las encías bermejas, et la fabla tumbal,
La boca non pequeña, labros al comunal,
Mas gordos que delgados, bermejos como coral,
Las espaldas bien grandes, las muñecas atal:

Los ojos ha pequeños, es un poquillo baxo,
Los pechos delanteros, bien trefudo el brazo,
Bien complidas las piernas, del pie chico pedazo,
Señora, del non vi mas, por su amor vos abrazo.

Es ligero, valiente, bien mancebo de dias,
Sabe los instrumentos é todas juglerias,
Dañeador alegre para las zapatas mias,
Tal omen como este non es en todas erias.

Digitized by Google

so viel habe von ihr erhalten können, daß sie ihn sehen und sprechen wolle:

La dueña dixo: vieja, goárdeme Dios de tus mañas,
Vé, dil', que venga eras *ante buenas compañas*,
Fablarme ha buena fabla, non burlas nin picañas,
E dil, que *non me diga de aquestas tus fazañas*.

Dieß hinterbringt sie ihm als das tröstliche Resultat ihrer Sendung, er möge also wohl überlegen, was er ihr morgen zu sagen gedenke (non le digades chufas de pitollero). Er beschließt daher, sein Glück vorerst durch einen Brief zu versuchen, und die Antwort abzuwarten. Diese fällt günstig aus:

Tróxome buena respuesta de *la fermosa rima*,
Guardas tenie la Monja mas que la mi esgrima,
Pero de buena fabla vino la buena cima.

Auch die darauf folgende Zusammenkunft hatte den besten Erfolg:

Rescibióme la dueña por su buen servidor,
Siemprel' fui mandado é *leal amador*,
Mucho de bien me fiso con Dios en *limpio amor*,
En quanto ella fue viva, Dios fue mi guiador.

So fand er bey dieser Nonne, was er so lange vergeblich gesucht hatte: wahre Liebe (limpio amor), eine auf gegenseitige Achtung gegründete Neigung; nicht den schnell vorübergehenden Rausch der Sinnenlust, sondern gegenseitige Selbstveredelung durch gottgefälligen Wandel und keusche Enthaltsamkeit:

Para *tales amores* son las religiosas,
Para rogar à Dios con obras piedosas,
Que para amor del mundo mucho son peligrosas,
Et son las escuseras, peresosas, mentirosas.

Leider zerstörte dieses edle Verhältniß nur zu bald der Tod, denn schon nach zwei Monaten stirbt die Nonne, und statt zarter Sorge (hobe menos cuydados) erfüllt tiefer Schmerz den mehr als je Einsamen; eben so naiv als rührend setzt der Dichter hinzu:

Con el mucho quebranto fis *aquesta endecha*,
Con pesar é tristesa non fue tan sotil fecha.
Emiéndela todo omen, é quien *buen amor* pecha,
Que yerro et mal fecho emienda non desecha*).

Um diesen Schmerz zu übertäuben, stürzt er sich von neuem auf die Irrbahn der thörichten Liebe, wo es ihm, wie billig, nicht besser ergeht, wie früher. Auf seine Bitte, ihm einen Gegenstand der Zerstreuung zu verschaffen, hat sich dießmal seine

*) Leider haben diese *Endecha* die Handschriften uns nicht aufbewahrt, die, als das älteste Beyspiel dieser Dichtart, auch in metrischer Hinsicht sehr merkwürdig gewesen wäre.

Digitized by Google

immer dienſtfertige Vermittlerin an eine Maurin gewandt; dieſe aber will von dem Antrage nichts hören:

Ella ſiso buen seso, yo ſis mucho cantar [1]).

Bey dieſer Gelegenheit macht der Dichter eine kleine Digreſſion, um zu erwähnen, welche Inſtrumente nicht zur Begleitung der arabiſchen Geſänge taugen (*En quales instrumentos non convienen los cantares de arabigo*), wodurch wir erfahren, daß er viele Tanzlieder und Gaſſenhauer für jüdiſche und mauriſche Sängerinnen, Bettellieder für Blinde und fahrende Schüler (Pauperburſche) und andere derley fahrende Sänger, und eine Unzahl Spott- und Scherzlieder gedichtet habe, kurz daß er auch ein Volksdichter im eigentlichen Sinne geweſen ſey. Doch auch wir erlauben uns eine kleine Unterbrechung unſeres Auszuges, um dieſe für die Geſchichte des ſpaniſchen Volksliedes klaſſiſche Stelle hieher zu ſetzen:

Despues ſise muchas *cántigas de danza* é *troteras*
Para *Judias*, et *Moras*, é para entendederas
Para en instrumentos *de comunales maneras*,
El cantar que non sabes, *oilo á cantaderas*.
Cantares ſis algunos de *los que disen los ciegos* [2]),

---

[1]) Die Coplas 1482—1486, die das Geſpräch zwiſchen der Alten und der Maurin enthalten, haben offenbar einen anderen Rhythmus, wie die übrigen Alexandriner-Strophen, obwohl ſie auch als ſolche bey Sanchez abgedruckt ſind, auch iſt bemerkenswerth, daß faſt jeder Halbvers den Gedanken abſchließt; wenn man ſie daher abtheilt, ſo bekommt man meiſt achtſylbige Redondilien, wie z. B.:

Ya amiga, ya amiga,
Quanto ha que non vos ví?
Non es quien ver vos pueda;
Como sodes ansí?
Saludavos amor nuevo;
Dixo la mora: *ysnedri* etc.

Mahnt das nicht ſehr an die Romanzenform? — Wenn man nun noch beachtet, daß der Dichter gerade hier dieſe Form anwendet, daß die Maurin immer auf Arabiſch antwortet, und daß er in den unmittelbar darauf folgenden Strophen ſelbſt ſagt, er habe viele Tanz- und Gaſſenlieder für jüdiſche und mauriſche Sängerinnen verfertigt, ſo liegt es ziemlich nahe, an einen Zuſammenhang der Romanzenform mit arabiſchen Volksliedern zu denken. (Vgl. *Conde*, l. c. Tom. I, Prólogo, p. XVIII—XIX.)

[2]) Glücklicherweiſe haben uns die Handſchriften doch ein paar Muſter dieſer Gattung überliefert. Zwey ſolcher Blindenlieder fanden ſich am Ende des »Codice de Gayoso«, die auch Sanchez (p. 284—288) ſeiner Ausgabe angehängt hat. Er ließ ſie aber beide nebſt den gleich zu erwähnenden zwey Bettelliedern der

Digitized by Google

Et para *escolares* que andan *nocherniegos* *),
E para muchos otros por *puertas andariegos*,
Cazurros et *de bulras*, non cabrian en dies priegos.

fahrenden Schüler als ein Gedicht abdrucken, ganz unkritisch den nachlässigen Handschriften genau folgend, da ihn doch schon außer dem Inhalte der verschiedene Rhythmus und die hinlänglich auffallend veränderte Reimstellung hätten aufmerksam machen sollen; wiewohl er dießmal durch die beyden letzteren dieser Gedichte, die er in der Handschrift von Salamanca schon richtig abgetheilt vorfand, wenigstens in so weit belehrt wurde, daß er sie nicht auch, wie wir schon ofter bemerken mußten, für lange Alexandriner-Strophen ansah, denn auch hier waren in der Handschrift, wie er selbst angibt, zwey Verse in eine Zeile zusammengeschrieben. Das erste dieser Lieder (beginnt p. 284: »Varones buenos honrados« und endet p. 286: Da paraiso á sus almas«) ist in sechszeiligen Strophen mit wechselnder Reimverschlingung; das zweyte hat am Anfange und Ende eine fünfzeilige Strophe, von denen die Erstere (mit der Reimstellung: aaabb) wahrscheinlich als Estribillo diente, an deren Stelle dann die Letztere (mit der Reimstellung aabbb) als Schlußstrophe abgesungen ward; die übrigen sind sechszeilig mit gepaarten Reimen; beyde aber bestehen durchaus aus achtsylbigen Versen.

*) Coplas 1624—1632 enthalten zwey solcher Bettellieder fahrender Schüler (De como los Escolares demandan por Dios). Beyde sind, wie schon erwähnt, nach dem »Codice de Gayoso«, p. 283—284, nochmals abgedruckt; nur hat hier jedes um eine Strophe weniger, denn bey allen diesen Liedern sind die einzelnen Strophen fast nur Variationen desselben Gedankens, den jede abgeschlossen enthält, daher sie ohne Störung des Sinnes willkürlich weggelassen oder hinzugesetzt werden können; dagegen fehlen in der Handschrift von Salamanca die beyden Verse, die den Estribillo des zweyten Liedes bilden, womit hier p. 284 dieses beginnt:

Señores, vos dat á nos
Escolares pobres dos:

und die vor Copla 1629 einzuschalten sind. Sanchez hat auch hier beyde Lieder als eines abdrucken lassen, wovon ihn doch schon der von Copla 1629 an veränderte Reim des letzten Verses jeder Strophe, durch den sie unter einander und mit den beyden Versen des Estribillo gebunden sind, hätte abhalten sollen. (Ueberhaupt hat er sich in dieser Rücksicht einige nicht zu entschuldigende Mißgriffe zu Schulden kommen lassen; denn fast ans Komische gränzt die Bemerkung, die er (p. 283) diesen vier, wie oben erwähnt, als ein Gedicht nach dem »Codice de Gayoso« abgedruckten Liedern vorsetzt: »*Cantica de los Escolares*, de que el Poeta hizo mencion copla 1488, y quedó *empezada* en la 1624. Ponese aqui *entera*, sacada del codice de Gayoso etc.« Wie sehr wäre eine unverstümmelte und kritische Ausgabe des Werkes unseres Erzpriesters noch zu wünschen, wenn man auch den redlichen Eifer des wackern Sanchez ehrend anerkennen muß! —) Diese beyden Bettellieder sind in vierzeili-

Digitized by Google

Doch mit unserem Dichter in der Erzählung seiner Abenteuer fortfahrend, müssen wir berichten, daß sich sein Unglück noch nicht erschöpft hatte, denn der herbste Schlag sollte ihn nun treffen:

Et yo con pesar grande non puedo desir gota,
Porque Trota-Conventos *ya non anda, nin trota.*

Diese ihm so überaus nützliche Vermittlerin seiner Herzensangelegenheiten raubte ihm auch der Tod, und manches Pförtchen ist ihm nun verschlossen, das sie zu öffnen wußte. Das veranlaßt ihn, Betrachtungen über die Hinfälligkeit alles Irdischen und die verheerenden Wirkungen des Todes anzustellen, und diesen Erzfeind des Menschengeschlechtes zu verwünschen (dabey fehlt es nicht an satyrischen Ausfällen auf die lachenden Erben und die heuchlerischen Witwen). Auch den menschgewordenen Christus verschonte er nicht; dafür wurde er und die Macht der Hölle von dem Sohne Gottes auf immer bezwungen;

Tul' mataste una hora, él por siempre te mató;

auf diesem beruht die Hoffnung der Menschen, er hat eben durch seinen zeitlichen Tod auch sie aus den Banden desselben erlöset und des ewigen Lebens wieder theilhaftig gemacht. Diese Betrachtungen schließt der Dichter mit einem Panegyrikus und einem Epitaphium auf Doña Urraca, seine verblichene Freundin, die aber wie Ironie klingen. Um jedoch ein ihn so erschütterndes Ereigniß wenigstens zu ersprießlichen Lehren für seine Nebenmenschen zu benützen, räth er ihnen, gegen einen so sicher und meist unvermuthet treffenden Feind, als den Tod, stets gerüstet zu seyn, und zwar mit den Waffen der guten Werke, die uns auch am besten gegen die drey Hauptverführer, Teufel, Welt und Fleisch, und ihre Sprößlinge, die sieben Todsünden, zu schützen vermögen (dieses Thema ist ausgeführt in einer ascetisch-mystischen Allegorie, in der er die sieben Sacramente als Schutzwaffen gegen die sieben Todsünden darstellt). Doch er selbst fühlt, daß er schon mehr, als mit einem dichterischen Werke verträglich ist, die Lyra dem Predigtstuhle untergeordnet habe; er sucht daher durch einen wahrhaft lyrischen Sprung zu entschädigen, indem er das unmittelbar darauf folgende Gedicht sehr naiv also einleitet:

Quiero vos *abreviar la predicacion*,
Que siempre me pagué de *pequeño sermon*,
E de *dueña pequeña* et de breve rason,
Ca poco et bien dicho afincase el corazon.

---

gen Strophen achtsylbiger Verse mit der Reimstellung: aaab und einem zweyzeiligen, paarweise gereimten (auf b) Estribillo.

Digitized by Google

Der Dichter that auch in der That recht wohl daran, daß er selbst seinen Ideengang ausdrücklich angab, denn wer hätte sonst, wenn er es nicht so gut motivirt hätte, den Uebergang von so ernsten Betrachtungen zu dem allerliebsten, schalkhaften Gedichte herausfinden können, das er daran reiht, und das nichts mehr und nichts weniger enthält, als ein in artigen und sinnreichen Gleichnissen durchgeführtes Lob der kleinen Frauen (De las propiedades que las *Dueñas chicas* han), das er aber etwas boshaft also schließt:

Del mal tomar lo menos diselo el sabidor,
Porende de *las mugeres la mejor es la menor.*

Wer aber Frauenlob noch so warm im Munde führt, dem ist die Liebe, trotz aller Todesgedanken, noch nicht aus dem Herzen gewichen. Und so war es auch bey unserem Dichter; denn kaum ist der verhängnißvolle März (Salida de febrero, entrada de marzo) wieder gekommen, und mit den verführerischen Frühlingslüften die verliebte Sehnsucht, so mußte natürlich auch er die Leere seines Herzens auszufüllen suchen. Sie, die sonst ihm so treulich darin beistand, war nun einmal todt; was war also zu thun, als einen anderen Liebesboten zu wählen, und konnte er ein tauglicheres Subjekt hiezu finden, als den trefflichen Jungen Huron, der vierzehn Kardinaltugenden in sich vereinigte*)? Auch bewog ihn noch ein anderer triftiger Grund dazu:

Que mas val con mal asno el omen contender,
Que solo é cargado fas á cuestas traer.

Der Junge sprach zwar sehr bescheiden von seinen Talenten:

El sabia leer tarde, poco, é por mal cabo,
Dixo: dadme un *cantar*, et veredes que recabdo:
E, Señor, vos veredes, maguer que non me alabo,
Que si lo comienzo, que le daré buen cabo;

doch einem so gewandten Boten mußte wohl sein Auftrag über alle Erwartung gelingen:

---

*) Wir machten uns ein Gewissen daraus, unsern Lesern die Charakterschilderung eines so ausgezeichneten Jünglings vorzuenthalten; der Dichter mag also selbst sprechen:

Tomé por mandadero un *rapás trainél*,
Huron habia por nombre, *apostado doncel*,
Si non por *quatorce* cosas nunca ví mejor que él.
Era mintroso, bebdo, ladron, é mesturero,
Tafur, peleador, goloso, refertero,
Reñidor, et adevino, susio, et agorero,
Nescio, perezoso, tal es mi escudero.
Dos dias en la selmana grand ayunador,
Quando non tenia que comer, ayunaba el pecador.

Digitized by Google

Ibaselos (los cantares) disiendo por todo el mercado,
Dixol' Doña Fulana: tirate allá, pecado,
Quel á mi non te envia, nin quiero tu mandado.

Mit diesem Schwanke schließt auch der Dichter die Erzählung seiner verliebten Abenteuer, durch den ironischen Spott desselben ihren Charakter hinlänglich bezeichnend. Er hielt es aber dennoch für nöthig, sein Werk in dem Epiloge (De como dise el Arcipreste que se ha de entender este su libro) nochmals ausdrücklich gegen die Mißdeutungen blinder Zeloten und Leser »unbeschnittenen Ohres« zu wahren, in dem Gefühle, daß ein Mann seines Standes bey einem ähnlichen Werke nicht vor böswilligen oder kurzsichtigen Tadlern sicher sey, die das freye Gebilde der Phantasie in die vier Pfähle des alltäglichen Lebens zwängen wollen, und den Dichter nicht außer seiner Stellung in der bürgerlichen Welt sich denken können. Daher sagt er selbst, daß sein Buch, bloß nach dem Wortsinne (testo) genommen, nichtig und unbedeutend (pequeño) sey, aber durch die tiefer liegende und richtig aufgefaßte Bedeutung (glosa) dessen wahrer Werth erst erkannt werden würde (antes es bien *grand prosa*). Uebrigens habe er ja nicht bloß belehren, sondern zugleich ergötzen wollen:

Ponvos *dar solás* á todos fablévos *en jugleria*;

und den Endzweck, die Arglosen durch warnende Beyspiele auf die Fallstricke der Verführer aufmerksam zu machen, in Sprüche und Gedichte von nicht gewöhnlicher Kunst eingekleidet:

Fue compuesto el *romance* por muchos males é daños,
Que fasen muchos é muchas á otros con sus engaños,
Et por mostrar á los simples *fablas*, é *versos estraños* *).

Hierauf folgen noch einige Gedichte zu Ehren der Jungfrau Maria, denn »sie ist alles Guten Anfang und Ende«, womit er für jetzt sein Werk schließt, es jedoch nicht für immer abgeschlossen haben will:

Porque Santa Maria, segund que dicho he,
Es comienzo é fin del bien, tal es mi fe,

*) Vielleicht ist hier des »versos *estraños*« ein damals üblicher Kunstausdruck zur Bezeichnung ungewöhnlicher metrischer Formen; denn *Robert of Brunne* (App. to Pref. to Peter Langtoft, p. XCIX) gebraucht hiezu einen ähnlichen Ausdruck: »*Rhyme Strangere*«, welchen Tyrwhitt glaubt, eben so verstehen zu dürfen: »I suspect that it was rather a *general name*, including all sorts of *uncommon* rhymes, than appropriated to any particular species (S. dessen »Essay on the lang. and versif. of *Chaucer*« P. III, §. V, Note 56, vor der Ausg. d. »Canterbury Tales«).

Digitized by Google

Fisle *quatro cantares* [1]), et con tanto faré
Punto á mi librete, mas *non lo cerraré* [2]).

Wir glauben durch dieſen Auszug die Leſer am beſten in den Stand geſetzt zu haben, ſelbſt zu beurtheilen, ob wir den großen Cervantes entehrten, wenn wir dieſen Dichter mit ihm verglichen. Finden ſich denn nicht auch bey dieſem ſinnreiche Erfindungskraft, treffende Charakter- und Sittenſchilderungen voll innerer Wahrheit, eben weil ſie naturgetreu aufgefaßt ſind, eine oft bis zum dramatiſchen Effekt geſteigerte Lebendigkeit der Darſtellung, draſtiſcher Witz, und vor allem jene das Ganze durchdringende, tiefe Ironie, die den Spaniern ganz eigenthümlich iſt, und die nur an dem Humor der Britten ein

---

[1]) Dieſe vier »Cánticas de loores de Santa Maria« ſtehen in Sanchez Ausgabe p. 275—279 (Copla 1640—1661, No. 1 und 3 von Sanchez fehlerhaft abgetheilt, das letztere, mit richtiger Abtheilung, und das zweyte dieſer Gedichte auch in *Faber's* Floresta, Tom. I, No. 1 und 2), voraus gehen aber noch zwey Gedichte auf die ſieben Freuden der Mutter Gottes (Gosos de Santa Maria; Copla 1609—1623) und eines den engliſchen Gruß enthaltend (Del Ave Maria de Santa Maria: Copla 1633—1639. Die Anfangsverſe der zweyten bis ſechsten Strophe bildet der lateiniſche Text: »Dominus tecum — Benedicta tu — In mulieribus — Et benedictus fructus — Ventris tui.« Mit einem vierzeiligen Eſtribillo und zehnzeiligen Strophen acht und vierſylbiger Verſe. Dieſes Gedicht iſt in Strophenbau und Reimſtellung überhaupt von beſonders künſtlicher Form). Sie ſind ſämmtlich in kürzeren Verſen von vier bis acht Sylben mit verſchiedener, oft ſehr künſtlicher Reimſtellung, und in ſechs- bis zehnzeiligen Strophen, einige auch mit einem Eſtribillo. In allen dieſen Geſängen klagt auch der Dichter ſeiner Schutzpatronin die unverdienten Leiden, die er noch immer erdulden müſſe, und bittet ſie um baldige Erlöſung aus ſeinem Gefängniſſe, oder um den Tod. Und in dieſem traurigen körperlichen und Gemüthszuſtande konnte er dennoch ein Werk voll ſinnreicher Erfindungen und luſtiger Einfälle dichten! Doch der Genius kennt keine Feſſeln. —

[2]) So ſcheint uns das ſatyriſche Gedicht auf den unſittlichen Lebenswandel der Geiſtlichen zu Talavera (Cántiga de los Clerigos de Talavera; Copla 1662—1681) wirklich ſolch ein ſpäterer, erſt nach dem oben angeführten Abſchluſſe ſeines Buches verfaßter Zuſatz zu ſeyn, der übrigens in gar keinem Zuſammenhange mit dem Früheren ſteht. Das wird um ſo wahrſcheinlicher, da nur die jüngſte der drei bekannten Handſchriften, nämlich die von Salamanca, dieſes Gedicht enthält. Unbezweifelt aber iſt es von unſerem Dichter, denn es trägt das Gepräge ſeiner genialen Eigenthümlichkeit und ſeines draſtiſchen Witzes. Copla 1675 enthält eine für die Literaturgeſchichte merkwürdige Stelle:

Ca nunca fue tan leal *Blancaflor* á *Flores*,
Nin es agora *Triſtan* á todos sus amores.

Digitized by Google

würdiges Seitenstück findet, mit denen aber der spielende Witz der Franzosen, der parodirende Spott der Italiener, und die gutartige, pedantische Satyre der Deutschen keinen Vergleich aushalten können? Bedenkt man nun noch den Unterschied der Zeiten und Bildung, so wird man die Rohheit der Form, die mystisch-ascetischen Auswüchse, und die rauhe, ungelenke Sprache unseres Erzpriesters hinlänglich entschuldigen können, so zwar, daß wir ihn nicht nur für einen Dichter, der sein ganzes Jahrhundert und alle seine innerhalb dieses Zeitraumes lebenden Landsleute überragt, sondern überhaupt für einen der bedeutendsten des gesammten Mittelalters halten *).

Aber abgesehen von der Stelle, die sein Werk durch seinen inneren, poetischen Gehalt in Bezug auf alle Zeiten und Literaturen ansprechen kann, abgesehen, daß es für die Sittengeschichte Spaniens im Mittelalter und für Sprachforschung ein wahrer Schatz ist, so ist es insbesondere für die Geschichte der spanischen Poesie und Metrik von der höchsten Bedeutung.

Betrachten wir zuerst die Form dieses Werkes im Ganzen, so sehen wir, daß es zu derselben, damals in das Abendland verpflanzten, ursprünglich orientalischen Dichtungsgattung gehört, deren wir bey Beurtheilung des »Conde Lucanor« ausführlicher gedacht haben. Denn die Liebesabenteuer, die unser Dichter selbst bestanden zu haben fingirt, sind doch offenbar nur der Rahmen, mit welchem er eine Reihe von Er-

*) Wenn man dieses Urtheil für enthusiastisch hält, so höre man den gewiß kaltblütigen Sanchez (p. IX. y X.): »Pero el Arcipreste fixó nueva y ventajosa época á la poesia castellana, asi por la mucha y hermosa variedad de metros en que exercitó su ameno y festivo ingenio, como por la invencion, por el estilo, por la sátira, por la ironia, por la agudeza, por las sales, por las sentencias, por los refranes de que abunda, por la moralidad y por todo. De suerte, *que hablando con todo rigor, podemos casi llamarle el primer poeta castellano conocido, y el unico de la antiguedad que puede competir en su genero con los mejores de Europa, y acaso no inferior á los mejores de los latinos* « Hält man auch ihn, als Herausgeber, für parteyisch, so vergleiche man Quintana (l. c. Tom. I, p XXVII—XXIX: »Vencia este autor »*á todos los anteriores*, y *pocos le aventajáron despues* etc. . . .) und »*Ocios de Esp. emigrad.*« Tom. V, p. 457—458.

Und um alle Nationalvorliebe aus dem Spiele zu lassen, so höre man den größten Kenner der spanischen Literatur unter uns, Herrn Böhl de Faber, der sich über die Fabeln unseres Dichters also äußert (l. c. Tom. II, S. 3 d. deutsch. Ausg.): »Sie dürfen sich an Laune und Naivetät den schönsten des Lafontaine kühn gegenüberstellen«! —

Digitized by Google

zählungen, Apologen, Fabeln, Lebensregeln, didaktischen Gedichten und Schwänken zusammenfaßt, in der Absicht zu belehren; nur hat er es besser verstanden, diese Einkleidung inniger mit den übrigen Theilen seines Werkes zu verschmelzen, und statt ermüdender Einförmigkeit ihr ein selbstständigeres Interesse zu geben, als die orientalischen Vorbilder und weit berühmter gewordene abendländische Nachahmungen derselben.

Seine Fabeln, Erzählungen und Schwänke sind aber nicht bloß aus mittellateinischen, sondern größtentheils auch aus nord-französischen Quellen geschöpft, sein Werk ist daher ein Beweis, daß außer den Dichtungen der Provenzalen auch die der Trouverre nicht ohne Einfluß auf die spanische Poesie geblieben sind, ein Verhältniß, das man bisher fast ganz übersehen hat. Doch kann man ihm trotz dieser Entlehnung des Stoffes Originalität und Erfindungsgabe nicht absprechen; denn er hat ihn stets eigenthümlich und meist mit richtigem Takte umschaffend verarbeitet, immer aber sehr glücklich nationalisirt und localisirt. Aber eine der merkwürdigsten Seiten seines Werkes ist die durch dasselbe klar ausgesprochene Beziehung, in welcher damals die spanische Kunst- und Volkspoesie zu einander standen; denn wir glauben durch dieses und das früher an dem Infanten D. Juan Manuel gezeigte Beyspiel hinlänglich zu der Behauptung berechtiget zu seyn, daß die eigentlich nationale Lyrik der Spanier von der Volkspoesie ausging, daß hinwieder diese durch die Kunstdichter selbst bereichert und vervollkommnet wurde, und daß sie so den Weg der Hofpoesie bahnte, die bald im Bereiche der lyrischen Kunstdichtung auch in Spanien die alleinherrschende wurde, da hingegen die ächt nationalen Elemente und Formen des Lyrischen sich nur mehr in der Volkspoesie erhielten.

Nicht minder beachtenswerth und die so eben ausgesprochene Behauptung unterstützend sind die metrischen Kombinationen, deren sich unser Erzpriester in den eigentlich lyrischen Theilen seines Werkes bedient. Denn wenn er auch einige selbst erfunden haben sollte, wie Sanchez will (l. c. p. X), so besteht doch der größte Theil derselben aus sechs- und achtsylbigen Versen (versos de redondilla menor y mayor), in kurze Strophen abgetheilt und durch den vollständigen Reim gebunden; dieß ist aber gewiß die älteste Form der spanischen Volksdichtungen *), so wie auch in anderen romanisch-germanischen Sprachen besonders der achtsylbige Vers schon sehr früh die den kunstloseren, volksmäßigen

*) Vgl. *Sarmiento*, l. c. p. 171 sg.

Gesängen eigenthümliche Versart war [1]). Doch finden wir auch, meist mit diesen vermischt, kürzere Verse von vier bis sieben Sylben (de pie quebrado) von unserem Dichter gebraucht. Beachtet man nun noch, daß er alle diese kürzeren Verse nur in den eigentlich lyrischen, dem natürlichen Ursprunge dieser Gattung nach zum wirklichen Absingen bestimmten Gedichten (Cántigas) anwendet und selbst von der musikalischen Begleitung derselben spricht, während er in der Alexandriner-Strophe erzählt und lehrt, so wird auch durch sein Beyspiel der Einfluß unverkennbar, den die Musik auf die Ausbildung der Lyrik ausgeübt hat [2]). Außerdem findet sich auch schon eine Art zwölfsylbiger Verse bey ihm (Copla 1019—1040), gleichsam der erste Anklang der nachmals so üblich gewordenen »Versos de arte mayor«. Vergleicht man endlich den komplizirten, regelmäßigen Strophenbau und die künstliche, verschiedenartige Reimstellung seiner lyrischen Gedichte mit der einfachen Alexandriner-Strophe, dem einförmigen Reime und den Reimpaaren, den einzigen, bisher üblichen Formen der älteren kastilischen Kunstpoesie, so wird man durch diese Fortschritte überrascht und zu der Vermuthung veranlaßt werden, daß auch hier, wie bey den Nord-Franzosen, eine mittel- oder unmittelbare Nachahmung der Provenzalpoesie Statt gefunden habe, die eben in dieser Beziehung besonders ausgebildet war [3]). Sein Werk ist daher durch diese Mannigfaltigkeit (Sanchez l. c. zählte über sechzehn verschiedene metrische Kombinationen, obschon er manche Gedichte für Alexandriner-Strophen ansah, die, wie wir gezeigt haben, in einem anderen Vermaße abgefaßt sind) ein wahres Musterbuch der spanischen Rhythmik vor dem funfzehnten Jahrhundert, und er hat sein in dem prosaischen Prologe gegebenes Versprechen (»Et compóselo

[1]) Vgl. Diez, die Poesie der Troubadours, S. 107, — und *Tyrwhitt's* Essay on the lang. and versif. of *Chaucer*, P. III, § VIII, Note 60, der da eine Stelle des Robert of Brunne anführt, in welcher dieser den achtsylbigen Vers im Gegensatze des »strange rime *light rime*« nennt, und ausdrücklich bemerkt, daß er in diesem Versmaße geschrieben habe »for luf of the *lewed* (ignorant, unlearned) man«, d. h. für das Volk in der volksmäßigen Versart; und Tyrwhitt setzt hinzu: »The oldest *french* poems, to the end of the twelfth century, *are all in this metre*; but, upon *the invention of the Alexandrin* the octosyllable verse seems by degrees *to have been* confined to the *lighter* compositions.« —

[2]) S. *Martinez de la Rosa*, obras lit., Tom. I, p. 163—165.

[3]) Vgl. *Diez*, l. c., S. 88—103 und 249—252; — und *Roquefort*, de l'état de la poesie franç., p. 70—71.

Digitized by Google

otrosi á dar algunas *lecciones é muestra de metrificar* ..... que fis complidamente segund que *esta ciencia* requiere«) treulich gehalten, so daß er in dieser Hinsicht der Iriarte des Mittelalters heißen kann. — Auch scheint dieses Werk des Erzpriesters von Hita in der kastilischen Literatur bald zu solchem Ansehen gekommen zu seyn, daß ein Mann, wie Pero Lopez de Ayala [1]), es nicht verschmähte, dasselbe in mehr als einer Hinsicht zum Muster zu nehmen. Wir werden daher am schicklichsten gleich hier von dem »*Libro ó Rimado de Palacio* [2])«

[1]) *Pero Lopez de Ayala* el *Viejo*, wie ihn der Marquis von Santillana zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne nennt, war aus einem der ersten Häuser des kastilischen Adels, im J. 1332 zu Murcia geboren, stand in hohem Ansehen bey vier Königen von Kastilien (Peter, Heinrich II., Johann I. und Heinrich III.) und bekleidete die ersten Reichswürden, zuletzt die eines Großkanzlers und Oberkammerherrn von Kastilien. Er hatte aber zwey Mal das Unglück in Gefangenschaft zu gerathen; er wurde nämlich im J. 1367 in der Schlacht von Nájera, wo er auf Seiten Heinrich's gegen dessen Bruder, Peter den Grausamen, focht, von den Verbündeten des Letzteren, den Engländern, gefangen genommen und nach England abgeführt; und zum zweyten Male, schon in sehr vorgerücktem Alter, in der Schlacht von Aljubarrota von den Portugiesen im J. 1385. Er starb, 75 Jahre alt, zu Calahorra im J. 1407. S. Crónica del S. R. D. Juan II. .... por *Fernan Perez de Guzman*. Con las generaciones y semblanzas del mismo. Valencia, 1779. fol. p. 587—588; dieser schildert den moralischen Charakter des Lopez de Ayala, seines mütterlichen Oheims, also: »Fué de muy dulce condicion y de buena conversacion, y de gran consciencia, que temia mucho á Dios. Amó mucho las sciencias, dióse mucho á los libros é historias, tanto, que como quier el fuese asaz caballero y de gran discrecion en la prática del mundo, pero naturalmente fue inclinado á las sciencias. E con esto gran parte del tiempo ocupaba en leer y estudiar, no en obras de derecho, sino en filosofia é Historias. .... Amó mucho las mugeres, mas que á tan sabio caballero como á él se convenia.« Vgl. auch *Sarmiento*, l. c., p. 323—329; — *Sanchez*, l. c., Tom. I, p. 106—112; und *Capmany*, Teatro hist.-crit. de la elocuencia esp., Tom. I, p. 50—51, bey welchen auch des Verzeichniß der übrigen Werke Ayala's zu finden ist. Von ihm, als Geschichtschreiber, werden wir in der Folge sprechen.

[2]) Dieses Werk war, vor Sanchez, nur dem Namen nach bekannt, und man hielt es für verloren. Sanchez entdeckte zwey Handschriften desselben, und wollte es nebst der »Crónica en verso del Conde Fernan Gonzalez« im fünften Bande seiner oft erwähnten Sammlung herausgeben (S. *Sempere*, Ensayo de una Bibliot. esp. de los mejores escrit. del reynado de Carlos III. « Tom. V, p. 98, art. *Sanchez*). Leider unterblieb aber die Fortsetzung dieser trefflichen Sammlung; die spanischen Uebersetzer

Digitized by Google

dieſes als Geſchichtſchreibers, beſonders durch ſeine Chronik von König Peter dem Grauſamen von Kaſtilien, berühmten Mannes ſprechen, wiewohl die Sammlung ſeiner Gedichte wahrſcheinlich erſt zwiſchen den Jahren 1398 und 1404 vollendet wurde*). Dieſes Werk hat in den faſt gleichzeitigen Handſchriften folgende Ueberſchrift: »Este libro ſiso el honrado Cavallero Pero Lopez de Ayala, estando preso en Inglaterra, é llamase el *Libro de Palacio* (der Marquis von Santillana ſagt in ſeinem oft angeführten Briefe, bey Sanchez, l. c, Tom. I, p. LVII, von Lopez de Ayala: »escribió .... un libro que ſizo de *las maneras de palacio*, é llamanlo *Rimos*«, und Perez de Guzman führt es in dem Verzeichniſſe der ſämmtlichen Schriften Ayala's ſo an: »é otro libro *llamado Rimado de Palacio*;« man müßte daher dieſen ſonderbaren Titel etwa ſo überſetzen: »ein Buch in Reimen über das Hofleben«). Es enthält aber mehr, als dieſe Ueberſchrift andeutet; denn die 1619 Coplas, aus denen es beſteht, umfaſſen nicht nur Rathſchläge über die Einrichtung eines wohlgeordneten Hofſtaates und Lehren der Regierungskunſt für die Könige und Großen des Reiches, ſondern, dem Sollen das Seyn gegenüberſtellend und dadurch von ſeiner negativen Seite erläuternd, auch ſatyriſche Schilderungen des damaligen Zuſtandes in Staat und Kirche, der Laſter und Thorheiten der verſchiedenen Stände und insbeſondere der damals in Kaſtilien herrſchenden Mißbräuche, mit großer Freymüthigkeit, der Sachkenntniß eines ſelbſt einen hohen Poſten bekleidenden und zu den wichtigſten Unterhandlungen gebrauchten Staatsmannes, und dem geſunden Urtheile eines ſeine Zeit ſcharf beobachtenden Den-

---

Bouterwek's haben ſich daher ein wahres Verdienſt um die ältere Literatur ihres Vaterlandes erworben, daß ſie wenigſtens einen Auszug aus dieſen beyden, gewiß ſehr merkwürdigen Gedichten mitgetheilt haben (Nota N., p. 138—162; der bedeutendſte Zuſatz ihrer Ueberſetzung), und es iſt recht ſehr zu wünſchen, daß die k. ſpaniſche Akademie oder ſie ſelbſt einen vollſtändigen Abdruck derſelben recht bald veranſtalten mochten, wozu ſie die erfreuliche Hoffnung geben. Bis dahin ſind ihre Auszüge die einzige Quelle, deren gewiſſenhafte Benützung wir daher um ſo mehr für Pflicht hielten.

*) Dieſes beweiſen folgende Stellen, in welchen er wiederholt von der bekannten, durch die doppelten Papſtwahlen entſtandenen Kirchentrennung (begann 1378) ſpricht:

»Ca *veynte* de cisma son años pasados.«

Und weiter gegen das Ende:

»*Oy son veynte á cinco* años conplidos
Que por mal pecado comenzó la cisma.«

Digitized by Google

kers entworfen, die daher auch für den Geschichtsforscher von Werth sind [1]). Außerdem sind noch mehrere lyrische Gedichte eingeschaltet, die bald moralisch-ascetische Betrachtungen, bald den Ausdruck subjektiver Gefühle und Zustände, bald mystisch-fromme Bitt- und Lobgesänge, besonders auf die Jungfrau Maria, enthalten. Doch wir glauben es unseren Lesern schuldig zu seyn, den von den spanischen Uebersetzern Bouterwek's gegebenen Auszug aus diesem erst durch sie einigermaßen bekannter gewordenen Werke im wesentlichen hier mitzutheilen.

Auch dieses Werk beginnt, dem Gebrauche des Mittelalters gemäß, mit einem Summarium der Glaubenslehre, mit frommen Betrachtungen und Gebeten. Der Dichter ruft nämlich zuvörderst Gottes Gnade an, um Vergebung seiner Sünden zu erflehen, und legt mit zerknirschtem Herzen ein reuiges Bekenntniß derselben ab (Primeramente fase la confision), indem er sie nach den zehn Geboten (aqui comiença de los X mandamientos), nach den sieben Hauptsünden (de los siete pecados mortales), nach den sieben leiblichen Werken der Barmherzigkeit (de las siete obras de misericordia), den fünf Sinnen (de los cinco sentidos) und den sieben geistlichen Werken der Barmherzigkeit (de las siete obras spirituales) aufzählt [2]). Hierauf beklagt der Dichter die zu seiner Zeit entstandene große Kirchentrennung durch die Wahl der avignonischen Gegenpäpste Clemens VII. (Robert v. Genf, 1378—1394) und Benedikt XIII. (Pedro de Luna, 1394—1417), und tadelt mit großer Freymüthigkeit und

[1]) Wenn aber Sismondi (S. 96 d. deutschen Uebers.) von diesem Werke sagt, »daß es in der Absicht geschrieben worden sey, um König Peter den Grausamen gehässig zu machen und die Herzen der Spanier für dessen Bruder zu gewinnen,« so hat ihn dießmal seine Divinationsgabe getäuscht; denn er hat diese so bestimmt ausgesprochene Behauptung doch nur auf gut Glück hin gewagt, da seine Quelle, aus der er alles, was er von diesem Gedichte berichtet, schöpfte, und damals auch nur aus dieser einzigen schöpfen konnte, nämlich die erst angezogene Stelle bey Sanchez, kein Wort davon enthält, hingegen der jetzt zuerst bekannt gemachte Auszug seine Behauptung hinlänglich widerlegt. — Allein über solche Démentis setzt sich ein genialer Geschichtschreiber hinaus!

[2]) In Böhl de Faber's Floresta befinden sich drey Gedichte aus diesem Werke Ayala's nach einer Handschrift mitgetheilt, von welchen das letzte (Tom. I, Nro. 5) offenbar aus diesem dogmatisch-ascetischen Eingange entlehnt ist. Da er aber in diesem schon um endliche (Grant tiempo ha) Linderung seiner Leiden und Erlösung aus dem Kerker (librame de cuitas, *de carcel* etc.) Gott bittet, so ist es klar, daß er sein Werk während einer langwierigen Gefangenschaft, nämlich der in England, begonnen habe.

Digitized by Google

Schärfe die damals unter so vielen Dienern der Kirche herrschende Verderbtheit und Sittenlosigkeit, wodurch sie sich ihres heiligen Berufes unwürdig machten (de los Prelados é Corte Romana, é otros Clerigos). Nun kömmt er auf sein Hauptthema: Rathschläge an die Fürsten, um gerecht und klug zu regieren (del gobernamiento de la Republica, é de los Consejeros del Rey), wozu er für sie Hülfe und Erleuchtung von Oben erfleht, und sie vor allen vor schlechten Rathgebern warnt. Hier schildert er unter andern die Ränke der damals, besonders in Spanien, für Volk und Regierung gleich verderblichen jüdischen Lieferanten und Finanzpächter, und der von ihnen bestochenen treulosen Räthe des Königs:

Despues de esto llegan *don Abran*, *don Simuel*
Con sus dulces palabras que vos parescen miel,
E fascen una puja sobre los de Ysrrael
Que monta en todo el regno cuento e medio de fiel etc.

Sehr gut zeichnet er auch die Augendienerey selbstsüchtiger Günstlinge:

Quando en el consejo la question es propuesta,
Luego cata el *priuado* aquel cabe se acuesta
La voluntad del Rey, é va por esa cuesta
Cuydando á su casa leuar buena respuesta.

Indem er den Räthen eines Königs ihre große Verantwortlichkeit vorhält, und sie über ihre Pflichten belehrt, schließt er dieses Kapitel. Hierauf schildert er die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft von ihrer Kehrseite mit oft sehr beißender Satyre, und zwar zuerst die Windbeuteleyen und Betrügereyen der Kaufleute (Aqui comiença de los mercaderes):

Pidran cinquenta doblas una vez por un paño:
Si ven que estades duro é entendedes el daño
Dis: por treynta lo do mas nunca él cumpla el año,
Si non costó quarenta ayer de un ome estraño.

Dann die Geldgierde und Gewissenlosigkeit der Rechtsgelehrten (Aqui comiença de los letrados):

Si quisieres sobre un pleyto d'ellos aver consejo,
Pónense solemnemente, luego abaxan el cejo:
Dis: »grant question es esta grant trabajo sobejo:
El pleyto sera luengo, ca atañe á to el concejo.

Yo pienso que podria aqui algo ayudar
Tomando grant trabajo mis libros estudiar;
Mas todos mis negocios me conuiene á dexar,
E solamente en aqueste vuestro pleyto estudiar.«

Finca pobre el cuitado é el bachiller se va.

Auch der Stand der Krieger wird nicht verschont, die aus Raub- und Habsucht Völker und Reiche in Streit zu verwickeln

Digitized by Google

ſuchen, und zur Freude der Mauren Chriſten gegen Chriſten anhetzen (Aqui fabla de la guerra). Was er dann von dem hohen Berufe des Richters und der Gerechtigkeitspflege, vorzüglich der ſtrafenden, ſagt, macht ſeinem Herzen Ehre, um ſo mehr, da dieß ſein eigener Wirkungskreis war (Aqui fabla de la justicia). Mancher verhärtete Kriminalrichter unſerer philanthropiſchen Zeit dürfte durch folgende Aeußerung ſeines Kollegen aus dem barbariſchen Mittelalter beſchämt werden:

Muchos ha que por cruesa cuydan justicia fer,
Mas pecan en la maña, ca justicia ha de ser
Con toda piedat é la verdat bien saber:
Al fer la execucion siempre se han de doler.
— — — — — — — — — —
Puedo fablar en esto ca en ello ove á faser.

Sehr treffend ſchildert er hierauf die niedrigen Kunſtgriffe treuloſer Magiſtrate beym Verpachten der Städteeinkünfte, die ſtatt für das Wohl der ihnen anvertrauten Gemeinde zu ſorgen, im Einverſtändniß mit jüdiſchen Unterhändlern nur ſich ſelbſt unerlaubte Vortheile zuzuwenden ſuchten (Aqui comiença de los arrendadores):

Las rentas de la villa quando se an de arrendar
Y llegan los alcalls por de ellas encarnar,
Fablan unos con otros por las siempre abaxar,
Pues y veen oficiales quien osara pujar?
Al traues vien un judio é dis: alcall señor,
¿Pues vos deuen salario á la villa es mejor
Que ayades vos las rentas por un prescio menor,
Antes que otro ninguno sere yo el cogedor.
Ayais buena ventura respondele el alcalde,
Las rentas del Concejo non las quiero de valde,
Mas dadles por mi tanto por villa é á arabalde,
Si vieres fabla alguno fablad con el, pechalde.

Nicht minder, fährt er fort, ſuchen dieſe ſauberen Magiſtrate, wenn ſie in ihrer Stadt ein mannbares Mädchen aus einem wohlhabenden Hauſe (casamiento fino) ausgeſpürt haben, dieſes durch ihren überwiegenden Einfluß an einen ihrer Verwandten oder Günſtlinge zu verkuppeln, wofür natürlich der Kuppelpelz nicht ausbleiben darf (Aqui comiençan casamientos):

Para costa de bodas siempre l's paga la sal.

Mit einer Aufzählung der Tugenden, die eine Stadtobrigkeit beſitzen, und der Fehler, die ſie zu vermeiden ſuchen müſſe, ſchließt er dieſes merkwürdige Kapitel (de los Regidores).

Er wendet ſich nun wieder zu der höheren Region des Hoflebens (Aqui comiença de los fechos del Palacio), von deſſen mühſam zu erringender und doch ſo wandelbarer Glückſelig-

Digitized by Google

keit er, als ein ausgelernter Hofmann, aus Erfahrung zu sprechen weiß:

Grant tienpo de mi vida pasé mal despendiendo,
Señores terrenales con grant cura sirviendo:
Agora ya lo veo é lo vo entendiendo,
Que quien y mas trabaja mas yra perdiendo.
— — — — — — — — — —
Si por yr á mi casa licencia les demando,
Despues á la tornada nin se como nin quando
Fallo mundo rebuelto trastornado mi vando,
E mas frio que nieve en su palacio ando.

Er schildert dann die Intriguen und Laster der verdorbenen Höflinge in Hof- und Staatsämtern, und beschließt diesen Abschnitt, indem er die Segnungen und heilsamen Wirkungen des Friedens anpreist. — Dieß veranlaßt ihn, Jedermann Friedfertigkeit, christliche Liebe, Verachtung der irdischen Scheingenüsse und Reichthümer, Betrachtung des Todes u. s. w. anzuempfehlen, welche Rathschläge er durch Beyspiele, Anführung der Aussprüche Anderer, und die Resultate seines eigenen Nachdenkens erläutert und erprobt; zuletzt handelt er noch von dem guten Gebrauche des Reichthums (Consejo para toda persona).

Aber sogleich kehrt er zu seinem Lieblingsgegenstande, den Grundsätzen einer weisen Regierung und Staatsverwaltung zurück (Consejo para gouernamiento de la Republica):

Como es de la *riquesa* asi es del *gran poder* etc....

Natürlich verweilt er, als Mann vom Fache, mit besonderer Vorliebe bey der Gerechtigkeitspflege; was er aber hierüber sagt, macht seinem Herzen wie seinem Kopfe gleiche Ehre, wie z. B.:

Deuen ser los jueces en todo abonados,
Ricos de posesiones é de virtud dotados,
De todas buenas mañas é bien asosegados,
Que non sean crueles á los pobres cuytados.

Die Quintessenz seiner politischen Ansichten enthält aber das darauffolgende Kapitel: »Fabla de IX cosas para conoscer el poder del Rey« *), welches wir, um zugleich eine größere

*) Dieses Kapitel ist das letzte im Inhaltsverzeichnisse der benützten Handschrift angeführte und mit einer Ueberschrift versehene, auch scheint hiemit wirklich das eigentlich satyrisch-didactische Werk geschlossen zu seyn, welches von dem Dichter nach einem bestimmten Plan und als ein zusammenhängendes Ganzes bearbeitet wurde; denn was noch weiterhin folgt, sind theils offenbar viel spätere, in keinem Zusammenhange mehr mit dem Vorhergehenden stehende Zusätze, theils willkürlich angefügte lyrische Gelegenheitsgedichte, wie z. B. die gleich zu erwähnenden Klag- und Bittgesänge während seiner beyden Gefangenschaften.

Digitized by Google

Probe dieſes merkwürdigen Werkes zu geben, wegen der eigenthümlichen Auffaſſung und Darſtellung eines ſo oft behandelten Gegenſtandes, ganz ſo mittheilen wollen, wie es unſere Quelle gibt:

Nueve cosas yo fallo con las que tu veras
El grant poder del Rey quel' conosceras,
Las tres de muy *lueñes tierras* entenderas,
Las seis son en *el regno* que las aqui sabras.

Si sus *enbaxadores* enbia bien ordenados,
Caualleros buenos doctores muy letrados,
Con buen apostamiento é bien aconpañados,
De los que á ellos veen luego seran notados.

Algunt Principe grande muy cierto será,
El que tal enbaxada onrrada enbiará:
El que nunca le vió luego le notará
E su fama muy grande non la oluidará.

La segunda si veen su *carta mensagera*
En nota bien fermosa palabra verdadera,
En buena forma scripta é con fermosa cera
Cerrada, bien sellada con día mes é era.

Si veen su *moneda* que es bien fabricada,
De oro é de plata redonda bien cuñada,
Rica de buena ley en todo bien guardada,
Esta es la tercera señal dél muy granada.

— — — — — — — — — —

Que sean las *sus villas* de muro *bien firmadas*,
Grandes torres fuertes altas bien almenadas,
Las puertas muy fermosas é mucho bien guardadas,
Que diga quien las viere que estan muy bien ornadas.

Otro si sus *posadas* que parescan *reales*,
Alcaçares muy nobles é otras cosas atales,
Unas fuertes é resias, otras llanas eguales,
Labradas muy fermosas de buenos menestrales.

Otro sy el regno tenga *oficiales onrrados*,
Jueses é merinos buenos adelantados,
Todos de conciencia ricos é abonados,
E en guardar la justicia sean bien avisados.

— — — — — — — — — —

Para servir á Dios aya toda vegada
Su capilla muy noble muy rica apostada.
De nobles ornamentos fermosa bien ornada,
De buenos capellanes muy bien aconpañada.

Otro si en *su consejo aya onbres onrrados*,
Ancianos caualleros é notables prelados,
Buenos omes maduros dotores é letrados,
Esten cabe su estrado todos bien asentados.

— — — — — — — — — — —

Otro si sea *su casa en todo muy granada*,
Su mesa bien seruida solepnemente onrrada,

Digitized by Google

Su camara guarnida mucho bien apostada,
E de gente valdia su puerta muy dubdada.

Aquestas nueve cosas que suso he contado:
Fase á cualquier Rey crescer el su estado,
En onrra é en prouecho donde sera onrrado:
Quien las bien comidiere non lo terna errado.

Er fügt nun noch einige Bemerkungen über die Pflichten der Könige und ihrer Günstlinge hinzu *).

*) Hier scheint unser Auszug ungenau zu seyn, und einiges Wesentliche übersprungen zu haben, denn Sanchez (l. c. p. 110—111) erwähnt eben das oben mitgetheilte Kapitel »von den neun Dingen, an denen sich die Macht eines Königs erkennen läßt,« welches nach seiner Erzählung mit Copla 603 beginnt, und setzt hinzu: »Continuando (el poeta), en la copla 704 habla *de su prision* pidiendo á Dios y á la Virgen le saque de ella, lo que hace por medio *de cantares con sus estrivillos conforme al uso de aquellos tiempos. Sin interrumpir el hilo* en la copla 784 *da gracias á Dios por su libertad.* En la copla 794 hablando del cisma que tanto afligia á la Iglesia, dice etc... Prosigue este y dice en la copla 811:

Oy son veinte é cinco años ecmplidos etc...,

welche Stelle unser Auszug unmittelbar an das Obige anreiht. — Einer dieser von Sanchez erwähnten Gesänge, in welchen der Dichter abermals von seiner harten Gefangenschaft in fremden Landen (en tierra estraña) spricht, scheint das von Faber (l. c. Nro. 4) mitgetheilte Gedicht zu seyn, welches schon in metrischer Hinsicht, durch künstlichen Strophenbau und Reimstellung (achtzeilige Strophen achtsylbiger Verse, mit eingeschlossener Reimverschlingung und einem vierzeiligen Estrivillo, überdieß sind die Coplas mit dem Estrivillo und unter einander »encadenadas«), sehr beachtenswerth ist. — Uebrigens können wir der Ansicht des Sanchez nicht beypflichten, der gerade aus dieser Aufeinanderfolge der Gedichte beweisen will, daß die oben angeführte Ueberschrift der von ihm benützten Handschrift in so ferne eine falsche Angabe enthalte, als sie aussagt, »daß Ayala dieses Werk während seiner Gefangenschaft in England geschrieben habe.« Denn in dem bisher mitgetheilten kommt nichts vor, was diese Angabe entkräften könnte, wohl aber wird dieselbe bestätiget durch das obenerwähnte Eingangsgedicht (S. Faber, l. c. Nro. 5), auch konnte er recht wohl schon damals die Kirchentrennung beklagen, die bekanntlich im J. 1378 begann, wir aber kein früheres Datum seiner Freylassung und Rückkehr nach Spanien haben, als daß er sich im J. 1385 in der Schlacht von Aljubarrota mit befand, wo er abermals gefangen wurde. Ferner stimmt der von Sanchez selbst bey dieser Gelegenheit mitgetheilte Inhalt der angezogenen Stellen damit überein, denn der auch von ihm angeführte und in dem Gedichte bey Faber (l. c. Nro. 4) vorkommende Ausdruck »en tierra estraña« paßt viel besser auf England als auf das eng verbundene und von dem kastilischen Könige selbst als Erbreich angesprochene Portugal; unmittelbar darauf

Digitized by Google

Hierauf folgt ein langes Gedicht, in welchem er abermals die unheilbringende Kirchenspaltung beklagt, die nun schon volle fünf und zwanzig Jahre dauere [1]). Er ermahnt die Fürsten, eine so hochwichtige Angelegenheit nicht so gleichgültig und selbstsüchtig, wie bisher, zu behandeln, denn nur ein Papst könne der wahre seyn, wer aber den unächten vertheidige, sey ein Anwalt des Bösen (falsos abogados). Er empfiehlt als das beste Heilmittel gegen dieses Grundübel der Christenheit eine allgemeine Kirchenversammlung, und beruft sich zum Beweise auf das dritte toledanische Konzilium, welches so glücklich zur Ausrottung der arianischen Ketzerey angewendet worden sey. Zuletzt wendet er sich noch insbesondere an den Beherrscher seines Vaterlandes, Heinrich III. von Kastilien (1390—1407), und fordert ihn, als treuen Beschützer des heiligen Glaubens, zum kräftigen Einschreiten gegen die Lauheit und Ränkesucht der Schwachen und Böswilligen auf, um endlich der Kirche den lang ersehnten Frieden wieder zu schenken. Nun folgen noch einige Gedichte, in denen er abermals die Jungfrau Maria um Erlösung aus der Gefangenschaft ansleht [2]). Merkwürdig ist hier,

aber dankt er Gott für seine Befreyung. Dann aber kömmt erst das Gedicht, worin er zum zweyten Male die Kirchentrennung beklagt, und woraus Sanchez die schlagenden Stellen ausgehoben hat. Wir haben aber in der vorhergehenden Anmerkung bemerkt, daß das eigentliche, ein Ganzes bildende, satyrisch-didaktische Werk mit dem zuletzt angeführten Kapitel abgeschlossen sey, und daß von hier an kein weiterer Zusammenhang Statt finde; wir halten daher die ausgehobenen Stellen als zu einem offenbar viel später gedichteten, und nur zufällig oder willkürlich mit dem Hauptwerke in den Handschriften zusammengeschriebenen, eigentlich aber davon unabhängigen Zusatze gehörig. Der andere von Sanchez dagegen vorgebrachte Einwurf, daß es dem Dichter in einem finsteren, engen Kerker überhaupt kaum möglich gewesen sey, ein Werk von solchem Umfange niederzuschreiben, ist zu seicht, als daß er eine ernsthafte Widerlegung verdiente; auch wird er hinlänglich durch des Dichters eigene, eben so natürliche als einfache Darstellung entkräftet, wie wir sogleich sehen werden.

[1]) Natürlich mußte dieser Zwiespalt in der höchsten Einheit gerade die edleren, gläubigen Gemüther jener Zeiten am tiefsten ergreifen, und mit Schmerz und Unwillen erfullen, daher von den Dichtern, den Exponenten des Gesammtgefühls einer Zeit, auch mehrfach zur Sprache gebracht werden; so hat z. B. denselben Gegenstand auch unser Peter Suchenwirt in einem eigenen Gedichte behandelt (s. dessen Werke, herausg. von Primisser. Wien, 1827. 8. Nr. XXXV. »Von zwain päbsten.« S. 107—109).

[2]) Diese wiederholte Behandlung derselben Gegenstände in dem vorhergehenden und in diesen Gedichten spricht doch wohl für eine spätere Abfassung derselben bey ähnlicher Gelegenheit, als die der früher erwähnten gleichen Inhalts und mit seinem größeren

Digitized by Google

wie er in den einleitenden Strophen zu denselben selbst angibt, wann und warum er sie verfaßt habe:

Quando *enojado é flaco* me siento
Tomo grant espacio mi tienpo pasar
En faser mis rimos, sy quier fasta ciento,
Ca *tiran de mi enojo é pesar:*
Pues pasa mi vida asi como viento
Oy si non eras sin mas y tardar,
Por me consolar este es fundamento,
Non espender tienpo en ocio é vagar.
— — — — — — — —
Della (de la Virgen Maria) fise yo *algunos cantares*
De grueso estilo quales tu verás
Aqui luego, é sy bien lo catares,
La mi devocion pequeña entendrás,
Que *con versetes conpuestos á pares* [1])
Materia ruda non lo tacharás:
Si por tu gracia de mi te acordares
Que *biuo en montañas* segunt que sabrás.

Aus dieser Stelle geht doch wohl klar hervor, daß er gerade während seiner beyden Gefangenschaften, um die in einem solchen Zustande ohnehin schwer lastende Zeit durch müßiges Hinbrüten nicht vollends unerträglich zu machen, zur Dichtkunst seine Zuflucht genommen, und, größtentheils wenigstens, dieses Werk verfaßt habe, sich selbst zum Troste und zur Zerstreuung und Anderen zu Nutz und Frommen [2]), nicht aber,

Werke verbundenen. Es ist uns sehr wahrscheinlich, daß er diese letzteren Gedichte während seiner zweyten Gefangenschaft in Portugal nach der Schlacht von Aljubarrota verfaßt habe, was auch der in einem derselben vorkommende Ausdruck, »en las mis *prisiones*« zu bestätigen scheint.

[1]) Diese Gesänge sind nämlich in kurzen sechs- und achtsylbigen Versen abgefaßt (daher »à pares,« d. i. paarweise, da zwey derselben einen Alexandriner oder längeren Vers ausmachen), und an Strophenbau und Reimstellung dem erst angeführten ähnlich. Einer derselben befindet sich ebenfalls bey Faber (l. c. Nro. 3) abgedruckt.

[2]) Wer hier die eigenen Worte des Dichters für eine »poetische Fiktion« halten wollte, wie Sanchez, der ist, vor lauter prosaischer Wirklichkeit, wohl nie in die Genesis des poetischen Lebens tief eingedrungen. Wie richtig hingegen hat Rosenkranz (Gesch. d. deutschen Poesie im Mittelalter, S. 570—571) eben das Insichzurückziehen als die Befähigung zum ethisch-didaktischen Dichter charakterisirt, und an dem Beyspiele des Thomassin von Tirkeleren gezeigt! — Was da von dem Dichter als künstliche Isolirung gefordert wird, haben äußere Umstände dem Erzpriester von Hita und Ayala aufgenöthiget, und vielleicht eben dadurch erst das Entstehen ihrer Werke veranlaßt und bedingt.

Digitized by Google

wie Sanchez glaubt, »in der Freyheit und in Spanien;« denn da hatte ein Mann, der einen so thätigen Antheil an dem wirren Hof- und Staatsleben nahm, wie Ayala, in einer so vielfach bewegten Zeit gewiß wenige physisch und geistig freyen Stunden, wie sie doch die gewühlscheuen Musen der Dichtkunst fordern, die er überdieß als Geschichtschreiber und Gelehrter zu, nach seiner Ansicht, wichtigeren und ernsteren Arbeiten verwenden zu müssen glaubte, wie seine übrigen zahlreichen Werke beweisen.

Zuletzt wendet sich der Dichter an die Dominikanerinnen zu Quijana (ein Frauenkloster in der Nähe von Vitoria, von dem Vater des Dichters, Hernan Perez de Ayala, im J. 1365 gestiftet), und ersucht sie, durch ihre Fürbitte bey der Jungfrau Maria seine Befreyung zu bewirken; nimmt sich aber vor, sein Geschick unterdessen mit Ergebung und Geduld zu ertragen nach dem Muster des Job, und ermahnt auch andere zur Uebung der Tugend, indem er seine Lehren durch Beyspiele unterstützt.

Schon Sanchez (l. c. p. 112) hat bemerkt, daß Ayala den Erzpriester von Hita vielfach nachgeahmt habe, vorzüglich in den lyrischen Theilen seines Werkes, wozu auch die Aehnlichkeit ihrer äußeren Verhältnisse, nämlich die von beyden erduldete, langwierige Gefangenschaft, eine nahe genug liegende Veranlassung gegeben haben mochte. Auch ist es vielleicht, wie schon bemerkt, gerade diesem Umstande zuzuschreiben, daß beyde zur Abfassung eines größeren, satyrisch-didactischen Werkes bestimmt wurden; aber der Grundcharakter in diesen beyden Dichtungen ist doch ein ganz anderer, nicht sowohl durch die hier unwesentliche und natürlich durch Laune und äußere Umstände bedingte Wahl des Stoffes, als vielmehr durch die Behandlung desselben und die das poetische Element, Auffassung und Darstellung, wesentlich konstituirende Form. Denn der geniale, erfindungsreiche Erzpriester hat seine Erfahrungen, Ansichten und Lehren durch den das Ganze umschließenden Rahmen objektivirt und personifizirt; Ayala gibt die seinen ohne alle Einkleidung, ganz einfach, aber mehr systematisch an und neben einander gereiht als Abstrakte der Beobachtung. Jener hat sich selbst als konkreten Mittelpunkt seiner Schöpfung gesetzt, und in seinem eigenen, wirklichen oder erdichteten Lebenslauf die divergirenden Richtungen konzentrirt; dieser hat sich außerhalb oder über seine Dichtung gestellt, deren Inhalt als das Resultat der allgemeinen Reflexion erscheint, und deren einzelne Theile wie Parallelen zu einander sich verhalten. Jener liebt die symbolisch-allegorische Einkleidung, und schließt sich auch hierin näher an seine orientalischen Muster an; dieser

Digitized by Google

nähert sich mehr der Form des eigentlichen Lehrgedichtes, vielleicht nicht ohne Hinblick auf altklassische Vorbilder, aber freylich noch in der unorganischen Haltlosigkeit der ersten mittelalterlichen Nachahmungen [1]). Der Erzpriester hat die Nothwendigkeit menschlicher Verkehrtheit in ihrer Tiefe erfaßt, und durch die das Ganze durchdringende Ironie darzustellen versucht; Ayala hält sich mehr an die Oberfläche ihrer Erscheinung, und züchtigt sie mit den Geißelhieben der Satyre.

Mehr noch schließt sich Ayala in Rücksicht auf Versmaß und Strophenbau an die älteren kastilischen Dichter, und insbesondere an den Erzpriester von Hita an [2]); der satyrisch-didaktische Theil seines Werkes ist noch durchgehends in der bekannten Alexandriner-Strophe abgefaßt, und in den eigentlichen Liedern (Cantares) bedient auch er sich vorzugsweise der sechs- und achtsylbigen Verse. Doch ist andererseits an eben diesem Werke Ayala's auch schon eine bedeutende Annäherung an die Formen der im funfzehnten Jahrhundert im Gebiete der Lyrik fast ausschließend herrschenden Hofpoesie unverkennbar; denn

---

[1]) S. Rosenkranz, l. c., S. 569 — 570.

[2]) Daher sagt der Marquis von Santillana (*Sanchez*, Tom. I, p. LVII): Entre *nosotros* usóse *primeramente* el metro en *asaz formas*, asi como el libro de Alexandre; los votos del Pavon: é aun el libro del Arcipreste de Hita. E aun *de esta guisa escribió Pero Lopez de Ayala el viejo un libro*« etc. Diese Zusammenstellung des später lebenden Ayala mit den älteren kastilischen Dichtern ist nicht etwa willkürlich oder aus Nachlässigkeit gegen die chronologische Ordnung, sondern gewiß absichtlich und mit sehr richtigem Takte geschehen; denn sowohl dem Geiste als der Form nach gehört Ayala noch mehr der älteren, nationalen Kunstschule an, als der zu seiner Zeit auch nach Kastilien verpflanzten provenzalischen »Arte de la Poetria.« Von den Dichtern dieser letzteren Schule spricht der Marquis zwar unmittelbar darauf, gibt aber auch hier sehr genau ihren Entwicklungsgang an, indem er zuerst die galicischen Troubadoure nennt, und bey den Kastiliern bis auf Alfons den Weisen zurückgeht; der ursprünglichen Provenzalpoesie und der späteren limosinischen und katalonischen hatte er schon früher gedacht. Ueberhaupt ist dieser Brief des Marquis von Santillana ein höchst wichtiges Dokument für die Geschichte der älteren kastilischen Poesie, und gibt, richtig verstanden, die besten Aufschlüsse; die Schuld lag daher nur an Bouterwek selbst, wenn er glaubte, »aus diesem Briefe nicht viel lernen zu können« (S. 46, Anm. z). Sanchez hat in seinem Kommentar mit kritischem Sammlerfleiße viele treffliche Notizen zusammengetragen, aber das Hauptverdienst des Textes, die genaue Angabe des Entwicklungsganges der kastilischen Dichtkunst, nicht genugsam hervorgehoben und zu benützen verstanden.

Digitized by Google

die damit verbundenen lyrischen Gedichte bestehen großentheils aus achtzeiligen Strophen (Coplas de arte eomun), und die nicht eigentlich zum Absingen bestimmten (Decires) überdieß aus zwölfsylbigen Versen (Versos de arte mayor), deren Oktaven sich nur in der Reimstellung (wechselnde Reimverschlingung) von den im funfzehnten Jahrhundert so üblich gewordenen »Coplas de arte mayor« (eingeschlossene Reimverschlingung) noch unterscheiden. Uebrigens verstand Ayala auch schon vollkommen kunstgerechte, nach den Regeln der »Gaya Ciencia« konstruirte Gedichte zu verfertigen, denen daher auch die Ehre erwiesen wurde, in den »Cancionero de Baena« aufgenommen zu werden *). An den Werken dieses Dichters ist daher der Uebergang aus der älteren, mehr nationalen lyrischen Kunstdichtung in die spätere, nach provenzalischen Mustern ausgebildete kastilische Hofpoesie ganz klar ersichtlich, während wir die Vorbereitungs- und Entwicklungsstufen an den lyrischen Versuchen Alfons des Weisen, D. Juan Manuel's und des Erzpriesters von Hita nachgewiesen haben.

*) S. *Rodriguez de Castro*, Biblioteca española, Tom I, p. 335—336, der da in seinem Auszuge aus dem »Cancionero de Baena« auch eine »Respuesta de Pero Lopez de Ayala« auf ein »Decir« des Diego de Valencia anführt, und die erste und letzte Oktave als Probe davon mittheilt. Die letzte Oktave enthält folgende, für die Geschichte der Metrik merkwürdige Stellen:

Dexando este estilo, essy começado
Quiero vos amigo de mi confesar,
Que quando vuestro escripto me fue presentado
Leyera un libro, do fuera fallar
Versetes algunos de antiguo rrymar,
De los quales luego mucho me pagué,
E *sy son rrudos*, á vos rogaré
Que *con pacencia* vos plegua escuchar.

Diese Verse, die Castro auch mittheilt, sind Alexandriner, in der bekannten vierzeiligen Strophe, die also damals schon für »antiguo rimar« und für »rudos« galten, und für die Ayala die geduldige Nachsicht seines Freundes zu erbitten für gut fand, während er selbst nicht ungern den neumodischen Styl (dexando este estilo) damit zu vertauschen scheint. — Wir sollten, chronologisch genau, schon hier des Pero Gomez, Pero Gonzalez de Mendoza, Alonso Gonzalez de Castro, Arcediano de Toro und des Garci-Fernandez de Gerena, sämmtlich noch aus dem vierzehnten Jahrhundert, erwähnen; allein theils kennen wir wenig mehr als die Namen von diesen Dichtern, theils gehören sie dem Geiste und der Form nach schon mehr zu den Hofdichtern des funfzehnten Jahrhunderts; wir werden daher bey der Gelegenheit, wenn wir von dem Cancionero des Baena sprechen, in dem sich einige ihrer Gedichte finden, schicklicher auf sie zurückkommen.

(Der Schluß folgt.)

Digitized by Google

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LVIII.

Hans Holsbein's Todtentanz, in 53 getreu nach den Holzschnitten lithographirten Blättern, herausgegeben von J. Schlotthauer, Professor. München, 1832, auf Kosten des Herausgebers. 78 S. kl. 8.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, wenn in fast denselben Tagen an ganz verschiedenen Orten, um denselben Stoff und Gegenstand, besonders um dasselbe Alterthum, um es wieder der Gegenwart zuzuführen, sich, ohne von einander und dem gemeinsamen, zusammentreffenden Thun zu wissen, mehrere Bearbeiter begegnen. Dieß ist in unseren Tagen mit dem holbeinischen Todtentanze geschehen. Ohne von einander zu wissen — faßte Professor Schlotthauer, der Künstler, den Entschluß, in treu nachahmenden Steindrücken das künstlerisch schöne Werk wieder allgemein zugänglich zu machen; und benutzte der Meiningische Cabinets-Bibliothekar Ludwig Bechstein das Kunstwerk, um zu den durch Frenzel in Dresden zierlich in Kupfer gestochenen Umrissen desselben ein von allen Seiten anerkanntes, an vielen schönen und glücklichen Wendungen reiches Gedicht (Leipzig, bey Leo) zu liefern. Es ist wohl gleichfalls der holbeinische Todtentanz gewesen, welcher den Dr. Franz Kugler veranlaßte, in seinem Skizzenbuche (Berlin, bey G. Reimer) einige tief erfaßte Bilder oder Glieder eines Todtentanzes mitzutheilen.

Wir könnten hier auch die Herausgabe des Berner Todtentanzes, den N. Manuel malte, beyziehen, und noch andere verwandte Erscheinungen anreihen. Das obige Zusammentreffen aber wird gewiß jeden zu der Betrachtung und Folgerung veranlassen, daß in der Zeit gerade für solche Erscheinungen eine gewisse Empfänglichkeit, Reife und Erfüllung sowohl der künstlerischen, als der mehr innerlichen, sittlichen Ansicht liegen müsse. Wie weit an obigem Zusammentreffen das Hereinrucken der großen Mahnerin Cholera, so wie die erschütternden Lebensbilder auf dem Erdenrunde seit dem July 1830 Anlaß haben, soll hier im Einzelnen nachzuweisen nicht versucht werden, auch läßt sich so etwas ins Einzelne nicht füglich nachweisen; daß aber, wie bey Bechstein, die Poesie in das hehre, ernste Todesgewand sich kleidete, auch den Professor Schlotthauer bey seiner künstlerischen Handhabung des Gegenstandes ein gewisser religiöser Ernst bewegte, ja wohl veranlaßte, beweiset hinlänglich die nun erst unter obigem Titel geschlossene Ausgabe desselben, in der typographisch dem Ganzen beygegebenen Einleitung sammt sinnigen Reimsprüchen zu den Bildern (Bergrath Professor Schubert ist ihr Verfasser, der, obschon er sich nur mit S. unterzeichnet, nicht zu verkennen ist, und darum auch, daß er hier genannt werde, nicht verübeln wird, wie denn auch die Verse, selbst in ihrer äußern Gelungenheit, des geachteten Namens nicht unwerth sind). Der künstlerischen

Digitized by Google

Leistung des Schlotthauerischen Unternehmens ist mehrmals bereits im Stuttgarter Kunstblatte anerkennende Erwähnung geschehen; bey welcher Gelegenheit auch Schreiber dieses genannt worden ist, wie er sich denn in einer, dem Schlotthauerischen Werke früher schon beygegebenen gedruckten Anzeige zu einer im Bereiche seiner Befähigung liegenden Theilnahme für allseitig wirksame Ausstattung des Unternehmens verpflichtet hatte. Der Unterzeichnete wurde vor nun Jahr und Tag vom Professor Schlotthauer freundlich aufgefordert, zu dem holbeinischen Todtentanze eine mäßige geschichtliche Abhandlung über das Kunstwerk und seinen Zusammenhang mit früheren und späteren ähnlichen Erscheinungen zu liefern. Nach innerer und äußerer Sammlung (zu letzterer hatte U. bereits seit Jahren Vorbereitung getroffen, da er die Todtentänze, besonders die öffentlichen Gemälde, längst als einen Theil der deutschen Sittengeschichte im Auge gehabt hatte) ging U ans Werk; bald aber erwuchs ihm bey täglich mit Liebe fortgesetzter Untersuchung Nachfrage (bis an die entferntesten Oerter) und Ausarbeitung zu einer zu umfassenden vollständigen Behandlung des Gegenstandes (zu einer vollständigen Geschichte des Todtentanzes und der Todtentänze) an, als daß die Arbeit noch der ursprünglich bezweckten Absicht entsprochen hätte. Es blieb daher nichts übrig, als jene innere und äußere Geschichte des Gegenstandes zur selbstständigen Herausgabe zu bestimmen (wozu sie jetzt wesentlich gereift ist), und zur Erfüllung des ursprünglich gegebenen Versprechens, aus jener eine gedrungene Nachweisung über die Geschichte des holbeinischen Werkes und seine äußeren und inneren Beziehungen zu gleichzeitigen verwandten Erscheinungen, vorzugsweise zum Baseler Todtentanz-Gemälde zu gestalten, welche nunmehr, als genügend erkannt, vom Herausgeber des Kunstwerkes seiner Ausgabe beygegeben worden ist. Der Unterzeichnete hat sich bemüht, in jener Gedrungenheit seine, wie er glaubt, auf so viel möglich erschöpfender Untersuchung beruhende Ansicht und Ueberzeugung über Entstehungszeit, innere Bedeutung und Werthung des holbeinischen Todtentanzes zur weitern Prüfung vorzutragen; weil er aber bey mehreren wesentlichen Behauptungen Unglauben oder Widerspruch aus bisher fast allgemeiner Ueberlieferung über den Gegenstand, die er aber freylich nicht anders, als eine vielfach schiefe und verworrene nennen kann, voraussieht, so glaubt er es nicht unangemessen, wenn er zu den dort in Kürze aufgestellten Ergebnissen seiner Untersuchungen am geeigneten Orte jetzt schon den nähern Beweis führt, was den dabey eintretenden Beziehungen und Bedingungen gemäß übrigens in ganz anderer Art und Ordnung geschieht, als in seiner genannten Geschichte der Todtentänze geschehen ist oder geschehen soll; so daß die hiemit erfolgende Zusammenstellung der Beziehungen und Begründungen eine durchaus selbstständige, eigens zu diesem Behufe gefertigte Abhandlung zu nennen ist.

A.

Der holbeinische Todtentanz, wie er in den Schlotthauerischen Steindrücken getreu wiedergegeben ist, umfaßt 53 Blatt (Holzschnitte), von denen die vier ersten die Hauptzüge der Schöpfungsgeschichte (Geburt — Versuchung — Austreibung — Fluch), das fünfte »die Gebein aller Menschen oder den Triumf des Todes;« die darnach folgenden 41 Blatt (Nr. 6—47) den eigentlichen Todtenreigen (vom Papst bis zu Bettler und Kind); darnach Blatt 48—51 vier sinnig gezeichnete Kindergruppen; Bl. 52 das jüngste Gericht und

Digitized by Google

Bl. 53 endlich das sogenannte »Wappen des Todes,« um welches Holbein mit seiner Frau erscheint, darstellen.

Nach dieser allgemeinen Kennzeichnung sondern sich somit Bl. 1, 2, 3, 4, 5, 52 als bedeutsame Darstellungen der Todesursache, so wie des ersten Schöpfungs-Anfanges und des jüngsten Ausganges aller Dinge zum Gericht, daran sich das allen Dingen aufgedrückte Siegel oder Wappen des Todes (Nr. 53) mit dem Bilde der alten Schlange [1]) schließt — von den 41 Blättern des eigentlichen Todtentanzes (Nr. 6—47), an welche sich von den sechs eben bezeichneten Blättern etwa noch als Ziel des Reigens das »jüngste Gericht« (Nr. 52) anschließen dürfte; und von diesen wie jenen endlich die genannten vier Kindergruppen, die anfangs vielleicht zufällig hinzugekommen, als harmlose Beygabe oder heiterer Ausgang zu betrachten seyn könnten, wenn sie nicht in allen Ausgaben, denen sie (seit 1538) beygegeben sind, als die Sinnbilder des falschen Wahnes (49), der Bauchdienerey (50), der Austheilung des Raubes (15), und »der Ursach sein halbs Todes« (48) [2]) aufgefaßt und bezeichnet worden wären.

2. Die hier besprochene Vereinigung der verschiedenartigen 53 Blätter findet sich erst in den Ausgaben des holbeinischen Todtentanzes von 1545 [3]) an.

In diesem Jahre erschienen von den ächten (Lyoner) Holzschnitten zwey Ausgaben unter ganz gleichem Titel (Imagines mortis etc.) und Text, beyde lateinisch; doch enthält erst die zweyte zum ersten Male jene 53 Holzschnitte, was aber erst die drey (Lyoner) Ausgaben vom Jahre 1547 (zwey lateinisch, eine französisch) auf dem Titel förmlich aussagen [4]). Jene erste lateinische Ausgabe von 1545 enthält nur die in allen bis

---

1) Sollte nicht auch hier Holbein der sinnige Deuter gewesen seyn, in sofern er nämlich durch das »Wappen des Todes,« an dessen Schild er lehnt, sein eigenes Wappen bescherzt haben? Den Stierkopf seines Wappens vertritt der spitze Schild, die Hörner das knocherne Armpaar, den Stern zwischen jenen der Stein, den diese hochhalten, den Ring im Maule des Stiers endlich die Schlange im Munde des Todtenkopfes. Sonst möchte folgende sinnbildliche Deutung vielleicht nicht das Rechte verfehlen:

Der Tod, vom ältesten Geschlecht und Adel,
Der rechte Ritter ohne Furcht und Tadel,
Führt einen Schädel im zerbrochnen Schild,
In seinem Mund der alten Schlange Bild;
Der Helm ist leer, und statt der Kron'
Ein Stundenglas, dem Stolz zum Hohn.
Und für des Federbusches Schein
Ein knöchern Armpaar schwingt den Stein,
Den Stein, der's Glas der Zeit zerschellt
Und eines Paradieses Welt,
Des Hochmuths Anstoß, das Geschmeid'
Der richtenden Liebllosigkeit. H. F. M.

2) So heißen sie in der deutschen Ausgabe des Kölner Nachschnittes von 1557 durch Kasp. Scheyt. Die lateinischen Bibelstellen in der Ausgabe von 1545, d. an entsprechen obigen Deutungen.

3) Nicht erst 1547, wie Rumohr (Kunstbl. 1823, S. 123. b) und ihm nach Hegner (Holbeins Leben, S. 319) meinen, obschon Fiorillo (4, 152) bereits von 1545 spricht, wobey hier erinnert wird, daß alle obigen Angaben, mit weniger Ausnahme, auf eigener oder Selbstsicht beruhen, und ohne diese Selbstuntersuchung keine Behauptung aufgestellt wird.

4) Imagines Mortis, *duodecim imaginibus praeter priores* etc.; und Les images de la Mort, *auxquelles sont adjoustées douze Figures* etc.

Digitized by Google

dahin erschienenen Ausgaben (Lyon 1538 franz, 1542 franz. u. lat., u. 1544) vorkommenden 41 Bilder.

Vom genannten Jahre 1545 an enthalten alle *spätern* Lyoner Ausgaben — von 1547 (2 lat. u. 1 franz.), 1551 (ital.), 1552 (franz.), 1553 (lat. »Basel«) [1]) — 53 *Blatt*, denen in der französischen L. Ausgabe von 1562 noch *fünf* hinzugefügt werden, also 58 [2]), von denen das erste (Nr. 34) eine Neuvermählte darstellt, die der Tod fortzieht, dem ein Zitherspieler vorauszieht; Bl. 2 zwey Neuvermählte vom Tode unter sonderbaren Sprüngen fortgeführt; Bl. 3, 4, 5 aber nochmals *spielende Kinder* [3]).

3. Die *Zahl* 53 blieb auch allen seit 1545 erschienenen *Nachschnitten oder Nachstichen* [4]) des holbeinischen Werkes, voran den *Cölln er* (Antwerper) Holzschnitten von 1555 (zweymal lat.), 1557 (lat. u. deutsch), 1548 (deutsch), 1560 (deutsch), 1566 (lat.), 1567 (lat.), 1573 (lat. u. deutsch), 1575 (deutsch), 1654 (Antwerp. niederl.) [5]). Erst in den zu Frankfurt a. M. 1617 und 1623 in Kupfer herausgekommenen *Nachbildungen* von *Eberhard Kieser*, denen die in der Anmerkung genannten deutschen Verse des *Caspar Scheyt* aus den deutschen Cölner Nachdrucken beygegeben sind, erscheinen 60 *Blatt*, und zwar wahrscheinlich aus jener Lyoner Ausgabe von 1562, »die zwey Liebhabenden« (Nr. 36), die auch in den 1560 von *Konrad* und *Rudolf Meyer* zu Zürich 1631 — 1650 gestochenen 60 Nachbildungen Holbeins (1651 u. 1657 Zürch, 1759 Hamb. Leipz.) und in dem vor 1734 nach holbeinischen Ausgaben von wenigstens nicht vor 1545 gemalten Todtentanze zu *Kukusbad* in Böhmen (von Mich. Rantz gestochen, 1753, 1755, 1767 herausgegeben) vorkommen [6]); 2) der Junggeselle (Nr. 41); 3) die Jungfrau (Nr. 42); 4) der Jude (50); 5) die Jüdin (Nr. 51); 6) Aufrichtigkeit (Nr. 57); 7) Sicherheit (Nr. 58), letztere beyde als Kindergruppen, wie in jener Lyoner Ausgabe von 1562.

Gleichfalls 60 *Blatt* gewährt die mit neuen lat. und deutschen Versen von Joh. Vogel ausgestattete Nürnberger Ausgabe von 1648.

Dagegen gibt die mit Conrad Meyers Zeichnungen (in Kehrstichen) vom poeta laureat. Belg. Mech. *Redelius* gefertigte Ausgabe (Augsb.

---

1) Die Ausgaben 1551 u. 1552 sind nicht sehr gesichert. Eben so wenig 1553 lat. (mit 58 Holzschn.?), was 1547 seyn konnte, noch weniger 1654 Basel lat., was 1554 seyn könnte.

2) Les images de la mort .... auxquelles sont ajoutées dix sept figures (d. i. zu den frühern 41).

3) Bl. 1 u. 2 hielt schon der Engländer *Ottley* für holbeinisch, die Kindergruppen ließen es gleichfalls vermuthen.

4) Es werden hier genau *Nachschnitte* (in Holz) und *Nachstiche* (in Kupfer) unterschieden.

5) Ist die Ausgabe *Lübeck* 1557 sicher? 1604 erscheint sie dort (lat.) ohne Holzschnitte, doch mit 51 (52) Bilderterzen oder Reimen des Lyoner Textes, d. h. den von Georg Aemylius ins Latein übertragenen französischen Reimen (des Corrozet von Paris?). Letztere befinden sich in den französischen Ausgaben 1538, 1542 u. s. w. (in den italischen übersetzt), Oemel's (Luthers Schwiegersohnes) lateinische in den lat. Ausgaben von 1543 an. Darnach auch in allen lateinischen Kölner (und Vened.) Nachdrucken, in deren deutschen Ausgaben (auch Antwerp.) des *Caspar Schwyl* von Worms deutsche Uebersetzung derselben vierzeiligen Reime besteht.

6) Als »die zwey Liebhabenden,« nämlich Holbeins Herzog und Herzogin, bereits in der deutschen (Cölner) Ausgabe von 1557 vorkommend, denen E. Kieser zum Theil wohl folgte, wie in den Reimen.

Digitized by Google

1704. 4.) nur 51 Blatt [1]), doch ganz in Meyers Folge; so wie der Nachstich des holbeinischen Werkes, den Weighard Valvasor 1682 zu Laybach drucken ließ und zu Salzburg herausgab (als Theatrum mortis) nur 54 Blatt gewährt.

4. Dagegen enthalten anderweitige, vor 1545 erschienene Nachschnitte, nämlich die bey dem Franzosen Vincenz Vaugris zu Venedig [2]) erschienenen, täuschend nachgeahmten, von 1545 (ital.) und 1546 (lat.) nur die 41 Holzschnitte der früheren Lyoner Ausgaben; ja die von Jobst de Necker 1544 [3]) zu Augsburg herausgegebenen tüchtigen Folio-Holzschnitte vom Jahre 1542 geben unter 42 Bl. nur 40 holbeinische Bilder, indem der Sterndeuter Nr. 27 und der Kriegsmann Nr. 41 fehlen [4]), wofür ein sonst nie vorkommender »Ehebrecher« (27) und ein Crucifix (40) eintreten; wie denn der »Sternseher« selbst in den ersten Lyoner Ausgaben von 1538 (franz.), 1542 (franz. u lat.), 1544 (lat.), 1545. a (lat.) noch fehlt.

Ein noch geringeres Verhältniß tritt ein in den von C. S. schon 1576 nachgeschnittenen, von Huldreich Frölich zu Basel 1588 (und 1608) fälschlich als Baseler Todtentanz-Gemälde herausgegebenen 44 Holzschnitten, davon nur 33 (31?) nach Holbein (nebst einem kleinen Querblatt des Sternsehers) gehalten sind, von den übrigen die Mehrzahl aus dem Baseler Gemälde genommen ist. Diese schlechte Ausgabe vervielfältigte später Conrad Mechel in vielen Baseler Ausgaben (1715, 1724, 1735, 1769, 1796). Aehnlich enthält die von S. Rusting zu Amsterdam 1707 (und 1736 zu A- und Nürnberg) nachgeahmte Todtentanz nur 30 Kupfer.

B.

Wir haben in dem bisherigen Ueberblicke zugleich die reiche Masse nicht nur der ächten Ausgaben, sondern auch der Nachahmungen und Nachdrücke aufgezählt, die schon vom Jahre 1542 [5]) an (in Augsburg, von 1545 in Venedig), also bald nach der Lyoner Ausgabe von 1538 und 1542 erschienen; denen allen wir hier noch die in London erschienenen treuen Nachstiche von Hollar (von 1647 an, 1651, 1682, 1789, 1790, 1794, 1796, 1803, 1804, 1814), eben so die amerikanischen von 1810, englische Zernachahmungen von 1815, endlich die neuesten in Kupfer gestochenen Umrisse von Frenzel zu L. Bechsteins Gedichte (Leipzig 1830) und die vorliegenden Schlotthauerischen allertreuesten Steinnachdrücke (München 1831) hinzufügen. 14 ächte Ausgaben und einige 40 Nachdrücke!! — —

2. Die früheste ächte französische Ausgabe, die 1538 zu Lyon bey

---

1) Es fehlt ihm, außer einem allgemeinen Blatte, Meyers geistliche Reihe.

2) Viele holbeinische Blätter wurden noch 1596 in Venedig nachgeschnitten, angebracht in dem holzschnittreichen Buche: Discorsi morali contra il dispiacer della morte, bey Dom. Fabri. 4 — Dr. Kloß in Frankfurt besitzt daraus eine Anzahl Blätter.

3) Und 1561 zu Augsb. durch den Sohn David Denecker und nochmals v. J. u. O., so wie 1572 zu Leipz. durch denselben David. — Siehe Kunstbl. 1831, Nr 76 u. 90.

4) Wir kommen unten (E, 3) darauf zurück.

5) Ob schon 1543 in Cöln? (Siehe Weyden, Cölns Vorzeit, S. 277). Sicher von 1555 an, ein Jahr nach dem Todesjahre Holbeins, in welchem (1554) eine lat. Ausgabe zu Basel erschien, die ganz mit der zweyten Lyoner lat. Ausgabe von 1545 stimmt.

Digitized by Google

den Gebrüdern Melchior und Caſpar Trechſel (in 4.) erſchien, enthält nur 41 Blatt, eben ſo die folgenden Octavausgaben franz. u. lat. 1542 (ſchon bey den Brüdern Johann und Franz Frellon [1]), an die der Trechſel Druckerey überging) und 1544 (lat.) und 1545 (lat.).

Und doch umfaßten ſchon die von Holbein herrührenden [2]) Grundzeichnungen, die — nach buntem Verſteigerungsſchickſale jetzt in der kaiſerlichen Sammlung zu Petersburg ſich befinden, und 1780 (u. 1792) von Chriſtian Mechel [3]) herausgegeben wurden, ſchon 46 Blatt, unter denen Sterndeuter, Kärner, Narr, Kriegsmann, eben ſo Räuber, Säufer, Spieler u. ſ. w. [4]) bereits vorhanden ſind, die faſt alle erſt mit 1545 in den Ausgaben hinzutreten. Die vier Kindergruppen fehlen noch.

C.

Die älteſte und erſte eigentliche Ausgabe des holbeiniſchen Todtentanzes erſchien im Jahre 1538 zu Lyon unter dem Titel [5]):

Les simulachres et | Historiees faces | de la Mort, avtant ele | gammët pourtraictes, que artifi | ciellement imaginées..... A Lyon Soubz l'escu de Cologne | M.D.XXXVIII. kl. 4. [6]).

Am Schluſſe: Excvdebant Lvgdv | ni Melchior et | Caspar Trechsel | Fratres. 1538. |

Die Holzſchnitte haben gedruckte lateiniſche Ueberſchrift (nebſt Bibelſpruch) und franzöſiſche vierzeilige Verſe, vielleicht von Corrozet in Paris, der die in gleichem Versmaße gehaltenen zu Holbeins Bildern des alten Teſtamentes (1538, Lyon, Trechſel, 4.) fertigte, zur Unterſchrift.

Das Buch war gewidmet: A movlt reverende | *Abbesse* du religieux conuent S. Pierre | de *Lyon*, Madame *Jehanne* de | *Touszele* Salut dun | *vray Zele*.

2. Schon dieſes Wortſpiel (die Aebtiſſin hieß Ouſzele) läßt auf verwandten Ton der Rede ſchließen [7]), und wirklich hat auch die Vorrede in ſehr geſchraubter Sprache das ſchon viel beſprochene Räthſel hinterlaſſen, daß der »Künſtler« (Zeichner oder Formſchneider? er ſagt le peintre) über der Arbeit (dem Schneiden oder Entwerfen?) geſtorben ſey, und darum das Bild des Fuhrmannes oder Kärners (Nr. 46) unvollendet geblieben, wie denn auch dieſes Blatt wirklich in

---

1) Von 1547 an die zweyte lat. u. die franz. Ausgabe bey Johann Frellon allein.

2) ?. 4) Schlecht genug.

3) Das »Wappen des Todes« fehlt, vielleicht gab Mechel dafür ſein wenig bedeutendes Titelblatt.

4) Der Titel weder bey Fiorillo, noch Rumohr, Ebert, Hegner, Peignot ꝛc. bis jetzt genau gegeben.

5) Die Holzſchnitte in 8. (2 Z., 4 1/2 L. franz. hoch, 1 Z., 10 L. breit).

6) Wenn aber der Verf. der Vorrede ſagt: »Le quel bon Jesvs non sans divine prouidence vous a baptisee de *nom et svrnom au mien vnisonantement consonant* (bezeichnend ſchreibt er ſich vray Zele, alſo wohl nur bildlich, während er ſie T-ouszele, d. i. in Eins ſchreibt), *excepte en la seule* letre de T, letre par fatal secret capitale de vostre svrnom: pour autant que c'est ce caractere de Thau, tant celebre vers les Hebrieux, et vers les Latins pris a triste mort. Aussi par sainct Hierosme appellé letre de croix et de salut. Merveilleusement conuenant aux salutaires croix supportees de tous voz zeles en saincte religion.« — ſo weiß man das vray Zele doch kaum zu deuten.

Digitized by Google

der ersten Ausgabe fehlt, sammt dem Kriegsmanne (Nr. 40), den Spielern (41), Säufern (42), Räubern (44), dem Narren (43), Blinden (45), Bettler (47) und den vier Kindergruppen (48. 49, 50, 51), d. i. die später hinzugekommenen 12 Blätter [1]). Der Sterndeuter (27) ist eingerückt. Wenn man auch mit übersichtigem Auge an den Händen des genannten Kärners (46) einen schlechteren Schnitt, eine andere Hand herausdüfteln möchte (wir wagen es nicht), und sollte wohl der Lyoner Druckherr darüber so großen Jammer gehegt haben? — so ist doch das augenscheinlich, daß wenigstens der Narr viel schlechter und in ganz anderer Art geschnitten, als die übrigen; und wenn nächst diesem die Spieler (41) am wenigsten gut geschnitten erscheinen, so könnte selbst auch in den hier zur Frage kommenden Blättern 42 (44?), 45, 47 und der Zeichnung oder dem Stiche des Narren am Nächsten kommend Bl. 48—51 das geübte Auge eines Kunstzweifelers einen wesentlich andern Schnitt erkennen [2]), als in allen übrigen Blättern der Ausgabe von 1538. Bey dem Narren aber kommt dazu, daß dem an sich holbeinisch-geistreich gehaltenen Bildchen (der Narr ist, während er den Tod durch seine Afterrede zu kirren vermeint, dem Tode mit seinem Kolbenschlauche eins zu versetzen gesonnen) eine vielleicht französische Obscönität anklebt, die in späteren Ausgaben (z. B. 1588 bey Frölich) vermieden, und in den Urzeichnungen bey Chr. Mechel durch einen Kleiderzipfel vertreten ist.

3. Daß mit dem verstorbenen »Künstler« aber Holbein selber nicht gemeint seyn könne, ist wohl einfach daraus klar, daß derselbe erst 1554 zu London (an der Pest) endete, und der Verkehr zwischen Lyon und Basel nicht so gering war, daß in einem Buche der Trechselschen, später Frellon'schen Druckerey zu Lyon eine solche falsche Angabe hätte Statt greifen können. Kam doch gerade in Holbeins Sterbejahre 1554 ein gänzlich den Lyoner Ausgaben nach Titel und Inhalt gleicher Abdruck mit der Ortsangabe »Basileae« heraus, und gerade mit der Frellon'schen Officin herrschte bereits 1538, ja 1528, durch Erasmus, dessen meiste Werke daselbst und bey Gryphius (ebenfalls in Lyon) herauskamen, ein lebhafter wissenschaftlicher Verkehr [3]). Widmete doch deßhalb Konrad Gesner, der selber in Frankreich studirt hatte, gleich Erasmus und vielen gelehrten Männern jener Zeit, die einzelnen Bücher seiner Pandectarum oder Partitionum universalium (Zürch, bey Froschauer, 1548, fol.) gerade diesen Lyoner Druckern Joh. Frellon (B. 16) und Sebastian Gryphius (B. 12), so wie dem oben genannten Vincentius Valgrisius (B. 17) zu Venedig, neben andern, wie dem Paul Manutius (B. 11), Hieronymus Scotus (B 18) und Thomas Junta zu Venedig, Robert Stephanus (B. 5) und Christian Wechel zu Paris (B. 73), dem Joh. Gymmicus zu Cöln

1) Jene Vorrede spricht auch noch von dem unvergleichlichen Blatte des »Regenbogens« (l'inimitable arc celeste), worunter doch wohl Bl. 52 (das jüngste Gericht) gemeint seyn könnte.

2) Obschon auch der Mönch (23) und der Wucherer (28) in diesen Schnitt oder Stich herüberstreift; und auch der Sterndeuter (27), der 1538 freylich schon mit erscheint?

3) Die Trechsel und Gryphius und Johann Cleyn zu Lyon waren Deutsche, wie Peter Schenk zu Vienne in der Dauphine (1481 ꝛc.), und die frühsten Drucker (z. B. der Memorabilia urbis Romae) Stephan Planck von Paßau 1491, Martin Amsterdam, Johann Besicke (1494, 1500), Bartholma Guldinbeck (1487), Sygismund Mayr (1494) u. s. w., zu Rom und andern wälschen Städten, Ulrich Gering (1495) zu Paris u. s. w. Vieler Anderer zu geschweigen!

Digitized by Google

(B. 15), Joh. Montanus und Ulrich Neuber zu Nürnberg (B. 9), dem Wendelin Rihel von Straßburg (B. 11) und den Baseler Druckherren Joh. Bebelius und Michael Isengrim (B. 2), Johann Oporinus (B. 3), Nic. Bryling (B. 4), Hieron. Curio (B. 8), Joh. Herwagen (B. 14), Henric Petri (B. 7).

4. Und ist doch das der beste Beweis des lebendigsten wissenschaftlichen Verkehrs mit Lyon, daß Luthers Schwager Georg Oemmel (Aemylius) zu Wittenberg *) schon zur franz. u. lat. Ausgabe des holbeinischen Todtentanzes von 1542 (Gesner a. a. O. Sol. 261 b.) des Corrozet französische Reimzeilen unter den Bildern (1538) ins Latein übersetzte; wie denn auch ein den lat. Ausgaben von 1542 an vorgesetztes Epigramm des »Frarineus,« welcher französischer Gesandter am sächsischen Hofe war, »*Aemylio* suo« gewidmet ist, und der bekannte französische Epigrammendichter Nicolaus Bourbon (Borbonius), der später mit Holbein beym Kanzler Thomas Morus in England lebte, sowohl den Frellons, als dem Frarineus, Erasmus, Morus, Holbein u. s. w. Sinngedichte in seiner Sammlung Nugae widmet, wobey bezeichnend ist, daß die Sinnsprüche, darin er Holbeins Todtentanz (Mortis Imago) erwähnt, erst in den Ausgaben 1538, somit im Jahre ihres ersten Erscheinens zu Lyon, vorkommen; Basel, b. Cratander 1533, noch nicht.

D.

Die in der vorliegenden Schlotthauerischen Nachahmung gehandhabte Folge der Bilder ist dieselbe, wie sie alle Ausgaben seit dem Jahre 1545, b. und auch die von 1538 u. 1542 mit sich führen. Wir geben hier dieselbe zur Uebersicht, und zwar mit den Benennungen, welche die Lyoner Ausgaben und ihnen nach die Venediger, Colner, Augsburger und andere Nachdrucke festgehalten haben; wobey wir durch einen Stern zugleich die seit 1545 b. erst hinzugekommenen 12 Blätter von der ursprünglichen Anzahl (1538) auszeichnen:

I. 1. Die Schöpfung aller Ding.
2. Adam und Eva im Paradies.
3. Austreibung aus dem Paradies.
4. Adam baut das Erdreich (Fluch)
5. Gebein aller Menschen.
II. 6. Papst.
7. Kaiser.
8. König.
9. Cardinal.
10. Kaiserin.
11. Königin.
12. Bischof.
13. Herzog (Kurfürst).
14. Abt.
15. Abtissin.
16. Edelmann.
17. Domherr.
18. Richter (Schultheiß).
19. Fürspräch (Anwalt).
20 Rathsherr.
21. Prediger.
22. Pfarrherr.
23. Mönch.
24. Nonne.
25. Alt Weib.
26. Arzt.
27. Sterndeuter.
28. Reicher Mann (Wucherer).
29. Kaufmann.
30. Schiffmann.
31. Ritter.
32. Graf.
33. Alter Mann.
34. Gräfin.
35. Herzogin (Fürst u. Fürstin).
36. Edelfrau.
37. Krämer.
38. Ackersmann.
39. Mutter und Kind.

*) Derselbe, der ganz ähnlichen Bildern der Bibel lateinische Sinngedichte hinzufügte, die bey Christian Egenolf in Frankfurt 1539 (Biblicae historiae) und 1540 (Imagin. in Apocalypsin Joh. Descriptio) von H. B. S. herauskamen.

Digitized by Google

*40. Kriegsmann.
*41. Spieler.
*42 Säufer.
*43. Narr.
*44. Räuber.
*45. Blinder.
*46. Kärner (Fuhrmann).
*47. Bettler (siecher Mann).
*48. *49. *50. *51. } Kindergruppen.

(40) 52. Jüngst Gericht.
(41) 53. Wappen des Todes.

2. Ein schneller Ueberblick dieser Folge zeigt den bunten Reigen geistlicher und weltlicher Würden, so wie der Stände, Geschlechter und Alter gemischt: die Frauen meist zu einander gerückt (Kaiserin — Königin, 10, 11) oder zu den bezüglichsten Männern gepaart (Abt — Abtissin, 14, 15), Mönch — Nonne, 23, 24), aber auch durch Zwischenschiebungen getrennt, wie Herzog und Herzogin (13, 35) oder Graf und Gräfin (32, 34), wo sich der alte Mann (33) zwischenstellt, wie dieser von der alten Frau (25) getrennt ist. Bezeichnend zusammengerückt finden wir Gräfin, Herzogin, Edelfrau (34, 35, 36), während die zusammengehörigen Spieler, Säufer, Räuber (41, 42, 44) durch den schon besprochenen Narren (43) getrennt werden, der auch dadurch seine spätere Einschiebung verräth, obschon er, wie wir sehen werden, eine ursprüngliche holbeinische Gestalt ist, der nicht etwa als der sot aus der französischen Danse Macabre *) sich eindrängte, sondern schon in Holbeins Vorbilde, dem Baseler Gemälde, sich vorfand.

3. Obschon nun auch die weltlichen Männer, wie Kaiser, König, Herzog, Edelmann (7, 8, 13, 16), Ritter, Graf (31, 32!) ꝛc. sehr getrennt erscheinen, so ist doch in ihrer und der geistlichen Herren (Papst, Cardinal, Bischof, Abt, Domherr, Prediger, Pfarrherr, Mönch, Nonne) Auftreten so ziemlich noch der ganze Würden-Reigen des mittelalterlichen Imperii zu erkennen. Es folgen sich noch in ziemlich gehöriger Mischung — als die Häupter Papst — Kaiser (6, 7); nach letzterem angemessen der König (8), sey es der deutsche oder, was wir als richtiger erkennen werden, der französische. Nach diesen dreyen, die stets unter einander um Europa eiferten und kämpften, folgen nunmehr in gehöriger Abstufung, geistlich und weltlich: Cardinal (9), um dem päpstlichen Stuhle, auf den er vielleicht wartet, nicht zu fern zu rücken, weßhalb erst nach ihm Kaiserin und Königin (10, 11) auftreten, die ihren Herrn doch auch nicht zu weit abkommen durften; nach ihnen aber folgen sich in ziemlich gleicher Abwechslung Bischof — Herzog (12, 13), Abt (dem seine Aebtissin zugegeben wird) — Edelmann (14, 16), Domherr — Richter (17, 18), doch sind letzterm gleich der Fürsprach und Rathsherr (19, 20) beygegeben, weßhalb ihnen nun auch zur Herstellung des Gleichgewichtes vier geistliche Leute auf einmal folgen, Prediger (der Worteitle) — Pfarrherr (der Berufsedle) — Mönch — Nonne (21, 22, 23, 24), letztere gepaart, wie Abt und Aebtissin. Der jungen Nonne (24), die an den irdischen Jugendgeliebten nur zu mächtig zurückdenkt, während die Hände zum Gebete gefaltet sind, reiht sich als erinnernde Folie das herzgestillte alte Weib (25) an. Nach ihnen allen kommen die zwey, die dem Tode widerstehen zu können mei-

*) Wo selbst eine sotte nicht fehlen darf, da in der Danse des femmes (seit 1486 u. 1499) fast aller Männer Weiber und sehr viele mannlose dazu gesondert von der Danse des hommes auftreten.

Digitized by Google

nen — der Arzt, welcher, irdische Hülfe ersinnend, den Ausgang hinausschieben möchte; der Sternseher, welcher aus des Himmels Bahnen die Stunde der Geburt mit allen ihren Folgen zu deuten strebt, und denen der Tod das Glas der Gebrechlichkeit und den Schädel der Selbstbetrachtung vorhält. — Darnach bilden die Mammonsdiener, der Wucherer, Kaufmann (der eben Land und Ziel erreicht hat) und Schiffer (den das Ziel auf hoher See erreicht), ein zusammengehöriges Kleeblatt. Ihnen folgen aus der Reichsritterschaft nachträglich Ritter und Graf (31, 32), welcher von seiner Gemahlin durch den alten Mann (33) getrennt ist, wofür diese sich, wie gesagt, zwey weibliche Gefährten wählte, auf welche Dreyheit wir später nochmals zurückkommen. Nach diesen paaren sich noch Krämer und Bauersmann (37, 38), und die ursprünglich schließenden Mutter und Kind (39), denen dann die später hinzugekommenen, schon besprochenen acht (40—47) und vier (48—51) Bilder folgen; die letzten vier Kindergruppen, dem jüngsten Gerichte vorausgehend (wohl mit Erinnerung an Offenbar Johannes 21, 8; 22, 5 ꝛc.), entsprechen den vier ersten (Schöpfung), welche dem Triumphe des Todes vorausgehen.

E.

Außer den seit 1538 zu Lyon mit gedrucktem Texte erschienenen Ausgaben des holbeinischen Todtentanzes sind noch Abdrücke auf einer Seite vorhanden, theils in einzelnen zerstreuten Blättern (wie in Erlangen, München ꝛc.), theils in größeren Massen beysammen (wie Otto in Leipzig 21 Blatt, Graf Rigal 23 Bl., Panzer 36 Bl. besaß), theils endlich in vollständigen Exemplaren, aber nur 40 Blatt, so daß der Sterndeuter (27) hier noch fehlt, wie 1544 (1542) noch in Jobst Nocker's Augsburger Nachschnitten, und der Kriegsmann (40), der auch 1538 noch fehlt.

Diese ersten Probeabdrücke, wie man sie wegen ihres einseitigen Abdruckes wohl nennen darf, führen weiter gar keinen Text noch Titel mit sich, wohl aber übereinstimmend in Rechtschreibung und (schweizerischer) Mundart deutsche Benennungen, bald als Ueber-, bald als Unterschriften gedruckt; weßhalb man auch diese Abdrücke als die erste Ausgabe bezeichnet hat. Und ließe sich dafür der Umstand noch geltend machen, daß bereits die ersten eigentlichen buchhändlerischen Abdrücke von 1538 (Lyon, 4,) Ausbrüche zeigen [1]), mithin Abgenutztheit beurkunden, welche wohl eine bedeutendere Menge früherer Abzüge vermuthen läßt [2]).

2. Man setzt diese ersten Abdrücke gewöhnlich überlieferungs-

1) Sehr bald (schon in der Ausgabe 1545, a) erscheint Bl. 1 außer wachsendem Randausbruche unten mit einem senkrecht durch den ganzen Holzschnitt gehenden Riß oder Sprung. In den Icones Historiarum V. 7 erscheint er schon 1543 eben so groß. 1538 ist Bl. 1, l. u v. unten ausgesprungen, 1539 im V. T. und 1542 im T. T. unten rechts 1543 im V. T., 1545 im T. T. schon viel mehr.

2) Das lange Liegen von 1530—1538 allein hätte wohl Wurmfraß, doch nicht Ausbrüche herbeyführen können, um so weniger, als die Absicht der Herausgabe nach Beendigung aller Schnitte von Anfang an nicht zu verkennen ist. Wie prächtig frühere Holzschnitte sich erhalten können, davon sind unter Anderm ein treffender Beweis die durch Herrn Haas zu Basel besorgten Abdrücke der holbeinischen Zeichnung (Holzschnitt) von Erasmus mit dem Terminus, welche Abdrücke viel schöner als die älteren dem Auge entgegentreten, und nur links einen kleinen Randausbruch zeigen. Dieß nach mehr als 300 Jahren!

Digitized by Google

mäßig auf das Jahr 1530 an, ohne irgend einen andern Grund oder Beweis, als daß Papillon, dem Murr, Füßli und alle Späteren nachschrieben, sagt: »a ce que l'on peut juger« und »je crois.« Wirklich aber läßt sich von einer andern Seite ein triftiger Beweis führen [1]), wonach die vier ersten Blätter, die in den Abdrücken von 1530 und 1531 noch fehlen, in dem Baseler Abdruck von »1530« ein breiteres Blatt (Adam und Eva) eingelegt erscheint, das nach seiner Breite zu den holbeinischen, gleichfalls 1538 zu Lyon (gleichfalls bey Trechsel) mit ähnlichen französischen vierzeiligen Versen herausgekommenen Icones Historiae Veteris Testamenti gehören sollte, in deren Ausgaben [2]) seit 1538 statt solcher der Breite nach geeigneten Blätter der Schöpfungsgeschichte, die seit 1538 im holbeinischen Todtentanze, in der Höhe und Breite seiner übrigen Blätter auftretenden Nr. 1, 2, 3, 4 eingerückt erscheinen.

Im Zusammenhange mit jener überlieferten Jahreszahl (1530) versetzt man gewöhnlich die Fertigung der Todtentanzbilder in die Jahre 1526 bis 1529, weil Holbein in jenem Jahre Basel und die Seinen verließ, um nach England zu gehen, in diesem (1529) einmal zum Besuche nach Basel heimkam, wonach jene Abdrücke der vielleicht inzwischen fertig gewordenen Holzplatten vielleicht unter seinen Augen vorgenommen wurden.

3. Wir kommen auf diese Jahre 1530 und 1529 unten nochmals zurück, machen hier aber nunmehr den eigenthümlichen Umstand geltend, daß von den genannten drey ganz vollständig vorhandenen, auf Einer Seite abgezogenen Exemplaren der ursprünglich 40 Bilder, wie eins auf der Bibliothek zu Basel aufbewahrt wird, eins der Engländer William Young Ottley besaß, das dritte der Präsident v. Nagler zu Berlin noch besitzt, — während sie in jener Anzahl und in den gedruckten deutschen Ueber- und Unterschriften ganz gleich sind [3]), dahin von einander abweichen, daß nur der Baseler und der Ottleysche Abdruck nach der unter D, 1 gegebenen Folge der seit 1538 zu Lyon gedruckten Ausgaben ihre Bilderreihe ordnen, dagegen die Naglerische Folge auf eigenthümliche Weise die Blätter reiht, von der sogleich weiter die Rede seyn soll, weil sie uns zu tieferen Folgerungen Anlaß wird. Wobey vorläufig bemerkt wird, daß die Blätter altgedruckte Zahlen enthalten. Eben so wird gleich hier beygebracht, daß De Neckers schon öfter genannte Ausgabe (1544 Augsburg) nach dieser (Naglerischen) Folge ordnet, nicht etwa nach einer Ausgabe von 1538 oder 1542 (welches letzte Jahr s. in 32 Bl. statt des berüchtigten HL aufführt), wobey wir in Erinnerung bringen, daß (s. oben A, 4) bey De Necker auch der Sterndeuter fehlt, wie in den Abdrücken von »1530,« während er den Ausgaben von 1538 an schon beygegeben ist.

Daß aber beyde Folgen von »1530« (Nagler's und die Basel-Ottley'sche) im Allgemeinen gleichzeitig abgezogen seyn mögen, dafür spricht, außer der schon angeführten gänzlichen Druck-, Rechtschrei-

1) Und soll andern Ortes geführt werden.

2) Aechter Lyoner von 1538, 1539, 1543, 1547; Nachdrücke von 1538 Lyon (lat.), 1543 Lyon (span.), 1549 Lyon (engl.), 1551 Paris (lat.), 1561 Antwerp. (lat.); und schon 1531 (Zürch, Froschauer), 1551 (Frankf.).

3) Nagler's und die Baseler Abdrücke haben sie als Ueberschriften, Ottley's Unterschriften.

Digitized by Google

bungs- und Mundarten-Gleichheit, noch der Umstand, daß eben beyden jener Sterndeuter mangelt; während De Neckers Ordnung der Nagler'schen Folge eine nicht zufällige Bedeutsamkeit verleiht, welche durch die gedruckten frühen Zahlen, so wie durch fernere Umstände befestigt wird.

4. Die Nagler'schen Abdrücke (mit De Neckers Nachdruck) stimmen nämlich in ihrer eigenthümlichen selbstständigen Ordnung auffallend mit früheren Beziehungen auf dem Gebiete der Todtentänze.

Die Bilderfolge des Baseler-Ottleyschen Exemplares ist mit der unter D, 1 aufgestellten gegeben (mit Ausschluß von 27 und 40—51). Die Naglerische Folgenreihe ist die nachstehende *), der wir in Klammer den Vergleich jener mit den Ausgaben von 1538 stimmenden beyfügen:

1. Die wapen deß Thotß (41).
2. Die schöpffung aller ding (1).
3. Adam Eua im Paradyß (2).
4. Vß tribung Ade Eue (3).
5. Adam bawpt die erden (4).

I. 6. Der Bapst (6).
7. Der Cardinal (9).
8. Der Bischof (12).
9. Der Apt (14).
10. Die Aeptißinn (15).
11. Der Thumherr (17).
12. Der Pfarrherr (22).
13. Der Predicant (21).
14. Der Münch (23).
15. Die Nunne (24).

II. 16. Der Kayser (7).
17. Die Kayserinn (10).
18. Der Künig (8).
19. Die Küniginn (11).
20. Der Hertzog (13).
21. Die Hertzoginn (36).
22. Der Groff (32).
23. Die Greffinn (34).
24. Der Edelmann (16).
25. Die Edelfraw (35).

III. 26. Der Ritter (31).
27. Der Richter (18).
28. Der Fürspräch (19).
29. Der Rathßherr (20).
30. Der Artzet (26).
31. Der Rychsman (28).
32. Der Kouffman (29).
33. Der Schiffman (30).
34. Der Krämer (37).
35. Der Ackerman (38).
36. Der Alt man (33).
37. Daß Alt weyb (25).
38. Daß Jung Kint (39).
39. Gebeyn aller menschen (5).
40. Daß jüngst gericht (40).

5. Es ergibt sich dem Ueberblickenden, der mit D, 1 vergleicht, schnell, daß nach den ersten 5 Blättern (Holbeins Titelblatt und den Schöpfungsbildern) sich zwey scharf geschiedene Reihen folgen, deren erste die geistlichen Herren (vom Papst bis zur Nonne, 6—15) umfaßt, die zweyte das weltliche Regiment (vom Kaiser bis zum Ritter, 16—28), darnach die städtischen Aemter, Stände und Alter. Alles ordnet sich in sinnigen Gruppen. — Wir fangen hinten an. Die Alter: Greis (alte Frau) und Kind (36, 37, 38); die

*) Zugleich genau in ihrer Rechtschreibung und Mundart, die wenigstens die Gränze des Schweizer-Deutsch in Basel verräth. Während z. B. Welser in seiner Augsburger Chronik (1595, S. 260) sehr bezeichnend zum Jahre 1500 vom Schwabenlande sagt: »Umb diese Zeit begunten die Augsburger ihre Sprach zu ändern, und etwas verständlicher zu reden und zu schreiben, also daß sie zu unserer Zeit bey Regierung Kaiser Ferdinandi ganz anderst reden, denn die alten. Denn da dieselben vor diesem in Aussprechung des J und U das Maul weit aufsperrten (?), brauchen sie jetzunder dafür das ei und au im Schreiben und Reden, und sagen mit seldem Munde allein für a-llan, auch für ach!« Bekanntlich ist diese Lautwechslung schon um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts wenigstens zu setzen.

Digitized by Google

Gewerbe (Stände): Ackermann, Krämer, Schiffmann, Kaufmann, Wucherer (35, 34, 33, 32, 31); die Behörden (Richter, Fürspräch, Rathsherr und der helfende Arzt, 27—30); dann die weltlichen Herren oder, wenn die vorigen Bürger und Bauern darstellten — der Adel: Kaiser, König, Herzog, Graf, Edelmann, Ritter in gehöriger Abstufung (16, 18, 20, 22, 24, 26) Wie aber Alt Mann und Alt Weib (36, 37), Mönch und Nonne (14, 15), Abt und Aebtissin (9, 10) gehörig beysammen stehen, so folgen auch ganz ebenmäßig sich Kaiser — Kaiserin, König — Königin, Herzog — Herzogin, Graf — Gräfin, Edelmann — Edelfrau, und nur der Ritter geht leer aus, der allen Frauen dienet. Endlich die Hierarchie — stuft sich ganz ordentlich, Papst — Cardinal — Bischof — Abt — Domherr — Pfarrherr — Prädicant [1]) — Mönch. Die Aebtissin hat sich um des Abtes willen von ihrer Nonne getrennt, und derselben dafür den Mönch al pari zugesellt oder anvertraut.

Eine gewiß sinnige Anordnung und organische Gliederung!

F.

Dazu kommt aber nun die auffallende Thatsache, daß diese Naglerische Folge gänzlich mit derjenigen stimmt, welche Niclas Manuel in seinem Berner Todtentanz-Gemälde beobachtet hat, während er doch thatsächlich seine Unterschriften oder Reime dem Baseler Gemälde (so weit dieses ausreichte) entnahm, und zwar entschieden der Recension dieser frühern Verse, welche vor Hans Hug Kluber's Renovation (1568) bereits in den Jahren 1515—1520 vorhanden war, in welchen Jahren nach aller Ueberlieferung Manuel seinen Berner Todtentanz malte. Es ist ferner bezeichnende Thatsache, daß Manuel gerade die Gruppen oder Todesbilder hinzufügte, welche Holbein, gegen das Baseler Gemälde gehalten, eigenthümlich sind, besonders Sterndeuter, Kriegsmann, Rathsherr, während er den Narren, gleich dem Blutvogt, der Jungfrau, Jüngling (von denen Holbein nur den Narren nahm), ferner den Waldbruder, Fürspräch, Schultheiß (Richter), Heide, Heidin, Jud (von denen Holbein nur den Fürspräch und Richter aufnahm) mit dem Baseler Gemälde gemein hat. Die Nonne und den Maler haben beyde aus dem Baseler Bilde entnommen.

Es ist endlich zu beachten, daß auch in von Mechel gestochenen Grundzeichnungen zu Holbeins Todtentanze jene ganz gleiche Folge, wenigstens im Wesentlichen, dahin vorherrscht, daß die Geistlichen und Weltlichen gesondert sich folgen; wobey wir hervorheben, daß der Arzt (nebst Sterndeuter) den geistlichen Reigen schließt, was De Necker auffallend beybehielt [2]), und daß jene Uebereinstimmung gewiß mit für die Ursprünglichkeit jener Grundzeichnungen, die man bezweifelt hat, weil Mechel sie verneuzierlichte.

2. Daß der eben genannte De Necker nach derselben Folge ordnete, sahen wir schon unter E, 3. Hier sey nachgeholt, daß derselbe alle Frauen (selbst auch die geistlichen Aebtissin und Nonne), ganz hinter den Ackermann und Alt Mann vor das junge Kind versetzte. De Necker's Vorbilde gemäß der St. Galler Nachschnitt von 1581 (mit

1) Diese zwey tauschen in den späteren Ausgaben, sind bey De Necker aber wie oben.

2) Nur fehlt ihm der Sterndeuter ganz, wie in den Folgen von 1530.

Digitized by Google

De Necker's Texte) in 4. Aber auch der 1525 in Stein ausgearbeitete Todtentanz zu Dresden ordnet auf dieselbe Weise Geistliche und Weltliche Leute, nur alle Frauen bis auf die am Schlusse zusammengestellte Aebtissin, Edelfrau, Bauersfrau ausschließend. Eben so stellt der im Kukusbade in Böhmen vor 1730 gemalte Todtentanz erst die geistlichen, dann die weltlichen Bilder. Gleichermaßen Conrad Mayer in seinem 1650 herausgegebenen Zürcher Todtentanze, und dieser sogar mit Bewußtseyn durch eigene Vorblätter (»die sämmtliche Geistlichkeit« — »der Regier-Stand« — »Gemeiner Haus- und Weltstand«), ihm nach 1704 Redelius.

G.

Wir rücken weiter! Das Großbaseler Todtentanz-Gemälde, dem, wie bemerkt wurde, Manuel die Unterschriften entnahm, während er in der Folge der Bilder wesentlich abwich, und welches Gemäldes Anfang gewöhnlich um 1436 gesetzt wird, stimmt gänzlich in seiner Bilderzahl und Folge mit dem Todtentanze überein, der in Klein-Basel, im sogenannten Klingenthale (Frauenkloster) gemalt war, zum Theil noch erhalten ist, und die Jahreszahl 1312 (in Worten) selbst an sich trägt, obschon die Reimsprüche, schon weil sie mit den in Groß Basel (schon um $15\frac{15}{16}$) gestandenen wörtlich und gänzlich übereinstimmen, in ihrer Rechtschreibung und Mundartenmischung (niederrheinisch!) auch eine Renovation beurkunden. Das jüngere Groß-Baseler Gemälde stimmt aber auch mit jenem von 1312 fast in allen Stücken bis auf die kleinsten Züge des Gemäldes überein

2. Hier tritt nun die fernere Thatsache beachtenswerth ein, daß dieselben Verse, die wir in Groß-Basel (und Bern) und schon aus dem vierzehnten Jahrhunderte in Klein-Basel antreffen, unter dem fernen Lübecker Todtentanze gleichfalls hervortreten, und zwar vom Jahre 1463: zum Glück blieben nämlich bey den Auffrischungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wo man achtzeilige plattdeutsche Unterschriften ersetzte, ganz am Ende beym »Wiegenkinde« zwey ältere Zeilen stehen *), aus denen wir die Uebereinstimmung mit den beyden Baseler Gemälden erkennen, über die uns aber die geringere Bilderzahl in Lübeck (24!) noch zu einer älteren Vergleichung hinaufweist!

3. Schon das Klein-Baseler Gemälde von »1412« zeigt uns dieselbe Zahl von Feldern, die wir auf dem Groß-Baseler Todtentanze erkennen (41), dieselbe Zahl beyläufig, welche die ersten Ausgaben des holbeinischen Todtentanzes (von 1538, 1542, 1545) festhielten, obschon der Zeichnungen bey Christ. Machel bereits 46 sind. Dagegen bewahrte das Lübecker Gemälde, das wohl 1463 nur jene längeren plattdeutschen Verse erhielt, die geringe Zahl von 24 Feldern, welche uns in sechs gänzlich übereinstimmenden Handschriften (4 Münchner, 2 Heidelberger) entgegentreten; diese Handschriften (vor 1446 und vor 1450) enthalten zugleich alle ganz dieselben Verse, die in den stimmenden 24 Feldern der Baseler (Berner) und Lübecker Gemälde erhalten sind, und zwar nach Recensionen, die — gegen einander ausgeglichen — die Gestaltung der Reime in Klein-Basel (von »1312«) übertreffen, und nach den Reimge-

*) Diese und jene plattdeutschen wurden gerettet in Chroniken. Nathaniel Schlott setzte 1701 für das Ganze neuhochdeutsche Verse, die von 1730 — 1790 zum Erfurter Todtentanze benutzt, und noch mehr verwässert wurden.

Digitized by Google

setzen sich sehr leicht in die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zurückstellen lassen.

II.

Die ursprüngliche einfache Reihenfolge umfaßt den einfachen Grundgedanken, daß alle Alter (Mutter — Kind), alle Geschlechter (Kaiser — Kaiserin, Abt — Aebtissin oder Klosterfrau, Edelmann — Edelfrau) und alle Stände (geistlich und weltlich in gemischter Ordnung des Mittelalters, vom Papst bis zum Mönch, Kaiser bis zum Bauer, vom reichen Manne bis zum Bettler) an den Reihen müssen, — noch ursprünglich klarer, überblicklicher; und die große mittelalterliche Staaten- oder christenheitliche Familie in ihrer Gliederung steht anschaulicher vor uns: obenan der Papst — nach ihm geht keiner über den Kaiser (dem sein kaiserliches Gemahl sich gleichgestellt). Ihm folgt, sey es der deutsche, sey es der französische König, welcher letztere der »allerchristlichste« hieß, aber nicht der allerhöchste Pfeiler in dem europäischen Riesenbaue war. Darnach gliedern sich die ferneren geistlichen und weltlichen Würden des Reiches: Cardinal, Patriarch, Erzbischof — Herzog — Bischof — Graf — Abt — Ritter, Jurist — Chorherr, Arzt — Edelmann (Edelweib), Kaufmann — Klosterfrau — — Bettler, Koch [1]), Bauer — Mutter, Kind. Das Ganze schließt, wie es beginnt — der Prediger (eben so in Basel, Straßburg ꝛc).

2. Es ist gewiß für die Entstehungszeit der deutschen Todtentanz-Reime, die hier gemeint sind, sehr bezeichnend, daß in allen sechs Handschriften (die nur in nächster Umstellung von Koch und Bettler, Kaufmann und Klosterfrau zu zwey Recensionen sich scheiden) und eben so im Lübecker Gemälde (»1463, und darnach 1701 und noch eben so in Klein-Basel »1312«) die Königin fehlt, welche dagegen in Groß-Basel eintritt, wofür ihr der Patriarch und Erzbischof Platz machen mußten, die wie in den Handschriften in Klein-Basel noch auftraten. In Bern blieb der Patriarch. Eine Untersuchung, in wie weit Manuel (und vielleicht auch Holbein) mehr nach dem Klein-Baseler Gemälde, als nach dem Groß-Baseler malten, eben so eine andere, wie der deutsche Todtentanz überhaupt und Manuels Bernerischer insbesondere sich zu der französischen Dance Macabre (1485) verhält, welcher der Patriarch wie der Erzbischof eigenthümlich ist, während diese beyden in dem gedruckten deutschen »Dotentantz« (»$14\frac{70}{80}$«) fehlen, — kann hier nur erwähnt werden, und bleibt der ausführlichen Todtentanz-Geschichte aufbehalten. Erwähnung aber mußte deßhalb davon hier geschehen, weil — abgesehen von vielen anderen Beziehungen [2]), der eben genannte, von den meisten (auch Ebert) um 1480 gestellte, wenigstens aber um 1470 gedruckte deutsche »Doten dantz mit figuren Clage vnd | Antwort schon von allen staten

---

1) Rumold der Küchenmeister darf auch hier nicht fehlen, und fehlt weder in den 6 Handschriften, noch in beyden Baseler Bildern, noch Bern, noch Lübeck (dagegen in Straßburg und Dresden). Holbein übergab der Mutter das Amt, das Koch oder den Brey zu bereiten, wonach das vorgeführte Kind wie nach der Mutter langt.

2) Viele deutsche Todtentanz-Gemälde (Basel 1 u. 7, Constanz, Straßburg) befinden sich an Dominikaner-Klöstern, und man hat daraus die Folgerung ziehen wollen, daß die Idee des Todtentanzes aus Frankreich gekommen sey. Doch wird der entscheidendste Beweis über die Deutschheit des Todtentanzes geführt werden.

Digitized by Google

(Ständen) der welt.« Fol. [1]). — einmal mit den Versen jener französischen Danse Macabre einige, wenn auch wenige, wörtliche Aehnlichkeiten hat [2]), sodann, was uns auch für Holbeins Bilderfolge eine nähere Beziehung gibt, in jenem Werke Räuber (»Dieb«), Spielmann, Trinker (»Wirth«), ferner — vielleicht nicht ohne Beziehung für Manuels Todtentanz der Doctor (Theologiae), der in Bern eigenthümlich allein auftritt, eben so der Handelsmann, Bürger (welche in Bern und auch in Lübeck vorkommen), Bürgermeister, Jüngling und Jungfrau (diese auch in Bern) sich einstellen, endlich weil die Folgenreihe erst die Geistlichen, dann die Weltlichen aufführt, wobey zugleich angemerkt wird, daß der Arzt, ganz wie in den holbeinischen Zeichnungen bey Mechel und in Nagler's Folge, so wie darnach bey De Necker, den geistlichen Reigen schließt, während das Berner Gemälde uns die zweyte Folge von »1530,« und mit ihr die Ausgaben von 1538 u. s. f. ihn unter die Weltlichen stellen.

3. Die Anführung dieses deutschen, vor 1480 gedruckten Todtentanzes gehörte überdieß um so mehr hieher, als er uns auch sonst für den holbeinischen Todtentanz eine eigenthümliche Aufklärung gewährt.

In diesem deutschen Todtentanze ist nämlich auf das Entschiedenste durch Beygabe des Doppeladlers der deutsche Kaiser bezeichnet, so wie der König durch die Lilien als der französische gekennzeichnet, wie beyläufig dem Grafen das Würtembergisch-Teckensche Wappen der drey liegenden Hirschgeweihe beygegeben ist.

Die in einer der bisherigen Anmerkungen genannte Ausgabe der französischen Danse Macabre zu Troyes, 1528. Fol. hat in ihren schönen Holzschnitten gleichfalls dem Kaiser den Doppeladler, dem Könige abermals den französischen Lilienmantel zugetheilt: — die alte Ordnung des weltlichen Regimentes im mittelalterlichen Europa, voran der deutsche Kaiser, ihm nach der König, d. i. der von Frankreich, der ja um jenen Vorgang stets mit dem deutschen Reiche oder der deutschen Herrlichkeit kämpfte.

---

1) Es sind drey Ausgaben davon vorhanden: zwey mit denselben schönen Holzschnitten, aber anderm Drucke (so wie in Nr. » die Ordnung gestört ist), eine mit Nachschnitten und oberdeutschem, verdorbenem Texte; während jene niederrheinische Formen aufweisen, auf welche Gegend auch die Worte: »Her wirt, her wirt von Bingen,« deuten, wenigstens was die Herkunft des Textes und Tanzes betrifft. Alle drey Ausgaben sind in München; eine in Straßburg, die erste in Berlin (Pr. Nagler), die zweyte in Wolfenbüttel.

2) Man vergleiche LA grant danse macabre. Troyes p. Nicolas le rouge. 1528. Fol. (Eine selbst Peignot unbekannte Ausgabe, zu München):

Le petit enfant.	
A, a, a, ie ne scay parler	Aaa ich kan noch nyt sprechen
Enfant suis, lay la langue mue	Hude geboren hude muß ich
Hyer naquis, huy men fault aller	auff brechen
Je ne fais qu'entre et issue	Wan keyn stund mag ich socher syn
Rien nay meffait, mais de paour sue	Wie wol ich byn ehn kleynes kyndelyn
Prendre engre me fault cest le mieulx	Dyß merken alle gar eben
	Ich han noch nyt leren leben
Lordonnance de dieu nesse mue	Und muß doch sterben also baldt
Aussi *tost meur ieune que vieulx.*	Als woll stirbt das iung als das alt.

Bey den letzten deutschen Zeilen denkt sich's leicht an das ältere Vorbild der Gemälde, wo das Kind klagt (zur Mutter): »Wie wiltu mich also verlan, Muez ich danzen und kan nicht gan.«

Digitized by Google

I.

Wir kehren zum näheren Vergleich des Berner und holbeinischen Todtentanzes zurück. Der Raum verbietet, alle Folgereihen der 6 Handschriften, des Klein-Baseler, Groß-Baseler, holbeinischen, Bernerischen und des gedruckten deutschen »Todtendantzes« neben einander aufzustellen; wir führen deßhalb nur die einfache Zahl der ursprünglichen handschriftlichen Folge auf: Prediger — Papst, Kaiser, Kaiserin, König, Cardinal, Patriarch, Erzbischof, Herzog, Bischof, Graf, Abt, Ritter, Jurist, Chorherr, Arzt, Edelmann, Edelfrau, Kaufmann, Klosterfrau, Bettler, Koch, Bauer, Kind, Mutter. — Prediger.

2. Vergleichen wir damit die beyden Baseler Folgen, bemerken wir zuerst, gegen die einfache Folge der 6 Handschriften und der wesentlichen Lübecker Zahl [1]) — in Groß-Basel und merkwürdig genug schon (»1312«) im Klein-Baseler Vorbilde eine große Einschiebung zwischen Bettler und Koch, die sich in beyden ganz gleich bleibt, bis auf den Krämer, den Groß-Basel statt der Begine oder Nonne [2]) einfügt, wie später den Maler. In Holbeins Zeichnungen und ersten Abdrücken von »1530« befindet sich auch bereits der Krämer, könnte in Bern durch den Handwerksmann gegeben seyn; während die Begin oder Nunne in Bern beybehalten ist, Holbein ihr parallel von Anfang an die Nonne gibt. Klein- und Groß-Basel verwandeln die handschriftliche Klosterfrau in die bestimmte Aebtissin, die sie fortan in allen holbeinischen Darstellungen bleibt, gleichfalls in Bern so heißt. Der neu auftretende Waldbruder in Groß- und Klein-Basel, der auch in Lübeck als Klausner sich zeiget, erscheint auch in Bern und dann gleich bey Holbein, hier nur verallgemeinert als Alt Mann, dem nun das Alt Weib, gemäß der übrigen bey Holbein mehr durchgeführten Paarung von Mann und Frau, welche in den ursprünglichen (handschriftlichen und Baseler) Texten lückenhaft war, sich anschließt.

3. Solcher Erweiterungen, die man auch Spaltungen der Bilder oder Begriffe nennen könnte, finden sich bey Holbein mehrere. Schon im Groß- und Klein-Baseler Bilde theilte sich der ursprüngliche Kaufmann, oder wie er auch heißt »Reich Mann,« in diesen und den Wucherer: dem gemäß bey Holbein von vorn herein ein Kaufmann und Reicher Mann sich findet (in Bern fehlt der Wucherer), welcher letztere nun dem Bettler genauer gegenüber trat. Holbein spaltete aber nochmals: sein Kaufmann erscheint eben nach trügerischer Seefahrt, »mit Schätzen reich beladen,« gelandet, und nun Gewißheit hoffend, daß er der Gefahr des Todes entronnen, — wird er eben im Wühlen der Waaren abgerufen. Diesem Tode zu Lande setzte Holbein den Schiffmann zur Seite, den der Tod auf der Wasserstraße in der Hoffnung auf Ausbeute und gute Heimladung heimführt. Gewiß nicht ohne sinnige Absicht.

---

1) Einige selbstständige Abweichungen, Umstellungen, und daß der Koch ganz fehlt, sprechen für die Unabhängigkeit vom Baseler Gemälde, wie noch mehr des doch so nahen Straßburger Todtentanzes.

2) Die Nonne blieb vielleicht bey einer späteren Renovation (1480) deßhalb fort, weil 1480 die Nonnen aus dem Klingenthale verwiesen wurden, über welche derselbe Convent zu reden hatte, der das Groß-Baseler Gemälde von Klein-Basel herüber verpflanzte. Im Lübecker Todtentanze ist die »Begine,« auch in dem selbstständig 1496 zu Lübeck gedruckten Todtentanze, dem beyläufig, ganz nach dem Gemälde, auch die Königin fehlt.

Digitized by Google

4. Eben so war der ursprüngliche »Jurist« schon in Klein-Basel zum Jurist und dem schweizerischen Fürspräch (Anwalt) gedoppelt worden, in Groß-Basel trat an des letzteren Stelle der Rathsherr[1]) — und in Groß- und Klein-Basel gesellten sich zu ihnen Schultheiß und Blutvogt. Dieselben fünf schweizerischen Rechtsverweser treten uns in Bern entgegen. Rechtsgelehrte, Fürspräch, Schultheiß, Rathsherr., Vogt — ihm gleich Holbein, in dessen Zeichnungen schon, eben so in den Abdrücken von 1530 — »Richter (Schultheiß), Rathsherr, Fürsprech« sich finden. De Necker gibt nur Richter und Fürspräch, und gibt, wie Holbein, auch den Bernerischen Gr. u. Kl. Baseler Blutvogt auf. Auch der vor 1480 gedruckte Dotendanz führt bereits »Burgermeister, Ratzherr, Vorsprech, Schryeber« auf.

Wie hier Bern dem Baseler Gemälde gleichbleibender erscheint, so hat Manuel auch den Juden, Heiden und Heidin mit Groß- und schon Klein-Basel gemein: Holbein läßt diese Leute fallen, wie sie in dem ursprünglichen handschriftlichen Texte und in Lübeck (Straßburg) fehlen[2]). Umgekehrt läßt Manuel den Blinden aus, den Holbein dem Groß- und Klein-Baseler Gemälde gemäß hat.

Alle hier genannten Spaltungen oder Mehrungen fehlen dem ursprünglichen Texte, somit auch Lübeck. Eben so die folgenden.

5. Den Narren, den Groß und Klein-Basel (wie die französische Danse Macabre, und diese in den späteren Ausgaben sogar eine sotte) aufführen, hat sowohl Manuel als Holbein (schon in den Zeichnungen). Bey De Necker fehlt er $15\frac{43}{44}$, weil er in den Abdrücken »1530,« wie selbst noch in den Ausgaben 1538—1545, a. fehlte, gleich dem Blinden, der auch in den Zeichnungen sich findet, aber erst 1545. b. im Druck erscheint.

Den Sterndeuter, welchen Holbein gleichfalls schon in seinen Zeichnungen hat, aber die Ausgaben erst von 1545, b. an[3]) nachbringen, finden wir gleichfalls im Berner »Astrolog« wieder, wie auch in der Danse Macabre.

Eigenthümlich ist dem Groß-Baseler Bilde gegen das Klein-Baseler der Maler mit seiner Frau, der dort — was anderwärts aus dem Anklange der Bernerischen Verse von $15\frac{15}{16}$, gegen die Baseler von 1568 gehalten, nachgewiesen werden soll — wahrscheinlich erst seit 1480[4]) eintrat; Manuel hat, 1515 bis 1520 malend, denselben gleichfalls an den Schluß gestellt[5]); und ihm gemäß Hans Holbein,

---

1) In Lübeck der »Burgemeister?«

2) Kieser hat 1617 wieder Jude und Jüdin, wie Frölich 1588 und nach ihm Mechel mit den Baslerischen späteren Versen (von 1568) mit den Baslerischen Gestalten.

3) Wie denn Frölich 1588 (1576) noch einen eigenthümlichen Querschnitt (so breit, als die holbeinischen hoch, so hoch, als diese breit sind —) einfügt, besser als seine übrigen Blätter geschnitten, der Sterndeuter ganz treu nach Holbein, doch ohne den Tod!

4) Hans Bock?

5) Abgebildet, wie er eben an der letzten Jüdin oder Heidin malend vom Tode abgerufen wird, ganz gleich dem Groß-Baseler, wo — nach Klubers Behandlung vor 1568, der Maler, hinter dem ein Tod Farben reibt, vom andern Tode auf seine Frau verwiesen wird, der ein dritter Tod an den Busen greift. Letzterer derber Zug tritt in Meyers Bl. 29 (Rodelius, B. 23) wieder hervor; in Bern ging dieser derbe Griff auf die Wittwe in Bild und Wort über.

Digitized by Google

der sich gleichfalls selbst (wie Manuel sich, H. H. Kluber, und — der frühere »Hans Bock?«) mit seiner Frau zum »Wappen des Todes« stellte, welches Wappen des Todes die späteren Nachahmer (Kieser 1617, Kukusbad 1700) beybehielten, bald treuer (Kieser), bald sentimentaler in Ewigkeitsschlangen ꝛc. verwandelnd — alle aber den Maler entfernend, weil der ursprüngliche Gedanke sich ihnen entfremdete. Frohlich gab den Hans Hug Kluber dafür aus dem Baseler Gemälde.

K.

Wir sind durch das unter I Verglichene auf einen großen Parallelismus zwischen dem Manuelischen und dem Holbeinischen Todtentanze hingewiesen, der, so durchgehends vorhanden, um so weniger zufällig seyn kann, als er gerade in den, dem Baseler Vorbilde (es war — den Versen nach — Manuel, es war — der Gestalt nach ꝛc. — Holbein) hinzugefügten Gruppen wesentlich Statt findet. Dieser vorher nicht gegebene Parallelismus der beyden auch den Jahren nach sich nahe ruckenden Todtentänze geht wesentlich auch daraus hervor, daß, wie Holbein statt des Eingangspredigers im Baseler Gemälde vier Begründungsbilder aus der Schopfungsgeschichte als die Ursache des Todes voranstellte, so auch Manuel Moses Gesetzgebung und Christus am Kreuze (als Erlosung von Gesetz und Tod) vorausgehen ließ. Gemeinsam ist beyden endlich das Beinhaus (bey Holbein »Gebein aller Todten«), das auch den beyden Baseler Gemälden nicht fehlt, als ächt schweizerisch: man denke an das Beinhaus zu Murten. Holbein entwickelte daraus sinnig den Triumph des Todes. Endlich war das jüngste Gericht (tiefer als Manuels alles hinstreckender Tod am Schlusse) bereits am Beinhause zu Basel gemalt, wonach (s. Merian) Frohlich seinen Holzschnitt zerrbilden ließ.

2. Daß Holbein, wie aus seinem Aufenthalte zu Basel von Jugend auf schon zu schließen ist, für seine Darstellungen das Baseler Gemälde zu seinem Vorbilde nahm, geht außer anderm entscheidend aus der Thatsache hervor, daß zweymal die Gestalt des Todes bey Holbein vollkommen derselben in dem Baseler Wandgemälde bis ins Einzelnste gleicht. Man vergleiche selbst nur des Letzteren Nachstiche von M. Merian, nach der letzten Haupt-Renovation durch H. H. Kluber (1568) im Jahre 1623 entnommen. Wir meinen den holbeinischen Tod im Narren- und Schellengewande bey der Königin (Nr 11 bey Schlotthauer): dieser ist gänzlich der im Groß-Baseler Bilde dem Narren zugegebene Tod, dessen Narrenkappe aus jener Gesellschaftung erst erklärlich wird (wie ihm sammt dem Narren aus solcher Gleichung Frohlich 1588 (65, 1576) wieder eine Schellenkappe schenkte); wir meinen zweytens den Tod bey Herzog und Herzogin (Nr 35 Schl.), welcher auf der Hochzeittrommel der Lust ihnen aufschlägt: auch dieser ist gänzlich derselbe, wie im Baseler Gemälde, wo er dem Waldbruder auf dessen Leuchte auftrommelt, welche Trommel der Frohlich'sche Nachschnitt sinnig in einen Todtenkopf verwandelte.

3. Man könnte gleich einwerfen, daß diese auffallende Gestaltengleichheit erst bey der Renovation von 1568 durch Hans Hug Kluber, den nicht Wenige geradezu Schuler von Holbein nennen, aus des Letzteren Holzschnitten in das Wandgemälde hinübergekommen sey; und diese Vermuthung würde auch abgesehen davon, daß nur so wenige Uebertragungen durch Kluber eingetreten seyen, etwas für sich haben, wenn nicht ganz dieselben beyden Todesgebilde bereits in dem Klein-Baseler

Digitized by Google

Gemälde stünden, welchem Todtentanze im Klingenthale überhaupt das Groß-Baseler fast in jedem Striche gänzlich treu nachgeahmt worden ist. Jedenfalls also sind jene beyden Todesgestalten bereits vor 1568 [1]) gegeben, auch wohl vor 1436 [2]), wenigstens vor 1515—20, in welchen Zeitraum wir nämlich, durch jenen auffallenden Parallelismus zwischen Manuels und Holbeins Todtentanze auch des Letzteren Entwürfe setzen, freylich gegen die allgemeine Annahme, die aber nur auf willkürlicher Ueberlieferung oder unbegründeter Vermuthung beruht. Hievon gleich das Weitere.

4. Der Aufschluß über jene Benutzung früherer, an sich schon sehr schöner Gestalten von Seiten Holbeins läßt uns zugleich in Holbeins sinniges Verfahren bey seinen Todtentanz- oder Lebensbildern einen neuen Blick thun. Er ließ die beyden Todesgestalten nicht an ihrer alten Stelle, sondern ordnete den mit der Schellenkappe der sinnlichen, eitlen Königin bey, in, wie wir gleich sehen werden, auch anderweitig bedeutsamer Beziehung; den mit der bezeichnend angebrachten Trommel aber stellte er als Vorreiqner zum Brautgemach gerade zu dem Herzog und der Herzogin, im Blick und Vorhang genugsam bekennzeichnet und sinnbildet, schalkhaft und tiefernst zur Seite Nach der letztern Andeutung läßt auch die seit 1538 (oder 1530, b) festgehaltene Folgeordnung der Holzschnitte, während die im Naglerischen Exemplar herrschende Ordnung gänzlich gestört ist [3]), gerade die drey Frauen (Bl. 34, 35, 36 Schlotth.), d. i. Gräfin, Herzogin, Edelfrau, unmittelbar hinter einander folgen; durch welche drey Bilder, kaum verkennbar, die sich schmückende Braut oder Geliebte, der — einem Gretchen, ein ächt mephistopheliſches Marthen-Gesicht als Spiegel vorsteht [4]), das zum Brautgemach erwartend schreitende Paar (»die Verlobten«), endlich die im Bett ruhende, der Erfüllung harrende Frau, die nun ein anderer Buhle heimsucht, gemeint seyn möchten. Auch hat solche Beziehung der Lübecker Druck von 1604 schon angenommen, indem er, umdeutend, Sponsa, Conjux (gravis?), Virgo) mit dem schapel?) überschreibt.

L.

Die auffallende Gleichung des Manuelischen und Holbeinischen Todtentanzes bringt auf die auch sonst begründete Vermuthung, daß beyde Männer (Manuel freylich älter, als der bedeutend jüngere Holbein, der aber bekanntlich im 22sten Jahre schon herrlich malte) ihre Entwürfe gleichzeitig, vielleicht gar im Wetteifer gewisser Verabredung oder Uebereinstimmung unternommen haben möchten. Holbein, vielleicht bey einer Renovation des Baseler Gemäldes, wie denn sogar eine solche von der Ueberlieferung auf das Jahr 1519 angesetzt,

1) An anderm Orte soll genau nachgewiesen werden, wie viel überhaupt im Groß-Baseler Gemälde der Kluberischen Renovation anheimfällt.

2) Wenn auch, wie wir oben aus dem Texte und der langen Zeit sahen, das Kl. Baseler Gemälde gleichfalls seit 131 wenigstens eine Renovation erfahren.

3) Durch Hinaufrückung des Kaisers kehrt die neue Ordnung zur ursprünglichen Ordnung scheinbar zurück.

4) Im Baseler Gemälde steht (wohl seit 1568) die Jungfrau vor einem Spiegel, in dem sie den hinter ihr stehenden Tod erblickt. Durch den Wortmißverstand (der ältere Text hatte »spil, die Textrenovation machte »spigel daraus) erst hervorgerufenes Beybild.

Digitized by Google

und ihm selber eine solche zugeschrieben wird [1]). Vielleicht ward dem jungen Manne selbst Auftrag gegeben; vielleicht gab ihm denselben bey jenem Anlasse der Auffrischung sein Strebegeist. Vielleicht aus dieser Jugendlichkeit das Herübernehmen jener zwey Todesgestalten. Gewiß aber um so tiefer und künstlerischer sein Geist der Anordnung, Gruppirung und Erfindung! Vielleicht endlich renovirte 1519 Manuel deutsch in Basel [2]) das alte Gemälde, und malte — mit abgeänderten Baseler Versen — in seiner Vaterstadt Bern ein eigenes Gemälde; und der jüngere Hans Holbein eiferte, auf seine Weise ihm nach, ihn dabey künstlerisch und geistig übertreffend.

2. Der Manuelische Todtentanz wird ohne Widerspruch nach allen Ueberlieferungen zwischen den Jahren 1515 — 1520 gestellt.

Aus dem bisher zur Anschauung gebrachten Parallelismus zwischen jenem und den holbeinischen Gebilden haben wir auch diesen in denselben Zeitabschnitt versetzt, wenn schon von allen, die bisher — freylich nur nach Herkommen — die Sache besprochen, die Zeit »vor 1526« angegeben worden ist, als in welchem Jahre Holbein Basel und die Seinen verließ, um nach England zu gehen. Wir machen hier deßhalb ferner folgende Gründe geltend.

Unwidersprechlich hat Holbein in dem oben (II, 3) geltend gemachten Sinne, wie der deutsche »Dotendantz« (vor 1480), und die französische Danse Macabre in seinem Könige (Bl. 8 Schlotth.), gemäß den verglichenen Abbildungen und Kupferstechen — den Lilienkönig Franz den Ersten konterfeyt, was die getreu gehaltene Kopf- und Körpertracht desselben, so wie (fast besser in den großeren Nachschnitten bey De Necker) selbst die Gesichtszüge klar zu Tage legen. Franz der Erste ward 1515 König — seine unablässigen Kämpfe mit Kaiser Maximilian und dem Reiche sind bekannt. Letzterer stirbt 1519, wo ihm Karl V. folgt, der 1525 Franz den Ersten bey Pavia gefangen nimmt; Franz stirbt 1547, wo ihm Heinrich II. folgt.

3. Es könnte zwar das Jahr jener Gefangennehmung (1525) leicht in Holbein den Schalk geweckt haben, der in ihm wohnte, daß er gerade 1525 — 26 den endlich gedemüthigten Franzosenkönig bey voller Tafel schwelgend abkonterfeyte, und daß er Franz den Ersten wirklich meinte, geht auch aus dem Umstande hervor, daß der Cölner Nachschnitt, welcher nach Franzens Sterbejahr (1547) zuerst [3]) im Jahre 1555 herauskam, an des Gestorbenen Stelle augenscheinlich, was Kupferstich-Vergleich ergibt, seinen Nachfolger Heinrich den Zweyten vor den beybehaltenen Lilienteppich an die Tafel des irdisch-sinnlichen Genusses setzt [4]), und aus dem Kaiser einen viel älteren Mann macht, als er bey Holbein ist, so daß es fast Karl der Fünfte scheint, der gerade in

1) Daher der jahrhundertliche Irrthum, daß Holbeins Holzschnitte und Basels Todtentanz-Gemälde eins sey, oder letzteres von jenem gemalt. Frohlichs Betrug (?) 1588 und Conrad Mechels fortgesetzt falsche Titel (bis 1798!) haben jene Behauptung erhärtet; Reisende thaten dazu, so daß Peignot noch vor wenigen Jahren den Franzosen ausreden mußte, was in Deutschland schon ausgemacht war.

2) Sein Sohn Hans Rudolf Manuel lernte wenigstens die Malerkunst bey Maximin zu Basel.

3) Siehe oben B, 1 Anmerkung.

4) Der St. Galler Nachdruck von 1581 macht (gegen De Necker) aus dem Könige einen noch mehr niederländisch-französisch gekleideten König, fast mit türkischem Turban.

Digitized by Google

jenem Jahre 1555 nach Spanien sich zurückzog, und 1558 am 31. September im acht und funfzigsten Jahre starb. Kaiser Maximilian der Erste, Karls Vorgänger, starb, gleichfalls hoch betagt (60 Jahre alt), im Jahre 1519.

4. Es ist anerkannte Ueberlieferung, daß im Groß-Baseler Gemälde, welches als zur Zeit der Baseler Kirchenversammlung (1436) gemalt angegeben wird, die Gesichter des damals lebenden und gegenwärtigen Papstes, Kaisers [1]) und Königs abgebildet worden seyen [2]), wie später in Basel der Prediger vorn als Oecolampadius renovirt wurde (1568? früher??), und Manuel in Bern mehrere seiner Bekannten und Freunde in seinem Bilde abkonterfeyte.

Es liegt somit nach solchen Vorgängen und Holbeins eigenem Verfahren bey dem Bilde des Königs nahe zu vermuthen, daß der Künstler auch in dem Kaiser der Deutschen seiner Zeit, den Kaiser Maximilian den Ersten habe abbilden wollen, und zwar den noch lebenden.

Und keiner wird in dem schönen Bildchen den Kaiser Max verkennen, wie derselbe, je älter er wurde, mit gerade abgeschnittenem Haare abgebildet wird [3]). Es ist zudem wirklich ein Greisenangesicht, vielleicht als dem Tode nahe dargestellt, wie denn Kaiser Max schon am 12. Jänner 1519 verschied.

5. Dieses Blatt ist meist gänzlich mißverstanden worden, und auch neuerdings von Ludwig Bechstein in seinem Todtentanz-Gedichte [4]), freylich mit dichterischer Freyheit, ganz anders gedeutet worden [5]). Es ist verkannt worden, daß der Kaiser, Recht sprechend, über Ungerechtigkeit erzürnt, zu seinem bebend vor ihm stehenden Richter vorgeneigt, demselben die Spitze seines gebrochenen Schwertes in das Haupt geschleudert hat [6]), gewiß weil jener dem hoffend zum Kaiser aufschauenden armen Bauer sein Recht gekrümmt oder vorenthalten [7]). Siehe da den ritterlichen deutschen Kaiser, der den Wahlspruch führte:

»Ich bin ein Mann wie ein andrer Mann,
Nur daß mir Gott der Ehre gann.«

---

1) Auf gleiche Weise war Kaiser Ludwig der Bayer im Campo Santo zu Pisa im Todesringen abkonterfeyt. Auch in dem Berner Todtentanze könnte man den Kaiser Max wieder finden. Es heißt dort, freylich beym Könige: »Mein Küriſſer und groß Geſchütz,« und »Waren ihr noch ſo reich und iung;« und wirklich scheint die Gestalt dem Kaiser Max zu gleichen.

2) Felix V. war aber selbst 1439 noch nicht gepapstet. Der Groß-Baseler Text, wie er seit 1568 uns vorliegt, nennt einen »Keiser mit dem *grawen Bart*,« wie er auch abgebildet ist; Klein-Basel hat, wie die 6 Handschriften, noch: Her Keiser ueh hilfft neit das Svert, Der Groß-Baseler Kaiser ist auch phantastisch unhistorisch gekleidet, deßhalb wahrscheinlich erst 1568 so (mit dem grawen Bart) gemalt.

3) Man vergleiche nur Marxens Bild (1519) in Wurſtiſen's Chronik.

4) Leipzig, bey Leo, 1831. 8. Siehe Menzels Literaturblatt 1831, Nr. 74.

5) Kaiser Albrecht und Johann!

6) Schlotthauers und Bechsteins Nachbildungen geben diesen Umstand treu wieder. Die Zeichnung bey Christ Mechel gibt das Schwert ganz. Ob durch Mechels Schuld? Oder der Holzschnitt ist Holbeins eigene spätere Abweichung, wie deren mehrere beym Aufreißen auf das Holz vorgegangen seyn mögen. Man vergleiche bey Mechel das Blatt Adam und Eva bey der Schlange.

7) Wer kann eine bestimmtere Thatsache oder Ueberlieferung aus Marxens reichem Leben zu dieser Darstellung beybringen?

Digitized by Google

und dem Sebastian Brand selbst in seinem Narrenschiff (98. Narr) Gerechtigkeit läßt, indem er sagt:

Der edle Fürst Maximilian
wol würdig ist der Römischen Kron
dann kumbt on zweifel in sein hand
die heilig erd und das gelobte land.

Der Tod ruft somit den Kaiser in seiner Würde, im edel geübten Berufe ab, und es ist gewiß nicht ohne Absicht, daß ihm gegenüber der mit Max und dem Reiche immer fehdende Franzosenkönig Franz unedel, unter Fressen und Saufen, dargestellt wurde.

6. Es ließe sich gewiß weiter schließen, daß auch im Papste der feingebildete, geistiggenießende, leiblichgesegnete Leo der Zehnte gemeint worden seyn mochte, welcher, seit 1513 herrschend, bereits 1521 (46 Jahre alt) starb. Auch dieses letztere Jahr wiese uns in frühere Zeit. Täuschen wir uns nicht, so ist auch — wir vergleichen Kupferstiche — im Papste Aehnlichkeit nicht ganz zu verkennen. Und sollte nicht wiederum der deutsche Kaiser Max vor ihm knieen, recht gläubig — trotz dem Teufel, der die falschen Dekretalien über ihn vorhält, und dem, welcher vom Throne des Dreygekrönten herunter hohnlacht. Sollte nicht Bezug genommen seyn auf Leo's Bulle oder Breve vom 9. Nov. 1518, worin er erklärte, daß der Papst als Petri Nachfolger und Christi Statthalter auf Erden Macht habe, alle Sünden durch das Sakrament der Buße und alle Strafen durch Ablaß zu vergeben, wogegen Luther am 28. November 1517 auf eine allgemeine Kirchenversammlung sich berief [1]). Im folgenden Jahre hatte Luther mit Eck in Leipzig die Ablaß-Disputation, 1520 verbrannte Luther des Papstes Ablaßbullen. Der Gedanke bewegte die Zeit. Wobey hier angereiht wird, daß — während De Necker zu seinem in Folio vergrößerten Bilde mit derben Beyworten dem Teufel in das Pergamentblatt die Worte Ve tibi corona superbia mea leserlich ausschreibt, der St. Galler Druck von 1581, welcher seinen Text sonst ganz treu wiedergibt, den päpstlichen Text ändert, und gleich den Cölner Nachschnitten die Teufeley wegläßt [2]). Der Kupferstich vom Kukusbader Papste verwandelt den Teufel in einen Engel des achtzehnten Jahrhunderts, der einen Sternenkranz zu der Last der dreyfachen Krone herabbringt.

7. Wir folgern aber nach dem Kaiser, König und Papst auch auf Kaiserin und Königin (Bl. 10, 11 Schlth.).

Offenbar schreitet die Kaiserin, so gut wie der Alte Mann und die Alte Frau, nicht wie L. Bechstein zu seinem Dichterzwecke es auffaßte, erschrocken, sondern ruhig und mit Würde der Gruft entgegen, darauf der Tod, überredend (vielleicht als die Amme ihrer Kindheit?), sie hinweiset. Sie hat ihren Pallast verlassen, nicht von eitlen Zofen und Schranzen begleitet, wie die erschreckende und schreyende Königin, sondern von schwarz und still einherschreitenden geistlichen Fräulein mit dem Rosenkranze, die vielleicht selbst um den eben gestorbenen kaiserlichen Gemahl der Herrin Leid tragen, während diese dem in die Grube Gesenkten nachsinnt. Die erschreckende Königin dagegen sammelt ihre Hofzofen und Hofschranzen, die wider den Narrentod sich sträuben — sollte es nicht des genießenden Lilienkönigs Gemahlin seyn?

Wir hätten alsdann in den edel gehaltenen kaiserlichen und den

---

1) Steidan's Reformationsgeschichte 1, 45.

2) Dafür vergrößert der Cölner Nachzeichner beym Narren die Anstößigkeit!!

Digitized by Google

irdisch gekonterfeyten königlichen Gestalten ein Denkmal vom Geiste des sinnigen und deutsch gesinnten Künstlers.

8. Weiter in den Gesichtern zu suchen und zu deuten, erlaubt die Kleine der Zeichnung; so wie die Allgemeinheit der Darstellung oder der Personen nicht. Vielleicht daß besonders unter den geistlichen Herren, z. B. dem Kurfürsten, dem Abte, Domherrn, Mönch, Nonne, denen er allen nicht holde Gesinnung und edles Thun beygibt, dieser und jener seiner Zeit oder näheren Bekanntschaft seinem Humore hat sitzen müssen, der sich selber ja mit seiner Frau am Schlusse ehrlich wieder gab. Bey Kaiser und König ist es ausgemachte Thatsache, aus welcher sich somit die Vermuthung genugsam rechtfertigen möchte, daß Holbeins Todtentanz vielleicht im letzten Lebensjahre des Kaisers Maximilian 151$\frac{9}{9}$ gezeichnet worden sey, wodurch auch zugleich dem Manuelischen Gemälde alsdann das bestimmtere Jahr gefunden wäre. Es kommt dazu, daß in jenen Jahren, namentlich 1519 und länger, die Pest wieder umging, wie unter andern Bilibald Pirkheimer schildert [1]). Und es ist Thatsache, daß wirklich das Jahr eines jeden der bekannten Todtentanz-Gemälde, so wie vieler gedruckten Ausgaben, ein bestimmtes Pestjahr gewesen ist.

9. Holbein kam im Jahre 1529 nochmals aus England zum Besuche nach Basel zurück. Möglich, aber kaum glaublich nach seiner inzwischen genommenen Lebensrichtung, daß er damals manches vollendete und hinzufügte. Bezeichnend bleibt immer, daß die ersten 40 Blätter des Todtentanzes gerade im folgenden Jahre, wie nämlich angenommen wird, 1530 gemacht seyn sollen; auch darin bezeichnend, daß dieses gerade Manuels Todesjahr war! Wahrscheinlich daß Holbeins mit Kindern in Basel seit 1526 zurückgelassene Frau — vielleicht durch desselben Erasmus Vermittlung, der ihrem Manne nach England Briefe an den Kanzler Thomas Morus mitgab — die Todtentanz-Holzschnitte (oder Risse), die vielleicht noch bis 1538 in Basel geschnitten wurden, nach Lyon als zu ihrem Unterhalte verhandelte, und denselben vielleicht erst die Kindergruppen hinzufügte. Mit ihnen zugleich die Bilder ihres Mannes zum Alten Bunde, die im selben Jahre 1538, im selben Verlage bey Trechsel, gleichfalls zu Lyon in 4. als Icones Veteris Testamenti herauskamen, mit vierzeiligen Versen von Corrozet; denen die vier ersten Blätter des Todtentanzes an der Stelle nie fertig gewordener, den übrigen an Größe gleichen, wovon bereits oben (E, 2) gesprochen worden.

Möge diese Uebersicht so vieler Einzelnheiten einiges Licht auf die innerlichen Beziehungen des holbeinischen Werkes geworfen haben: andere Fragen aber, wie z. B. über das räthselhafte HL, das in keinem Falle Holbeins Zeichen ist, ferner über den eben so räthselhaften Hans Leutzelburger, seine Waldschlacht [2]) u. s. w, müssen dem ausführlichen, im Eingange genannten Werke zu lösen überlassen bleiben.

München. H. F. Maßmann,
Dr. Professor.

---

1) Siehe »Andenken Wilibald Pirkheimers zu Nürnberg.« Nürnb., Campe, hinter S. 2 u. 22.

2) Von ihr liegen drey verschiedene Abdrücke in der Kupferstichsammlung zu München, die nachstens besprochen werden sollen.

Sojuti's Leben und Schriften.

Folgender Abhandlung dient die Selbstbiographie Sojuti's in seinem Husn el-muhadherat zur Grundlage. Sie hat, wie sie hier erscheint, eine doppelte, für nöthig befundene und zweckmäßige Veränderung erlitten. Der Bericht über sein Leben ist abgekürzt, die Aufzählung seiner Werke vervollständigt worden. Sowohl jenes als diese sind bisher unbekannt geblieben. Gelingt es, so soll dieses Specimen den Eintritt öffnen in eine Gallerie Lebensbilder vorderasiatischer Vielwisser und Vielschreiber. Was hier in Uebersetzung gegeben ist, davon wird später der Text mit literar-historischen Anmerkungen und andern nöthigen Notizen, nebst kurzer Kritik und Inhaltsanzeige der selbst gesehenen Werke beygefügt werden.

Das Verzeichniß der mehr denn 550 Schriften unsers Gelehrten, von denen er 300 nach den Wissenschaften, über welche sie handeln, in dem oben angeführten Werke selbst aufzählt, konnte auf dreyfache Weise eingerichtet werden; chronologisch, nach der Zeit ihrer Abfassung, oder nach ihrem Inhalte oder endlich nach Art der Wörterbücher, alphabetisch. Letztere Anordnung verdiente den Vorzug, weil sie zur Benutzung die bequemste, in ihrer Ausführung die sicherste und frey von allen Mängeln ist, denen die beyden andern ausgesetzt bleiben müssen. Uebrigens ist auch so die Zeit der Abfassung und der Inhalt, wo sie zu ermitteln waren, kurz beygefügt worden. Noch bemerken wir, daß keine aus dieser Masse Schriften, weder eine große noch eine kleine, gedruckt, daß die Anzahl der aus ihnen gegebenen Auszüge außerordentlich gering, daß dagegen ein bedeutender Theil derselben, die grammatischen wie die historischen, wichtig, und in gewisser Beziehung einzig und für die arabische Literatur unschätzbar ist, so wie, daß gerade die vortrefflichsten sich unter den Schätzen unserer Bibliotheken befinden.

Unser literarischer Held nun, der schafiitische Scheich Dschelaled-din Abd-er-rahman Ben Abi Bekr es-Sojuti (oder el-Osjuti), dem in der ganzen gelehrten Welt der Araber an umfassendem und gediegenem Wissen wenig Andere an die Seite gestellt werden können, fährt am angezeigten Orte, nachdem er sich durch Angabe von Beyspielen anderer Gelehrten, die ebenfalls in ihren Werken ihre Selbstbiographie niedergelegt hatten, wegen Nachahmung derselben entschuldigt, und im Allgemeinen Stand und Würden seiner nähern Vorfahren vorausgeschickt hat, im Auszuge so fort:

Ich wurde in der ersten Nacht des Monats Redscheb im J. 849 (d. i. im Nov. 1445 Chr.) geboren, und kam noch bey Lebzeiten meines Vaters in das Haus des Ordensobern Mohammed el-Medschdub, eines ausgezeichnet frommen Mannes in der Nähe der Kapelle der heiligen Nefise (vgl. de Sacy Chrestom. I. S. 228). Unter seinem segensreichen Einflusse genoß ich eine vortreffliche Erziehung, und wußte noch vor meinem achten Jahre den Koran auswendig, machte mir hierauf eben so mehrere juristische und grammatikalische Compendien zu eigen, und fing mit dem eigentlichen Studieren vom J. 864 (1459 Chr.) an. Ich hörte die Rechtswissenschaft und Grammatik bey den ausgezeichnetsten Lehrern, unter andern die Lehre von der Erbschaftstheilung bey Schehab-ed-din esch-Scharmesahi, der über 100 J. alt wurde. Im J. 66 (1461) erhielt ich die Lehrfreyheit für die arabische Sprache, und in derselben Zeit schrieb ich mein erstes Werkchen, den Commentar über die Formeln aaud billah (ich fliehe zu Gott vor dem und dem

Digitized by Google

Unglück) und bism ellah (im Namen Gottes), dessen Werth der Scheich Ilm-ed-din el-Balkini, bey dem ich bis zu seinem Tode über verschiedene Rechtscapitel Vorlesungen besuchte, durch eine Lobschrift aussprach. Auch ertheilte mir dieser im J. 67 die Freyheit, sowohl Vorträge zu halten, als Rechtsaussprüche zu thun, und verschmähte nicht, unter meinem Vorsitze gegenwärtig zu seyn. Nach seinem Tode im J. 68 (1463—64 Chr.) besuchte ich den Scheich Scheref-ed-din el-Menawi, bey dem ich, außer den Vorträgen über einzelne Abschnitte des Rechts, einen Theil des Commentars zum Koran von Beidhawi hörte. In der Ueberlieferungskunde und arabischen Sprache hatte ich den Hanefiten Taki-ed-din esch-Schomonna (الشمنى) 4 Jahre hindurch zum Lehrer, und dieser lobte mich nicht nur wegen meiner grammatikalischen Arbeiten schriftlich und mündlich, sondern berief sich sogar in der Traditionslehre auf mein persönliches Ansehen, wozu eine von mir ihm mitgetheilte Berichtigung Veranlassung gab. Nach seinem Tode brachte ich im Umgange mit dem Scheich Mohji-ed-din el-Kafidschi 14 J. zu, indem ich verschiedene Zweige der Wissenschaft, wie Koranexegese, die Grundlehren des Rechts, die arabische Sprache, die Rhetorik u. s. w., bey ihm hörte. Auch dieser Lehrer stellte mir ein ausgezeichnetes Lehrautorisations-Schreiben aus. Ich las noch verschiedene Werke, wie den Reschschäf, Teudhih u. s. w, unter Leitung des hanefitischen Scheiches Seif-ed-din. Vom J. 66 an war ich bereits selbst als Schriftsteller aufgetreten, und die Anzahl meiner Schriften beläuft sich bis jetzt, abgesehen von allem, was ich vertilgt und sonst als frühere Arbeit verworfen habe, auf dreyhundert. Ich durchreiste Syrien, Hedschas, Jemen, Indien, Afrika und kam bis Tekrur. Bey meiner Pilgerung nach Mekka trank ich vom Brunnen Semsem um seiner wunderbringenden Kraft willen, trat in der Rechtslehre an die Stelle des Scheichs Seradsch-ed-din el-Balkini, in der Ueberlieferungskunde an die des Hafis Ibn Hadscher, und vom J. 71 an ertheilte ich Rechtsaussprüche. Vom Anfange des J. 72 (1467—68 Chr.) an nahm ich es auf mich, die Ueberlieferungskunde vorzutragen, und erlangte überhaupt eine erschöpfende Kenntniß in sieben Wissenschaften — der Koranexegese, Ueberlieferungskunde, Rechtslehre, Syntax und in den drey Zweigen der Rhetorik, logische Ausführung der Gedanken, Kenntniß und Anwendung der Redefiguren, und endlich der Anordnung und Auswahl der Worte in der Rede, einzig nach der Methode arabischer Gelehrter und beredter Männer, nicht nach der Lehrweise der Perser und heidnischen Philosophen. Ich selbst muß bekennen, daß ich in sechsen jener Wissenschaften, mit Ausnahme der Rechtslehre und Citirung früherer Berichte, in welcher meine Lehrer die ausgebreitetsten Kenntnisse und tiefe Gründlichkeit besaßen, weiter vorgedrungen bin und mehr Belesenheit besitze, als irgend einer meiner Scheiche, geschweige denn ein früherer Gelehrter. Die übrigen Wissenschaften, wie die Grundlehren des Rechts, die Topik, grammatische Formenlehre, die Stylistik und Epistolographik, die Lehre von der Erbguttheilung, ferner die Koranlesekunst habe ich mir in geringerer Vollkommenheit zu eigen gemacht. Noch unbedeutender sind meine Kenntnisse in der Medicin, und die Arithmetik war stets eine der schwersten Wissenschaften für meinen Geist, der sich so viel als möglich davon entfernt hielt. Verlangten meine Studien das Nachdenken über einen ihrer Sätze, so hätte ich lieber einen Berg tragen mögen. Auch sehe ich mich gegenwärtig in dem vollen Besitze der Hülfswissenschaften,

um ein Mudschtehed (s. de Sacy Chrest. I. 169) zu werden, was ich einzig mit Gottes Gnade, nicht aus Ruhm erzähle; denn was sind die Güter der Welt, daß man ihren Erwerb, um sich zu rühmen, suchen könnte?

Mit Beendigung meiner Reisen begann das Alter, und der angenehmere Theil des Lebens war dahin. Wollte ich über jede vorkommende Frage mit Anführung der darüber geschehenen Aussprüche und deren Beweise, durch Citate oder eigene Meditation, der in ihr enthaltenen Ideen, ihrer Lösung und Beantwortung, und mit Abwägung der verschiedenen Ansichten über sie unter den Glaubenssecten, ein Werk schreiben, furwahr ich könnte es durch Gottes Güte und seinen Beystand, nicht durch eigene Kraft und Stärke, denn nur in Gott ist die Stärke und Kraft, o wahrhaftig nur in Gott.

Auch hatte ich unter den Anfangsgründen meiner Studien etwas über Logik gelesen, Gott aber warf mir einen Abscheu gegen sie ins Herz, und als ich den Ibn Els-Sselah sie durch ein Fetwa verbieten sah, ließ ich sie ganz. Gott gab mir zum Ersatz dafür die edelste der Wissenschaften, die Wissenschaft der Ueberlieferungen, und ich hatte eine Menge Lehrer, die ich hierüber hörte, und die mir die Erlaubniß ertheilten, was sie lehrten, selbst wieder vorzutragen. In meinem Werke Modschim (معجم) habe ich ihre Namen gesammelt, und sie, hundert und funfzig an der Zahl, alphabetisch aufgeführt. Jedoch ist es weniger die Traditionslehre selbst, die ich gehört, als vielmehr der schwerste Theil dieses Kenntnißzweiges, die Kritik derselben, mit welcher ich mich beschäftigt.

* * *

Das Verzeichniß der Werke Sojuti's, seiner eigenen Angabe zufolge, so wie nach Hadschi Chalifa's und anderer Literatur-Historiker Berichten und sonstigen Quellen ist folgendes:

1. ابواب السعادة في اسباب الشهادة. Die Pforten der Seligkeit über die Ursachen der Zeugenschaft, ein Tractat (Par. N. 441).

2. اتحاف الاخصا بفضايل المسجد الاقصى. Geschenke für die Ausgewählten, enthaltend die Vorzüge des sehr weit entfernten Bethauses (in Jerusalem). — Nicht von unserm Sojuti, wie Möller, Catal. Mss. Bibl. Goth. N. 348 und 349 glauben machen könnte.

3. اتحاف الفرقة برفو الخرقة. Geschenke für die Secte durch die Ausbesserung der Mönchskutte. — Er theilt diese Abhandlung in der Sammlung seiner Fetwa's, الحاوي genannt, mit.

4. اتحاف النبلاء باخبار النقلاء. Geschenke für die Vornehmen, enthaltend Nachrichten über die gewichtigen Männer. — Eine ziemlich starke Schrift.

5. الاتقان في علوم القران. Gründliche Belehrung über die Wissenschaften des Korans. — Dieser Band ist eines seiner löblichsten und nützlichsten literarischen Denkmale. Er benutzte hierzu mehrere Werke seiner Lehrer, jedoch mit Auswahl und stren-

Digitized by Google

ger Kritik, und vermehrte die Koranswissenschaften auf achtzig. Es sollte diese Arbeit als Einleitung zu seiner großen Koranserläuterung, die er den »Zusammenfluß der beyden Meere« (مجمع البحرين) s. unten Nr. 453) nannte, dienen. Auch erwähnt er, daß über die meisten dieser Zweigeswissenschaften besondere Werke vorhanden seyen.

6. اتمام الدراية Vollendung des Wissens, für die Leser des Werkes Nikajet (s. Nr. 536).

7. اتمام النعمة فى اختصاص الاسلام بهذه الامة. Vollendung der Gnade darin, daß dem arabischen Volke vor andern der Islam zu Theil wurde. — Er schrieb diese Abhandlung im J. 888 (1483 Chr.) als Antwort auf die Frage eines Ungenannten, der diesen Vorzug nicht anerkennen wollte.

8. الاجر الجزل فى العزل. Der reichliche Lohn, das Spinnen (al. العزل, die Amtsabsetzung) betreffend.

9. الاجوبة الزكية عن الالغاز السبكية. Scharfsinnige Beantwortung der Räthsel des Sebei, in der Sammlung seiner Fetwa's befindlich. — 24 Verse, die Lösung dessen enthaltend, was es-Sebei in seinem Urtheile über Safedi Räthselhaftes ausgesprochen hatte.

10. الاحاديث الحسان فى فضل الطيلسان. Die schönen Ueberlieferungen über die Vortrefflichkeit des Ueberwurfs Tailesan (eine Art Stoff, der über die Achseln geworfen den Rücken herab, vorzüglich von Mönchen, getragen wurde. Vgl. de Sacy Chrest. II, 271). — Er verfaßte diese Schrift als Antwort auf die Einwürfe eines Ungenannten, nachdem er mit diesem in Gegenwart des Guri sich darüber in einen Widerstreit eingelassen hatte, um seiner Zunge für die Zukunft rücksichtlich ihres Absprechens über das Verdienstliche des Tailesan Schweigen aufzulegen (لطق لسانه عن طيلسانه). — Casiri N. 1787. 10.

11. الاحاديث المنيفة فى السلطنة الشريفة. Die hervorragenden Ueberlieferungen über die Heiligkeit der Sultanswürde. — Sojuti schrieb diese Abhandlung für Sultan Eschref, setzte darin den Vorzug, Sultan zu seyn, aus einander, und brachte die passenden Ueberlieferungen bey.

12. احاسن الاقتباس فى محاسن الاقتباس. Die schönsten Belehrungen, betreffend das Verdienstliche, Stellen des Korans und der Sunna in das Gespräch und die Schrift einzuflechten.

13. الاحتفال بالاطفال Die Sorge um die Kinder. — S. die Sammlung seiner Fetwa.

14. الاحكام السلطانيه. Die Herrschergebote vom Imam Abu'l-hasan Ali Ben Mohammed el Mawerdi, der 450

(1058 Chr.) starb, in 20 Kapiteln. — Sojuti verfertigte einen Auszug daraus.

15. احياء علوم الدين. Die Belebung der Wissenschaften der Religion, in 4 Theilen, jeder aus zehn Büchern bestehend, von Mohammed Ben Mohammed el Gasali, der 505 (1111 — 12 Chr.) starb. — »Gingen die Bücher, die je im Islam geschrieben wurden, verloren, und bliebe das Ihja', so ersetzte dieß den ganzen Verlust.« Diesen Ausspruch frommer Muslimen ehrend und den Werth des Werkes selbst anerkennend, machte auch Sojuti aus diesem einen Auszug.

16. احياء الميت بفضائل اهل البيت. Wiederauflebung des Todten durch die Vorzüge der Verwandten Mohammeds. — 60 Traditionen. Cas. 1793. 3°.

17. الاخبار المأثورة في الاطلاء بالنورة. Die überlieferten Nachrichten, betreffend das Einsalben mit Nuret (einer medicinischen Mischung aus ungelöschtem Kalk und Arsenik).

18. الاخبار المروية في سبب وضع العربية. Die überlieferten Nachrichten, betreffend die Veranlassung über die arabische Sprache zu schreiben.

19. اخبار الملائكة. Nachrichten über die Engel.

20. آداب الفتوى. Verhaltungsregeln beym Fetwa-Ausstellen.

21. آداب الملوك. Die Eigenschaften, die den Königen eigenthümlich seyn müssen.

22. ادب القاضي. Die dem Richter nöthigen Eigenschaften, nach den Lehrsätzen des Schafii.

23. الادب المفرد في الحديث. Einzelne Belehrungen, die Ueberlieferungskunde betreffend. — Im Auszuge. — Verfasser des Originals ist Abu Abdallah Mohammed Ben Ismail el-Bochari.

24. اذكار الاذكار. S. Nr. 211.

25. اربعين. Vierzig Ueberlieferungen. — Sojuti sammelte viermal vierzig: vierzig über das Verdienstliche des heiligen Kampfes, vierzig über das Aufheben der beyden Hände beym Gebet, vierzig mit Zurückführung ihrer Angabe auf Malik, der sie durch Nafi (نافع) und Ibn Omar vom Propheten selbst hatte, vierzig genannt die Unterschiedenen (المتباينة). — Unter letzterm Titel sammelte auch Ali Ben Hadscher el Askelani, der 842 = 1448 starb, und Ibn Sind Mohammed Ben Musa el-Hafis Ueberlieferungen. — Mohammed hatte einst gesagt: »Wer vierzig den Glauben betreffende Ueberlieferungen die Völker lehrt, hat den Lohn der größten Gesetzgelehrten im Himmel verdient. — Daher das Bemühen so vieler Scheiche, Sammlungen von 40 Traditionen bekannt zu machen.

Digitized by Google

26. الارج فى الفرج. Der angenehme Geruch, eine Abhandlung über die Freude. Man kann diese als eine Erweiterung und zugleich wieder als eine Abkürzung des Werkes von Ibn Abi ed-Dunja betrachten, bekannt unter dem Titel: Die Freude nach dem Schmerze (الفرج بعد الشدة).

27. ارشاد المهتدين الى نصرة المجتهدين. Die gerade Führung der zum Siege tiefer Glaubensdenker Geleiteten. — Sojuti setzt hier die Bedingungen, unter denen man ein Mudschtehed werden kann, im Allgemeinen aus einander.

28. ازالة الوهن عن مسئلة الرهن. Entfernung der schwachen Ansichten über die Pfandfrage.

29. ازهار الآكام فى اخبار الاحكام. Blüthen der Hügel, Nachrichten über die astronomischen Prophezeyungen enthaltend. — Ueberlieferungen.

30. ازهار العروش فى اخبار الحبوش. Blüthen der Hütten in den Nachrichten über die Abyssinier. — Cas. 1759. — Dieses Werkchen ward eine der Quellen zu der diesen Gegenstand erschöpfenden Schrift: Der gestickte Besatz in den Verdiensten der Abyssinier (الطراز المنقوش فى محاسن الحبوش) von Ala-ed-din Mohammed Ben Abd-el-baki el-Bochari, Kanzelredner zu Medina.

30. الازهار الفايحة على الفاتحة. Die über die Fatiha dahin duftenden Blüthen. — Commentar der ersten Sure.

31. ازهار الفضة. Die Silberblüthen, Glossen zu dem Lustgarten der abgeleiteten Rechtslehren (روضة فى الفروع) von Newawi.

32. الازهار المتناثرة فى الاخبار المتواترة. Die zerstreut stehenden Blüthen, durch einstimmige Ueberlieferung herabgekommene Nachrichten enthaltend. — Eine aus seinem größern Werke: Die vielfach nützlichen Belehrungen (الفوائد المتكاثرة), ausgezogene Schrift.

33. الازهار فيما عده الشعراء من الآثار. Blüthen, d. i. die überlieferten Aussprüche der rechtgläubigen Gefährten Mohammeds und anderer großer Vorfahren und Gelehrter, welche von den Dichtern darunter gezählt und angeführt werden.

34. الاساس فى فضل بنى العباس. Die Grundlage in den Vorzügen der Abbasiden. — Geschichte derselben.

35. اسباب الحديث. Ursachen, welche die einzelnen Ueberlieferungen veranlaßten.

36. اسبال الكساء على النساء. Die Lösung der Kleider

an den Frauen. — Eine kurze Abhandlung über die Frage, ob den Frauen im Paradiese das Angesicht des Schöpfers zu sehen vergönnt sey oder nicht. Dschewheri (al الجوهري) hatte es geläugnet. Sojuti widerspricht ihm. — Einen Auszug, 4 Blätter stark, betitelte er: Der den Frauen überbrachte Trost (رفع الاسى على النساء). Vgl. Nr. 38. 117. — 161. — 432.

37. الاستنصار بالواحد القهار. Umhülferuf zu dem einzigen Siegesheld. — Eine seiner Mekamen. — Vgl. Nr. 71.

38. اسحال الاعتداء بابطال الاعتداء. Die Fülle der wahren Leitung in der Vernichtung der Ungerechtigkeit. — Auch dieses Schriftchen ist gegen den Dschewheri gerichtet. Sojuti erzählt den ganzen Streit vollständig in der Mekame اللفظ الجوهري. S. unten Nr. 432.

39. اسعاف المطا برجال الموطأ. Unterstützung des Langsamen, betreffend die Männer, die in der Traditionssammlung des Malik, bekannt unter dem Titel الموطأ, als Autoritäten angeführt sind. — Aehnliche Zusätze schrieb Sojuti zu dem großem Werke: Vollkommenheit zur Erkenntniß der Männer. S. Nr. 423.

40. اسعاف الطلاب من مختصر الجامع الصغير بترتيب الشهاب. Unterstützung der Studierenden, ein Auszug aus der kleinen Traditionssammlung (s. Nr. 170), nach der Anordnung des Werkes Schohab, d. i. des Glanzsternes der Nachrichten, enthaltend Sinnsprüche, Räthsel und andere Unterhaltungen aus den Ueberlieferungen von Abu Abdollah Mohammed el-Kedhai, dem Schafiiten, gest. 454 (1062 Chr.).

41. الاسفار عمن قلم الاظفار. Der Glanz herabströmend von dem siegbringenden Griffel (oder: Nuditas resectione unguium).

42. الاسولة الوزيرية. Die Vesirsfrage.

43. الاشباه و النظائر في النحو. Aehnlichkeiten und Synonymen, ein grammatikalisches Werk, in 7 Abzweigungen, deren jede eine besondere Vorrede und eigenen Namen hat. Ein starker Band. — Sojuti spricht hier von syntactischen Feinheiten, von Worten, die viele Bedeutungen in sich vereinigen, von der Construction, dunkeln Redensarten u. s. w. — Cas. Nr. 40.

44. اطراف الاشراف. Neue Betrachtungen zu dem Werke el-Ischraf, welches den Ibn Asakir aus Damaskus zum Verfasser hat, und vollständig heißt: Das Niederschauen auf die Kenntniß der Gegenden, die in den Ueberlieferungen vorkommen (الاشراف على معرفة الاطراف). — Zwey Bände.

45. الاعتراض و التولي عمن لايحسن ويصلي. Widerwille

und Abneigung gegen den, der kein gutes Werk übt, indem er betet. — Grammatikalisch.

46. الاعتناء والتوكّل على ذي التكفّل. Die Stütze und das Vertrauen auf den, der Bürgschaft leistet. — Ueberlieferungen.

47. اعذب المناهل في حديث من قال انا عالم فهو جاهل. Die süßeste Tränke, die Ueberlieferung betreffend: Wer da sagt, ich bin weise, der ist sicher dumm. — S. die Sammlung seiner Fetwa.

48. اعلام الاريب بحدوث بدعة المحاريب. Belehrung der Verständigen, eine Abhandlung, in welcher Sojuti den Beweis führt, daß die Nischen in den Moscheen eine nicht im Islam begründete Neuerung seyen.

49. اعلام النصر في اعلام سلطان العصر في مسئلة البروز على النهر. Die Siegesfahnen zur Beurkundung des Sultans des Jahrhunderts, eine Abhandlung über die Frage, sich an dem Flusse (Nile) aufzustellen (?), in dreyfacher Beziehung aufgeworfen, was die Ueberlieferungen, Rechtskunde und Inscha sagen. — Vgl. Nr. 190. — 546.

50. الاعلام بحكم عيسى عليه السلام. Belehrung in Betreff Jesu. — Sein Kampf gegen den Antichrist. — Ein Antwortschreiben Sojuti's auf eine hierüber im J. 888 (1483 Chr.) an ihn gerichtete Frage. — Goth. Nr. 84. — Lugd. Bat. 603.

51. اعيان الاعيان. Aufzählung der vorzüglichsten Männer. — Ein kleines Büchlein über seine ausgezeichnetsten Zeitgenossen. — Lugd. Bat. 1874.

52. الاغضا من دعا الاعضاء. Abneigung vor dem Gliedergebet (Anrufung der Glieder. — Ueberlieferungen).

53. افادة الخير بنقصه في زيادة العمر ونقصه. Der Vortheil, der dem Guten aus seinem frühzeitigen Tode entsteht, über die Verlängerung und Verkürzung des Lebens.

54. الافتراض في ردّ الاعتراض. Auferlegte Verpflichtung zur Widerlegung der Einwürfe.

55. الافصاح في اسماء النكاح. Beredte Erläuterung der Namen für die Ehe. — Lexikalisch mit Citaten und Beweisstellen.

56. الافصاح في زوائد القاموس على الصحاح. Auseinandersetzung, daß das Lexikon Kamus mehr enthalte, als das Ssehhah von Dschewheri.

57. الاقتراح في اصول النحو وجدله. Neue Einfälle über die Grundlehren der Grammatik und ihre Befestigung (Topik). — In mehreren Vorreden und sieben Büchern. — Cas. 107. 1° und 186 1°.

58. الاقتناص في مسئلة التماص. Die Jagd, enthaltend

Digitized by Google

die Frage des Haarausreißer (der Andern die Haare aus dem Barte reißt, d. h. alles besser will als sie).

59. آكام العقيان فى احكام الخصيان. Die Goldberge, die Umstände der Verschnittenen betreffend.

60. الاكليل فى استنباط التنزيل. Die Krone über die aus dem Koran herauszuziehenden Lehren. — Eine Art Korans-Theologie. Sojuti behauptet hierin, daß in der Welt nichts existire, worüber man nicht im Koran Belehrung fände. Er geht Vers vor Vers durch, und gibt die darin enthaltenen Lehren an. — Cas. 1292. 1° el. 1359.

61. الالفية فى النحو. Die Grammatik des Ibn el-Malik, gest. 672 (1273—74), Alfije genannt. — Zu dieser schrieben viele Gelehrte Commentare und Glossen, unter andern im J. 676 der Sohn des Verfassers Bedr-ed-din Abu Abdollah Mohammed, der 686 starb. Seine Arbeit ist bekannt unter dem Namen: Commentar des Sohns des Verfassers (شرح ابن المصنف). Sojuti schrieb Glossen (تعليق) dazu, kam aber nur bis in die Mitte des Capitels der Annexion (اضافة), und nannte diese Arbeit: Der den Sohn des Verfassers mit einem Ohrgehänge Schmückende (المشنّف على ابن المصنّف). — Eben so schrieb er zu dem Commentare derselben Alfije von Abu Mohammed Abd Ben Abd-er-rahman, bekannt unter dem Namen des Grammatikers Ibn Akil, gest. 769 (1367—68) Glossen mit dem Titel: Das geschliffene Schwert (السيف الصقيل على شرح ابن عقيل). Ferner einen kurzen Commentar, in welchem der Text und die Bemerkungen abwechseln, und mit dessen Ausarbeitung er mehrere Jahre zubrachte, unter dem Titel: Die gefällige Anmuth (المرضية البهجة, Cas. 69: النهجة, welche Lesart auch durch anderweitige Bestätigungen überwiegende Autorität hat). Große Sprachkundige ertheilen ihm das ausgezeichnetste Lob über diese Schrift. — Ueberdieß ist von ihm ein Auszug der Elfije in 600 Versen und 30 Dakikat's (دقيقة), Wafije (الوفية) genannt. — Zu der von Ibn Hescham (gest. 762, d. i. 1361 Chr.) verfertigten prosaischen Umarbeitung der Elfije, betitelt: Der deutlichste Weg (مالك اوضح المسالك الى الفية ابن), die später den Namen: Die Aufhellung (التوضيح), erhielt, schrieb Sojuti ebenfalls Randglossen, und nannte sie: Das Umnehmen des Schmuckgürtels (التوشيح).

62. الفية العراقى فى اصول الحديث. Elfije des Iraki über die Grundlehren der Ueberlieferung (d. h. der in den Ueberlieferungen enthaltenen philologisch und kritisch richtig erörter-

Digitized by Google

ten Gedanken), von dem Ordensobern 'Sein-ed-din Abd-er-rahim Ben el-Hosein el-Iraki, der 805 (1402—3 Chr.) starb — Auch zu diesem Werke schrieb Sojuti einen vor andern bekannten Commentar.

63. الفية في النحو و التصريف و الخط. Elfije, die Syntax, Formenlehre und Schrift betreffend. — Sojuti benutzte hierzu gemeinschaftlich die Elfije des Ibn Malik und die des Ibn Ma't (ابن معط) und nannte die Schrift: Die einzige Perle (الفريدة). Hierauf commentirte er sie unter dem Titel: Die glücklichen Aufgänge (المطالع السعيدة).

64. القام الحجر لمن زكى سابّ ابى بكر وعمر. Der Stein, welcher dem zu schlucken gegeben wird, der den Verleumder des Abu Bekr und Omar für unschuldig erklärt. — Sojuti erzählt, von einem Neuerer die Behauptung gehört zu haben, daß man von einem, der die beyden Scheiche geschmäht, das Zeugniß annehmen müsse — Er suchte ihn, doch fruchtlos, von dieser Meinung abzubringen. Zur Warnung für die Gläubigen schrieb er hierauf diesen Tractat.

65. الالماع في الابتاع لحسن بسن. Glänzende Belehrung über die Opposition von Worten, wie hasan basan, niedlich lieblich.

66. الوبة النصر في خصيصى بالقصر. Die Siegesfahnen, grammatikalische Abhandlung über einen eigenthümlichen Beschränkungsfall.

67. الامالى على الدرة الفاخرة. Dictata zu dem Werke: Die kostbare Perle. — الامالى على القران, Dictata zum Koran. — الامالى المطلقة. Allgemeine Dictata. — Sämmtlich von Sojuti.

68. الانافة في رتبة الخلافة. Die Erhabenheit, eine Abhandlung über die Chalifatswürde.

69. الانباء عن قبائل الرواة. Nachrichten über die verschiedenen Stämme (Classen) der Ueberlieferer, von Ibn Abd el-Birr en-Nemri aus Cordoba, der 463 (1076—77 Chr.) starb, zu welchem Werke Sojuti einen Anhang machte.

70. انباه الازكياء لحيوة الانبياء. Aufmunterungsschrift für die Frommen, auf das Leben der Propheten zu schauen. — Auch Beihaki hat hierüber einen kleinen Artikel abgefaßt.

71. الانتصار بالواحد القهار. Siegreiche Hülfe, die allein bey dem Alluberwinder zu finden ist. — Bekämpfung der Autorität eines seiner Zeitgenossen als Ueberlieferer. Vgl. oben Nr. 37. — Vermuthlich ist Hadschi Chalfa durch die doppelte Redaction eines und desselben Werkes zur Aufführung desselben als verschieden verleitet worden, eine Bemerkung, die sich auch durch andere Beyspiele bestätigen läßt.

Digitized by Google

72. انجاز الوعد. Vollführung des Versprechens, ein Auszug aus den Classen der Ueberlieferer (طبقات الرواة) von Ibn Sa'd (ابن سعد) aus Bassora, de 230 (844—45) starb.

73. انشاب الكتب فى انساب الكتب. Das Befestigen der Riemen, betreffend den Ursprung der beschriebenen Bücher. — Collectaneen.

74. انصاف فى تمييز الاوقاف. Die gerechte Entscheidung, eine Abhandlung über den Unterschied der Legate.

75. انموزج اللبيب فى خصائص الحبيب. Das Muster für den Verständigen, eine Beschreibung der eigenthümlichen Vorzüge des Geliebten (Mohammed). — Ein Compendium, das Sojuti aus seinem größern Werke: Die Eigenthümlichkeiten (الخصائص, vgl. Nr. 216), auszog, und in zwey Abschnitte theilte: 1) Ueber die eigenthümlichen Vorzüge Mohammeds vor allen andern Propheten, und 2) über seine Eigenthümlichkeiten vor dem arabischen Volke.

76. انوار الحلك فى امكان رؤية النبى و الملك. Erleuchtung der Finsterniß, ein Tractat über die Möglichkeit, daß der Prophet (Mohammed) und der Engel (Gabriel) Gott sieht.

77. الاوج فى خبر عوج. Der höchste Punct, Nachrichten über Audsch enthaltend.

78. الاية الكبرى فى شرح قصة الاسرى. Das große Zeichen, eine Erläuterung der Erzählung von der nächtlichen Reise. — (Sure 17, elasra genannt.)

79. الباحة فى السباحة. Der Strudel, eine Abhandlung über das Schwimmen.

80. البارع فى اقطاع الشارع. Der Scharfsinnige, über die Bestimmung des Lohnes durch den Gesetzgeber.

81. البارق فى قطع يد السارق. Der Blitzende, eine Auseinandersetzung, daß man dem Diebe die Hand abschneiden müsse. — Einer von Sojuti's Zeitgenossen hatte ihm ein Buch entwendet und sich seine Abfassung zugeschrieben. Er gibt hier über dieses Plagiat die nähere Belehrung.

82. الباهر فى حكم النبى عليه السلام فى الباطن و الظاهر. Der Wunderbare, über die Beschaffenheit des Propheten im Innern und Aeußern. — Sojuti erzählt hier die Geschichte des Moses mit Phineas.

83. بدايع الزهور فى وقايع الدهور. Die glanzvollen Wunder in den Begebenheiten der Zeiten. — Ein Auszug

aus 32 Geschichtswerken. Sojuti berichtet die merkwürdigern Begebenheiten vom Anfange der Welt bis zu seiner Zeit. Voraus geht die Geschichte der Propheten, denen die der Chalifen, Könige u. s. w. folgt. — Unvollendet.

84. البدر الذى انجلى فى مسئلة الولاء. Der Neumond, der in der Frage von der Gewalt des Herrn über seinen Freygelassenen glänzend aufgeht.

85. البدور السافرة فى الامور الآخرة. Die glänzenden Neumonde, über die Zustände der kommenden Welt, z. B. über die Auferstehung, das Schrecken des Richtplatzes am jüngsten Tage, das Paradies, die Hölle u. s. w. nach den Berichten des Korans, der Sunna und andern Ueberlieferungen. Man las unter seiner Leitung diese Capitel, deren jedes einen besonderen Tractat bildete, und die letzte dieser Lectionen fiel auf den 9. Dschummadi des Ersten 884 (beginnt den 25. März 1479).

86. البديعية. Ein Gedicht über den rhetorischen Schmuck. Es ist dasselbe Werk, was Sojuti نظم البديع (s. Nr. 531) nannte. Er selbst schrieb den Commentar dazu.

87. بذل العسجد لسؤال المسجد. Reichliche Spendung des Goldes auf Bitten für die Moschee. — Juristisch.

88. بذل المجهود لخزانة محمود. Verschwenderische Kraftanstrengung für den Schatz Mahmuds — Aufzählung aller unmittelbaren Gefährten des Propheten, die 120 J. lebten.

89. بذل الهمّة فى طلب برأة الذمّة. Aufwand der Sorge in dem Streben nach dem Rechte, in den Schutzbürgerstand aufgenommen zu werden.

90. برد الظلال فى تكرار السؤال. Erkaltung (oder Ausdauer?) des unermüdeten Drangers in Wiederholung der Bitte.

91. البرق الواميض فى شرح يائية ابن الفارض. Der schimmernde Blitz, Commentar zu der auf Je ausgehenden Kaßide (Jaïje) des Ibn el-Faridh.

92. بزوغ الهلال فى الخصال الموجبة للظلال. Der Aufgang des Neumondes, über die Eigenschaften, die den Schatten verursachen. — Sojuti suchte alle Ueberlieferungen auf über die Eigenschaften, welche den Schatten des Thrones (Gottes) verursachen, brachte ihrer 70 zusammen, und erschöpfte so die Beweisstellen. Hierauf kürzte er die Arbeit einmal nach dem andern ab, und beschränkte sich endlich auf die bloßen Textesworte der Ueberlieferung. Vgl. Nr. 152.

93. بسط الكف فى اتمام الصف. Das Ausstrecken der vollen Hand über die Vervollständigung der Reihe (vgl. Sure 61).

94. بشرى الكئيب بلقاء الحبيب. Frohe Kunde, die der

Sandhügel über die Zusammenkunft mit dem Geliebten gibt. — Ein Auszug aus seinem großen Werke über den Zustand des Menschen in der Zeit zwischen dem Tode und der Auferstehung.

95. بغية الرايد. Die Wünsche des Sehnsüchtigen, eine Fortsetzung der Sammlung der Zusätze (مجمع الزوايد). — Traditionen. — Unvollendet.

96. بغية الوعاة. Die Wünsche der Antiquare. S. طبقات النحاة Nr. 329.

97. بلبل الروضة. Die Nachtigall des Lustgartens. — Eine Beschreibung der Insel bey Kahira, Raudhet, d. i. Lustgarten, genannt. — S. die Sammlung seiner Mekamen.

98. بلغة المحتاج فى مناسك الحاج. Hinreichende Versorgung des Bedürftigen, eine Abhandlung über die Ceremonien der heiligen Wallfahrt.

99. بلوغ الامنية فى الحانقاة الركنية Die Erreichung der Wünsche in dem Kloster des Roen-ed-din.

100. بلوغ المأرب فى قص الشارب. Erlangung des Wunsches im Abschneiden des Schnurbartes.

101. بلوغ المأرب فى اخبار العقارب. Erlangung des Wunsches. — Erschöpfende Nachrichten über die Skorpionen.

102. بلوغ المأمول فى خدمة الرسول. Erreichung der Hoffnung im Dienste des Gesandten.

103. البهجة المرضية. S. Nr. 61.

104. البهجة السنية. Die erhabene Schönheit. — S. Nr. 266.

105. تاخير الظلامة الى يوم القيمة. Aufschub (der Bestrafung) ungerechter Bedrückung bis zum Tage der Auferstehung. — Er schrieb diesen Tractat als Klagschrift über einen Ungenannten, der ihm zu schaden suchte, und erwähnt dabey die Geschichte des Thalaba Ben Chatib und Anderer.

106. تاريخ الخلفا Chalifengeschichte. — Hadschi Chalifa nennt dieses Werk geradezu das vortrefflichste über diesen Gegenstand. — Paris. N. 776. — Vindob. N. 104. — Goth. 323. — Havn. Nro. 22. 4. Assouv. Bibl. I. 627.

107. تاريخ العبر وهو دليل على ابناء العبر. Die Zeitgeschichte, ein Führer zu den Helden des Jahrhunderts.

108. تاييد الحقيقة العلية وتشييد الطريقة الشاذلية. Bestä-

tigung der erhabenen Wahrheit und die Erhöhung der Ansichten des Schadeli — Rhetorisch.

109. التبرّي من معرفة المعرّي Rechtfertigung wegen der Schuld des Maarri, ein Gedicht im Versmaße Redschas. — Anlaß zur Abfassung gab folgende Erzählung. Abu'l Ala, der bekannte Dichter aus Maarra, trat einmal bey dem Scherif ein, und stieß an einen Mann an. — Auf den Ruf des Letztern: Wer ist dieser Hund? erwiederte jener: Ein Hund ist der, der die 70 Namen des Hundes nicht weiß. — Sojuti schlug in den Wörterbüchern nach, fand darin über sechzig, und brachte diese in Verse unter obigem Titel.

110. تبييض الصحيفة بمناقب الامام ابى حنيفة. Vollschreibung des weißen Blattes mit den löblichen Eigenschaften des Abu Hanifa.

111. التثبيت عند التبييت. Das Festhalten bey der nächtlichen Unterhaltung. — 173 Verse über den Zustand im Grabe.

112. التحدّث بنعمة الله تعالى. Unterhaltung über die göttliche Gnade. — Ein Geschichtswerkchen.

113. تحذير الخواص من اكاذيب القصاص. Warnung der Auserwählten vor den Lügen des Erzählers.

114. تحصين الخادم. Die Beschützung des Dieners, der unvollständige Auszug eines Abschnittes aus dem Werke des Serkeschi, betitelt: Der Diener des Rafii und des Lustgartens (خادم الرافعى و الروضة), über die schafiitischen Rechtslehren.

115. تحفة الابرار. Geschenk für die Gerechten. S. Nr. 211.

116. تحفة الانجاب بمسئلة السنجاب. Geschenk für die Edeln, die Frage über die Hermelinkatze behandelnd (ob von diesem unreinen Thiere das Fell zu tragen nicht verboten sey). — Geschrieben 890, d. i. 1485 Chr.

117. تحفة الجلساء برؤية الله تعالى للنساء Geschenk für die Genossen, eine Erörterung der Frage, ob den Frauen im Paradiese Gott zu sehen vergönnt sey. Vgl. Nr. 36.

118. تحفة الظرفاء باسماء الخلفاء Geschenk für die Gebildeten in Aufzählung der Namen der Chalifen.

119. تحفة الكرام باخبار الاهرام. Geschenk für die Edeln, Nachrichten über die Pyramiden enthaltend.

120. تحفة المذاكر. Geschenk für den Erzähler, ein Auszug Sojuti's aus dem Compendium des Bedr-ed-din Mahmud Ben Ahmed el-Aini (gest. 855, d. i. 1451 Chr.), das dieser, nach

der großen Geschichte von Damascus in 80 Bänden von Ibn Asakir, verfaßt hatte.

121. تحفة المجتهدين باسماء المجددين. Geschenk für die eifrigen Gesetzgelehrten durch die Namen der Neuerer. — 27 Verse.

122. تحفة النابه في تلخيص المتشابه. Geschenk für den Ausgezeichneten, eine Erläuterung der dunkeln Stellen in den Ueberlieferungen.

123. تحفة الناسك بنكت المناسك. Geschenk für den Frommen in subtilen Fragen über die Wallfahrtsceremonien.

124. تحفة النجباء في قولهم هذا بسرا اطيب هنه رطبا. Geschenk für die Vornehmen über den Ausspruch der Araber: Diese Datteln als Busr sind besser, denn jene als Rotab (vgl. de Sacy, Abdollat. S. 24 und 25).

125. التحبير في علوم التفسير. Benachrichtigung über die Wissenschaften der Koransexegese. — Sojuti nahm in diesem Werke auf, was Balkini in seinen Mewaki el-olum (مواقع العلوم) hierüber erwähnt hatte, und begründete 102 dergleichen Wissenschaften. Er vollendete diese Schrift, die er später, als das Itkan (s. Nr. 5), schrieb, in dasselbe verschmolz, im J. 872 (1467—68 Chr.). — Lugd. Bat. 109, 110.

126. تدريب الراوي في شرح تقريب النواوي Uebung des Ueberlieferer, Commentar des Werkes: Annäherung und Erleichterung zur Kenntniß der Ueberlieferungen des warnenden Gottgesandten (التقريب والتيسير لمعرفة سنن البشير النذير) von Mohji ed-din Jahja Ben Scheref en-Newawi, gest. 676, d. i. 1277—78 Chr. — Sojuti schrieb noch außerdem Zusätze (تذنيب) zu dem Tacrib.

127. تذكرة المؤنسي بمن حدث ونسي. Memorial dessen, der mit Jemandem Umgang hat, der Ueberlieferungen berichtet, und sie dann vergißt. — Ueberlieferungen.

128. التذكرة في العربية. Memorial über die arabische Sprache. — Drey Bände. Sojuti wandelte später die Prosa in Verse um, und betitelte das Werk: Der volle Himmelskreis (الفلك المشحون). S. Nr. 378.

129. ترجمان القرآن. Der Dolmetsch des Koran, eine Erläuterung des Werkes Mosnid (oder im Allgemeinen: der Autorität). — Fünf Bände Erklärungen von Koranstellen, die der Prophet selbst gab, und seine Gefährten als Ueberlieferungen fortpflanzten. — Vgl. Nr. 221.

130. ترجمة النووي والبلقيني. Die Biographie des Newawi und Balkini. — 4 Blätter.

Digitized by Google

131. الترصيف في حاشية على شرح التصريف. Die Anordnung, d. i. Randglossen zu dem Commentare des Teftasani, welchen dieser zu der Formenlehre Isli (العزّي) schrieb.

132. تزيين الارائك في ارسال نبيّنا الى الملائك. Ausschmückung der Throne, über die Absendung unsers Propheten an die Engel.

133. تزيين الممالك بمناقب الامام مالك. Ausschmückung der Reiche mit den glorreichen Eigenschaften des Imam Malik.

134. التسهيط. Das Schweigen. — (Tesmit ist auch Kunstausdruck für eine bestimmte Gattung Verse).

135. تشديد (al. تشييد) الاركان من ليس في الامكان ابدع محاكان. Feststellung der Grundpfeiler des Satzes: Das möglich Existirende kann nicht wunderbarer seyn, als das, was wirklich existirt. — Diesen von Gesali in der Wiederanklebung der Wissenschaften ausgesprochenen Satz hatte Bekai angegriffen. Sojuti sucht ihn hier zu widerlegen, worauf Bekai eine neue Widerlegung schrieb unter dem Titel: Umstürzung der Grundpfeiler (تهديم الاركان).

136. تشنيف الاسماع بمسائل الاجماع. Ausschmückung der Ohren mit Forschungen der Idschmâa (Uebereinstimmung der großen Glaubenslehrer) — Juristisch.

137. تشنيف السمع بتعديد السبع. Ausschmückung des Ohres, über das Zählen mit der Sieben.

138. التصحيح لصلوة التسبيح. Die Berichtigung des Gebetes Tesbih (das in den Worten besteht: Dein Name sey gepriesen).

139. التضلّع في معنى التقنّع. Der vollkommene Genuß, über die Bedeutung des Wortes Tekannua (das Tragen des weiblichen Kopfputzes).

140. التطريف في التصحيف. Neue Berichtigungen der in den Ueberlieferungen vorgefallenen Schreibfehler.

141. تعريف الاعجم بحروف المعجم. Belehrung des Ausländers über die Buchstaben des arabischen Alphabets. — Grammatikalisch.

142. التعريف باداب التاليف. Belehrung über die zur Schriftstellerey nothwendigen Eigenschaften.

143. تعريف الفئة باجوبة الاسئلة المجابة. Belehrung der Menge über die Erhörung der beantworteten Bitte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Kleinasien.

Vom Obristlieutenant von Prokesch-Osten.

I. Reise von Smyrna durch Mitylene nach Alexandria-Troas und Assos.

July 1826.

Es gibt Tage, Wochen, Unternehmungen, wo alles schief geht. Eine Reise, von der ich so eben zurückkomme, gibt Belege hiezu.

Um Mitylene, Alexandria-Troas und Assos zu besehen, miethete ich zu Smyrna ein gewöhnliches Hafenboot, denn es fand sich eben keine andere Gelegenheit vor, was selten der Fall ist. Zwey Stunden vor der Abfahrt klagte mein Diener über Fieber. Ich mußte ihn zurücklassen; die Vorbereitungen zur Reise blieben ungeendet, und da ich wenig zu bedürfen gewohnt bin, so schiffte ich mich ein, ohne mehr als ein Stück Brot mitzunehmen. Eben brach die Nacht an. Um diese Stunde pflegt sich der Wind zu drehen und die Abfahrt zu begünstigen. Dießmal aber wendete sich derselbe nicht; indeß, immer hoffend und immer getäuscht, rang ich mich bis zum Rhedeschlosse vor, um mich dort, durchnäßt wie ich war, durch vier Stunden schaukeln zu lassen, ohne eine Fußbreite weiter zu kommen. Darüber wurde es Tag. Der Gegenwind fiel; wir halfen uns über die Untiefen bis an die Mündung des Hermus und weiter längs dem Gestade, und waren nun guten Muthes, denn während der schönen Jahreszeit ist der Imbatto der tägliche Wind; Tags zuvor uns ungünstig, mußte er jetzt ob der Krümmung des Golfes uns günstig seyn, und je stärker er gewesen war, desto sicherer versprach er wieder zu kehren; es besteht kaum ein Beyspiel, daß er bey solcher Beschaffenheit ausbliebe, und mangelt überhaupt, Jahr in Jahr gerechnet, während der Monate von April bis Oktober kaum durch fünf Tage. Er kam aber nicht. Wir arbeiteten uns mit Rudern längs dem Gestade vor, und begannen uns eben zu trösten, da die See immer hohler ging, so daß für ein ärmliches Boot wie das unsrige auch bey günstigem Winde nicht räthlich war, sich den Segeln zu vertrauen, als wir mit Flintenschüssen vom Ufer begrüßt wurden. Türkische Strandwachen, auf der Spitze eines Granitkegels aufgestellt, hielten das Boot für eine Raubbarke, eilten ans Gestade, und gaben Feuer auf uns. Die Griechen, welche mein Boot führten, ergriff ein zaumloser Schrecken; ich hatte die größte Mühe, um sie nur einigermaßen bey Besinnung zu erhalten; uns mit den Türken in Erklärungen einzulassen, hätte zum Tode geführt, wir rissen also die Segel auf, und zogen in Gottes Namen ins Weite. Der Wind faßte uns mit Riesengewalt, und, wie auf Flügeln getragen, von Wellen überschüttet und jeden Augenblick in Gefahr, verschlungen zu werden, hielten wir die Richtung nach Cap Caraburnu. Da bemerkten wir, zwischen den Inseln Scio und Mitylene, auf sechs bis acht Meilen Entfernung, zwey Schiffe, die sich mit einem dritten zu besprechen schienen; ein paar andere Briggs kamen mit vollen Segeln in den Golf, die vordere fiel ab vom Winde nach uns zu, wir wichen ihr aus — sie fiel wieder ab, so daß uns kein Zweifel übrig blieb, sie wolle uns erreichen. Wir erschracken nicht wenig darüber, denn sie führte keine Flagge, und diese Gewässer wimmelten damals von Seeräubern, die erst ein paar Tage zuvor, eben an dieser Stelle, ein sardinisches Schiff genommen, und die ganze Mannschaft desselben niedergemacht hatten.

Digitized by Google

Wir strengten alle Kräfte an, um das jenseitige Gestade zu erreichen, von dem wir nicht mehr über drey Meilen entfernt waren; wir hatten nur Augen für dieses und für die Brigg, die immer näher und näher kam. Das Boot erstickte fast in den Wellen und die Segel lagen auf dem Wasser; vergeblich, — wir wurden eingeholt. Die Brigg rauschte wie ein Gebirge heran, jede unserer Ausweichungen begleitend; jetzt schien kein Ausweg mehr, und der nächste Augenblick uns unter ihrem Kiel zu begraben — da wandte sie plötzlich an den Wind, und hart an uns vorüber streichend, rief uns der Kapitän einige Worte zu, von denen ich nur die letzten verstand, nämlich: »Mistick« Mistick unter dem Winde!« Es war ein österreichischer Kauffahrer, der, wie er bey seiner Ankunft zu Smyrna im Konsulate erklärte, eben geplündert von einem Raubschiffe außerhalb dem Golfe, unser Boot für ein den Räubern zugehöriges genommen hatte, worin ihn auch unsere Flucht bestärkte, und sich wenigstens die Rache nehmen wollte, dies Boot in Grund zu fahren. Erst als er ganz nahe daran kam, sah er, daß es ganz ohne Deck war, und nur drey Menschen am Bord hatte; er riß das Steyer herum, und gab uns im Vorüberfluge den obigen Warnungsruf. Dieser mit Angst erkaufte Freundschaftsdienst warf uns in neuen Schrecken. Wir blickten auf und entdeckten, in Entfernung von ein paar Seemeilen, die beyden Mistiks, welche wir bis dahin übersehen hatten. Alsogleich legten wir um, und kreuzten abermals die Einfahrt des Golfs, in der Hoffnung, Phokäa zu erreichen, das etwa zehn Meilen entfernt lag. Alle Gefahren und Unannehmlichkeiten der Fahrt wiederholten sich, die nur der Seemann kennt, der auf ein paar Bretern mit der vereinten Wuth von Himmel und Wasser zu kämpfen gewohnt ist. Was für Schiffe ein frischer Wind, war für ein Boot, wie das unsere, Sturm; die See, die den Einfahrenden half, nahm uns, die an den Wind halten mußten, an der Seite, und jede Woge, die kam, überschüttete uns, daß das Boot, ohne Deck, also ohne gesicherten Raum, versinke, war auch unsere größte Besorgniß. Nur drey Menschen an Bord, ich nämlich und zwey griechische Fahrleute, wovon der eine am Steyer saß, gaben wir beyden übrigen die Schooten auf, dem Willen des Himmels und dem Steyermann uns in Bezug des Windes überlaßend, und beschäftigten uns nur mit der Ausschöpfung des Wassers, eine Arbeit, jener der Danaiden ähnlich, und die so lange dauerte, als die Fahrt.

Die Mistiks kümmerten sich glücklicher Weise anfänglich wenig um uns. Das eine näherte sich den drey Schiffen zwischen Scio und Mitylene, welches zwey Kauffahrer und eine Raubbrigg waren, die jene plünderte; das andere ing, Nachlese zu halten, auf einem in den Golf einfahrenden Jonier. Darüber gewannen wir an fünf Meilen Vorsprung. Jetzt löfete sich das Mistick von dem jonischen Kauffahrer ab, und machte Jagd auf uns. Wir konnten, ob der hindernden See, nicht über drey Meilen auf die Stunde rechnen; das Mistick machte davon etwa fünf; es war an sieben Meilen von Phokäa entfernt, wir deren etwa vier; wir schlossen hieraus, daß wir um einige Minuten vor demselben diesen Hafen erreichen würden, dem es sich überdieß ob der Kanonen des Schlosses nur auf Schußweite nähern konnte. Unsere Rechnung war auch richtig, nur hatten wir mehrere Wechselfälle in dieselbe nicht aufgenommen. Der erste war, daß auch das zweyte Mistick an die Jagd sich schloß, und uns den Weg in die Straße von Mitylene abzuschneiden suchte. Das schien uns wenig gefährlich, denn wir trachteten dermalen nur nach Phokäa. Als wir uns dem Schlosse näherten, war das andere

Digitized by Google

Mistick schon ziemlich dicht hinter uns, so zwar, daß die Kugel einer kleinen Kanone, die es am Bug führte hart an uns vorüberstrich. Wir erhaschten dennoch den Bereich des Schlosses — dieses aber, unsere Flucht vielleicht für eine verstellte ansehend, und in jedem griechischen Boote einen Brander fürchtend, feuerte auf uns, und wir sahen uns genöthiget, die Richtung nach dem Hafen aufzugeben, und uns in die Inseln zur Linken zu werfen. Das Mistick gab uns auf; wir kreuzten zwischen den Inseln, entdeckten zwey Barken, und flohen vor denselben, bis wir bemerkten, daß sie, sobald sie uns aussichtig geworden waren, vor uns die Flucht ergriffen, also türkische seyn mußten, und warfen uns endlich, ganz durchnäßt und abgemüdet, ans Gestade einer kleinen Bucht, im Nord der beyden letzten der acht Inselchen, die vor Phokäa liegen. Dort bot uns ein Feigenbaum Schatten. Wir schöpften das Wasser aus der Barke, trockneten auf dem heißen Ufersande unsere Kleider, und aßen ein paar getrocknete Fische zu unserem durchnäßten, fast ungenießbaren Brote. Da mich das Fieber erst vor wenigen Tagen verlassen hatte, so war ich wie gerädert. Auch brannte die Sonne unerträglich heiß; Erde, Luft und Wasser verfolgten uns Nach kurzer Rast ruderten wir noch längs dem steilen Gestade bis in die Bucht von Neu-Phokäa, die wohl eine Stunde tief eingeht. Ich bemerke hier beyläufig, daß ich nicht eine einzige Karte kenne, welche das Gestade von Phokäa bis an und über Sanderlik richtig zeichne. — Es war Abend geworden. Die See ging hoch. Wir entschlossen uns, in irgend einer Schlucht zu übernachten, und legten deßhalb unter einem Felsen am nördlichen Gestade an. Kaum ans Land gestiegen, hörten wir Lärmen; eine Heerde von Pferden wurde von den Hirten über die Höhen weggetrieben, denn diese Leute nahmen uns für solche, die Vieh zu stehlen kamen. Das Dorf lag nicht über eine Stunde entfernt; wir konnten voraussetzen, daß man auf uns Jagd machen werde, verzichteten also auf die angenehme Hoffnung, das nackte Strandgestein zum Schlafkissen zu haben, und kehrten in das Boot zurück, worin wir, da uns der Wind nicht aus der Bucht ließ, bis nach Mitternacht mit den Wellen zu kämpfen gezwungen waren.

Um diese Stunde wurde der Wind günstig. Er blieb es aber nur so lange, bis wir zwischen den Klippen im Süden des Golfes von Sanderlik hindurch, und der ganzen Wuth dieser bösen Stelle ausgesetzt waren. Wir retteten uns abermals unter eine Felswand, harrten da, unausgesetzt mit den Rudern ankämpfend, mehrere Stunden, und wagten endlich, so wie uns der Wind nachzulassen schien, trotz der hohen See die Fahrt über die Meerenge. Mitten in derselben, da wir etwa zehn Meilen von Mitylene entfernt waren, fiel Windstille ein, das Unangenehmste, was bey hoher See Platz greifen kann. Zwey Stunden lagen wir auf dieser Folter. Die Raubbrigg von gestern zeigte sich etwa zwölf Meilen weit unter dem Winde, wie ein hungriger Löwe vor dem Golfe liegend. Die Misticken waren nicht länger sichtbar. Endlich, — endlich erhob sich aufs Neue der Wind, und dem Hunger und der Müdigkeit fast erliegend, erreichten wir den südlichen Hafen der Stadt.

Lesbos, Erinne und Sappho's heiliges Mutterland, liederbegabte, selige Insel! Es ist unmöglich, den Boden, der so geweihte Namen führt, ohne Spannung und Vergnügen zu betreten. Welcher auch mein Zustand war, diese Stimmung gewann die Oberhand, und mit Wehmuth und Wärme blickte ich bald die olivenbedeckten Höhen, die kahlen Bergspitzen, die weißglänzenden Mauern der Stadt, die Buchten und

Digitized by Google

Vorgebirge an, bald die blaue See und das äolische Gestade, die mir beyde nun beschwichtigt und befreundet schienen. Ich will ein andermal von Mitylene sprechen, das ich im Laufe der Jahre fast in allen seinen Theilen betrat, dießmal aber mit einem Sprunge an dessen nordöstlichste Spitze, Methymnä, mich versetzen, um von dort nach Cap Lektum überzuschiffen.

So that ich, und zwar auf einem türkischen Fahrzeuge, auch hier wieder von Seeräubern beängstiget, welche diese andere Ausfahrt des adramyttischen Golfes verlegten. Das zufällige Erscheinen zweyer englischer Kriegsschiffe aus der Richtung von Tenedos zog uns aus der Klemme. Wir hatten drey Stunden zur Ueberfahrt gebraucht.

Cap Lektum, das stürmeberühmte, wo Here der See entstieg, da sie Zeus auf der Höhe des Gargarus einzuschläfern ging (Homer. Ilias, XIV. 284), heißt dermalen Cap Baba, nach einem elenden Dorfe mit zwey Minaret und ein paar hundert Häusern, das den Abfall krönt. Auf der untersten Stufe des Vorgebirges steht zur Vertheidigung der Rhede und des kleinen Hafens das Schloß, ein Viereck zu 240' mit Bollwerkthürmen, wovon die nach der Seeseite für acht, die beyden übrigen für sechs Geschütze eingerichtet sind. Das Dorf ist nur von Türken bewohnt. Dort werden treffliche Messer und Atagans verfertiget, die man in ganz Natolien kennt und rühmt.

Die Aussicht ist weitgedehnt. Cap Sigri auf Mitylene greift im S. 50° W. hinaus in die See. Methymnä ist zurückgedrängt im S. 30° O. Hoch ragt der lesbische Olymp im S. 15° O., und zwey Grade östlicher schneidet sich das Felshaupt von Petra am klaren Himmel aus, einer Burg vergleichbar Tenedos bleibt im N. bis N. bey O.

Ein Gegenstand, der mir merkwürdig schien, ist der Damm, welcher unter dem Schlosse in der Richtung des Caps vorgreift, und den kleinen Hafen vor den Stürmen des ägäischen Meeres schützt. Er besteht aus ungeheuren, unordentlich über einander geworfenen Granitblöcken. Die römische und spätere Zeit weisen keinen solchen Bau; er muß aus der früheren stammen, und ist vielleicht die letzte Spur jener Lektos, welche Strabo, als auf dem gleichnamigen Vorgebirge liegend, angibt.

Von Baba stiegen wir die wüsten Granithöhen hinauf längs dem Gestade. Die See ging hoch im Westen, während wir Windstille und große Hitze hatten, und wohl auf ein paar Meilen vom Gestade die See völlig glatt blieb. Der Strich des Nordwindes war wie mit dem Messer gezogen. In weiter Ferne, schon fast von dem Schleyer der Nebel verhüllt, steuerten eine Menge Schiffe in der Richtung von Cap d'oro. Wir hielten dieselben für die türkische Flotte; es war aber, wie wir später vernahmen, ein Convoy von Handelsschiffen, und die Flotte lag noch ruhig in den Dardanellen. Nach einer Viertelstunde traten wir nordöstlich in eine Schlucht, und stiegen die Einsattlung hinauf, welche den Halbzug vom Granitgebirge scheidet, dann aber nieder in ein gut bebautes Thal, etwa eine Viertelstunde breit, und nach Osten eingehend. Es fließt ein Bach durch dasselbe, über den eine Steinbrücke gebaut ist, und der sich in die nahe Bucht mündet. Diese wird Atliman, der weiße Hafen, genannt, nach der Farbe des Gestades; das nördliche Vorgebirge derselben aber, ebenfalls von glänzender Weiße, Tschorschtepe. Darauf sollen Mauerreste stehen, versicherte mich ein Hirte, vielleicht die Spur von Hamaxitus. Diese Stelle ist 75 Minuten von Cap Baba entfernt.

Man steigt, immer NO. haltend, die jenseitige Thalwand hinauf,

Digitized by Google

und erreicht nach 50 Min. den großen, hochgelegenen Ort Tschulafli, der eine halbe Stunde von der See abstechen dürfte. In den Gebäuden bemerkt man viele alte Bautrümmer; auch ein Stück Inschrift fand ich eingemauert. Jenseits des Ortes fällt der Weg abermals ins Thal. Man kommt an einen Brunnen aus alten Stücken und an ein paar Cypressengruppen über Grabstätten vorüber, und tritt nach einer halben Stunde in die schöne Ebene von Tuslä, die sich fast rund darstellt, und eine Stunde Durchmesser hat. Ein breiter Bach zieht durch dieselbe. Sie ist gut bebaut; leider war sie von Heuschrecken ganz abgefressen. An der Seeseite greifen Hügel so weit vor, daß die Ebene dort nicht eine halbe Stunde Breite hat, und wie von Bühnenwänden eingeschränkt ist. Im Osten und Norden sind Hügel, welche zu dem westlichsten Gipfel des Ida aufsteigen. In einer der Hügelschluchten liegt der Ort Tusla, welcher der Gegend den Namen gibt. Eine weiße Moschee glänzt dort aus dem Dunkel der Bäume. Nahe daran sollen Salzquellen seyn. Die Bewohner füllen Geschirre und Behälter eben um diese Jahreszeit mit diesem Wasser, und haben bis zum August treffliches Salz.

Die Ebene zeigt manche Spur antiker Bauten. Hat man 25 Minuten Weges von dem Ausgange des Thales unter Tschulafli in derselben gemacht, so findet man Grundmauern im Viereck von 156'. Von diesen an der Ostseite ziehen Mauerspuren im Bogen vor; einige Marmorsäulen liegen daneben. Ich denke, daß dort ein Hospitium (ein Reise- und Posthaus) gestanden haben dürfte. Durch die Ebene zog offenbar eine Römerstraße, davon zeugen Trümmer einer Brucke, eine Viertelstunde näher dem Gestade und gerade in der Mittellinie der Ebene gelegen. Jetzt fließt der Bach, welche der Saliccous seyn dürfte, drey Minuten Weges weiter gegen Norden, dessen rechtes Ufer ist steil und eingebrochen, das linke seicht und breit. Es ergibt sich hieraus klar, daß er im Laufe der Jahrhunderte um die angegebene Entfernung weiter nördlich gedrängt habe, weßhalb auch die Brücke im Trockenen steht. Diese ist ein schönes, fast ganz erhaltenes Baustück aus Romerzeit. Sie besteht aus drey größeren und zwey kleineren Bogen, wovon jeder einen förmlichen Halbkreis bildet, und aus großen, sorgfältig behauenen Steinblöcken ohne Mörtelverbindung zusammengesetzt ist. Die drey größeren Bogen haben einerley Maße, nämlich: 28' 9'' Breite, 20' 0'' 6''' Tiefe, 10' 4'' 6''' Höhe. Die Bogensteine haben durchaus 30'' Höhe. Der Abstand der Bogen oder die Breite der Pfeiler, worauf die Bogen ruhen, beträgt 12' 6'' 9'''. Der vierte, nördlich angereihte Bogen hat gleiche Tiefe mit den früheren, aber nur die halbe Weite derselben, und 4' 7'' 10''' Höhe. Der fünfte Bogen ist verschüttet. Südlich an die Bogen lehnt sich eine Anfahrt von 120', nördlich von 168'. Auf die letztere folgt sumpfige Niederung, der Rest eines früheren Bettes des Flusses. Die obere Breite der Brücke sowohl als der Anfahrt ist 20' 6'' 6'''. In die Haltsteine der nordlichen Anfahrt ist ein schmaler Kanal geschnitten.

Das heutige Bette des Flüßchens ist an 200 Schritte breit. Sieben Minuten jenseits desselben kommt man an einem schönen Tschifflick vorüber, nach der Ruine Tarlatschemir-Tschifflick genannt. Hie und da schauen Säulen und andere Bautrümmer aus dem Boden. Funfzehn Minuten weiter verläßt man die Ebene, und steigt sanfte, bebaute, mit Wallnußbäumen beschattete Hügel hinauf, das Gestade auf Entfernung von einer halben Stunde zur Linken. Nach andern 45 M. reitet man durch einen Gießbach, und hat rechts auf den Höhen das

Digitized by Google

Dorf Tschoseteresi. Von dort braucht man eine halbe Stunde bis ans Gestade — findet 15 M. weiter einen Brunnen, und nach abermals 25 M. eine Ruine und mehrere Granit- und Marmorsäulen. Jene besteht aus einem gewölbten Gemache, und ist aus viereckigen, auf einen Winkelpunkt gestellten kleinen Werkstücken, so daß sie wie getäfelt aussieht. Einige hundert Schritte darauf kömmt man über einen Gießbach, und läßt zwischen dem Gestade und sich eine abgerundete Höhe, welche einen alten Bau getragen zu haben scheint, wahrscheinlich eine der Städte, die Strabo längs dieser Küste angibt.

Nachdem wir nach 50 Minuten von der Ruine einen zweyten Gießbach erreicht hatten, wendeten wir mehr zur Rechten, und stiegen den Fuß des Ida hinauf, um im Dorfe Freneli zu übernachten, das wir nach einer Stunde erreichten. Dieser Ort liegt mitten auf einer hochgelegenen, fast eingesenkten Ebene — von hohen Felsen im Osten und Süden, von Hügeln, mit Wallnußbäumen bedeckt, im Westen und Norden begränzt. Die Flachhöhe ist kahl, voll Felsenriffe und zerstreuten Granittrümmern.

Freneli ist ein Dorf von 150 Häusern, und wird nur von Türken bewohnt. Für Reisende ist eine Art von Stall bestimmt, wo sich dieselben über Nacht einstellen können. Der Türke, der mit der Sorge für dieselben beauftragt ist, ließ uns keinen Mangel leiden.

Von Freneli nach Alexandria-Troas (früher Antigona, Strabo XIII. 597, Plinius V. 30) sind 1½ St. Weges. Man reitet über das wüste Feld weg, und kommt nach ¾ St. in ein Thal, so nach Osten eingeht. Dort steht ein Brunnen aus alten Stücken, und nahe daran sieht man nebst vielen Marmortrummern Reste von alten Gebäuden, über deren Bestimmung ein paar neuere und die Quellen, die reichlich sprudeln, keinen Zweifel lassen Es waren Thermen. Dermalen bestehen deren zwey. Das Wasser ist heiß, salzig und eisenhaltig. Im Vorhof des zweyten liegt der Rumpf jener Statue aus weißem Marmor, deren Pollak erwähnt (III. §. 143). Sie dürfte nach der Strenge der Bekleidung und nach der Haltung zu schließen eine Minerva gewesen seyn. Der Kopf fehlt. Die linke Hand ist unter den Falten des Kleides geborgen. Die Bekleidung besteht aus einem langen Schleyer, einem Oberkleide, vorne geöffnet und auswärts abgerundet, endlich aus einem Unterkleide, das in langen Falten bis zu den Füßen hinabfließt. Der Styl ist einfach und ernst. — Auch ein röm. Adler findet sich auf einem der Marmorstücke, die dort herumliegen. NW. bey W. steigt man von dieser Stelle die mit Wallnuß bedeckten Höhen hinauf, und stößt nach 35 Minuten Weges auf einige Sarkophage und nahe daran auf ein Thor. Man steht mitten im Walde, ganz auf der Höhe, in völliger Wildniß und — an den Mauern von Alexandria-Troas. Die Reste des Thores bestehen in zwey starken Pfeilern, mit Werkstücken ohne Mörtelfügung bekleidet. Dieselben haben 18′ 9″ ins Gevierte, und tragen cylindrisch Aufsätze auf Blöcken mit Mörtel verbunden. Der Thorweg hat 22′ 4″ Breite. Nahe innerhalb des Thores sind Reste eines getäfelten Bogengemaches. Man überschaut von dieser Thorstelle die Umgegend des homerischen Iliums. Aesyetes Tumulus bleibt in N. bey O., jener des Antilochos oder der südlichere auf Cap Troja in N. 5° W.

Die Ummauerung, fast bis auf den Boden abgetragen, folgt der Schneide der Höhe südwärts, und beugt dann mit derselben gegen West. Ihre Breite an dieser Stelle ist 10′ 4″ 66‴. Der Weg, der außen

Digitized by Google

an ihr hinlief, kreuzt dieselbe noch 500 Schritte vom Thore, und nach abermals 500 Schritten hat man vor sich, hoch über die Bäume ragend, die größte und schönste Ruine von Alexandrei Troas, den sogenannten Honigpalast, den Pollak für ein Gymnasium und Chandler für Thermen hält.

Dieß Gebäude bildet ein Viereck, nach OSO. gerichtet, und zerfällt in ein großes Vorgebäude, welches ein Rechteck umschließt. Jede Seite des Vorgebäudes mißt 273′ 3″ 8‴ Wiener Maß. — Die Vorderseite hat drey Eingänge — den Haupteingang in der Mitte und zwey kleinere an den Flügeln. Der Haupteingang hat 38′ 2″ Breite und 25′ 9′ 4‴ Tiefe, welche in zwey Theile zerfällt, so daß der innere Theil von 16′ 1″ 4‴ um 9′ 8″ auf beyden Seiten vortritt, und so den eigentlichen Thorweg von 6′ 5″ 4‴ Breite bildet. — Die Höhe des Einganges ist nicht genau zu bestimmen, da der Bogen über dem Thore eingestürzt, und die Mauern bis dahin abgetragen sind.

Vom Hauptthore ziehen rechts und links 6 niedere Bogen in gerader Linie aus, worauf eine zweyte Bogenreihe ruhte — dann folgen die Seitenpforten und endlich die Ecken des Gebäudes. Jede dieser beyden Bogenlinien ist über 100′ lang; der Rest der ganzen Breite der Vorderseite fällt auf die Flügelthore und Ecken.

Die Seite des Vorgebäudes, welche nach NNO. sieht, besteht aus 12 ganz erhaltenen und 3 in Trümmer liegenden Arkaden. Jede Arkade hat 9′ 0″ 4‴ Breite und 11′ 3″ 4‴ Tiefe. Die Pfeiler zwischen den Arkaden haben 5′ 7″ 8‴ Breite, mit Ausnahme derjenigen zwischen der dritten und vierten Arkade, welcher eine mit der Tiefe der Arkade gleiche Breite hat.

Die drey Bogen, welche in Trümmern liegen, sind die letzten der eben beschriebenen Seite, und in gleicher Zerstörung liegt der Rest des Vorgebäudes, nämlich die WSW. und SSW-Seite. Ein Haufe von Trümmern und Reste der Mauern bezeichnen jedoch den Umriß.

Zwischen dem dritten und vierten Bogen greift nach innen eine starke Mauer gleichlaufend mit der Eingangsseite vor, und läßt dem Flügelthore entsprechend einen Durchlaß. Diese Mauer macht einen Theil des inneren oder Hauptgebäudes aus, das sonach von einem Gange umfangen war. Es zerfiel in zwey Theile, welche durch ein großes Bogengemach, dem Haupteingange gegenüber, zum Ganzen vereiniget waren. Dieses, ins Viereck gebaut, weiset noch die vier Pfeiler und den größern Theil der Bogen. Die Pfeiler in der Vorder- und Hinterseite stehen 36′, die in den Nebenseiten 17′ 5″ von einander ab. — 36′ mehr die Breite der Pfeiler, ist auch die Breite des Weges, welcher nach dem Hauptthore des Vorgebäudes führt, von welchem dieses Bogengemach 84′ absteht. In der Verlängerung der Vorderseite des Bogengemaches stehen rechts und links Bogen, und es zieht eine zweyte — in der Verlängerung der Hinterseite eine dritte gleichlaufende Mauer, zum inneren Gebäude gehörig. — In dieser letzteren, an das viereckige Gemach, welches das vorzüglichste des ganzen Baues gewesen zu seyn scheint, gelehnt, steht ein hoher Bogen, an Breite und Tiefe den Arkaden des Vordergebäudes gleich — aber höher als dieselben; er scheint ein Thor gewesen zu seyn, wodurch man aus dem hinteren Portikus zum Mittelgemache einging.

Es ist schwer, auch nur über den Zusammenhang, viel weniger über die einstige Bestimmung dieser großen Ruine eine haltbare Meinung zu äußern. Wahrscheinlich war es ein öffentliches Gebäude — ein Ver-

Digitized by Google

sammlungs- oder Senatshaus, weniger wahrscheinlich ein Tempel, am unwahrscheinlichsten ein Bad, wie Chandler meinte. Die inneren Mauern haben durchaus Mörtelfügung — die äußeren bestehen aus mächtigen Werkstücken, die hie und da eine ganz leichte Mörtellage haben. Die zum Bau verwendete Steinart ist ein Gemenge von Muscheln, leichten Bruches. — Hinter der Hinterfronte zieht ein Graben hin, über welchen eine Brücke führte, wie zwey Bogen vor der SW. Ecke des Gebäudes darthun.

Sechzig Schritte südöstlich von dieser Ruine steht ein Rundgebäude mit sieben Auffatzbogen. Dieses dürfte ein Bad gewesen seyn. Auf einige hundert Schritte SO. ist eine andere Ruine, ein Viereck von 120 Fuß, von welchem zwey Seiten und Reste der übrigen beyden stehen. Drey Eingänge sind sichtbar. Es ist theils aus Ziegeln, theils aus Werkstücken gebaut, und vermuthlich dasjenige, was Pollak den Dianentempel nennt. Es muß seither sehr gelitten haben, oder Pollaks Zeichnung davon ist unrichtig.

Abermals 500 Schritte weiter SO. findet man die Reste des Theaters. Dieses ist klein, aber sehr zierlich. Der Bau desselben ist römisch, und die Enden der Cavea bilden nicht, wie bey den meisten Theatern in Kleinasien, einen Winkel mit dem Pulpitum des Proscheniums, sondern sind gleichlaufend mit demselben. Die Cavea ist ein Halbzirkel von 252 Fuß Entwicklung; die Scene, deren Enden nicht über die inneren Enden der Cavea vorgreifen, hat 60' Länge. — Nur die Gewölbe der Cavea und wenige Mauerreste der Scene bestehen noch. Die Sitze sind verschwunden, und überhaupt das ganze Theater dicht mit Gebüsch bewachsen.

Man muß jedem Reisenden rathen, Alexandria-Troas nicht im Sommer, wie ich, sondern während des Winters zu besuchen. Wallnußwald deckt weit und breit alle Hügel und den ganzen Raum, den die Stadt einnahm. — Man irrt im Dunkel der Bäume ohne jede Aussicht — Spuren auf Spuren von Gebäuden — Haufen von Werkstücken — manche undeutbare Ruine wie das Wild im Dickicht findend, aber man genießt keines Ueberblickes und gewinnt keinen Gesammteindruck.

Vom Honigpallast bis ans Gestade ist eine starke halbe Stunde Abfall, mit Trümmern bedeckt. Am Gestade auf abgesondertem Hügel steht das Tschifflick von Eski-Stambul. Im Süden desselben ist der Hafen der einstigen Stadt. Er ist im Norden durch die Höhe des Tschifflicks im Ost und Süd durch eine wie ein Theater ausgerundete geschutzt, und im Westen durch eine niedere Klippe und Dunen so geschlossen, daß zur Rechten und Linken der Klippe eben nur für die Einfahrt Raum bleibt. Die südliche ist dermalen versandet; die nördliche aber, die nach Tenedos sieht, offen.

Der Strand des Hafens zeigt Spuren großer und prächtiger Gebäude, und scheint, aus der Menge und Lage der Säulen zu schließen, mit einem Portikus geziert, und selbst die Klippe mit irgend einem Bau versehen gewesen zu seyn. Die Breite des Hafens ist 1440 Fuß. An der Stadtseite desselben laufen Mauerflügel, jeder zu 384 Länge, in einem Winkel zusammen, von dem wieder eine Mauermasse als Winkel ausspringt. Auf dieser liegt eine mächtige Granitsäule, so wie an der Südseite des Hafens eine andere. Beyde sind in Trümmer geschlagen. Der obere Durchmesser dieser Säule beträgt 5', der untere 4' 3''.

Es ist zufolge der Lage unmöglich, daß die Höhe des Tschifflicks nicht irgend einen bedeutenden Bau getragen habe. Man sieht dort

Digitized by Google

jedoch keine Spur eines solchen. In den Gärten am Fuße desselben wies man mir ein paar Marmorsärge, wovon der eine eine Inschrift trägt, die ich abschrieb. Im Osten des Hafens, auf der Höhe des Gestades, begegnet man der Ummauerung der Stadt, und zwar den Resten eines Thurmes, an welchen ein Thor sich gelehnt haben dürfte. Die Mauer zieht dann O. bey S. aufwärts längs der Schneide des Abfalls, ragt aber dermalen nur ein paar Fuß über den Boden. Nach 5 Minuten Entfernung vom Hafen, gleichlaufend mit den Mauern auf ein paar hundert Schritte südlich derselben gehend, stieß ich auf Trümmer, die einem Tempel angehörten, und fünf Minuten später auf die des Cirkus oder Hippodroms — eines kolossalen Baues, wie aus den schweren Mauern und großen Haufen von Trümmern zu schließen ist, und der, wie Pococke richtig bemerkt, durch eine Mauer mit der Stadtmauer verbunden war. Wo die nach dem Cirkus führende ausgeht, macht die Stadt eine Beugung nach O., und hält nun diese Richtung eine ziemliche Strecke, bis sie abermals etwas südlicher einbeugt. Dort steht ein Thorweg, der dritte seit dem Hafen.

In der Nähe des Cirkus oder Stadiums, wie Chandler will, stehen ein paar undeutbare Ruinen, und das Gehäufe von Werkstücken ist mächtiger als sonst wo. Vom Cirkus O. bey S. sieben Minuten Weges findet man Trümmer über Gewölben; und eine gleiche Strecke weiter viele Marmorstücke, darunter das Fußgestelle für eine Statue mit lateinischer Aufschrift.

Nach anderen 20 Minuten Weges stieß ich wieder auf die Stadtmauer, die fortwährend der Schneide der ziemlich tief und steil gegen N. abstürzenden Höhe gefolgt war. Ich sah, daß die Ummauerung weiter nordöstlich ausgreift, während eine Verbindungsmauer gerade in der Richtung nach dem großen Pallaste vorspringt, deren Spur ich aber nach wenigen Schritten verlor. Ich ging durch ein Thor dieser Verbindungsmauer, und fand mich nach wenigen hundert Schritten vor dem Thore, welches ich zuerst beschrieben habe. Der Weg von der Verbindungsmauer bis zum Thore ist fast eben, und scheint eine Straße der Stadt gewesen zu seyn.

Von dem erwähnten Thore, dem Anfang und Ende meiner Wanderung durch Alexandria-Troas, zieht der Hügelrücken gerade nach Ost. Schon war ich 10 Minuten geritten, und noch immer hatte ich die Stadtmauer zur Seite. Dort liegt eine Granitsäule von denselben Verhältnissen, wie die am Hafen liegenden. Vier Minuten weiter kam ich auf ein Thor in der Stadtmauer 48′ breit. Der Hügelrücken ist schmal, die Länge der Stadtmauer fast unbegreiflich; ich weiß auch, daß Chandler, der wahrscheinlich die Stelle nur von ferne gesehen hat, von einer Wasserleitung hinter der Stadt spricht — aber ich kann eine Mauer, die genau die Verhältnisse mit den unbezweifelbaren Theilen der Stadtmauer bewahrt, — ganz ausgefüllt, so dick und ohne Spur darauf gepflanzter Bogen ist, für nichts anderes als die Fortsetzung der Stadtmauer halten. Die Blocke, welche die Mauer bilden, sind eben der Muschelstein, woraus die meisten Ruinen von Alex.-Troas bestehen. Dieselben sind ohne Mörtel gefügt, und meist sehr mächtig. Ich maß mehrere an diesem Thore, und fand die meisten zu 4′ breit, 2′ 8″ hoch und 7′ 4″ lang.

Nach acht Minuten kommt man an einen Thurm, und fünf Minuten später an ein Dipylon, jedes der beyden Thore von gleicher Weite. Nach abermals zehn Minuten endlich verschwindet die Spur der Mauer, nachdem sie eine Beugung nördlich gemacht hat. Von dem Hafen bis

Digitized by Google

an diese Stelle ist in gerader Linie 1 1/2 Stunde, was auf die Ausdehnung der Stadt schließen läßt. Die Zeichnung Pococks von der Ummauerung ist unrichtig.

Nicht fern von der Stelle, wo ich die Spur der Mauer verlor, liegt abermals eine Granitsäule, der früheren an Verhältniß so gleich, daß ich vermuthe, der Bau am Hafen sey nie vollendet geworden, und man habe diese ungeheuren Massen, die man aus dem Ida herbeyschleppte, unter Weges liegen lassen. Die Säule, von der ich jetzt spreche, ist ganz. An beyden Enden läuft (so wie bey den früher erwähnten) ein einfacher Ring, worauf der Kranz folgt. 6" vom Ring entfernt hat diese Säule ringsum Einschnitte im Sinne ihrer Länge, 14" lang, 2" breit und 2" tief. Ich vermuthe, daß sie später, vielleicht von den Türken, gemacht sind, um die Säule wegzuschaffen.

Ich hielt mich nun OSO., gerade über die wüste, mit Granit bedeckte Berghöhe, auf drey hohe Felskegel des Ida losreitend, denen zur Rechten ein breiterer Rücken zieht, und wandte dann O. und weiter O. bey S., und kam nach 1/2 Stunde Weges an einen Ziehbrunnen, und fünf Minuten später in das Dorf Chiamanli. Dort steht eine Moschee, aus dem Raube von Alex.-Troas erbaut. Im Vorhafen findet man ein Piedestal mit lateinischer Inschrift und einen Marmorstuhl.

Dreyßig Minuten weiter auf der wüsten Bergebene, wo die Granitblöcke immer mehr sich häufen, je näher man den Felswänden kommt, findet man einen Brunnen, und tritt nach abermals 1/4 Stunde zwischen diese Wände, indem man hinter drey Vorfelsen ein ebenes Felsthal von 1/4 St. Länge findet. Ist dieses durchwandert, so steigt man nördlich den nördlichsten der drey hohen Felsgipfel O bey S. und bald darauf NO. ins Thal hinab, die Stadt Ehnedeh im ONO. vor sich. Man erreicht dieselbe nach 1 1/2 Stunde des Hinabsteigens.

Ehnede ist die Hauptstadt des ganzen Idagebirges, und wird von den Bewohnern desselben für ein Schatz- und Schmuckkästlein, für eine wahre Perle im Umfange des einst so berühmten Landes angesehen. Sie liegt am Fuße der Hügel und an der Westseite eines breiten, wohlbebauten, von hohen Gebirgsmassen malerisch begleiteten Thales, an dem Ufer eines Flußchens, vielleicht des Andrius der Alten, der sich nahe an der Stadt in den Simois mündet. Eben die Vereinigung von drey Thälern bildet die fast runde, an 1 1/2 Stunde breite Ebene vor Ehnede das eine ist das Thal des Anius, so aus Süden kömmt, und weiter nach SW. aufsteigt — es hat an seiner Westseite den hohen Felszweig, den ich auf dem Wege von Alexandria-Troas nach Ehnede durchzogen, hatte — an seiner Ostseite aber sanfte, waldbedeckte und bebaute Hügel, Abfälle des Gangarus in weiter Verbreitung. Das andere ist das Thal des Simois, breit, mächtig umragt und bis zum Herzen des Ida aufsteigend — es zieht nach NO., und der Blick kann es bis Bairamitsch, d. i. auf 6 Stunden Länge verfolgen. Das dritte endlich ist das enge Felsthal, wodurch der Simois nach Alt-Troja und auf das homerische Feld sich windet.

Ehnede mag an 800 Häuser haben, und wird von Türken, Griechen, Armeniern und Juden bewohnt. Man findet dort zwey gute Chans, vier Moscheen, eine armenische und eine griechische Kirche. Es treibt einen ansehnlichen Handel mit Getreide, Wallnüssen, Vieh und selbst etwas Wein, Gegenstände, die es an die Dardanellen, nach Adramytti und an die Lände von Behram führt.

SO. bey O., eine Stunde vor der Stadt, auf schwachem Hügel,

Digitized by Google

ist das türkische Dorf Baloklü. Dort sollte eine vor kurzem gefundene Statue liegen. Ich ging spät Abends, nur von einem Griechen begleitet, dahin, fand und handelte die Statue aus, und kam mit dem Eigenthümer, einem Türken, überein, sie am nächsten Morgen abholen zu lassen. Aber es fehlte an Mitteln zum Wegbringen derselben, und ehe diese herbeygeschafft waren, erklärte der Aga von Ehnede sie ohne Umstände für gute Prise, um sie einem Armenier aus der Münze zu Konstantinopel zu schicken.

Die Statue ist ein Bacchus aus parischem Marmor und von schönster Arbeit. Der Kopf fehlt und die beyden Hände sind verstümmelt. Der Rest des Körpers ist unbetastet. Er lehnt sich auf einen mit Laub umwundenen Baumstamm, trägt eine Löwenhaut und hat zierliche Sandalen aufgebunden.

Er wurde nahe bey Belaktu im Felde gefunden. Der Türke versicherte mich, der Kopf liege dort und auch Stückchen von den Händen.

Vom Belaktu hielt ich mich südlich, kam in das Thal des Anius, und blieb in demselben durch zwey Stunden. Dann stieg ich eine mit Fichten bedeckte kleine Höhe hinauf, und ließ das Thal, das theils nach SW. die Berge hinaufsteigt, theils in SO. weithin bis an die Hauptmasse des Ida zieht. Dieser begränzt in majestätischer Höhe und Breite den Gesichtskreis. Ein Spitzhaupt ragt höher denn die übrigen; es dürfte der Cotylus seyn.

Hat man eine halbe Stunde über Hügel, mit Wald und Eichengebüsch bedeckt, gemacht, so bleibt ein Brunnen zur Rechten. Noch eine Viertelstunde weiter kam ich durch ein Dorf, dessen Namen ich nicht erfragen konnte, da mir kein menschliches Wesen darin begegnete. Es liegt auf angenehmer Höhe. Von dort hielt ich SSW., kam wieder über Waldhöhen, und nach einer halben Stunde an einen Brunnen unter majestätischen Platanen — nach einer weiteren Stunde aber in den großen Ort Aiwatschück, der viele ansehnliche Mauergebäude enthält, zwey Chans und eine große Moschee hat, und der Sitz eines reichen Aga ist, dessen Gebiet sich bis an Adramytti und bis an die See ausdehnt. In Aiwatschück ist ein gut bestellter Bazar; es wird da wöchentlich, wie zu Ehnede, einmal Markt gehalten. Griechen, Juden, Türken und Armenier bewohnen gemeinschaftlich auch diesen Ort.

S. bey West führt der Weg fortwährend über Höhen, die von Westen kommen und gegen Osten auslaufen, nach 35 Minuten in das Dörfchen Bischagli, das nicht über zwanzig Haus hat, und nach abermal einer Stunde auf dem Höhenrücken, welcher der Straße von Cap Lektos in den adramyttischen Golf gleich läuft. Nun hat man den lesbischen Olymp in S. bey W. und den Cotylus rein in O.; die höchste Spitze der Berge von Methymnä in S. 40° W.; das Schloß von Behrem in SW.

Man kömmt durch das Dorf Paschaköi auf dem Höhenrücken selbst, und steigt dann in ein tiefes Thal nieder, in welchem ein Flüßchen, das im NO. durch Felsen sich Weg machte, westwärts sich schlängelt, und erreicht es nach anderthalb Stunden. Jenseits aber hebt sich die letzte Höhenstufe vor der Meerenge, und auf steiler Felsenkuppe liegt Behrem. Dort stiegen wir in der nächsten halben Stunde ab.

Behrem, ein elendes türkisches Dorf von ein paarhundert Häusern, liegt über den besterhaltenen Trümmern, die man von der propontischen bis an die jonische Küste sehen kann, über den Trümmern von Assos. — Die Stadt lag an der Ost-, West- und Südseite eines steilen Granit-

Digitized by Google

hügels, worauf die Akropolis stand, und breitete sich auf dem Abfalle gegen die See, der Lände von Skamia auf Mitylene gegenüber, bis ans Gestade aus. Ummauerung, Thore, Theater sind fast ganz erhalten; riesige Haufen von Trümmern und eine Menge Reste von Gebäuden decken den umschlossenen Raum; hunderte von Sarkophagen endlich außerhalb den Mauern, theils aufgestellt, theils in den Boden versenkt, geben das vollkommenste Bild von Grabstätten aus antiker Zeit.

Hauptsächlich vom SW. bis NW. ziehen diese Grabstätten wie eine Zone um die Mauern. Die Särge liegen hart an einander — oft in Reihen, oft in zufälliger Ordnung. Fast alle Särge sind von gleicher Form, und nur an Größe unterschieden von den andern, — alle sind aus grauem Granit. Sollte dieß der assische Stein seyn, welcher die Kraft hatte, die Leichen schnell zu verzehren? (Plin. II. 95.) — Manchmal deckt ein gewölbter Deckel den Sarg — manchmal nur ein platter Stein, der mit Zähnen an den Ecken in die Erde greift und so den Todten einklammert. — Mitten unter diesen einfachen Gräbern heben sich majestätische Sarkophage auf Unterlagen von Granit, und Mausoleen, die ganze Familien umschlossen, prangen noch in ihren Trümmern und Resten. Ich nahm die Maße von vielen dieser Denkmäler der Vergänglichkeit. Nahe außer dem südwestlichen Thore steht ein Sarg frey und gehoben; die Länge seines Deckels beträgt 9′ 3″ 6‴, die Höhe des Deckels an der niederen Seite 6″, an der hohen Seite 16″, die Breite des Deckels 4′ 3″ 6‴, die Höhe des Sargkastens 3′ 11″ 6‴, die Höhe des Fußgestelles 1 Fuß; also die ganze Höhe des Sarkophages 6′ 3″ 6‴.

Nicht ferne davon, mehr gegen W, steht der Unterbau eines Mausoleums, aus schweren Granitblöcken ohne Mörtelfügung. Auf dem gebühnten Bogen erheben sich zuerst im Viereck, wovon jede Seite 75′ 6″ 2‴ W. W. hat, zehn Stufen, jede 13″ 6‴ hoch und 22″ 4‴ breit; zwischen der fünften und sechsten aber durch eine Ruhestelle von 9′ 7″ 2‴ gesondert. Dieses Prachtgerüste trägt eine Cella, welche zwey Särge umschließt. Diese Cella ist unbedeckt, die Särge sind aufgerissen. Trümmer liegen umher. Ohnferne davon steht die Grundlage eines zweyten Mausoleums, 36′ 3″ 6‴ breit, und weiter der Rest eines dritten, welcher wahrscheinlicher der eines Tempelchens ist. Im Halbkreise läuft eine Mauer, 6′ 11″ dick, aus Mörtelfulle mit Werkstücken verkleidet, und an der NNO.-Seite mit geraden Querflügeln, 3′ 6″ 6‴ lang, welche für ein Thor von 7′ 9″ Breite Oeffnung lassen, geschlossen. Der Halbmesser von der Thorachse bis an den SSW. gegenüber liegenden Punkt am inneren Mauerrande ist 14′ 5″ 6‴.

Auf ein Rechteck aus Granitblöcken, 2′ dick, ohne Mörtelfügung, stößt man nordöstlich von diesem Tempelchen. Die längeren Seiten haben 38′ 6″, die kürzeren 25′. Der Eingang ist in der längeren Seite, die nach dem Meere sieht.

Nahe daran ist ein anderes Prachtgerüste 19′ 7″ breit und 25′ 1″ 6‴ lang. Auf dieser untersten Stufe erhebt sich 14″ hoch und um 12″ zurücktretend eine zweyte, auf welcher ein Sarg frey aufgestellt war. Die Stufen haben in ihrer Fläche Hohlstreifen.

Ganz ungestört und nur wenig beschädigt ist ein solcher freystehender Sarkophag im N. der Stadt auf dem Abhange nach dem schönen Thale des Tuslabaches, über welchen da drey Steinbrücken führen. Der Sarg, 11′ 8″ lang, 4′ 9″ 6‴ breit und eben so lang, steht auf einem Fußgestelle von drey Stufen, wovon die unterste 1′ 5″ Höhe und 1′ 4″ Breite hat, die beyden übrigen sodann haben nur geringe Höhe, und jede

Digitized by Google

1′ 3″ Breite. An der Südseite dieses Granitsarges ist ein Loch eingeschlagen, weil die Leute darin Schätze suchten; auf der Nordseite steht, kaum leserlich und mit feinem Moos überwachsen, eine Inschrift, in welcher ich nur den Namen ΑΝΓΟΣΙΑΑΤΣ ΜΑΚΕΔΟΝΟΣ, und in der dritten Zeile folgende Buchstaben ΡΑΟΥΚΙΑΝΟΥΠΡΩ.... enträthseln konnte.

Dieses Grab, weit sichtbar, dient mehr denn jedes andere zur Versinnlichung des Gesammtbildes der Grabstätten zur Zeit der Alten.

Die Mauern von Assos verdienen die besondere Aufmerksamkeit der Reisenden. Sie sind das bestерhaltene Beyspiel der Ummauerung einer Stadt, wenn nicht aus ältester, wie z. B. Mycenä, doch aus alter Zeit. — Der Granitfelsen, auf welchem die Akropolis sich befindet, bricht steil gegen N., W. und S. ab, und verläuft sich, noch immer steil, aber gangbar, östlich. Die Stufe, worauf er ruht, hat von Ost bis Nord drey Füße auslaufen, zwischen denen steile und tiefe Schlünde sind, die so nahe an dem Fels der Akropolis ihren Ursprung nehmen, daß nur für eine Straße Raum bleibt. Von Nord bist West ist der Abfall kurz, denn dort bildet eine Flachhöhe die Verbindung mit dem Gebirgszuge. Im S. endlich ist der Abfall gleichmäßig, und fast eine halbe Stunde lang; er reicht bis an die See.

Die Flachhöhe im N. und W. ist von der Ummauerung in einem Bogen umfangen, welcher der Schneide des schwachen Abfalles folgt. Was von diesem Bogen dermalen noch steht, hat 2700 Wiener Fuß Entwicklung. Es fallen in diese Strecke zwey Thorwege, wovon der eine nach N., der andere nach S. sieht — und sechs Thürme. Der bestерhaltene von den Thürmen steht gerade im Nord, und hat den Thorweg auf 72′ zur Rechten. Dieser Thurm mag als Muster für den Bau der übrigen dienen, weßhalb ich denselben beschreiben will.

Der Thurm ist ein Kreisabschnitt, etwas mehr als ein Halbrund, und hat fünf Schießscharten. Er ist durch und durch aus rechtwinklich behauenen Granitstücken, die ohne Mörtel mit Front- und Querverbindung gelegt sind. Von seiner Höhe bestehen jetzt nur noch 41′ 3″, die in 33 Lagen zerfallen, wovon jede Lage 1′ 3″ hält. — Die Dicke der Mauern beträgt 4′ 8″ 6‴. Das Thor, an der geradlinigen Schlußseite, hat 6′ 11″ Breite und 11′ 8″ Tiefe; die Achse des vom Kreisabschnitte umschlossenen Raumes 22′ 4″.

Diesem Thurme gleichen drey der fünf übrigen, nämlich die beyden, welche rechts und links zunächst auf denselben folgen; der dritte zur Linken (westwärts) ist viereckig, der vierte abermals rund, der fünfte endlich, welcher am südlichen Thorwege steht, wieder viereckig. Die Thürme stehen, wo die Mauer nicht durch Thore unterbrochen ist, 144′ (auf dem Walle gemessen) von einander ab. Eine Ausnahme hat nach dem ersten der beyden früher genannten viereckigen Thürme Statt, welcher die Westspitze bildet; dort folgt die Mauer zunächst 45′ der Rundung, tritt dann eben so weit gerade gegen S. vor, um weiter 144′ bis zum nächsten Thurme gegen Osten zu ziehen.

Im O. von dem Thorwege im Nord steigt die Mauer den westlichsten der drey nach Norden ausspringenden Hügelfüße hinauf, so daß der nächste Thurm schon auf der Höhe steht, und verliert sich dann in den neueren Gebäuden. Im O. von dem Thorwege im S. steht der zweyte viereckige Thurm, und dann zieht die Mauer weiter östlich noch 421 Fuß (welche in der obigen Theilsumme von 2700′ schon begriffen sind) in gerader Linie und ohne durch einen Thurm unterbrochen zu

Digitized by Google

werden, fort, bis sie den Fels der Akropolis trifft. Dort begegnet ihr eine Mauer, welche vom steilsten Abfall der Akropolis nach dieser Seite südlich ausspringt, und also fast unter einem rechten Winkel auf die früher genannte steht. Eben so bricht sich die Ummauerung selbst nach S., daß sie als eine Verlängerung jener Verbindungsmauer erscheint, und zieht nun zuerst unter einem sehr offenen stumpfen Winkel an den Abhang der Höhe nach dem Meere hinab, indem sie dann wieder, auf derselben Höhe dieses Abhanges, längs einiger Felsenbrüche, nach SO. wendet, und zuletzt abermals südlich geneigt bis zur Felsschlucht niedersteigt, welche nach dem Hafen sich eröffnet. Der Raum vor dem nördlichen Thore über West, bis die Ummauerung der Flachhöhe die nach dem Hafen ziehende trifft, wird aber durch die Grabstätten eingenommen, welche ich oben beschrieben habe.

Bevor ich von dem Inneren der Stadt spreche, muß ich noch die weitere Ummauerung im N. und diejenige im O schildern, und deßhalb nochmals zum nördlichen Thorwege zurückkehren. Dort steigt, wie gesagt, die Ummauerung der westlichen der drey nach Norden ausspringenden Hügelfüße hinauf, und verliert sich dann in den neueren Bauten. Es ist wahrscheinlich, daß sie die Kuppe dieses Hügelfußes umfing. Man findet sie an der Schlucht zwischen dem westlichen und mittleren Fuße wieder, wo sie hart am Felswall der Akropolis hinläuft, und nur Raum für die Straße läßt, dann eben so nahe an dieser Straße, die immer am Fuße der Akropolis bleibt, den mittleren Fuß übersteigt und die Schneide zum östlichen begleitet. Dieser, nach der Akropolis der höchste Punkt, hebt sich zum Felskogel. Die Mauer umfängt denselben mit Thürmen, so daß er ein Kastell bildet, steigt südwärts längs demselben herab, wo am Fuße dieses kleinen Hügels das östliche Thor steht, wodurch noch heut zu Tage die Straße von Aiwatschik nach Behram zieht, wendet sich dann nur so weit SW., als nöthig ist, um die Schlucht, welche an der Südseite der zwischen dem östlichsten und mittleren Fuße an der Nordseite liegenden entspricht, zu umgehen, an deren Schneide sie hinabsteigt, nach ein paarhundert Schritten zwischen zwey viereckigen Thurmen noch ein großes Thor weiset, und weiter die Felsschlucht des Hafens erreicht. So ist die Stadt umschlossen. Außer auf einigen Stellen im Norden ist die Ummauerung, wenn auch mehr oder weniger beschädigt, in ihrer ganzen Entwicklung vorhanden.

Die Stadt war deutlich in zwey große Theile gesondert, und die Verbindungsmauer von der Akropolis bis an die aus Westen kommende Stadtmauer bildete diese Sonderung. Der größere, und wie die Ruinen beweisen, wichtigere, auch ältere Theil der Stadt lag zwischen der Akropolis und den beyden langen Mauern, die nach dem Hafen ziehen; der kleinere auf der Flachhöhe im Westen der Akropolis. Im Norden aber können nur hie und da ein paar Häuser gestanden haben, welche zur jüngeren, erweiterten Stadt gezählt werden mußten. Dieser jüngere Theil, worauf das heutige Behram ruht, zeigt viele, aber ganz undeutbare Häuserspuren, und wir wollen dabey nicht verweilen. Aus diesem Stadtviertel in die eigentliche Stadt ging man auf zwey Wegen, entweder indem man im Norden die Akropolis umging, oder indem man sich durch ein Thor begab, das noch heut zu Tage in der Verbindungsmauer besteht. Unmittelbar aus den Grabstätten in die alte Stadt ging man durch zwey Thore; das eine und kleinere war an der Stelle, wo der aus Westen kommende Theil der Ummauerung mit derjenigen, so nach Süden den Abhang hinabzieht, zusammentrifft; das andere und eigent-

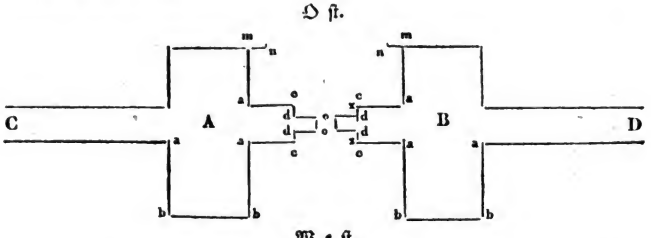
Digitized by Google

liche Hauptthor steht 415′ südlicher. Durch dieses Thor muß die Straße nach Lektos gegangen seyn.

Das Thor in der Verbindungsmauer (das ich besser einen Theil der älteren Stadtmauer nennen sollte, da ich den ganzen Theil der Stadt im West der Akropolis für später, also auch die Ummauerung desselben für angefügt ansehe) ist nur klein, viereckig und in eine Nische eingesetzt, welche über dem Thore mit rhombischer Form endet.

Das Thor im Winkel der Ummauerung, wo dieselbe nach S. sich wendet, ist fast ganz zerstört, und nur so viel darüber mit Sicherheit zu sagen, daß es ebenfalls ein kleineres war. Dagegen ist das große Thor, 415′ südlicher, fast ganz erhalten, und ein in mancher Beziehung lehrreicher Bau.

Ich habe oben gesagt, daß die genannte Strecke von 415′ einen sehr offenen, eingehenden Winkel bildet. Zwischen diesem Winkel und dem Thore steht ein Grabgewölbe außen an die Mauer angebaut, 45′ südlicher aber der obere der beyden Thürme, zwischen welchen das Thor sich befindet. Diese Thürme greifen nach innen und außen über die Mauer vor, und haben sonach Raum genug für eine starke Wache gehabt. Ich gebe die Maße:



A u. B die Thürme, 40 Lagen hoch, jede Lage zu 174 Linien, also dermalige Höhe = 48′ 4″.

C Verlängerung der Mauer nach der Seite der Akropolis; D desgleichen nach der Meerseite.

a b = b b =	27′	11″
a c =	10′	9″
d c = c d = d o =	3′	5″ 6‴
o o =	2′	9″ 6‴
o x (Thorbreite) =	6′	11″
a m =	19′	9″ 6‴
m n =	4′	10″ 6‴

Der Bau ist aus Granitwerkstücken ohne Mörtelfügung. Das Thor ist ein Rechteck — aber darüber stand eine Nische und wölbte sich ein Bogen von o nach x. In den Thorpfosten sieht man noch die Löcher für Pforte und Riegel.

Durch dieses Thor trat ich aus den Grabstätten in die Stadt, und sah nichts, als ein Gehäufe von Ruinen und Trümmer um mich, ernst im Grau des Granits, wie es der Zerstörung geziemt. — Die sorgsamste Untersuchung bey vielem Zeitaufwande und manchen Mitteln könnte

Digitized by Google

Klarheit in diese Welt der Zerstörung bringen. — Nach 160 Schritten vom Thorwege östlich gehend, fand ich Reste eines sehr mächtigen Gebäudes aus Granitwerkstücken ohne Mörtelfügung, an 70′ breit und 164′ lang. Ein paar Thorpfeiler stehen aufrecht; Granitsäulen liegen umher. Davon zieht eine Mauer 90′ nördlich, bis sie, unter der Felswand der Akropolis, die unterste Ummauerung derselben trifft, welche an das südliche Ende der Verbindungsmauer sich schließt, und sonach in die Verlängerung der südlichen Ummauerung der jüngeren Stadt fällt. Von dieser Stelle kann man die untere Ummauerung der Akropolis noch an 260′ östlich verfolgen, wo sie dann unter einem rechten Winkel eine kurze Strecke südlich ausspringt, wieder nach Ost wendet, und sich unter den Trümmern verliert.

Nahe an der großen Ruine, nach der Akropolis zu, liegen die Trümmer eines Architraves, mit einer Inschrift, die Dr. Hunt (Walpole I.) abschrieb. Die Lettern sind 5″ 6‴ hoch und schön gegraben. — Mehrere Triglyphen liegen daneben

Von diesem Architraven ostwärts stößt man auf mehrere aufrecht stehende Säulen, und sieht tiefer am Abhange bald längere, bald kürzere, ganz erhaltene Mauerzüge, worauf Gebäude geruhet haben; bald in geraden, bald in Bogenlinien. Vor allem fällt eine kolossale Mauer auf, an 150 Schritte SO. von der großen Ruine. Sie gehört dem Stadium an. Die Reste, die da stehen, die Trümmer, die da gehäuft liegen, setzen durch ihre Größe in Erstaunen.

Längs einem niederen Felsbruche, welcher durch die Kunst geglättet wurde, läuft, parallel der See, d. i. senkrecht auf die Abfallinie der Höhe, eine Mauer 295′; sie ist nur an den Enden noch ganz erhalten, und läßt in der Mitte den Felsbruch bloß; es ist aber kein Zweifel, daß er durch dieselbe verkleidet war. Diese Mauer scheint die obere Scheide des Stadiums zu machen. Unterhalb, nach dem Zwischenraume von etwa 25′, kömmt ein Graben parallel der Mauer, an beyden Seiten aufgemauert und an der Westseite eingekrümmt bis zum Thorraume. Derselbe hat eine Länge von 266′, auf 14′ 5″ Breite. — Hierauf folgt die freye Bahn, in gleicher Länge mit dem Graben, und 86′ breit. Diese ist an der Westseite abgerundet, und von dem Graben umschlossen, der für den Thorraum ausgefüllt ist. An der Ostseite bildet eine Quermauer den Abschnitt nach der angegebenen Länge von 266′. — Um 29′ weiter zieht abermals eine der früheren parallelen Quermauern, welche den eigentlichen Schluß des Stadiums auszumachen scheint. Diese steigt bis zur Mauer am Felsbruche auf, mit der sie eine scharfe Ecke bildet. Als südliche Schlußwand des Stadiums besteht eine äußerst mächtige Doppelmauer, dermalen noch 22 Lagen, jede zu 1 Fuß, hoch. Darin befindet sich in ihrer ganzen Länge ein Gang, 3′ 4″ breit. — Die in der Ebene des Stadiums liegende Decke dieses Ganges wird durch Granitplatten gebildet, welche wie Balken querüber gereihet sind. Dieser Gang ist von der Westseite 108 Fuß ganz erhalten, der Rest liegt in Trümmern. Viele Säulenschäfte liegen im Raume des Stadiums, nicht runder, sondern ovaler Form, so daß der längere Durchmesser 24, der kürzere 20″ hat. Sie sind hohl gestreift, und zwar an der platten Seite mit breiten Streifen. Ich bemerkte tiefer gelegen auch die Grundfeste eines Halbrundes an den Gang angelehnt, und nach Westen geöffnet.

Die Säulentrümmer und die Reste dorischer Architrave mehren sich, so wie man an der Ostseite aus dem Stadium tritt. Deutlich erkennt man, daß auf dieser Seite der Eingang war, dem, wie die Reste

Digitized by Google

zeugen, mehrere Prachtgebäude zur Seite ſtanden. Zur Linken findet man noch einen Pfeiler und eine Säule aufgerichtet, zur Rechten, auf Entfernung von 80 Schritten von der öſtlichen Schlußmauer, ſtehen die einfachen Reſte eines Thores. Oberhalb derſelben hat man ein faſt ganz erhaltenes, nach oben gerundetes und innen viereckiges Gebäude, aus ſehr mächtigen Granitwerkſtücken, ohne Mörtelfügung und von großen Haufen derſelben umgeben. Das Thor ſieht nach der See, der Deckbalken iſt eingebrochen. Die Breite des Thores beträgt 11′ 1″ 6‴; die Breite der Fronte von außen (alſo die Dicke der Mauer, zu 30″, zu beyden Seiten eingerechnet) 25′ 7″ 6‴. Tritt man durch das Thor, ſo befindet man ſich in einem viereckigen Gemache, deſſen Wand an der Thorſeite glatt, an den drey übrigen Seiten aber in jeder drey Niſchen hat, wovon die mittlere und größte mit einem Bogen gekrönt iſt. Die Verhältniſſe der Theile ſind in den drey Seiten vollkommen gleich.

Unter dem Stadium iſt der Fall des Berges ſteiler, als oberhalb demſelben. Dennoch drängen ſich eine Menge mächtiger Ruinen gerade dort an einander; Bogen, Mauern, Terraſſen, Trümmer, alles mit der Laune der Zerſtörung über einander geworfen. — Man ſieht zunächſt eine Ruine, welche noch drey Bogenfenſter zeigt. In der Wand iſt auch ein Stück Inſchrift eingemauert, aber nur als Werkſtein.

Tiefer auf dem Abhange ſteht das Theater, eines der beſterhaltenen in Kleinaſien. Es iſt noch von keinem Reiſenden gemeſſen, weßhalb ich mir die Mühe nahm, dieſen Abgang auszufüllen. Ich ſchicke im Allgemeinen nur voraus, daß es in dem Bergabhang eingearbeitet, zum herrlichen Ausblick über die See, auf Lesbos, Adramytti und die Küſte von Pergamos nach S. bey H. geöffnet iſt, daß noch 40 Reihen Stufen über einander beſtehen, und ſelbſt ein Theil der Scene noch ſichtbar iſt. Der Bau iſt römiſch, und von den meiſten kleinaſiatiſchen Theatern, z. B. Pergamos, Patara, Myra, Hieropolis u. ſ. w., hierin verſchieden, daß die Enden der Cavea parallel der Scene laufen, was die von Vitruvius angegebene Conſtruction iſt.

Das Orcheſter iſt mehr als eine halbe Kreisfläche. Die Stufen greifen beyderſeits um ſechs Reihen über den Bereich der Scene vor. Sie haben im Durchſchnitt 15″ Höhe; obwohl einige 15″ 2‴, mehrere 16″ und andere, zum Beyſpiel die ſechzehnte von unten auf, 17″ 6‴ meſſen. Sie ſind in der Vorderſeite, welche ſenkrecht auf die Sitzfläche iſt, eingerändet, ſo daß die Höhlung 4″ 6‴ Tiefe hat. — Die Sitzfläche iſt durchaus 18″ breit. — In der linken Seite des Bogens der Cavea iſt ein gewölbter Durchgang (Vomitorium) ſichtbar. Auf eben dieſer Seite, über der 34ſten Stufe, ſteht der Winkel eines Frontons, deſſen Spitze ſich an die Außenwand der Cavea lehnt, und welches die ganze hintere Krümmung der Cavea umſchloſſen zu haben ſcheint. Dennoch ſind darüber, nach der Mitte zu, noch deutlich ſechs, und weniger klar noch einige Stufen in den Felſen gehauen ſichtbar.

Die 34 Stufen unter dieſem Winkel beſtehen aus Granitblöcken, und ſind zum Theile, wie durch Erdbeben, in ganzen Reihen umgelegt, zum größern Theil aber haben ſie noch ihre gehörige Lage — In der Mitte der Cavea beſteht eine Stiege, 3′ 6‴ breit. Sonſt iſt nirgends eine Eintheilung durch Stiegen in Keile; und eben ſo wenig ein Diaſoma ſichtbar. Die Außenwand der Cavea hat dermalen noch 18 Lagen Granitwerkſtücke ohne Mörtelfügung Höhe; jede Lage 14″, was eine Höhe von 22 Fuß gibt.

Digitized by Google

Die Scene zeigt manches Unregelmäßige in ihren Seitenwänden, wovon die linke offenbar unter einem Winkel zurückgebrochen ist, während die rechte eine gerade und auf die Cavea senkrechte Linie zeigt. Links scheint auch eine breite Stiege, unmittelbar an das Orchester gelehnt, gestanden zu haben. Die Seiten- und Hintermauer der Scene ist nur ein paar Fuß hoch über dem Boden erhalten. Dagegen weiset das Pulpitum des Orchesters noch eine Höhe von 5′ 3″, und dürfte, nach ein paar Pfeilern und dem Durchgange in der Mitte zu schließen, nicht höher gewesen seyn.

Der Raum und die Umgebung des Theaters ist voll von sehr mächtigen Werkstücken, hohlgestreiften Säulen und Triglyphen, die von oben herabgestürzt zu seyn scheinen.

Oestlich vom Theater, etwa 400 Schritte, steht ein Thor, nach welchem sich die östliche Stadtmauer, längs der Schneide des Absatzes gegen eine Schlucht herunterstürzend, zieht. Die gegenseitige Wand dieser Schlucht bildet ein Vorgebirge, das ziemlich weit im Osten des Hafens vorgreift.

Von diesem Thore nördlich, bis auf eine und dieselbe Höhe mit dem großen Thorwege in der westlichen Mauer, geht eine ähnliche zwischen zwey viereckigen Thürmen durch die östliche. Durch diesen muß die Straße nach Antandros und weiter nach Adramyttum geführt haben; während die durch den dritten Thorweg auf dieser Seite, durch denselben nämlich, durch welchen ich von Aiwatschik hereinkam, wie heut zu Tage in das Innere des Idagebirges führte.

Die ganze Breite zwischen der westlichen und östlichen Mauer, zwischen beyden großen Thorwegen, ist an 2400 Wiener Fuß.

Das nach dem Ida führende Thor hat noch immer einen Eingang, zwischen der mehrerwähnten Schlucht und dem Felsen im Osten der Akropolis eingepreßt. Der Felsen ist rings ummauert, und nach Osten mit zwey viereckigen Thürmen versehen. Er wurde sonach als eine besondere Feste gegen die Seite benutzt, wo wirklich die Annäherung am leichtesten war. Man findet die untere Ummauerung der Akropolis wieder hundert Schritte weiter, wenn man dem Wege an der Nordseite folgt, wo die alte Straße fast überall erhalten ist. Der Abfall der Akropolis wird steiler, und endlich nach weiteren 650 Schritten ganz senkrecht, in wunderbar gebrochenen, wie Obelisken gestalteten Felsenriffen, so wie man gerade im N. der Akropolis in das heutige Behram tritt, wo zwischen dem Felsen und dem Dorfe ein kleiner ebener Platz bleibt, auf welchem ein großer und alter Brunnen sich befindet, dermalen der einzige des Ortes — In diesem Felsen ist ein Grab eingehauen. Dann führt der Weg nach der Akropolis hinauf, die nichts, als ein Felsblock aus zwey Stufen, von N. nach S., bestehend ist. Auf der ersten steht die Moschee, wahrscheinlich auf sehr alten Grundlagen, und im Laufe der Zeiten nach Umständen verwandelt. Ueber dem Eingange derselben ist eine byzantinische Geschichte in schlechten Lettern, die andere Reisende bereits abgeschrieben haben. Südlich von der Moschee, ein paar Schritte entfernt, steht eine hohe viereckige Warte, wahrscheinlich aus Genueser Zeit, deren Eingang, auf derselben Höhe, dermalen unzugänglich ist. Diese Warte gleicht dem großen Thurme auf der Akropolis zu Athen. — Südlich von dieser Warte hebt sich die zweyte Stufe, welche eigens ummauert ist, und die Citadelle der Akropolis bildet. Die Ummauerung derselben folgt der Kante des obersten Abfalles, hat die Gestalt

Digitized by Google

eines unregelmäßigen Sechseckes, und über tausend Fuß Umfang. An der Nordseite, wo der Abfall sanfter ist, sind beträchtliche Cisternen. Diese Seite hat 240′ Entwicklung und an jeder Ecke einen runden Thurm; die übrigen Seiten haben unter sich steilen Felsbruch, und nach je 120′ einen Thurm, so daß die ganze Burg sieben Thürme zählt. Der Bau dieser Burg ist neu, und höchstens aus Byzantinerzeit.

Im Inneren derselben, auf der höchsten Spitze, findet man eine Menge der interessantesten Reste, welche auf irgend einen dorischen Tempel deuten, Säulen (zu 18, andere zu 16) Hohlstreifen, dorische Knäufe, sehr rein gearbeitet, mit 16 Hohlstreifen; schwere Werkstücke, 11′ 3″ lang, 20″ dick und eben so breit; mächtige Grundfesten und viele Metopen mit Basreliefs im sehr alten Style. Ich fand dieser Metopen, theils innerhalb der Burg, theils herausgeworfen, unter dem südöstlichen Thurme an 20, worunter 11, noch nicht verstümmelt, folgende Gegenstände vorstellen:

1. Zwey kämpfende Stiere.
2. Zwey Centauren im Kampf.
3. Vier Figuren, wovon die erste eine weibliche; diese winket, die andern folgen.
4. Ein Hirsch, den ein Löwe so eben am Rücken erfaßt und niederreißet.
5. Zwey geflügelte Sphinxen, gegenüber ruhend.
6. Eine geflügelte Sphinx.
7. Drey Centauren.
8. Ein sitzender Amor, der die Hand auf den Bogen stützt.
9. Ein Stier, das Haupt zur Erde neigend.
10. Ein Mahl. Zwey Männer sitzen gegen einander über auf Polstern; der links sitzende reicht dem Gaste mit der Rechten eine Art Kuchen, während er mit der linken die Schale über die eigene rechte Seite zurückhält. Der andere legt die Rechte wie zur Versicherung auf die Brust, und hat in der Linken eine Vase.
11. Abermal ein Mahl. Zwey Männer ruhen, die gehenkelten Becher in der Hand, sich gegenüber, den linken Arm auf Kissen gestützt. Dem vorderen naht ein Knabe, und gießt Getränk aus ähnlichem Gefäße in eine runde Schale. Hinter dem Knaben sieht man eine große Vase. Die runde Schale ist das noch heut zu Tage im ganzen Orient gebräuchliche Trinkgeschirr. Auch die große Vase, ein Vorrathgefäß, ist in Griechenland und Kleinasien noch häufig im Gebrauche.

Die Figuren dieser Metopen haben 22″ Höhe, die Metopen selbst um 2″ mehr. Die Länge ist nicht unter 24″. Die Stücke Nr. 9, 10 und 11 haben die doppelte Länge der übrigen. Gewiß, daß diese Stücke zu einem und demselben Bau gehörten; viele mögen noch unter den Werkstücken begraben liegen.

Von der Höhe der Akropolis liegt Cap Lektos in S. 85° W.; das Schloß von Methymnä WSW.

Assos ist, nach Plinius (II. 96), eine Anlage der Methymnier. Die Peutingerische Tafel gibt ihren Abstand von Adramyttum auf 51 römische Meilen, 19 nämlich bis Gargara, 16 bis Antandrus und wieder 16 bis Adramytti. Zur Zeit des Artaxerxes war sie unter den Städten, worin Hermias der Macht des König trotzte, bis er durch List in die Hände Mentors fiel, und am persischen Hofe hingerichtet

Digitized by Google

wurde (Diodor von Sicilien, XVI. 52). Eine Verwandte dieses Hermias war die Gattin des Philosophen von Stagira, der sich nicht selten zu Assos aufhielt (Strabo, XIII. 610).

Die heutige Lände von Behrem ist der Hafen von Assos. Man sieht im Hintergrunde der Schlucht einige Reste polygonischer Mauern, und erkennt an ein paar natürlichen Felsensäulen die nachhelfende Hand. Jetzt stehen ein paar Magazine und eine schöne Platane dort. Ich miethete eine Barke, und fuhr nach Skamia auf Mitylene über, das ich in vier Stunden erreichte.

(Der Schluß folgt.)

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Digitized by Google

Digitized by Google

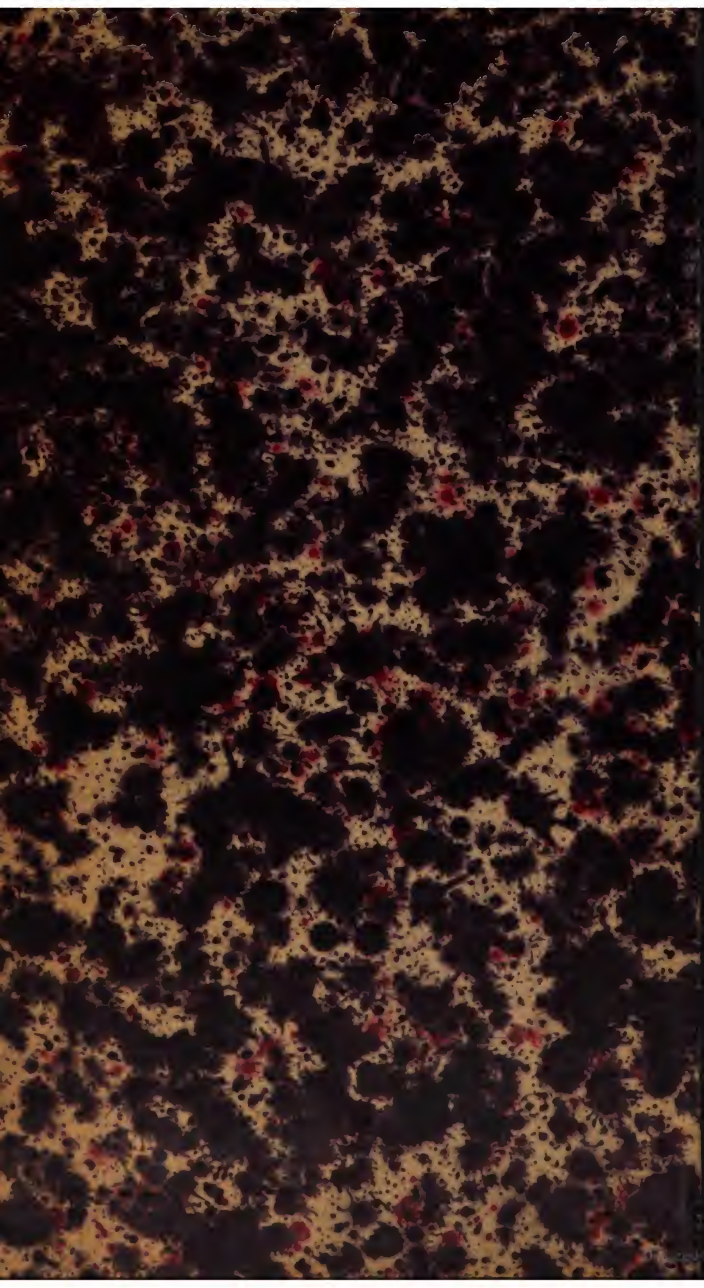
Stanford University Libraries
3 6105 015 425 122

Z1007
J25
V.57/58
1832

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google


Digitized by Google